

Jan-Christoph Hauschild

GEORG BÜCHNER

Studien
und neue Quellen
zu Leben,
Werk und Wirkung.
Mit zwei
unbekannten
Büchner-Briefen

J. B. Bieder

Menge wie Aussagekraft der in diesem Band erstmals veröffentlichten und ausführlich erläuterten Lebens- und Wirkungszeugnisse bestätigen den bereits seit Jahren erkannten Nachholbedarf an quellenerschließender Grundlagenforschung zu Georg Büchner.

Hauptsächlich in drei Bereichen kann die auf sorgfältige Studien in zahlreichen Archiven und Bibliotheken des In- und Auslandes gestützte Untersuchung Jan-Christoph Hauschilds neue, z. T. überraschende Ergebnisse vorlegen.

Unter den biographischen und werkgeschichtlichen Entdeckungen nehmen zwei Briefe Büchners an seinen Straßburger Großonkel Reuss den ersten Platz ein. Weitere, bislang unbekannte Erinnerungen, zeitgenössische Briefe, Protokolle und Akten schließen gravierende Erkenntnislücken zur Konstellation in der Darmstädter Familie Büchners, zu seinen Beziehungen im Elsaß und zur Vogesenreise im Sommer 1833, zu Entstehung, Quellen und Honorierung von „Dantons Tod“, „Leonce und Lena“ sowie der Hugo-Übersetzungen und der Schriften über vergleichende Anatomie. Auch Büchners Stellung als Dozent in Zürich wird erstmals umfassend dokumentiert.

Von grundlegender Bedeutung für die Textkritik der Werke und die Beurteilung der inzwischen verschollenen Büchner-Handschriften ist die ebenfalls mit neuen Quellen fundierte, ausführliche Untersuchung der frühen Editions-geschichte, angefangen vom gescheiterten Publikationsprojekt Karl Gutzkows/Minna Jaeglés (1837/38) über die von Büchners Bruder Ludwig herausgegebenen „Nachgelassenen Schriften“ (1850) bis zur „Ersten kritischen Gesamtausgabe“ durch den österreichischen Romancier Karl Emil Franzos (1879). Über einen in diesem Zusammenhang erschlossenen „Katalog“

von Büchners Nachlaßschriften, durch die Kritik der beiden Ausgaben und mithilfe der sie begleitenden Herausgeber- und Verlagskorrespondenz gelingt die Revision einer ganzen Reihe von Vorurteilen – so etwa zur Rolle von Büchners Verlobter Minna Jaeglé, die für die Misere der Nachlaßedition in erster Linie verantwortlich gemacht wurde, während tatsächlich Manuskriptverluste und Textunterschlagungen bei der Familie Büchner aus politischen und „sittlichen“ Gründen deutlicher nachweisbar sind.

Einen weiteren Schwerpunkt bildet schließlich die auf rund 1000, überwiegend unbekanntem Dokumenten basierende Untersuchung zur frühen Wirkungsgeschichte Büchners. Gegliedert nach den durch die Ausgaben von 1850 und 1879 ausgelösten Wirkungsschüben, die mit den Epochen-grenzen Vormärz, Realismus und Gründerzeit annähernd zusammenfallen, liegt damit die erste systematische Gesamtdarstellung der Rezeptionsgeschichte Büchners im 19. Jahrhundert vor. Hauschild gelingt es, die verbreitete Annahme einer Art Wirkungsvakuum vor der um Generationen verschobenen „Spätrezeption“ Büchners durch den frühen Naturalismus und die Sozialdemokratie detailliert zu widerlegen oder zu relativieren. Demgegenüber zeichnet sich jetzt die Erkenntnis ab, daß bereits in den ersten anderthalb Jahrzehnten einer erstaunlich intensiven, wenn auch oft kryptischen Wirkungsgeschichte Büchners zwischen 1835 und 1850 durchschlagende Deutungsmuster entwickelt worden sind, die – modifiziert durch sich wandelnde ästhetisch-poetologische Vorstellungen – bis in die Gegenwart reichen.

Der Autor: Jan-Christoph Hauschild, Jahrgang 1955, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Heinrich-Heine-Institut und Redakteur bei der Historisch-kritischen Heine-Ausgabe in Düsseldorf.

Handwritten text in a cursive script, likely a list or index, with several lines of text visible. The text is partially obscured by the vertical title.

Georg Büchner
Jan-Christoph Hauschild

athenäum

In zahlreichen Archiven und Bibliotheken des In- und Auslands gelangen Jan-Christoph Hauschild wichtige neue Quellenfunde zu Leben und Werk Georg Büchners: Korrespondenzen (darunter zwei eigenhändige Büchner-Briefe, die hier erstmals abgedruckt und kommentiert sind), Erinnerungen seiner Freunde, Protokolle und Akten. Darüber hinaus wird auf der Grundlage von etwa 1000, ebenfalls überwiegend unbekanntem Dokumenten die frühe Editions- und Wirkungsgeschichte des revolutionären Dichters und Wissenschaftlers nachgezeichnet und interpretiert. Ein umfangreiches Personenverzeichnis erschließt den Band, der für die künftige Büchner-Forschung von grundlegender Bedeutung ist.

Jan-Christoph Hauschild

Georg Büchner

Vorwort
der Herausgeberin Georg Büchner
- Literatur und Geschichte des Vormärz
- im Institut für Neuere deutsche Literatur
der Philipps-Universität Marburg
und der
Georg Büchner Gesellschaft

Herausgegeben von Burghard Lischke, Albrecht Witzel
und Thomas Michael Meyer

Band 1

Herausgeber dieses Bandes:
Thomas Michael Meyer

Büchner-Studien

Veröffentlichungen
der Forschungsstelle Georg Büchner
– Literatur und Geschichte des Vormärz –
im Institut für Neuere deutsche Literatur
der Philipps-Universität Marburg
und der
Georg Büchner Gesellschaft

Herausgegeben von Burghard Dedner, Alfons Glück
und Thomas Michael Mayer

Band 2

Herausgeber dieses Bandes:
Thomas Michael Mayer

Jan-Christoph Hauschild

Georg Büchner

Studien und neue Quellen
zu Leben, Werk und Wirkung

Mit zwei unbekanntem Büchner-Briefen

athenäum

Gedruckt mit Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Hauschild, Jan-Christoph:

Georg Büchner: Studien u. neue Quellen zu Leben,
Werk u. Wirkung / Jan-Christoph Hauschild. Mit zwei
unbekannten Büchner-Briefen. [Hrsg. dieses Bd.: Thomas
Michael Mayer]. – Königstein (Ts.): Athenäum, 1985. –
(Büchner-Studien; Bd. 2)
ISBN 3-7610-8315-7

NE: Büchner, Georg: Zwei unbekannte Büchner-Briefe;
Büchner, Georg: [Sammlung] Zwei unbekannte Büchner-
Briefe; GT

© 1985 Athenäum Verlag GmbH, Königstein/Ts.

Alle Rechte vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Buch oder
Teile daraus auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

Umschlaggestaltung: Lochmann's Studio, Frankfurt

Satz: Computersatz Bonn GmbH, Bonn

Druck und Bindung: Bercker, Graphische Betriebe GmbH, Kevelaer

Printed in West Germany

ISBN 3-7610-8315-7

Inhalt

EINLEITUNG

1. Verspäteter Nachruhm oder Tradition der Modernität? ... 11
2. Ansatz und Ziele der Arbeit: Editions-geschichte –
Wirkungsgeschichte – Spurensicherung 13
3. Büchners Frührezeption als Gegenstand der Forschung ... 17

I. TEIL EDITIONSGESCHICHTE

A. KARL GUTZKOW ALS BEARBEITER UND HERAUSGEBER

1. Warum Gutzkow? 33
2. *Danton's Tod* 35
Phönix-Druck 36
Buchfassung 37
Achilles und Patroklus 40
3. *Leonce und Lena* 44
4. *Lenz* 47
5. Gutzkow über „*Wozzeck*“ 51

B. DAS PROJEKT VON 1837/38 UND DIE NACHGELASSENEN SCHRIFTEN VON 1850

1. Vorbemerkung 54
2. Minna Jaeglés Editionspläne 57
3. „*Pietro Aretino*“ 58
4. Nachlaßsituation 1837 61
5. Gutzkows Designation 63

6. Die Rolle von Ernst Büchner	67
7. Georg Zimmermann	69
8. Gutzkows Resignation	70
9. Nachlaßsituation der vierziger Jahre	73
10. Entstehungsgeschichte der <i>Nachgelassenen Schriften</i>	75
11. Das Originalmanuskript von <i>Danton's Tod</i>	78
12. Die Brautbriefe-Affäre	80
13. Textgestalt, Ausstattung und Kalkulation	82
14. Verzicht auf <i>Woyzeck</i>	84
15. Zur Herausgeberfrage	88
16. Textkritik	
<i>Danton's Tod</i>	89
<i>Leonce und Lena</i>	92
<i>Lenz</i>	95
<i>Der Hessische Landbote</i>	96
<i>Probevorlesung</i> [„Über Schädelnerven“]	99
Briefe	101

C. DIE GESAMMT-AUSGABE VON KARL EMIL FRANZOS

1. Vorbemerkung	107
2. Vorgeschichte	109
3. Nachlaßübergabe	111
4. „ <i>Wozzeck</i> “	112
5. Titel- und Honorarstreitigkeiten	115
6. Essays machen Propaganda	116
7. Beginn der Textherstellung	120
8. Kontakt mit Cotta	121
9. Konflikt um <i>Danton's Tod</i>	124
10. <i>Leonce und Lena</i>	130
11. Konflikt um „ <i>Wozzeck</i> “	132
12. <i>Lenz</i>	140
13. Die Hugo-Übersetzungen	140
14. Verlegerängste beim <i>Landboten</i>	141
15. Die wissenschaftlichen Schriften	143
16. Briefe und Anhang	144
17. Verzögerungen durch Franzos' Einleitung	145
18. Unverkäuflicher „Torso“	149
19. Epilog	150

II. TEIL WIRKUNGSGESCHICHTE

Unvollendete Erscheinung	161
A. VORMÄRZ UND REVOLUTION (1834–1850)	
1. Einleitung	174
2. <i>Der Hessische Landbote</i>	176
3. <i>Danton's Tod</i>	
Hebbel	178
Gutzkow	181
Erste Rezensionen	183
Felix Frei	185
Weitere Rezensionen	189
Nekrologe, Lexika, Literaturgeschichten	193
Nachfolgedramen	194
Dronke und Herwegh	195
4. Die Hugo-Übersetzungen	200
5. <i>Leonce und Lena</i>	204
6. <i>Lenz</i>	207
B. PROGRAMMATISCHER REALISMUS (1850–1875)	
1. Einleitung	209
2. Klassiker <i>Danton</i>	209
3. Rezensionen der <i>Nachgelassenen Schriften</i>	211
4. Literaturgeschichten	222
5. Lexika	227
6. Vermischte Wirkungszeugnisse	229
7. Produktive Rezeption	232
8. Büchner als Verschwörer	233
C. NATURALISMUS DER GRÜNDERZEIT (1875–1900)	
1. Einleitung	236
2. Gesamt- und Einzelausgaben nach Franzos	239
Socialistic Library	239
Weitere Nachdrucke	242
<i>Ceuvres</i>	244
3. Rezensionen der <i>Sämtlichen Werke</i>	247

4. Literaturgeschichten	256
5. Lexika	265
6. Produktive Rezeption	
Revolutionsdramen	267
Wedekind	268
Hauptmann	268
7. Anfänge der Theaterrezeption	
<i>Danton's Tod</i>	273
<i>Leonce und Lena</i>	277
8. Büchner und die Sozialdemokratie	279

III. TEIL SPUREN ZU LEBEN UND WERK

Verehrt – verkannt – verdammt. Probleme und Möglichkeiten der biographischen Büchnerforschung	291
1. Der Straßburger Großonkel	303
Edouard Reuss: Briefwechsel mit Ernst und Georg Büchner	308
2. Zur Entstehung und Datierung von <i>Leonce und Lena</i>	343
3. Über Luise Büchners Romanfragment „ <i>Ein Dichter</i> “	348
4. Vorgeschichte und Ausarbeitung des <i>Mémoire</i> . Mit Ausblicken auf die Züricher <i>Probevorlesung</i>	359
5. Büchner als Dozent	379
6. Spuren nach Leipzig. Ein möglicher Verlagskontakt im Dezember 1836	404
7. Reliquie und Spekulationsobjekt. Büchner im Autographenhandel	410
8. Denkmal für einen „glühenden Burschenschafter“. Die Züricher Büchnerfeier vom 4. Juli 1875	427

ANHANG

Quellen und Literatur	445
Verzeichnis der Abbildungen	450
Nachbemerkung	452
Personenverzeichnis	454

EINLEITUNG

EINLEITUNG

1. Verspäteter Nachruhm oder Tradition der Modernität?

Die Wirkung eines Menschen endet meist unmittelbar mit seinem Tod. Künstler, Politiker und Wissenschaftler bilden da eine Ausnahme; die Wirkungen ihrer Taten, Untaten oder Werke bleiben Elemente der wechselnden Zeitläufte. Ständig sich aktualisierend, werden sie bisweilen zu unsterblichen und immer gewichtigeren Argumenten in den Debatten, Streitgesprächen und Konferenzen unserer Tage.

Für jemanden wie Georg Büchner, der als Dichter, Sozialrevolutionär und Naturforscher gleich dreifach von sich reden machte, sollte das in besonderem Maße gelten. Bis heute wollte man diese Entwicklung allerdings erst mehrere Jahrzehnte nach dem Ableben des Dichters einsetzen lassen. Zwischen 1837 und 1875 glaubte man gar eine Art Wirkungs-Vakuum ausfindig gemacht zu haben.¹

Auf diese Weise bürgerte sich in der Literaturgeschichtsschreibung die Auffassung ein, der Autor Büchner sei eine Entdeckung des späten 19. Jahrhunderts. Diese frappante Verzögerung wurde meist mit dem frühen Tod des Dichters erklärt, ganz so, als habe man in Zürich im Jahre 1837 nicht nur den Menschen, sondern auch die Auseinandersetzung mit ihm und seinem Werk begraben. Die Tatsache, daß die spätere Exhumierung des Leichnams und seine Umbettung in ein *s c h ö n e r e s* Grab auf dem Zürichberg zeitlich mit dem Erscheinen der ersten Gesamtausgabe nahezu zusammenfällt, schien diese Legende auf makabre Weise noch zu bestätigen.

Ein Blick auf die Theaterspielpläne der letzten Jahre zeigt, daß Büchner inzwischen längst zu der Gruppe der meistgespielten Autoren des Welttheaters avanciert ist.² Sein schmales dramatisches Œuvre ist dennoch von einer solchen Variationsbreite, daß eines seiner Stücke garantiert immer im Trend liegt. Anfang der 80er Jahre war *Leonce und Lena* en vogue; der Satz „Mein Leben gähnt mich an, wie ein weißer Bogen Papier, den ich vollschreiben soll“ rief bei Jürgen Flimm's Kölner Inszenierung spontanen Szenenbeifall hervor.

Natürlich ist die Wertschätzung eines Autors von den Zeitstimmungen abhängig und wechselt mit ihnen. Aber Büchners Modernität hat Tradition. Für Karl Gutzkow war er schon 1837 ein exemplarisches *Kind der neuen Zeit*, das durch sein „Leben“ und „Arbeiten“ die „Entwicklung unserer Uebergangsperiode“ bezeichnete.³ Noch vierzehn Jahre später konstatierte Wilhelm Schulz,

1 Majut, S. 356.

2 Vgl. die Übersicht für die Jahre 1976–80 in *GBJb* 1 (1981), S. 332–338.

3 Gutzkow, 1837, S. 348.

Büchners Werke ragten „an tausend Stellen so frisch und unmittelbar in unsere Gegenwart hinein“, „daß man sich wundert, wie diese Prophezeiungen, Warnungen, Mahnungen, Schilderungen nicht aus der nächsten Vergangenheit stammen“⁴. Rund fünfundzwanzig Jahre später erblickte Karl Emil Franzos in Büchner den „bisher extremsten Vertreter des Realismus in der deutschen Literatur“, der, obgleich seit fast vier Jahrzehnten tot, schon weit nach vorn in die Zukunft gewiesen habe und „wohl erst dann“ in verdienter Weise „gewürdigt“ werden könne, „wenn das Kunstprinzip, dem er bis zur äußersten Konsequenz huldigt, auch in unserer Literatur den Sieg erkämpft haben wird, was denn doch nur noch eine Frage der Zeit ist: dem Realismus gehört auch in Deutschland die Zukunft“⁵. Hans Landsberg betonte kurz nach der Jahrhundertwende, daß sich bei Büchner „die Fähigkeit realistischer Anschauung mit romantischer Stimmung, Fühlen und Schauen“ verbinde, „und gerade diese Vereinigung macht ihn zu einem so eminent modernen Dichter“⁶. Zu Büchners 100. Geburtstag schrieb Herbert Jhering schließlich, ohne daß man dies damals etwa als abstrus zurückgewiesen hätte:

„Wäre Büchner ganz unbekannt, und durch einen Zufall kämen seine Manuskripte ans Licht – niemals wäre der Augenblick für eine literarische Fälschung günstiger gewesen. Büchner als Heutiger ausgegeben – es würde heißen: ‚Der Autor wird, wenn er sich folgerichtig entwickelt, die ersehnte Synthese von Naturalismus und Romantik bringen‘.“⁷

Diese längst historischen Versuche, Büchner in einem gerade aktuellen Moment der Kulturentwicklung als Zeitgenossen für sich zu reklamieren, mögen überraschen – verwundern können sie eigentlich nicht. Wenn man Büchner heute als bahnbrechend für die Literatur der Moderne, als richtungweisend für das Drama seit Hauptmann ansieht, dann kann das nicht Resultat einer zufälligen Einzelentscheidung, dann muß diese Aneignung als Prozeß verlaufen sein. Die Wurzeln dieses Prozesses zu beschreiben und zu analysieren, ist die Hauptaufgabe der vorliegenden Studie.

4 Schulz, S. 210 f.

5 Karl Emil Franzos: [*Georg Büchner als politischer Agitator. Ein Essay nach handschriftlichen Quellen*] (Ms.), StuLB Wien, I. N. 175.385.

6 Hans Landsberg: *Georg Büchner*. – In: *Die Gesellschaft. Halbmonatsschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik*, Dresden und Leipzig, 17. Jg., Bd. 1, Heft 4, Februar 1901, S. 252.

7 Herbert Jhering: *Büchner-Abend*. – In: *Die Schaubühne*, Charlottenburg, 9. Jg., Nr. 52 vom 25. Dezember 1913, S. 1279.

2. Ansatz und Ziele der Arbeit: Editionsgeschichte – Wirkungsgeschichte – Spurensicherung

Über die Relevanz einer Untersuchung der Wirkungsgeschichte Georg Büchners im 19. Jahrhundert braucht man heute kaum mehr zu streiten. Für eine fundierte Literaturinterpretation, sei sie positivistisch oder historisch-materialistisch angelegt, ist die Erforschung der Werkrezeption unentbehrlich. Textqualität entfaltet sich ja nicht autonom, sondern erst in der Wirkung auf den Leser, und einem noch so versierten Interpreten späterer Zeit erschließt sich ein Text, der einmal auf einen aktuellen Hintergrund zielte, nicht ohne eine genaue Analyse seiner zeitgenössischen Wirkung. Man würde es sich zu leicht machen, wollte man die Bedeutung und Wirkung Georg Büchners und das Ensemble der ideologisch-ästhetischen Implikationen seiner Schriften nur vom Werk selbst her einschätzen, ohne die Aufnahme beim Publikum mit zu berücksichtigen – auch wenn dieser Betrachtungsweise aufgrund der geschichtlichen Anonymität der großen Masse der Rezipienten Grenzen gesteckt sind.

Die Aufarbeitung der zeitgenössischen Rezeption ist demnach der erste, unumgängliche und dabei wichtigste Schritt auf dem Weg zu einer umfassenden Wirkungsgeschichte. Erst die Analyse des Gesamtverlaufs ermöglicht es, sich über Traditions- und Legendenbildung innerhalb des Rezeptionsprozesses klar zu werden und den Stellenwert von einzelnen Interpretationen und Würdigungen exakter zu bestimmen.

Aufnahme und Ablehnung sind aber nicht denkbar ohne konkrete Urheber; die Texte, in denen sich ihr Zu- bzw. Widerspruch manifestiert, werden zum Teil selbst wieder zu neuen Primärtexten der Rezeption. Gutzkows emphatische Rezension von *Danton's Tod* hat die Leser des Dramas nicht nur im Juli 1835 in einer besonderen Weise eingestimmt, sondern ist auch später noch dutzende Male Quelle für andere Rezensionen, Kurzartikel und Würdigungen geworden. Auch unser heutiges Büchnerbild, durch das Lesen und Verstehen früherer Generationen von Rezipienten mitgeprägt, ist nicht frei von historischen Verstellungen. Es dürfte inzwischen an der Zeit sein, auf die Wurzeln einer Tradition hinzuweisen, an deren vorläufigem Ende wir stehen und darüber allzu oft vergessen, daß gerade die vielbeschworene Modernität Büchners⁸ ohne diese Tradition kaum denkbar wäre. Zwischen Gutzkows, Hebbels und Herweghs Büchnerbegeisterung und den editorischen Kraftanstrengungen von Karl Emil

8 *WuB*, S. 535.

Franzos, und von dort hin zur mehr oder weniger offenen Rezeption Gerhart Hauptmanns gibt es keineswegs jene angenommenen langjährigen Leerstellen, in denen der Autor überhaupt keine oder nur wenig Beachtung gefunden haben soll. Die Büchnerrezeption seit 1834 (also vom *Hessischen Landboten* an gerechnet) stellt sich als zwar mühsamer, aber keineswegs atomisierter Prozeß heraus, in dem vor allem die Einzel- und Gesamtausgaben wichtige Innovationsschübe ausgelöst haben. Da die Editionen andererseits aber auch selbst Zeugnisse der Wirkungsgeschichte sind, in ihrer meist korrumpierten Gestalt historische Horizonte und persönliche Bewußtseinslagen widerspiegeln, wird der Darstellung der Editionsgeschichte von Büchners Werken im ersten Teil der vorliegenden Arbeit verhältnismäßig großer Raum gegeben.

Der zweite Teil dieser Arbeit, die Untersuchung von Büchners Frührezeption, geht auf eine Anregung Thomas Michael Mayers zurück. Es war zunächst meine Absicht, Büchners Aufnahme durch das Publikum und die Kritik im 19. Jahrhundert, seinen unmittelbaren Einfluß auf die literarische Produktion sowie den Wandel des Büchnerbildes vor dem Hintergrund der politisch-sozialen Veränderungen in Deutschland zu dokumentieren und zu beschreiben. Trotz des weitgespannten Berichtszeitraums war weder mit überwältigender Materialmasse, noch mit herausragenden Funden zu rechnen. Daß die ursprüngliche Absicht der Arbeit, die *Dokumentation* der Frührezeption, dann mehr und mehr in den Hintergrund trat, ergab sich aus der Erkenntnis, daß hier einzelne Materialbände, die die Quellen unverkürzt abdrucken und kommentieren, nützlicher sind als eine gedrängte Gesamtschau. Als Materialbasis haben die rund 1000 Dokumente der frühen Wirkungsgeschichte, die ich bis jetzt ausfindig machen konnte, dieser Studie dennoch zugrunde gelegen. Sie sind *der Fels des Positivismus*, auf dem alle Analysen und Darstellungen fußen.

Schon angesichts des Materialumfangs war eine zeitliche Begrenzung des Themas geboten. Im Rahmen einer Staatsarbeit hatte ich den Zeitraum 1835–1850 untersucht⁹, für die Dissertation fixierte ich einen Zeitpunkt um die Jahrhundertwende. Das Jahr 1902 mit der ersten Aufführung von *Danton's Tod*¹⁰ schien sich anzubieten – aber Büchners Theaterrezeption begann schon 1895, als eine Münchner Privatbühne sich zuerst an einer Freilichtaufführung

9 Georg Büchner. *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte 1835–1850*. Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt für die Sekundarstufe II. Vorgelegt dem staatlichen Prüfungsamt für Erste Staatsprüfungen für Lehrämter an Schulen, Düsseldorf. – August 1981.

10 UA am 5. Januar 1902 durch die ‚Neue Freie Volksbühne‘. Vgl. z. B. die Premierenbesprechung von C[arl] A[nton] P[iper] in *Der Tag*, Berlin, 7. Januar 1902. Er bezeichnet die Aufführung allerdings als „Beleidigung eines Verherrlichers der glorreichen Revolution“.

von *Leonce und Lena* versuchte¹¹. Das runde Datum 1900 schied deshalb aus, weil Franzos' großer retrospektiver Aufsatz über Büchner in der *Deutschen Dichtung* erst im folgenden Jahr erschien¹². Auch Daten der deutschen Geschichte erwiesen sich bei näherem Hinsehen als kaum brauchbare Zäsuren. Als plausibelster Einschnitt erschien schließlich das Jahr 1901. Mit Franzos' Büchner-Essay und dem Verkauf von Sauerländers Verlagsrechten an seiner Ausgabe an die Berliner „Concordia“¹³ findet die vorliegende Untersuchung der Editions- wie der Rezeptionsgeschichte ihren Abschluß. Mit der Jahrhundertwende tritt die Aufnahme Büchners in eine qualitativ neue Phase. Nun erweitern sich auch die Medien der Rezeption: Dominierten bis dahin die publizistischen Textsorten, so kommen jetzt auch selbständige Veröffentlichungen hinzu. In den folgenden Jahren beginnt – für den Nimbus eines Theaterschriftstellers das entscheidende Kriterium – die eigentliche Theaterrezeption¹⁴, entsteht z. B. Tolstoj's *Danton*-Bearbeitung¹⁵, erscheint Paul Landaus zweibändige Büchnerausgabe¹⁶, beginnt sich eine wirkliche Breitenrezeption abzuzeichnen, ablesbar an den zahlreichen Einzelausgaben, an der Flut von Zeitungsartikeln und vor allem an den Äußerungen von Berufskollegen: Heym, Eulenberg, Schnitzler, Wedekind, Walser, Hofmannsthal, Edschmid, Tucholsky, Csokor, Mühsam, Trakl, Rilke, Becher, Th. Mann, Brecht, und so fort.¹⁷

Die notwendige Gründlichkeit der Recherchen innerhalb des festgesetzten Berichtszeitraums hatte weitreichende Konsequenzen. Es stellte sich unter anderem heraus, daß die Ermittlung und Auswertung von Rezeptionsdokumenten, die ja zum Teil auch Überlieferungsträger für Büchnertexte sind, in einigen Fällen mit der textkritischen Bewertung der Primärtexte in engem Zusammenhang steht. Erwin Streitfeld konnte am Beispiel von Lehmanns Handschriftenstemma-Vorschlag für *Lenz* und *Leonce und Lena* bereits zeigen, daß sich die ver-

11 S. Kapitel II. C. 7.

12 Karl Emil Franzos: *Über Georg Büchner*. – In: *Deutsche Dichtung*, Berlin, Bd. 30, Heft 2 vom 15. Januar 1901, S. 195–203 und Heft 6 vom 15. März 1901, S. 289–300.

13 S. Kapitel I. C. 19.

14 Hierzu liegen inzwischen u. a. vor: Ingeborg Strudthoff: *Die Rezeption Georg Büchners durch das deutsche Theater*. – Berlin 1957 (Theater und Drama, 19); Wolfram Viehweg: *Georg Büchners „Dantons Tod“ auf dem deutschen Theater*. – München 1964 (Die neue Schaubühne, 1); Axel Bornkessel: *Georg Büchners „Leonce und Lena“ auf der deutschsprachigen Bühne. Studien zur Rezeption des Lustspiels durch das Theater*. – Phil. Diss. Köln 1970.

15 Vgl. hierzu Walter Dietze: *„Dantons Tod“ – Georg Büchner und Aleksej Tolstoj*. – In: *Weimarer Beiträge* 15 (1969), Heft 2, S. 229–274, Heft 3, S. 620–654, Heft 4, S. 811–854.

16 Georg Büchners *Gesammelte Schriften. In zwei Bänden*. Herausgegeben von Paul Landau. – Berlin 1909.

17 Teilweise bereits belegt bei Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Materialien zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Georg Büchners*. – Kronberg/Ts. 1974 (Skripten Literaturwissenschaft, 12).

breiteten Unklarheiten bei der Überlieferungsgeschichte der Handschriften sogar bis in die historisch-kritische Ausgabe hinein bemerkbar machen¹⁸. Die irri- ge Datierung einer gedruckten Aussage Gutzkows führte Lehmann zur Annah- me, Gutzkow habe in „seiner Büchner-Studie“ nur deswegen von „Abschriften des poetischen Nachlasses“ gesprochen, „um sich dem Vorwurf der Familie Büchner zu entziehen, er sei mit den Originalen fahrlässig umgegangen und hätte ihren Verlust verschuldet“. Lehmann ging deshalb davon aus, daß „Gutz- kow von Minna die Originale der Dichtungen erhalten hat und Abschriften nur von den Briefen bekam“¹⁹. Tatsächlich findet sich Gutzkows Bemerkung als Ergänzung zum Büchner-Nachruf schon in der ersten überarbeiteten Fassung vom Mai 1838²⁰, zu einem Zeitpunkt also, als solche „Verluste“ noch gar nicht abzusehen waren.

Nicht zuletzt ermöglichte die intensive Beschäftigung mit den frühen Rezi- pienten die Auffindung einer ganzen Reihe unbekannter Lebenszeugnisse von bzw. Erinnerungen an Büchner. Die Recherchen in mehreren in- und ausländi- schen Archiven und Bibliotheken erbrachten Lebenszeugnisse aus der Darm- städter²¹, Straßburger²² und Züricher Zeit²³, sie bereichern bzw. korrigieren un- sere Kenntnisse zur Überlieferung des *Danton*-Manuskripts²⁴, der Entstehung von *Leonce und Lena*²⁵, zu der nach Zürich geschickten Fassung des *Mémoire* und seinem Vorläufer²⁶; schließlich können zwei bislang unbekannte Briefe an Edouard Reuss, den Straßburger Cousin von Büchners Mutter²⁷, mitgeteilt wer- den. Diese Funde zeigen, daß eine systematische Grundlagenforschung bis heu- te offenbar erst auf Teilgebieten (Schülerzeit, *Landbote*, *Lenz*) betrieben wor- den ist, und sie mögen eine Vorstellung davon geben, was durch gezielte und institutionell geförderte Suche noch erreichbar wäre.

18 Streitfeld, S. 96 f.

19 Lehmann: *Textkritische Noten*, S. 28 f.

20 Gutzkow: *Götter*, S. 49.

21 S. Kapitel II. C. 3 und Anm. 56 dazu.

22 S. Kapitel III. 1 und 4.

23 S. Kapitel III. 5.

24 S. Kapitel I. B. 11.

25 S. Kapitel III. 2.

26 S. Kapitel III. 4.

27 S. Kapitel III. 1.

3. Büchners Frührezeption als Gegenstand der Forschung

Friedrich Sengle, für seine Offenheit bekannt, hat im dritten Band seiner *Biedermeierzeit* der Büchnerforschung insgesamt bescheinigt, daß in ihr „der spekulative Geist“, der „sich bis in die kritische Edition hinein bemerkbar“ mache, „noch lebhafter als in andern Philologien der Biedermeierzeit sein Wesen“ treibe²⁸. Ganz besonders, so möchte man ergänzen, gilt dies für das Gebiet der bisher stets unsystematisch betriebenen, meist völlig vernachlässigten Wirkungsgeschichte Büchners und ihre gängige Kurzformel der Ungleichzeitigkeit von Werk und Wirkung. In der um mindestens zwei Generationen verschobenen „Spätrezeption“²⁹ dieses Autors sah man gleichzeitig den Beweis für seine heutige Modernität, und diese lieferte wiederum den Beweis dafür, daß man Büchner erst viele Jahrzehnte nach seinem Tod die ihm gebührende Beachtung geschenkt habe – ein *famoser Cirkelschluß*. Schon

Karl Emil Franzos,

dessen Verdienste um die Büchnerforschung davon unberührt bleiben sollen, wußte diese These dem Publikum nachhaltig (denn er wiederholte sie oft) ins Bewußtsein zu rücken, freilich mit der verständlichen Absicht, damit seinen eigenen Stern als Entdecker oder zumindest Wiederentdecker dieses „genialen Dichterjünglings“³⁰ noch heller strahlen zu lassen. Daher kann seine Behauptung, Büchner sei erst durch seine Edition zu allgemeiner Anerkennung gelangt, nicht überraschen. Als beispielsweise 1878 Ludwig Büchner damit drohte, die Franzos'sche Büchner-Ausgabe wegen unzumutbarer Verzögerungen selbst zuzende zu führen, falls Franzos nicht augenblicklich weiteres Manuskript schicke, gab dieser zur Antwort:

„Ich will nicht betonen, obwohl ich es mit Stolz dürfte, daß es zum großen Theil mein Verdienst ist, wenn der halb verschollene Name Georg Büchners seit drei Jahren wieder lebendig geworden.“³¹

Während man Franzos noch Verständnis für seine zweckgebundene Negierung der Frührezeption entgegenbringen kann, fällt die Rechtfertigung des Desinteresses schwer, mit dem die junge Germanistik zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Untersuchung von Büchners Publikumswirkung aus dem Weg ging.

28 Sengle III, S. 265, Anm. [2].

29 S. Anm. 58.

30 A. a. O. (s. Anm. 5).

31 Franzos an Ludwig Büchner, Wien, 11. Oktober 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

Max Zobel von Zabeltitz,

der noch zu den bedeutenderen unter den frühen Büchnerforschern gehört, sah in zwei *Danton*-Rezensionen (Brockhaus-*Repertorium*, 1835; *Blätter für literarische Unterhaltung*, 1836) den Beweis dafür, daß „dem Durchschnitt der Zeitgenossen [...] schon die Form des Stückes das Verständnis [verdarb]“³², und unterstellte kurzerhand einen Kausalzusammenhang zwischen Werk und *unterliebener* Wirkung.

Es war ein amerikanischer Germanist, der das Thema als erster wirklich problematisierte.

Edward Franklin Hauch

versuchte 1929 in einem Aufsatz mit dem Titel *The Reviviscence of Georg Büchner*³³ zu erklären, weshalb der Autor, obgleich „adequate recognition [...] was so long delayed“³⁴, dennoch nicht ganz dem Vergessen anheimgefallen sei. Denn immerhin:

„For almost three quarters of a century after his untimely death Büchner remained little more than a mere „number in the museum of literary curiosities“.“³⁵

Die Frage: „How and to what extent can we account for this long delayed recognition?“³⁶ beantwortete er – hier indirekt Franzos folgend – mit dem Hinweis auf den erfolglosen Editionsversuch von 1837/38 und das „inadequate, faulty piece of work“ von 1850³⁷, Ludwig Büchners *Nachgelassene Schriften*. Aber auch Franzos' Ausgabe, insgesamt „a more definitive and effective publication“³⁸, habe die Zeitgenossen noch nicht von ihrer eher abweisenden Einstellung abbringen können. Erst mit dem Geschmackswandel zu Beginn des 20. Jahrhunderts hätte sich eine freundlichere Sichtweise für das Werk dieses „dynamic factor in the intellectual and literary life of the present generation“ (von 1929)³⁹ durchsetzen können. Dabei habe die Tatsache, daß Büchners Herausgeber Franzos kein Reichsdeutscher, sondern Österreicher gewesen sei, und der Autor nicht nur Dramen und *Lenz*, sondern auch den *Hessischen Landbo-*

32 Max Zobel von Zabeltitz: *Georg Büchner, sein Leben und sein Schaffen*. – Berlin 1915 (Böner Forschungen, Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn, Neue Folge, 8), S. 4.

33 In: *Publications of the Modern Language Association of America* 44 (1929), S. 892–900.

34 Ebd., S. 900.

35 Ebd., S. 892.

36 Ebd.

37 Ebd., S. 894.

38 Ebd., S. 895.

39 Ebd., S. 892.

ten geschrieben und klassizistische Formen verschmäht habe, bis in die Gegenwart hinein Büchners überfällige Anerkennung verzögert.⁴⁰

Von

Rudolf Majut,

einem weiteren frühen Büchnerdoktoranden, stammt aus demselben Jahr der erste Versuch, die Büchnerforschung (das hieß damals: die gesamte publizistische Beschäftigung mit dem Autor) als Prozeß zu beschreiben und in drei Zeitabschnitte einzuteilen, die so sinnvoll gewählt sind, daß sie auch heute noch Gültigkeit beanspruchen können, wenngleich Majuts Erkenntnisse im einzelnen der Korrektur bedürfen.

„In der Geschichte der Büchner-Forschung lassen sich drei Perioden scheiden, deren mittlere indes nur eine Pause und inhaltslos ist. Der erste Abschnitt reicht vom Tode des Dichters (1837) bis zur Veröffentlichung der ‚Nachgelassenen Schriften‘ durch den Bruder Ludwig (1850). In diesen Zeitraum fallen nur Nachrufe und Aufsätze in Zeitungen, Zeitschriften und Sammelbänden. In den ersten Briefveröffentlichungen Gutzkows mag man bescheidene Anfänge einer Büchner-Philologie erblicken. Ludwig Büchners Ausgabe bringt diese Bestrebungen zu einem gewissen Abschluß. Sie vermehrt die Briefe zu einer Zahl, über die wir auch jetzt nicht wesentlich hinausgekommen sind, druckt die poetischen Werke außer ‚Woyzeck‘ in geschlossener, wenn auch unzuverlässiger Fassung und stellt dem Ganzen die erste noch heute wichtige Lebensbeschreibung voran. Der zweite Abschnitt, der von hier bis zu Franzos' Ausgabe (1879) reicht, ist fast ein Vacuum. Abgesehen von vereinzelten Erwähnungen in Literaturgeschichten ist der Mensch Büchner und sein Werk verschollen. Immerhin geht er im Jahr 1876 durch Rochus von Liliencron in die ‚Allgemeine deutsche Biographie‘ ein, eine Zeit, in der bereits Franzos' Nachforschungen und Veröffentlichungen beginnen. Seine Gesamtausgabe eröffnet im Jahre 1879 die moderne Büchnerforschung.“⁴¹

Man kann dem zustimmen und diese letzte Phase mit dem Jahr 1922 und Bergemanns Edition der *Werke und Briefe* enden lassen.

Fritz Bergemann

selbst hat 1937 kurz „Wachstum und Wandel der Einschätzung“ Büchners resümiert⁴² und auf Rezensionen, Nekrologe, Konversationslexika sowie die politischen Untersuchungsberichte als Quellen für die Frührezeption hingewiesen (ohne freilich eine einzige davon bibliographisch zu belegen). Dabei hat er sich

40 Ebd., S. 896 f.

41 Rudolf Majut: *Aufriß und Probleme der modernen Büchner-Forschung*. – In: *GRM* 17 (1929), S. 356.

42 Fritz Bergemann: *Entwicklung und Stand der Georg Büchner-Forschung*. – In: *Geistige Arbeit. Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt*, Berlin und Leipzig, 4. Jg., Nr. 8 vom 20. April 1937, S. 5–7.

offenbar auf die für den damaligen Kenntnisstand recht ansehnliche Bibliographie Karl Viëtors gestützt, die dieser als ein Fallbeispiel in den *Grundsätzen der Bearbeitung für Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, N. F. (Fortführung von 1830 bis 1880)* gegeben hatte (254 Nrn.)⁴³. Bergemann bezeichnete in seinem Referat die Edition Ludwig Büchners als die „über ein Vierteljahrhundert“ maßgebliche „Stoffquelle für die Behandlung der literarischen und auch der politischen Persönlichkeit Büchners: so für Julian Schmidts Darstellung [...] (1853) und für Rochus v. Liliencrons Artikel [...] (1876)“. Die „eigentliche Büchner-Forschung“ ließ er wie Majut mit Franzos' Ausgabe beginnen: „Seit 1879 ist Georg Büchner von der einschlägigen geisteswissenschaftlichen Forschung kaum noch zu übergehen“. Den Beweis, daß der Autor dann kaum dreißig Jahre später bereits „zum geistigen Besitz der Nation“ zählte, sah Bergemann in dem Faktum, „daß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages [1913] in Aufsätzen und Aufführungsfeiern allenthalben gedacht wurde“⁴⁴.

Wichtige Impulse verdankte die Forschung vor allem den Gesamtdarstellungen der beiden exilierten Literaturwissenschaftler Karl Viëtor⁴⁵ und Hans Mayer⁴⁶. Jedoch spielte für sie der rezeptionsgeschichtliche Aspekt – wie schon die Buchtitel verraten – verständlicherweise nur eine tertiäre Rolle.

Aus den USA, wo Viëtor inzwischen als Harvard-Professor lehrte, kam dann die erste Monographie zu unserem Thema. Es ist die noch im letzten Jahr des Zweiten Weltkriegs erschienene Dissertation von

Louis Edwin Meyer:

The Change in Attitude Toward Georg Büchner (1834–1945). – Unpublished
Diss. Indiana University 1945,

der sich die Untersuchung von Literaturgeschichten des Zeitraums 1834 (sic!) bis 1945 im Hinblick auf ihre Büchner-Bewertung zum Gegenstand gewählt hat. Die Arbeit ist nach Auskunft der Universität von Indiana nicht mehr zugänglich; immerhin wird sie aber von Baumgartner⁴⁷ (s. u.) auf zwei Seiten referiert, was doch einen gewissen Eindruck von ihren Intentionen gibt. Der Verfasser, der seine literaturhistorische Analyse ausdrücklich in den Zusammenhang des gesellschaftlichen Wandels gestellt hat, hält für die Zeit bis 1879 fest:

43 „Für die Mitarbeiter als Handschrift gedruckt“, September 1934, S. 43–67.

44 A. a. O. (s. Anm. 42), S. 6.

45 Karl Viëtor: *Georg Büchner. Politik – Dichtung – Wissenschaft*. – Bern 1949.

46 Hans Mayer: *Georg Büchner und seine Zeit*. – Wiesbaden 1946.

47 Ingeborg Martha Hogh Baumgartner: *Georg Büchner in Secondary Literature 1835–1965*. – Phil. Diss. Ann Arbor (Mich.) 1970.

„Büchner was frequently misunderstood or given no recognition at all by literary historians and men of letters“⁴⁸

Der Bruch mit der Tradition sei zu avantgardistisch gewesen, als daß er in seiner Zeit hätte nachvollzogen werden können. Zudem habe der Autor nicht nur die Kritiker des Restaurationsstaates gegen sich aufgebracht: „Büchner was either misunderstood or disregarded entirely by those who adhered to Hegelian Idealism“⁴⁹. Bis zur Jahrhundertwende, als sich der ästhetische Trend vom Idealismus zum Naturalismus verschob, habe die Rezeption seines Werks zurückstehen müssen: „the authority of Schiller was still powerful, and Goethe's influence still prevailed“. Dann allerdings habe er bei einigen Vertretern der neuen Literaturmode eine enthusiastische Aufnahme gefunden. Mit dem Niedergang des Expressionismus sieht Meyer Büchners Ruhm jedoch erneut ins Wanken geraten⁵⁰.

Ebenfalls aus den USA kam fünfundzwanzig Jahre später die erste, allerdings nur dem vielversprechenden Titel nach umfassende Untersuchung des Themas, vorgelegt von der amerikanischen Germanistin

Ingeborg Martha Baumgartner:

Georg Büchner in Secondary Literature. 1835–1965. – Phil. Diss. Ann Arbor (Michigan) 1970.

In den Anfangskapiteln ihrer Arbeit, d. h. auf insgesamt dreizehn Seiten, untersucht Baumgartner, vorwiegend unter literarhistorischen Gesichtspunkten, das Büchnerbild vor 1879. Dabei stützt sie sich jedoch allein auf das Material, das ihr aus der mangelhaften und resultatarmen Bibliographie von Werner Schlick⁵¹ bekannt ist, weshalb sie zwangsläufig zu dem Fehlschluß kommen muß, Leerstellen in der Bibliographie seien mit Leerstellen in der Rezeptionsgeschichte gleichzusetzen. So schreibt sie über die Edition Ludwig Büchners von 1850: „No public or scholarly response to the publication of this edition is known“, und: „periodicals of the following decades gave no recognition to Büchner“⁵². Die Art, wie hier fremde und eigene Defizite und Unzulänglichkeiten unmittelbar zu Erkenntnissen umfunktioniert werden, ist bemerkenswert – zumal, wenn man die Verfasserin an ihrem eigenen Anspruch mißt. Als „purpose“ ihrer Arbeit gibt Baumgartner nämlich an, „to present a comprehensive investigation

48 Zitiert nach Baumgartner (s. Anm. 47), S. 4.

49 Zit. ebd., S. 5.

50 Zit. ebd.

51 *Das Georg Büchner-Schrifttum bis 1965. Eine internationale Bibliographie.* Zusammengestellt von Werner Schlick. – Hildesheim 1968.

52 A. a. O. (s. Anm. 47), S. 45.

of secondary literature that appeared since Gutzkow introduced Büchner to the public⁵³. Wenn die Verfasserin schließlich über die beiden Editionen von 1850 und 1879 sagt, „Büchner's translations of two of Victor Hugo's dramas, *Maria Tudor* and *Lucretia Borgia*, letters, early poems, miscellaneous essays, and his doctoral dissertation appeared in part in the 1850 edition, in their entirety in the 1879 edition“⁵⁴, dann kann man nur anmerken, daß sie offenbar weder die eine noch die andere zur Hand gehabt hat: von Übersetzungen in der Ausgabe Ludwig Büchners kann nicht die Rede sein, und was Franzos bringt, sind nur kurze Auszüge (vgl. Kapitel I. C. 13).

Zutreffend ist dagegen: „The year 1875 marked a turning point. [...] The transferral of Büchner's remains to a new grave site prompted a memorial tribute extending beyond Zürich. [...] As proof of wider recognition was the inclusion of Büchner's biography in the *Allgemeine Deutsche Biographie*“⁵⁵, Feststellungen, die aber so originell nicht mehr sind (s.o. Majut 1929, Bergemann 1937). Unter der pompösen Kapitelüberschrift „General Criticism 1879–1921“ berichtet die Verfasserin dann auf ganzen 21 Seiten über die Editionen von Franzos, Landau, Hausenstein und E. David; widmet sich der „Scholarship“, den Dissertationen von Landsberg, Majut, Jaspers, Hoppe, Schulz, Zabeltitz und Kupsch, erwähnt mehr oder minder beiläufig nur rund ein Dutzend Rezensionen, Aufsätze und Glossen und läßt es mit zwei Seiten Ausführungen zur kreativen Rezeption durch die „poets“ bewenden, wobei sie nur Hauptmann, Wedekind und Brecht anführt, die letzten beiden sogar ohne Belege⁵⁶. Insgesamt hätte der Titel von Baumgartners Untersuchung besser lauten müssen: „Georg Büchner in Secondary Literature 1835–1965 in Secondary Literature“. Die Erforschung des Themas gehörte nach wie vor zu den Desideraten der Büchnerphilologie.

Die Literaturwissenschaft der Bundesrepublik versäumte es jedoch weiterhin, dem Thema eine Spezialstudie zu widmen. So verwundert es nicht, daß entsprechende marginale Beiträge sich häufig durch besonders geringe Sachkompetenz auszeichneten.

Helmut Schanze,

der den Begriff der *Spätrezeption* immerhin mit solchem Erfolg an Büchners Namen heftete, daß man ihn heute schon als Binsenweisheit abtut⁵⁷, hat 1970

53 Ebd., S. 5.

54 Ebd., S. 34.

55 Ebd., S. 45 f.

56 Ebd., S. 51–71.

57 Friedrich Rothe: *Georg Büchners „Spätrezeption“*. Hauptmann, Wedekind und das Drama um die Jahrhundertwende. – In: *GBJb* 3 (1983), S. 270–274, hier S. 270.

eine Reihe detaillierter Aussagen über Büchners Frührezeption gemacht⁵⁸, die wegen ihrer Deziertheit wert sind, hier festgehalten zu werden, auch wenn sie mit dem realen Verlauf der Wirkungsgeschichte nur in entferntem Zusammenhang stehen.

Den Durchbruch als Klassiker setzt Schanze erst mit der Mitte des 20. Jahrhunderts an: „Bis zu seinem Tode 1837 und noch zwei Menschenalter darauf, bleibt dieser ‚Ahnherr der Moderne‘ fast unbeachtet“.⁵⁹ Daran hätten auch die *Nachgelassenen Schriften* nichts geändert: „Im Verlagsprogramm des Verlegers Sauerländer in Frankfurt erscheint das Buch als ein verspäteter Nachfolger der Schriften des ‚Jungen Deutschland‘, unter dem verblichenen Glanz Gutzkows; die dreizehn Jahre nach Büchners Tod bedeuten den Abschied von einer Epoche“⁶⁰. Übrigens: Büchner war bei weitem nicht der einzige bemerkenswerte Autor des Verlags – ich nenne nur Platen (*Die Liga von Cambrai*, 1833), Gutzkow (*Soireen*, 1835), Brentano (*Gesammelte Schriften*, 1852–1854), Flaubert (*Salambo*, „Autorisierte Uebersetzung“, 1863). „Der Publikationsversuch des Bruders 1850 scheiterte“ nach Ansicht Schanzes „nicht allein an philologischen Mängeln der Edition“ – wobei von „scheitern“ gar keine Rede sein kann –, „die Zeit verlangte, nach der gescheiterten Revolution von 1848, nicht mehr nach Geschichtsdramen“⁶¹. Die Zeit verlangte allerdings danach, und die literarische Produktion reagierte sehr schnell auf dieses Bedürfnis. Zwischen 1851 und 1869 hat Hans Hirschstein 1912 allein aus dem Bereich der Revolutionsdichtung, also an direkten Verwandten von *Danton's Tod*, nicht weniger als 15 Dramen gezählt, und seine Liste erhebt nicht einmal den Anspruch auf Vollständigkeit.⁶²

Trotzdem sei die literarische Entdeckung, so spät sie auch erfolgte, Schrittmacher der „theatralischen“⁶³ gewesen. „Noch nach der für ihre Zeit vorbildlichen Edition durch Karl [Emil] Franzos, 1879 bezeichnenderweise von Wien aus, vergingen noch Jahrzehnte, bis Büchners Dramen von der zweifelhaften Existenz als Lesedramen erlöst wurden“.⁶⁴ Man mag Franzos mit dem Verweis auf die Historizität seiner Ausgabe einiges nachsehen. Doch die Textkonstitutionen seiner Edition, die partiell schon von Witkowski und Bergemann kritisiert wurden, können niemals den Schluß zulassen, die *Sämtlichen Werke* seien eine „für ihre Zeit vorbildliche Edition“ gewesen.

58 Helmut Schanze: *Büchners Spätrezeption. Zum Problem des „modernen“ Dramas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* – In: *Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte. Literatur-, Kunst- und Musikwissenschaftliche Studien.* In Zusammenarbeit mit Käte Hamburger hrsg. von Helmut Kreuzer. – Stuttgart 1970, S. 338–351.

59 Ebd., S. 339.

60 Ebd., S. 340.

61 Ebd., S. 350.

62 Hirschstein, S. 375 ff.

63 A. a. O. (s. Anm. 58), S. 340.

64 Ebd., S. 350.

Als ganz besonders typisches Phänomen erscheint Schanze der enge Konnex Büchners mit der erstarkenden Arbeiterbewegung. Er nimmt eine „bestimmte, quellenmäßig weitgehend okkulte (!) Büchner-Tradition“ an. „Der Verfasser des Revolutionsstücks ‚Dantons Tod‘ und vor allem des ‚Hessischen Landboten‘ wurde in der Führungsschicht einer revolutionär gesinnten Arbeiterschaft gelesen.“⁶⁵ Dieser Okkultismus dürfte es wohl auch sein, der die Faktizität dieser Behauptung zu verifizieren, unmöglich macht. Die tatsächlich nachweisbaren Quellen zeichnen ganz im Gegenteil ein im höchsten Maße zu differenzierendes Bild von der Aufnahme Georg Büchners durch die Sozialdemokratie, das von den linksoppositionellen „Jungen“ bis zum rechtsrevisionistischen Funktionär reicht, aber auch Anhänger des orthodoxen Kurses nicht ausschließt (vgl. Kapitel II. C. 8).

Selbst Friedrich Sengle stellt im dritten Band seiner *Biedermeierzeit* unter Hinweis auf den Wiederabdruck von Ludwig Büchners Biographie in der von Wilhelm Liebknecht redigierten (insgesamt aber eher gemütlichen als klassenkämpferischen) *Neuen Welt* fest: „Der Dichter [war] so etwas wie ein Geheimtip der Sozialisten“, woraus er den Grund für einen generell schwachen Resonanz in der Öffentlichkeit ableitet:

„Es war gewiß kein Gewinn in der bürgerlich-realistischen Literaturwelt, von Liebknecht empfohlen zu sein.“⁶⁶

Zutreffender als diese allgemein (denn die „Empfehlung“ Shelleys oder Heines durch Marx, Liebknecht oder Mehring hat ihre Anerkennung ebensowenig verhindern können) wie speziell widerlegbare These (denn der Abdruck einer von fremder Hand verfaßten Biographie bedeutet noch keine automatische „Empfehlung“, zumal wenn Liebknechts eigene Anteile eher vorsichtige Distanzierungen darstellen; s. Kapitel II. C. 8) ist dagegen, was Sengle als „Haupthindernis für die Büchnerrezeption“ beschreibt: „die den Idealismus dogmatisch einbeziehende deutsch-realistische Doktrin, das *Verklärungsprinzip*“⁶⁷.

Zu bedauern ist, daß selbst die Arbeit von

Dietmar Goltschnigg:

Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Georg Büchners. – Kronberg/Ts. 1975, der über Büchner arbeitete, weil den vielen „Pauschalurteilen“ über diesen Autor nicht eine einzige „detaillierte Rezeptions- und Wirkungsanalyse zugrun-

65 Ebd., S. 340 f.

66 Sengle III, S. 267.

67 Ebd., S. 266.

de“⁶⁸ lag, und der sich damit 1975 in Graz auch habilitieren konnte – bedauerlich, daß selbst diese dem Titel nach so breit angelegte Untersuchung der Frührezeption vergleichsweise geringe Beachtung schenkt. Für die 87 Jahre von 1835 bis 1922 kommt Goltschnigg mit ganzen 27 Seiten aus. Auch er scheint der lückenhaften Bibliographie Schlicks vertraut zu haben, wenn er konstatierte:

„Im Vormärz beschränkt sich die Rezeption Büchners auf das einzige Werk, das zu seinen Lebzeiten im Druck erschien: ‚Dantons Tod‘. [...] Denn in den folgenden Jahrzehnten – bis zur ersten Gesamtausgabe von Karl Emil Franzos (1879) – war es das einzige Werk, das man mit dem Namen Büchners verband“.⁶⁹

„Insgesamt“, so stellt er fest, „dürfte ‚Dantons Tod‘ bei Büchners Zeitgenossen eher ein negatives Echo ausgelöst haben“⁷⁰. Aber dann muß der folgende Schluß überraschen:

„Trotz eher negativem Echo blieb ‚Dantons Tod‘ im literarisch interessierten Publikum lebendig. Der Verleger Sauerländer, mit dem Absatz des Buches zufrieden, regte um 1850 nochmals eine Gesamtausgabe an. [...] Die von Ludwig Büchner besorgten ‚Nachgelassenen Schriften‘ bewirkten, daß sich auch weiterhin das Interesse an seinem Bruder vorwiegend auf das Revolutionsdrama beschränkte“.⁷¹

Ist hier ein gewisser Mangel an Logik zu verzeichnen, so ist es geradezu falsch, wenn es später heißt:

„Bis das schmale Werk, das nach dem Revolutionsdrama noch geschrieben wurde, den Weg in die Öffentlichkeit fand, sollten nach Büchners Tod mehr als vier Jahrzehnte verstreichen“.⁷²

Oder meint Goltschnigg, daß die *Telegraph*-Drucke von *Leonce und Lena* und *Lenz* sowie die *Nachgelassenen Schriften* diesen „Weg in die Öffentlichkeit“ nicht fanden?

Trotz dieser Monita stellt Goltschniggs Arbeit – deren unbestrittenes Verdienst hauptsächlich in der Untersuchung der produktiven Rezeption im 20. Jahrhundert liegt – einen enormen Fortschritt gegenüber der älteren Forschung dar.

68 Dietmar Goltschnigg: *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Georg Büchners*. – Kronberg/Ts. 1975, S. 10 ff.

69 Ebd., S. 31.

70 Ebd., S. 34.

71 Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Materialien zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Georg Büchners*. – Kronberg/Ts. 1974, S. 10 ff.

72 A. a. O. (s. Anm. 68), S. 34.

Ein erster Gegenappell angesichts der bis dahin gängigen, überwiegend auf Inkompetenz beruhenden Fehlurteile kam erst 1976 von

Erwin Streitfeld:

„Mehr Licht!“ *Bemerkungen zu Georg Büchners Frührezeption.* – In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* 80 (1976), S. 89–104,

damals Assistent an der Universität Wien und Bibliothekar des dortigen Goethe-Vereins:

„Mehr Licht! möchte man [...] der Büchner-Forschung zurufen, sofern sie sich die Büchner-Rezeption im 19. Jahrhundert zur Behandlung vorgenommen hat. Denn bei der Durchsicht diesbezüglicher neuer Erscheinungen muß festgestellt werden, daß man sich offenbar noch nicht recht die Mühe machte, auch die Frührezeption des Dichters in allen ihren Einzelphänomenen zu untersuchen. Statt dessen wird gerne behauptet, zwischen Gutzkows Bemühungen um die Publizität für Büchners Werk und der endlich auch wirklichen – man könnte fast sagen –: Büchner-Propaganda durch Franzos (dem der heraufdämmernde Naturalismus zugute kam), zwischen diesen beiden Fixpunkten [...] befinde sich gleichsam ein unbelebtes Vakuum, daß soviel wie keine bemerkenswerten Belege einer Büchner-Rezeption nachzuweisen seien“.⁷³

Streitfeld, der einerseits in seinem Aufsatz zu wenig Platz zur Verfügung hatte, um ins Detail gehen zu können, der andererseits wohl auch bewußt ein wenig Geheimniskrämerei betrieb und mit den exakten Belegen geizte, stellte zugleich eine Reihe von Forderungen auf, die eine brauchbare Untersuchung zu erfüllen hätte. So wies er u. a. auf die Notwendigkeit hin, „sämtliche erreichbaren Literaturgeschichten dieses Zeitraums“ zu befragen und „deren verschiedene Auflagen“ zu vergleichen, „um auf diese Weise Kontinuität oder Wandel des Büchner-Bildes zu verfolgen, ganz zu schweigen von einer Reflexion derartiger Forschungen – denn gerade die Literaturgeschichten bestimmen das Bild der breiteren literarisch interessierten Schichten“. Und dies sei nur ein Aspekt unter vielen. Zu denken sei auch an „Nachweise aus zeitgenössischen Korrespondenzen, Memoiren, Zeitschriften, Aufsätzen aller Art, zunächst aus den Reihen des Jungen Deutschland, dann aber auch von dessen Nachfolgern sowie dessen Gegnern“. Auch „Dichter- und Schriftsteller-Bibliotheken“ sollten nicht unberücksichtigt bleiben. Den Beweis, daß Büchner zwischen 1835 und 1875 „nicht nur niemals ganz vergessen war, sondern sehr wohl auch rezipiert wurde“⁷⁴, versuchte Streitfeld bereits anzutreten: mit 60 Einzelbelegen aus der Literatur dieses Zeitabschnitts, unter besonderem Hinweis auf Gutzkows Büchnertradition, Herweghs einschlägige Beiträge und die Konversationslexika der Zeit –

73 Streitfeld, S. 89.

74 Ebd., S. 91.

vielleicht eine etwas zu schmale Materialbasis, um daraus euphorische Schlüsse zu ziehen.

Bisher unbekannte Rezensionen von *Danton's Tod* veröffentlichte 1981

Volker Bohn:

Dokumente der Frührezeption von „Dantons Tod“. – In: *GB III*, S. 99–103.

Ein Zitat aus einem dieser Texte wurde zum Motto für seinen daran anknüpfenden Aufsatz

„Bei diesem genialen Cynismus wird dem Leser zuletzt ganz krankhaft pestartig zu Muthe“. Überlegungen zur Früh- und Spätrezeption von *„Dantons Tod“*. – In: *GB III*, S. 104–130.

1977 legte der amerikanische Literaturwissenschaftler

Henry J. Schmidt

Georg Büchner: The Complete Collected Works. Translation and Commentary by Henry J. Schmidt [with notes and documentary material]. – New York 1977

vor, eine Neuübersetzung von Büchners Werken, die sich – durchaus eine Seltenheit, besonders im Vergleich mit deutschsprachigen Gesamtausgaben – auf 12 Seiten auch „Georg Büchner's Reception and Influence“⁷⁵ widmet, wobei im wesentlichen Goltschniggs Forschungsergebnisse benützt werden. Daher finden sich auch hier wieder die bekannten Vorurteile:

„Rejected and ignored by his contemporaries, Büchner is in many respects a writer more of our century than his own. [...] For four decades after his death, Büchner was virtually unknown. [...] After another forty years, [his works] were established classics“.⁷⁶

Anregend dürfte für amerikanische Leser der Abschnitt über „The Büchner Tradition“⁷⁷ sein. Hier werden deutschsprachige Autoren in Büchners Nachfolge aufgezählt, die den einen oder anderen Aspekt seines Werks (formal, inhaltlich oder ideologisch) für eigene Produktionen fruchtbar gemacht haben: u. a. Brecht und Wedekind (nicht-aristotelische Dramentechniken), Hauptmann, Toller, Brecht (antiheroisches historisches Drama), Hauptmann, Döblin, Heym, Hofmannsthal, Trakl (literarische Darstellung einer schizophrenen Psychose) bis hin zur zeitgenössischen Literatur und dem Aktionsjournalismus z. B. Günter Wallraffs.

75 Georg Büchner: *The Complete Collected Works. Translations and Commentary by Henry J. Schmidt*. – New York 1977, S. 399–410.

76 Ebd., S. 399 ff.

77 Ebd., S. 408–410.

Gerolf Demmel:

Untersuchungen zur Aufnahme und Wirkung des Werkes Georg Büchners zwischen 1835 und 1890. – Phil. Diss. (masch.) Halle 1981

wird ihrem vorsichtig formulierten Titel nur allzu gerecht. Es sind in der Tat Beiträge, ohne Anspruch auf umfassende Beschreibung und Analyse des Untersuchungsgegenstandes. In seiner immerhin 342 und XVIII Seiten starken Arbeit findet Demmel nichts wesentlich Neues heraus. In einer Verbindung von literaturhistorischer Abhandlung und rezeptionsgeschichtlicher wie linguistischer Analyse untersucht der Verfasser die Büchnertradition Gutzkows (52 S.), Herweghs (22 S.), Hamerlings (19 S.), Franzos' (62 S.) und Gerhart Hauptmanns (35 S.); er bezieht die Aufnahme in der sozialdemokratischen Zeitschrift *Die Neue Welt* (22 S.) und im Naturalismus (86 S.) mit ein und versucht eigene Interpretationen nicht nur von Büchnertexten (*Lenz*, Briefe, *Danton's Tod*), sondern auch von Gedichten Herweghs, Hamerlings Drama *Danton und Robespierre* sowie, im Vergleich mit *Lenz*, Hauptmanns *Bahnwärter Thiel*. Besonders die beiden letztgenannten Themen wurden bereits von Goltschnigg (1975)⁷⁸ und Fischer (1972)⁷⁹ ausführlich behandelt. Die biographischen Materialien zu Karl Emil Franzos, die Demmel zusammengetragen hat, sind brauchbar, nicht dagegen seine Schlußfolgerungen. Die Berücksichtigung nur einiger weniger, keineswegs repräsentativer Essays ergab für den Verfasser eine deutliche Tendenz zur Entpolitisierung Büchners und zur Reduktion auf das Mitleid-Motiv. Den Grund sieht er in dem Versuch, „bei den gegebenen [...] Rezeptionsgewohnheiten des Publikums eine breite Aufnahme der Dichtung Büchners zu ermöglichen“.⁸⁰ Ausführlich untersucht, doch falsch beurteilt, ist auch die Bedeutung der *Neuen Welt* für die Rezeptionsgeschichte.⁸¹ Sie war von der SDAP ausdrücklich als „sozialistische Gartenlaube“ kriert worden. Demmel hat sich immerhin die Mühe gemacht und die entsprechenden Jahrgänge von Zeitschriften ähnlicher Tendenz untersucht, was zu dem Resultat führte, daß „diese erste Veröffentlichung über Georg Büchner in einer Arbeiterzeitschrift [...] keine weiteren in anderen Zeitschriften oder Zeitungen der Sozialdemokratie nach sich gezogen“ hat; weder im *Botschafter* (Leipzig), im *Crimmit-*

78 Dietmar Goltschnigg: *Realistische Intentionen im historischen Revolutionsdrama. Robert Hamerlings „Danton und Robespierre“ und Georg Büchners „Dantons Tod“.* – In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 19 (1975), S. 105–113. Vgl. auch S. 143–145 der in Anm. 68 genannten Arbeit.

79 Fischer, S. 41–61.

80 Demmel, S. 132. Vgl. aber Kapitel II. C. 1.

81 Vgl. Kapitel II. C. 8.

schauer Bürger- und Bauernfreund, den Leipziger Blättern *Daheim* und *Vorwärts*, noch in der Berliner bzw. Chemnitzer *Freien Presse*. In den Jahrgängen 1876–1878 ließ sich kein einziger Artikel über Büchner ermitteln.⁸²

Die Auffindung des (kompletten) *Woyzeck*-Erstdrucks durch Franzos in der Berliner Zeitschrift *Mehr Licht!*, der als Faktum zwar bekannt war⁸³, Golt-schnigg⁸⁴ und Streitfeld⁸⁵ jedoch noch als verschollen galt, ist übrigens keineswegs Demmels Verdienst, sondern eine Entdeckung von

Rüdiger Bernhardt,

der in seiner 1968 ebenfalls in Halle vorgelegten Dissertation die *Herausbildung des naturalistischen deutschen Dramas bis 1890 und def[n] Einfluß Henrik Ibsens* untersuchte und in einem kleinen Kapitel über die Traditionsbildung der deutschen Naturalisten mit überzeugenden Thesen aufwarten und mehrere neue Funde zur Bühnerezeption der 70er und 80er Jahre beisteuern konnte. Bernhardt gelang der Nachweis, daß die progressive junge Literatur im Kaiserreich bewußt an zwei Schriftsteller anknüpfte, in denen sie ihre Ahnen sah:

„Alle Momente, die bestimmend für die Herausbildung der naturalistischen Theorien waren, fanden die jungen Dichter mehr oder weniger ausgeprägt bei Heinrich Heine und Georg Büchner vor. Beide Dichter kamen auch den konsequenten Bemühungen der Naturalisten entgegen, alle metaphysischen Erscheinungen auszuklammern und auch abstrahierte Normen wie z. B. die sittlich moralischen Postulate auf ihre natürliche Entstehung hin zu untersuchen. Bei beiden Dichtern fand man auch die rücksichtslose, unvoreingenommene Darstellung der sozial deklarierten, die bis zur partiellen Erkenntnis ihrer gesellschaftlichen Bedeutung ging.“⁸⁶

Werner R. Lehmann,

der Herausgeber der *Sämtlichen Werke und Briefe*, hat sich über die Aufnahme von Büchners Œuvre bisher nur im „Nachwort“ zur Gesamtausgabe des Hanser-Verlags⁸⁷ geäußert. Er warnt darin vor „ideologischer Willkür“ und „völlig unrichtigen Analogieschlüssen und Einfällen“. Lehmann ist der Meinung, daß es erst eines „universalen Krisenbewußtseins“ bedurfte, „der Erfahrung oder Ahnung sozialer, ethischer, militärischer Katastrophen, um zu einer neuen Einschätzung Büchners zu gelangen. [...] Noch 1890 stieß das Werk Büchners weitgehend auf Unverständnis und heftige Ablehnung.“⁸⁸ Angesichts der bis

82 Demmel, S. 171, Anm. 114.

83 *DD*, S. 298.

84 A. a. O. (s. Anm. 68), S. 39, Anm. 14.

85 Streitfeld, S. 89.

86 Rüdiger Bernhardt: *Die Herausbildung des naturalistischen deutschen Dramas bis 1890 und der Einfluß Henrik Ibsens*. – Phil. Diss. Halle 1968, S. 74 f.

87 *WuB*, S. 535–587.

88 *Ebd.*, S. 540.

dahin nachweisbaren, unzähligen positiven Reaktionen, nicht zuletzt von Seiten der Literarhistorikerzunft, erscheint diese Darstellung reichlich unangemessen. Lehmann hält seine Beurteilung jedoch durch einen Vorfall für belegt, „der so grotesk ist, daß er besser nicht erfunden werden könnte“⁸⁹. Aber kann die betreffende (insgesamt verzerrt dargestellte, s. Kapitel II. C. 8) Affäre um einen Nachdruck von *Danton's Tod* in der sozialdemokratischen Magdeburger *Volksstimme* (Proteste aus den Reihen der eigenen Leserschaft, mit denen dann die Staatsanwaltschaft ihre Anklageerhebung motivierte) dazu benutzt werden, um eine Büchnerfeindliche „Volkes-Stimme“⁹⁰ bzw. -stimmung noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu konstatieren? Allein aus dem Jahr 1890 gibt es genügend Beweise für das Gegenteil. So erschien eine Einzelausgabe des inkriminierten Stückes gerade in diesem Jahr als Band 703/704 von „Meyers Volksbüchern“, das Konversationslexikon des „Bibliographischen Instituts“ brachte im 3. Band der 4. Auflage einen der üblichen Büchnerartikel, Paul Nerrlich nahm in einer Streitschrift gegen „Herrn von Treitschke“ u. a. Büchner gegen die Verunglimpfungen des reaktionären Historikers in Schutz, und Bruno Wille, Otto Brahm und Julius Türk kündigten die Aufführung von *Danton's Tod* für die eben begründete Berliner „Freie Volksbühne“ an.⁹¹ Wer die *vox populi* in Anspruch nimmt, sollte sie auch kennen.

89 Ebd., S. 540 f.

90 Ebd., S. 542.

91 Einzelnachweise in Kapitel II. C.

I. Teil

EDITIONS-
GESCHICHTE

1. Teil

EDITIONS-
GESCHICHTE

A. Karl Gutzkow als Bearbeiter und Herausgeber

1. Warum Gutzkow?

Es klingt geradezu fabelhaft: da lebt in seinem Elternhaus in Darmstadt zurückgezogen ein junger Schriftsteller, der eigentlich Medizin studiert und sich nebenbei als politischer Agitator betätigt; er verfaßt innerhalb weniger Monate ein Drama, das er sofort einem Verleger schickt, samt Begleitbrief an diesen, und (sicherheitshalber) zugleich an einen intelligenten Feuilletonredakteur, der Angestellter dieses Verlegers ist, und postwendend erhält er die Zusage, sein Drama werde in Kürze gedruckt . . . Was daran ist Zufall? Was Notwendigkeit?

Als Notwendigkeit vorgegeben war *Danton's Tod*. Der Zufall wollte es, daß das Manuskript in die Hände von Karl Gutzkow geriet, eines ebenfalls noch jungen (vierundzwanzigjährigen) Schriftstellers, der seit ein paar Wochen als Mitredakteur bei einer ansonsten recht mittelmäßigen Literaturzeitschrift mit gewissen Vertriebschwierigkeiten, dem Frankfurter *Phönix*, unter Vertrag stand. War es auch Notwendigkeit, daß Büchner sich ausgerechnet nach Frankfurt, an den Verleger Sauerländer und seinen Angestellten Gutzkow gewandt hatte? Nicht einmal die genaue Schreibweise von dessen Namen war ihm ja geläufig – Büchner schrieb an *Herrn Guzkow*¹. Und vergleicht man etwa Gutzkows „Narrenbriefe“² von 1832, sein erstes, durchaus spektakuläres Buch, z. B. mit Heinrich Laubes literaturkritischen Aufsätzen in der *Zeitung für die elegante Welt* oder dessen Novelle *Die Poeten* aus dem Jahre 1833, dann möchte man fast behaupten, daß Büchners Manuskript bei Laube besser aufgehoben gewesen wäre³. Wenigstens scheinen zwischen ihm und Büchner ungleich mehr Affinitäten bestanden zu haben als zwischen diesem und Gutzkow. Und von ungefähr

1 Büchner an Gutzkow, Straßburg, Januar 1836 (*HA II*, S. 452 f.); vgl. auch Büchner an Sauerländer (*HA II*, S. 434). Diese Verweise beziehen sich nur auf die Briefe als solche; Büchners Schreibung des Namens in der Briefadresse und im Text findet sich dort nicht gedruckt bzw. wurde vom Herausgeber verbessert. Vgl. aber z. B. das Faksimile bei *DT Zimmermann*, S. 161.

2 [Karl Gutzkow:] *Briefe eines Narren an eine Närrin*. – Hamburg 1832.

3 In den *Poeten* (Leipzig 1833, ursprünglicher Titel: *La jeune Allemagne*) legt Laube den Protagonisten folgendes in den Mund: „Du willst keine Figur, willst nur die aus ihr abgezogene Formel, willst Sentenzen, Sätze usw.“ (S. 20 f.). – Und an anderer Stelle: „Du hattest recht, als Du mir sagtest, alles andere Studium sei heut' toter Kram, die französische Revolutionsgeschichte enthalte alle Fußstapfen unserer kommenden Jahre, man solle sie studieren [...]“ (S. 51 f.). Die umstehende Zitatgegenüberstellung macht die gedankliche Nähe noch deutlicher:

dürfte Heines Hochschätzung des jungen Laube ja auch nicht gekommen sein!⁴

Den immerhin im Bereich des Möglichen liegenden Kontakt hätten jedoch schon zwingende äußere Umstände verhindert: im Sommer 1834 mußte Laube die Redaktion der *Zeitung für die elegante Welt* aufgeben, nach der Verbannung aus Leipzig wurde er bis zum Frühjahr 1835 in Berlin in Untersuchungshaft gefangen gehalten, während Gutzkows „hohe Zeit“ gerade erst anfang – mit seiner Tätigkeit beim *Phönix*.

Durch die zufällige Abwesenheit des Hauptredakteurs Eduard Duller hatte er für kurze Zeit stellvertretend die Herausgabe des gesamten Blattes übernommen, und er nutzte diese wenigen Wochen (Dullers Hochzeitsreise), um in den Ausgaben vom 26. März bis zum 7. April 1835 Bruchstücke aus Büchners *Danton* abzudrucken. Dies wurde übrigens auch später von Duller ausdrücklich bestätigt: „Wenn ich nicht irre, hatte wohl Gutzkow während meiner damaligen Abwesenheit die Redaction“⁵. Dem gefiel *Danton's Tod* so gut, daß er nicht nur beim Verleger die Annahme des Stücks befürwortete, sondern dem Verfasser sogar riet, „sich durch weitre Arbeiten etwa für den *Phönix*, zu dem ich Sie einlade, sich einige wiederkehrende Einkünfte zu verschaffen“⁶. Solch ein „verstecktes Genie“⁷ kam Gutzkow gerade recht, nachdem er wenige Wochen zuvor seinen Lesern das Herankommen „neue[r] Dinge“ prophezeit und von gewissen „Ahnungen, und noch mehr Erwartungen“ gesprochen hatte, die nach seiner Überzeugung eintreffen würden⁸. „Ich möchte“, schrieb er deshalb an Büchner, „daß meine Prophezeiung für die Zukunft nicht ohne Belege bliebe, u[nd] sie

Laube

„Darum tadle ich es nicht einmal, wenn sich das Individuum glänzend geltend macht, ich tadle es nur, wenn ein anderes darunter leidet“ (ebd., S. 21).

„Epikureer ist auch der Stoiker, denn was anderes als Freude in sich will er durch Stoizismus gewinnen?“ (ebd., S. 62).

Büchner

„Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können. [...] Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen [...] darf“ (HA I, S. 11).

„Griechen und Götter schrieten, Römer und Stoiker machten die heroische Fratze. [...] Die Einen waren so gut Epicuräer wie die Andern“ (HA I, S. 71).

(Laube-Zitate nach: Heinrich Laubes *gesammelte Werke in fünfzig Bänden*. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. – Leipzig 1908, Bd. 1: *Das junge Europa*. I.).

4 „Wie könnte ich von dem jungen Deutschland sprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet. Heinrich Laube [...] ist für Deutschland von einer sozialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermaßen werden kann“ (DHA VIII, S. 218).

5 Eduard Duller an Sauerländer, Darmstadt, 21. Juni 1847 (GSA Weimar, A II, Nr. 564).

6 HA II, S. 474.

7 HA II, S. 475.

8 *Literatur-Blatt* zum *Phönix*, Nr. 1 vom 7. Januar 1835.

haben ganz das Zeug dazu, mitzumachen“⁹. Daß Gutzkow, gerade er und genau zu dieser Zeit, in Frankfurt publizistisch tätig wurde, ist natürlich Zufall. Aber selbst wenn wir ihn uns wegdenken, Ersatz wäre wohl dagewesen, weil Bedarf bestand. 1835 hieß der richtige Mann Karl Gutzkow, 1875 Karl Emil Franzos. Ersterer verhalf dem *Danton* zur Buchpremiere, letzterer tat dasselbe für den *Woyzeck*. Ob sich Gutzkow auch für dieses Stück als Mentor bewährt hätte? Sein Verdienst um *Danton's Tod* jedenfalls ist unbestritten. Denn mit der Annahme des Stücks durch den Verleger war es ja nicht getan.

2. *Danton's Tod*

Zunächst ergab sich das Problem, eine zensurfähige Druckvorlage des *Danton* herzustellen. Schob Gutzkow es anfänglich auf den „Familienvater“ Sauerländer, dem die pan-sexuellen Anspielungen „ein Alp“ seien, weshalb man sie für den Druck „halb u halb [...] kassiren“¹⁰ müsse, so stellte er dies in seinem Nekrolog selbstbezüglich als Vorsichtsmaßnahme dar: als Präventiv-Zensur, die er ausübte, „um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen“¹¹. Zu Gutzkows Rechtfertigung ist einmal zu sagen, daß der unbearbeitete Text in der Tat wohl kaum die Frankfurter Zensur passiert hätte, auch wenn dort ein „Kanzleirath Fiedler“ wirkte, der „mehr Mensch, als Rothstift“ gewesen ist, der „nicht vor dem Wort: F r e i h e i t erschrak“ und der „nie und nimmer seine Humanität der Zensur zum Opfer gebracht [hat]“¹². Es ist – beispielsweise im Vergleich mit Heines Zensurproblemen – objektiv sicher zutreffend, wenn Gutzkow sagte, daß „solche Dinge, wie sie Büchner im ‚Danton‘ hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte“, im Jahre 1835 „nicht gedruckt werden“¹³ konnten. Daß die „Ruine einer Verwüstung“¹⁴, wie Gutzkow den von ihm bearbeiteten *Danton* selbstkritisch bezeichnete, trotzdem noch unter den Zensurforderungen einzelner Zeitgenossen blieb, belegt die weitere Wirkungsgeschichte. Zum anderen spricht für Gutzkow, daß er es immerhin nicht an gutgemeinten Versuchen hat fehlen lassen, den Autor selbst am „Säubern“ zu beteiligen¹⁵. Erst Büchners Flucht ließ diesen Plan scheitern. *Danton's Tod* wur-

9 HA II, S. 475.

10 HA II, S. 474 f.

11 Gutzkow, 1837, S. 338.

12 Eduard Beurmann: *Frankfurter Bilder*. – Mainz 1835, S. 293.

13 Gutzkow, 1837, S. [337].

14 Gutzkow, 1837, S. 338.

15 Vgl. Gutzkows Briefe vom 3. und 5. März 1835 (HA II, S. 475 f.).

de gedruckt ohne Mitwirkung und Einspruchsmöglichkeit seines Verfassers, der weder Fahnen noch Korrekturabzüge zu Gesicht bekam. Doch seine Reaktion spiegelt sich u. a. in den beiden überlieferten Widmungsexemplaren, die er mit zahlreichen Korrekturen und Glossen versah (vgl. Kapitel III. 7).

Phönix-Druck

Gehen wir nun zu einer Detailuntersuchung der Veränderungen über. Die von Gutzkow zugestandenene Eingriffe in Büchners „übermüthige Satyre“¹⁶ beziehen sich nur auf „lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen“ und „Spitzen der Wortspiele“¹⁷, d. h. auf die sogenannte „Unsittlichkeit“ des Dramas. Darüber hinaus hat aber seine Bearbeitung für den Teildruck im *Phönix* etwas zerstört, was man das „ästhetische Gleichgewicht“ des Dramas nennen könnte. Seine Eingriffe in die Dramaturgie des Stückes, scheinbar rein formale Korrekturen, ziehen schwerwiegende inhaltliche Konsequenzen nach sich. Die deutliche Zäsur, die Büchner nicht ohne Grund nach der Volksszene „Platz vor dem Justizpalast“ mit Ende des 3. Aktes vornimmt, verschwindet beispielsweise völlig. Endet der 3. Akt bei Büchner ursprünglich mit den begeisterten Rufen der Volksmenge „Es lebe Robespierre! Nieder mit Danton! Nieder mit dem Verräther!“, so läßt Gutzkow gleich aus IV, 2 die Antithese anschließen: „Wie kann man nach einem solchen Verhör so viel Unschuldige verurtheilen?“¹⁸. Offenkundig durfte im *Phönix* der Jubel des Volkes für Robespierre nicht unwidersprochen bleiben, hatten die Deutschen doch, wie ein Rezensent von zwei Robespierre-Biographien in den *Blättern für literarische Unterhaltung* 1837 bemerkte, von ihren „Vätern her einen gründlichen Abscheu“ gegen ihn „und sein blutiges Regiment in Frankreich geerbt und ihn als den Urheber aller Greuel und gräßlichen Ungerechtigkeiten betrachten gelernt“¹⁹. Nicht eine einzige Folge des Zeitschriftendrucks schließt mit einer Apologie auf die Jakobiner, Szenen dieser Art sind vielmehr in größere Zusammenhänge eingebettet, in denen sie mühelos verschwinden. Bricht einmal eine Folge vor dem eigentlichen Szenenschluß ab, so hat das natürlich seinen Grund: die Zustimmung für Danton hat der Leser noch lange in den Ohren:

„Danton. Ich frage die Anwesenden, ob wir dem Tribunal, dem Volke, oder dem Nationalconvent Hohn gesprochen haben?
Viele Stimmen. Nein! Nein!

(Fortsetzung folgt.)²⁰

16 Gutzkow, 1837, S. 338.

17 Ebd.

18 *Phönix*, Nr. 81 vom 4. April 1835, S. [321].

19 Nr. 311 vom 7. November 1837 (Verfassersigle: 7).

20 *Phönix*, Nr. 80 vom 3. April 1835, S. [317].

Buchfassung

Gutzkows präventive Textmanipulationen erstrecken sich in besonderem Maße auf die Buchfassung des Dramas, die er ebenfalls bearbeitete. Hier trifft in voller Konsequenz zu, daß „lange zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, [...] zurückbleiben [mußten]“, so daß der „ächte *Danton* [...] nicht erschienen“ ist, nur ein „nothdürftiger Rest“²¹. Es würde zu weit führen, die mehr als 100 Veränderungen in extenso zu analysieren. Sie können drei Problembereichen zugeordnet werden:

Erstens: *Sexualzensur* bedeutet in diesem Fall, daß bildhafte sexuelle Anspielungen „entbildlicht“, Zweideutigkeiten verharmlost und Reizwörter ganz eliminiert werden. Die Darstellung der Prostitution, bei Büchner drastisch auf einen Vorgang, bei dem „Hosen heruntergelassen“ werden, reduziert, gerät in der Druckfassung zum „artig sein“ (ein hinzugesetzter Bindestrich soll Eingeweihten wohl signalisieren, daß hier biedermeierlich eingegriffen wurde).²² Alle auf den Koitus und sexuelle Lust bezüglichen Anspielungen werden verallgemeinert und entschärft. Als besonders anstößig erweisen sich unter anderm: *Scham* (als Geschlechtsteil), *Hintern*, *Venusberg*, *Hure*, *Bordell*, *Lustseuche*, *Unzucht treiben*, *ins Bordell gehen*, *es tun*, *es lecken lassen*, *Kinder machen*.

Alle zweideutigen Anspielungen und Wortspiele im Zusammenhang mit Sexualmedizin müssen Federn lassen; sei es, daß sie durch Substitution um die sexuelle Assoziation gebracht, sei es, daß sie durch Kürzung unkenntlich gemacht werden. In Fällen, die eine Umarbeitung strukturell nicht ermöglichten, hat Gutzkow die betreffende Wendung einfach gestrichen.

Teilweise weitet sich die Sexualfeindlichkeit zur Verdrängung der Leiblichkeit überhaupt aus. Elementare Körperfunktionen werden durch „aushelfende“ Vokabeln umschrieben, besonders dann, wenn sie nicht standesgemäß sind: zwar darf der Plebejer aus dem Hals, nicht aber das Frauenzimmer vom Tanzen „stinken“²³.

Zweitens: Die *Inkompatibilität von Religion und Profanität*. Das Anstößige einer Metapher wie „Priesterinnen mit dem Leib“²⁴ liegt im Vergleich an sich. Huren- und Priestertum sind sprachlich auf eine Stufe gestellt, ein rhetorisches Verfahren, das im Satz „Legendre giebt einer die Disciplin“²⁵ auf die Spitze getrieben ist: der Geschlechtsverkehr zwischen Freier

21 Gutzkow, 1837, S. 338.

22 HA I, S. 13/DT, S. 16.

23 HA I, S. 66/DT, S. 133.

24 HA I, S. 23.

25 Ebd.

und Prostituirter findet als Disziplinarmaßnahme statt. Von der Verbindung religiöser Begriffe mit sexuellen Inhalten macht Büchner öfters Gebrauch. Eine Metapher wie „die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleisch“²⁶ liefert das Interpretationsschema, und im folgenden allegorischen Diskurs findet jeder terminus technicus aus dem Klosterleben seinen entsprechenden sexuellen Inhalt – was auch an sich widersinnige Kausalitäten erklärt: Legendre verteilt den Segen (= hurt), aber er wird dafür fasten (= seine Geschlechtskrankheit behandeln lassen) müssen. Gutzkows ersatzweise herbeizitierte „apokalyptische Dame“²⁷ mildert die allegorische Lesart und verringert die sexuellen Assoziationen. Ebenfalls als nicht druckbar mußte Büchners Interpretation der christlichen Reliquienverehrung als eines Fetisch-Kultus mit Lustgewinn erscheinen. Allerdings hat Gutzkow, was er einmal korrigierte, an anderer Stelle durchgehen lassen²⁸.

Drittens: *Politik und Gesellschaft*. Die Methode bringt es mit sich, daß viele der Anstößigkeiten, die damals gerügt wurden, für uns nur noch im Nachhinein, durch ihre Eliminierung als solche erkennbar sind. Die volle Bedeutung einer Textveränderung, die ein Zeitgenosse Büchners sofort ermessen konnte, kann ohne Kenntnis vergleichbarer Fälle nur schwer ermittelt werden. Der Unterschied zwischen dem ursprünglichen „Schnaps“ der Handschrift und Gutzkows „Wein“²⁹ erscheint dem heutigen Leser als unbedeutend, wenigstens nicht als so brisant, daß es sich dabei um eine Vorsichtsmaßnahme gegenüber der Zensur zu handeln brauchte. Und doch nimmt Gutzkow diese Korrektur gleich mehrmals vor, stellt Büchner die alte Fassung in beiden Handexemplaren (s. Kapitel III. 7) wieder her. Man kann davon ausgehen, daß der Alkoholismus der Unterschichten ein Zündstoff lieferndes Sozialproblem des Vormärz und die Gossensprache des Pöbels alles andere als theaterfähig war. Gleiches trifft für die dialektgefärbten Volkslieder zu, die Büchner in das Drama einmontierte, und gilt auch für den umgangssprachlichen, manchmal dialektgefärbten Ton, der von Gutzkow in korrekte Hochsprache umgewandelt wird.

Erstaunlich ist dagegen, daß sich die – zumindest uns so anmutende – politische Brisanz und revolutionäre *Tendenz* des Dramas, wie sie u. a. in den von der Redaktionszensur unberührt gebliebenen Szenen im Jakobinerklub und im Nationalkonvent durchschimmern, in den Druck hinüberretten konnten. Das nur 10 Bogen starke Oktavbüchlein durchlief die Frankfurter Vorzensur an-

26 Ebd.

27 *DT*, S. 36.

28 *HA I*, S. 22/*DT*, S. 35, vgl. *HA I*, S. 27/*DT*, S. 46 („Es giebt nur Epicuräer [...], Christus war der feinste“).

29 *HA I*, S. 13/*DT*, S. 14.

scheinend ohne Schwierigkeiten, was möglicherweise wieder auf die Umsicht des schon genannten Kanzleirates Fiedler zurückzuführen ist. Es gibt eine Erwähnung dieses Zensors in einem Brief Gutzkows an den Senat der Stadt Frankfurt vom Juli 1837, der veranschaulicht, von welcher rein personellen Konstellation das Schicksal eines Buches mitunter abhängig war. Gutzkow schreibt, er kenne die „Censurverhältnisse der freien Stadt Frankfurt seit bald drei Jahren“, und lobt

„die Art, wie der selige Kanzleyrath Fiedler sein schwieriges Amt verwaltete. Er that es mit hoher Einsicht, mit Mäßigung, und mit dem Ehrgeize gerecht zu seyn. Er faßte die Censur als ein nothwendiges Uebel, als eine durch die Umstände bedingte exceptionelle Maaßregel, niemals als eine absolute Nothwendigkeit, bei welcher die Censur sich zur Hauptsache in der Literatur gemacht hätte. Er scheute, von Geschäften gedrängt, nichts so sehr, als, was Censoren so leicht widerfahren kann, kleinlich und beinahe lächerlich zu erscheinen; sondern benutzte die frühesten Morgenstunden, um das Neueste in der Literatur, was man immer auf seinem Tische antraf, zu lesen“.³⁰

Auch Duller bemerkt zum „treffliche[n] Kanzleirath F i e d l e r“, daß er „das fatale Amt eines Censors mit eben so viel Takt, als Humanität verwaltete“.³¹

Hing es mit dem Zensurverfahren zusammen, oder fehlte es Sauerländers Druckerei einfach an Kapazitäten? Jedenfalls „trödelte“ Sauerländer aus noch unerfindlichen Gründen „lange mit dem Druck“ des Dramas³². Sein Erscheinen wurde dadurch in den Sommer verschoben; als es begann, seine Wirkung zu zeitigen (die Rezensionswelle setzte erst im Herbst ein), holte der Bundestag bereits zu seinem entscheidenden Schlag gegen die jungdeutsche Literatur aus. War Büchner auch nicht direkt angesprochen, so bedeuteten die Metternichschen Maßregeln doch eine Verschlechterung der ohnehin nicht allzu günstigen Produktionsbedingungen progressiver Literatur. Zwar hatte Duller am 1. Juni in einer *Phönix*-Notiz angekündigt, der *Danton*, diese „Dichtung voll Energie und von wahrhafter Weihe“, werde baldigst erscheinen³³, doch tatsächlich war dies (zeitgleich mit Gutzkows überschwenglicher Rezension im *Literatur-Blatt* zum *Phönix* vom 11. Juli 1835) erst knapp sechs Wochen später der Fall. Die Auflage von

Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. – Frankfurt am Main: Druck und Verlag von J. D. Sauerländer, 1835. 152 S. und VIII

30 Abschrift Houbens in der Slg. Gutzkow, StuUB Frankfurt/Main, A 2 I 37/190 I.

31 Eduard Duller: *Grabbes Leben*. – Einleitung zu: Christian Dietrich Grabbe: *Die Hermannsschlacht*. – Düsseldorf 1838, S. 75.

32 *HA* II, S. 479.

33 *Phönix*, Nr. 128 vom 1. Juni 1835, S. 512 (Beleg für Dullers Autorschaft im Verlagsarchiv Sauerländer).

unpaginierte S. Verlagsanzeigen (= 10 Bogen in 8°). Preis: 1 Gulden 12 Kreuzer (Netto: 48 Kr.)

dürfte schätzungsweise 400 Exemplare betragen haben. Angesichts von Gutzkows fast gleichzeitig bei Cotta in 800 Exemplaren erschienenem *Nero-Drama*³⁴ wäre das wohl nicht zuviel. Von Grabbes *Hannibal* und *Aschenbrödel* hatte Schreiner 1835 1000 Exemplare aufgelegt – eine glatte Fehlkalkulation, da in gut 10 Jahren nur knapp 25 % abgesetzt werden konnten.³⁵ Mit dem Verkauf des *Danton* konnte Sauerländer zufrieden sein, Notizen im Verlagsarchiv belegen möglicherweise einen Gewinn von insgesamt 100 Gulden. Die Herstellungskosten wird man auf ca. 160 Gulden schätzen können: pro Exemplar etwa die Hälfte des Netto-Verkaufspreises (hier: 48 Kreuzer). Der Gewinn von 100 Gulden würde andererseits einen Verkauf weit über die Deckungsaufgabe hinaus belegen: da diese mit etwa 50 % anzusetzen ist, müßten folglich 325 Exemplare verkauft worden sein. 1853 besaß Sauerländer noch einen Restbestand im Wert von 60 Gulden, d. h. 75 Exemplare, berechnet zum Nettopreis³⁶. In den Verlagsanzeigen taucht das Werk noch bis 1845 auf.³⁷

Achilles und Patroklos

Gutzkows große *Danton*-Besprechung³⁸, die erste den Namen des Autors einführende und richtungsweisende Kritik, hat mehrfache Bedeutung. Mit dieser Rezension („Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat“³⁹) sicherte Gutzkow für alle Zeiten den Ruhm des „jungen Genies“ – aber auch seinen eigenen Ruf als kluger und weitsichtiger Entdecker und Förderer. Zusätzlich begründeten aber die Tatsache, daß Gutzkow sich als Mentor Büchners hinstellte, sowie sein Versuch, diesen als „Armidaschild der Menge, mit der ich mich zu balgen habe, gegenüber[zu]halten“⁴⁰, bei Freund und Feind die Fiktion einer literarischen Wahlverwandschaft zwischen dem „Achilles“ Gutzkow und sei-

34 Vgl. Wolfgang Berg: *Der poetische Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung unter Georg von Cotta (1833–1863)*. – In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Frankfurt/M. 1960, S. 629.

35 Vgl. Grabbe VI, S. 799.

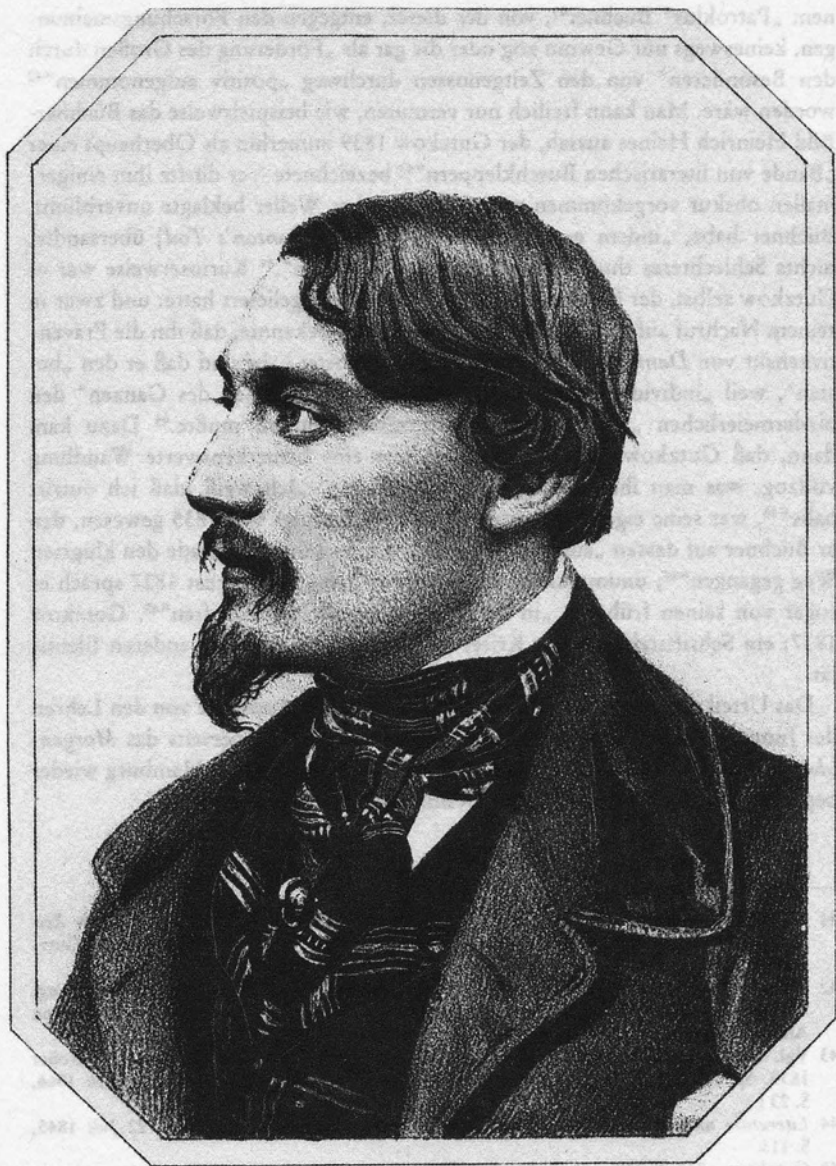
36 Handschriftliche Notizen im *Verlags-Catalog [...] bis Ende des Jahres 1855* (Sauerländer-Archiv).

37 Z. B. im Anhang von: *Goethe's Werke. Erklärungen* von Konrad Schwenck. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer 1845 (Ex. im Verlagsarchiv).

38 S. Anm. 39.

39 Karl Gutzkow: *Danton's Tod, von Georg Büchner* [Rez.]. – In: *Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland*, Frankfurt/M., Nr. 162 (*Literatur-Blatt* Nr. 27) vom 11. Juli 1835, S. 646.

40 HA II, S. 478.



Karl Gutzkow

nem „Patroklus“ Büchner⁴¹, von der dieser, entgegen den Forschungsmeinungen, keineswegs nur Gewinn zog oder die gar als „Förderung des Großen durch den Besonderen“ von den Zeitgenossen durchweg „positiv aufgenommen“⁴² worden wäre. Man kann freilich nur vermuten, wie beispielsweise das Büchner-Bild Heinrich Heines aussah, der Gutzkow 1839 immerhin als Oberhaupt einer „Bande von literarischen Buschkleppern“⁴³ bezeichnete – er dürfte ihm einigermaßen obskur vorgekommen sein. Emil Ottokar Weller beklagte unverblümt, Büchner habe, „indem er Gutzkow das Drama [*Danton's Tod*] übersandte, nichts Schlechteres thun können, als er eben gethan“.⁴⁴ Kurioserweise war es Gutzkow selbst, der für diesen Vorwurf den Grund geliefert hatte: und zwar in seinem Nachruf auf Büchner, in dem er freimütig bekannte, daß ihn die Präventivzensur von *Danton's Tod* „große Mühe“ gekostet habe und daß er den „besten“, weil „individuellsten“ und „eigenthümlichsten Theil des Ganzen“ den biedermeierlichen „Sitten“ und „Verhältnissen“ opfern mußte.⁴⁵ Dazu kam dann, daß Gutzkow nach der *Wally*-Affäre eine bemerkenswerte Wandlung vollzog, was man ihm natürlich auch übelnahm. „Ich weiß, daß ich outrirt habe“⁴⁶, war seine eigene Interpretation des Mißerfolgs von 1835 gewesen, den er Büchner auf dessen „aufrichtige“ Kritik hin, er sei „nicht grade den klügsten Weg gegangen“⁴⁷, unumwunden eingestanden hatte. Im August 1837 sprach er sogar von seinen früheren „in der That excentrischen Schriften“⁴⁸. Gutzkow 1837: ein Schriftsteller in der Krise, auf der Suche nach einer anderen Identität.

Das Urteil der Zeitgenossen über die offenkundige Apostasie von den Lehren des Jungen Deutschland war zwiespältig. So vermerkte einerseits das *Morgenblatt* mit Befriedigung, daß Gutzkow seit seinem Umzug nach Hamburg wieder beginne, sich durch „Geist“ und „Gesinnung“ (!) auszuzeichnen.

41 Zu Gutzkows Nachruf schrieb ein Mitarbeiter der *Unterhaltungsblätter zur Mainzer Zeitung* vom 4. Juli 1837: „Achilles weint an der Leiche seines Patroklus!“ (Artikel „Carl Gutzkow“, S. 316).

42 Volkmar Hansen: „*Freiheit! Freiheit! Freiheit!*“ *Das Bild Karl Gutzkows in der Forschung; mit Ausblicken auf Ludolf Wienberg*. – In: *Literatur in der sozialen Bewegung*, hrsg. von Alberto Martino [u. a.]. – Tübingen [1977], S. 534.

43 Vgl. den von Heine verfügt Artikel Alexander Weills im *Komet*, Nr. 207 vom 16. Oktober 1839, Sp. 1653–1656 und dazu den Aufsatz Eberhard Galleys im *Heine-Jahrbuch* 1966, S. 23 f.

44 *Literatur- und Anzeigebblatt. Beilage zum Kometen*, Leipzig, Nr. 29 vom 22. Juli 1845, S. 113.

45 Gutzkow, 1837, S. 338.

46 HA II, S. 487.

47 HA II, S. 455.

48 Andler, S. 191.

„Das, was er durch seine ‚Wally‘ in Vieler Augen sündigte, vergütete er wieder durch seine neuern Geistesprodukte. Man darf wohl behaupten, daß Gutzkow, gegen den sich bei seinem Hieherkommen so viele Stimmen, so manche Vorurtheile erhoben, mit jedem Tage mehr Terrain in der guten Meinung gewinnt, wozu denn freilich sein streng geregeltes bürgerliches Leben, worauf man hier mit Recht einen großen Werth legt, nicht wenig beitragen mag.“⁴⁹

Die Gegenposition vertrat beispielsweise Karl Biedermann, im Vormärz ein bedeutender und auch (sozial-)politisch engagierter Publizist (später Nationalliberaler), der in Büchner einen „Feuergeist“ sah, der sich in seinem „genialen Drängen und Schaffen [...] eben erst zur Klarheit [...] herausarbeitete“. Er hatte für Gutzkow kaum mehr als Verachtung übrig:

„Kein Besonnener wird wohl die Täuschung genährt haben, es könne von der jungen Litteratur eine politische Reform ausgehen [...]. Aber wenn er [Gutzkow] dieselben Ideen, welche damals den ausschließlichen Gehalt und das Schiboleth der jungen Litteratur bildeten, jetzt geradezu desavouirt, wenn er versichert, nie daran geglaubt zu haben, wenn er endlich sogar uns weiß machen will, auf das völlige Gegentheil dessen, was man ihm als Tendenz untergeschoben, ausgegangen zu sein; – so ist dies ein Verfahren, was weder durch die mißliche Stellung, in der sich allerdings der Verf. [Gutzkow] befinden mag, noch durch die Freiheit, die man jedem Geiste, und allermeist dem des Dichters recht gern gestattet, – seine Lebensanschauung zu modificiren und zu entwickeln, – genügend gerechtfertigt wird.“⁵⁰

Dies ist, wohlgermerkt, die Meinung eines Zeitgenossen, nicht die eines späteren Betrachters. Karl Biedermann hatte (in einer Rezension der *Götter, Helden, Don Quixote*, Hamburg 1838) scharf erkannt, aus welch miserablen Umständen Gutzkows „Wende“ resultierte. Aufschlußreich die folgende Selbsteinschätzung aus einem bisher unveröffentlichten Brief an Sauerländer vom 27. April 1835:

„Ihre Furcht wegen der Vorrede [gemeint ist sein Vorwort zu: *Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde*] ist erklärlich, doch bedenken [Sie], daß man in Deutschland nicht eher berühmt wird, ehe man nicht eine Zeitlang berüchtigt war.“⁵¹

Also doch nur ein jungdeutscher Sensationsschriftsteller, der über Aufsehen zu Ansehen kommen wollte? Oder ist das Gegenteil richtig? Zwanzig Jahre darauf wird Gutzkow selbstkritisch bekennen, in den 30er Jahren sei er, „von den Regierungen verfolgt“, „in das ganze Elend der kleinen alltäglichen Literaturzustände“ geraten und zum „literarischen Proletarier“ abgesunken.⁵² Das war die

49 Zitiert nach: *Erwinia*, Straßburg, Nr. 12 vom 23. März 1839, S. 96.

50 *Hallsche Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst*, Leipzig, 2. Jg., Nr. 85–88 vom 9.–12. April 1839.

51 StuUB Frankfurt/Main, Slg. Gutzkow, Sign. AII/I 35, 117.

52 Zitiert nach Karl Goedeke: *Karl Gutzkow*. – In: *Die Gegenwart*, Berlin, 16. Jg., Nr. 51 vom 20. Dezember 1879, S. 394–396.

bittere Erkenntnis eines literarischen Profis, der seit annähernd dreißig Jahren vom Ertrag seines Schreibens lebte und gleichwohl als freier, unabhängiger Schriftsteller gescheitert war. Seine Entwicklung kann treffend mit zwei eigenen Zitaten wiedergegeben werden, zwischen denen die Erfahrung langjähriger Berufsschriftstellerei liegt: dem optimistisch-ermunternden Zuruf: „Treiben Sie wie ich den Schmuggelhandel der Freiheit [. . .], man nützt so mehr [. . .]. Wär' es nicht, so hätt' ich mich in der Rechnung meines Lebens betrogen“⁵³ und der schrecklichen Einsicht des Jahres 1875, „daß man in der Welt abhängig ist von Impulsen [. . .], die Erfahrung, daß man Sklave der Umstände ist.“⁵⁴

3. *Leonce und Lena*

Solche „Umstände“ sind es auch gewesen, die Gutzkows ehrgeizigen Plan einer Nachlaßedition von Büchners Schriften aus dem Jahre 1837 zunichte gemacht haben – wollte er damals doch, von Minna Jaeglé aufgefördert und unterstützt, seinem verstorbenen Schützling ein Denkmal setzen, das Büchner als „Kind der neuen Zeit“ und Inkarnation des modernen Prinzips in der Literatur feiern sollte⁵⁵. Zu diesem Zweck hatte er neben dem „Fragment des Lenz“ und einem „Heft von Briefen“ bereits *Leonce und Lena* erhalten, alles in „saubern Abschriften [. . .] von der Hand seiner Geliebten“⁵⁶. Anfang September ging Minnas „Paquet“ bei Gutzkow ein, dem beim Auspacken ganz „ängstlich und feyerlich“ zumute war. Er muß in der Tat sehr gespannt gewesen sein, zu erfahren, was Büchner im Verborgenen geschaffen hatte. Was er fand, war freilich kein zweiter *Danton*, nur eine Komödie – war das Leben nicht schon Komödie genug? Sein Lob klingt jedenfalls etwas gepfeßt: „Das Lustspiel“, schreibt er an Minna, „las ich noch am selben Abend, und fand darin Büchners feinen Geist wieder, wenn ich auch voraussehe, daß es Dinge enthält, die im Druck entweder gemildert oder besser ganz übergangen werden“.⁵⁷

Die fatalen Skrupel, die Gutzkow dazu bewegten, *Leonce und Lena* nur in Bruchstücken zu veröffentlichen, sind hier schon angedeutet. Dabei war die Berufung auf Zensurschwierigkeiten, auf die Gutzkow auch im Journaldruck wiederholt anspielt („wenn man es ganz veröffentlichen wollte – und dürfte“)⁵⁸

53 HA II, S. 476 f.

54 Karl Gutzkow: *Rückblicke auf mein Leben*. – Berlin 1875, S. 320.

55 Vgl. den Schluß seines Briefs an Minna Jaeglé vom 14. September 1837 (Andler, S. 192).

56 Karl Gutzkow: *Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche*. – Hamburg 1838, S. 49.

57 Gutzkow an Minna Jaeglé, Frankfurt/Main, 14. September 1837 (Andler, S. 191 f.).

58 *Leonce und Lena. Ein Lustspiel von Georg Büchner*. – In: *Telegraph für Deutschland*, Hamburg, Nr. 76–80, Mai 1838, S. 601–640, hier Nr. 76, S. 601.

wahrscheinlich nur vorgeschoben. Gutzkows tatsächliche Kürzungen und Zusammenfassungen betrafen nicht etwa die „politischen“ Stellen, sondern den von ihm so bezeichneten „zarten Elfenmährchenton“, das „bühnenwidrige Mondscheinflimmern der Charakteristik“ und das „lyrische Übergewicht der Worte über die Handlung“⁵⁹. Ludwig Büchners Redaktion des Textes von 1850, die möglicherweise auf dieselbe Abschrift Minna Jaeglés zurückging, war bei weitem prüder:

j (Gutzkow)
 „P e t e r. [...] (Er läuft fast nackt im Zimmer herum.) Begriffen? An sich ist an sich, versteht Ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modificationen, Affectionen und Accidenzien, wo ist mein Hemd, meine Hose? – Halt, pfui! der freie Wille steht davorn ganz offen.“⁶⁰

N (L. Büchner)
 „P e t e r. [...] (Er läuft im Zimmer herum.) Begriffen? An sich ist an sich, versteht ihr? Jetzt kommen meine Attribute, Modificationen, Affectionen und Accidenzien. Wo sind meine Schuhe, meine Hosen? Halt, der freie Wille steht ganz offen.“⁶¹

Das der gewiß nicht libertären Stuttgarter Jury zugedachte Stück war wohl von Büchner selbst schon in hinreichendem Maße auf „einen einfältigen Buchhändler und ein groß Publikum mit so wenig Geschmack als möglich“⁶² abgestimmt und zugeschnitten, so daß sich eine Bearbeitung wie beim *Danton* erübrigte.

Es bleibt nur eine Erklärung: Gutzkow kaschierte die von ihm aus teils literaturpolitischen, teils merkantilen⁶³ Gründen vorgenommenen Kürzungen mit dem Verweis auf höhere Umstände (sprich: die übergeordnete Autorität der Hamburger Zensur), um seine eigene Weste fleckenlos zu halten. Anfänglich hatte er sich ja selbst flink zum Nachlaßverwalter deklariert, der das „Material [...] in die literarische Welt als ein Ganzes einführen“ wolle. „Einen Buchhändler werd' ich schon aufbringen“⁶⁴, versicherte er Minna. Aber das waren nur Projektionen; in Wirklichkeit sollte es Gutzkow sehr schwer werden, „in Frankfurt einen Verleger für ein größeres Unternehmen zu finden.“ Selbst Sauerländer weigerte sich, „den Danton für das Projekt beizusteuern“⁶⁵ – also trug er das wenige, was er von Büchner hatte, immer noch ungedruckt mit sich herum, als er von Frankfurt nach Hamburg und zu Julius Campe überwechselte. Dort aber fand er auch keine günstigen Bedingungen vor. Campes Plan war es,

59 Ebd., S. 601.

60 Ebd., S. 603.

61 N, S. 159 f.

62 Büchner [an seinen Bruder Wilhelm?], Straßburg, 2. September 1836 (*HA II*, S. 460).

63 Das Urheberrecht bestimmte, daß ein Theaterstück, das zuvor als Buch erschienen war, zur Aufführung freigegeben sei. Erschien es (wie *Leonce und Lena*) nur als Teildruck, lagen die Bühnenrechte dagegen noch beim Urheber bzw. dessen Rechtsnachfolger.

64 Andler, S. 190.

65 Ebd., S. 193.

mit dem *Telegraph für Deutschland* ein Journal zu schaffen, in dem „die Interessen der jungen Literatur [...] vertreten“⁶⁶ wären. „Der ‚Telegraph‘ muß so wenig belletristisch wie möglich sein“⁶⁷, entschuldigte Gutzkow 1839 Karl Goedeke gegenüber die Unmöglichkeit, ihm für seine poetischen Beiträge Honorar zu zahlen. Campe selbst hielt nämlich, wie wir aus einem Brief an Heine wissen, von „Novellen und solcher Teufelei“ nicht viel, sie müßten halt „mitlaufen“⁶⁸. Er war sogar stolz darauf, daß „kein einziger Schneider, Putzmacher und drg. Volk, das nach Moden Kupfer schnüffelt“⁶⁹, den *Telegraphen* lese, der ihm als das „frischeste Blatt Deutschlands“⁷⁰ galt. Der Abdruck einer vordergründig pseudoromantischen Komödie mußte hier deplaziert sein.

So war es sicher auch kein Zufall, daß Gutzkow – möglicherweise von dritter Seite, Verehrern Büchners, ermuntert – gerade während Campes Abwesenheit von Hamburg (21. Juni 1838 an Heine: „Ich habe seit 7 Wochen das Journal nicht angesehen“⁷¹) „in den Mainummern des *Telegraphen* diejenigen Stellen aus *Leonce und Lena* abdrucken“ ließ, die ihm „für ein Zeugniß von Büchners poetischen Gaben erheblich schienen“⁷². Gutzkows Auswahldruck ist natürlich auch vor dem Hintergrund seiner eigenen Lustspiel-Ästhetik zu sehen, die witzige Dialoge statt stereotyper Absurditäten verlangte, originelle Psychologien statt verzerrter Karikaturen und Possentypen, ein „inneres Behagen des Gemütes“ statt allzu drastischer Wirkung und vor allem keine Zoten und Kalauer, die der Posse vorbehalten sein sollten.⁷³ Die vielfach beanstandete Schlußansprache Gutzkows:

„Das ist Georg Büchners *Leonce und Lena*! Unsre grassirenden Bühnendichter könnten ruhig schlafen, selbst wenn der Dichter noch lebte; er würde ihnen keinen Schaden zugefügt haben! Das Ganze ist ein Hauch, ein Klang; es duftet und läutet, aber ‚*Mise en Scene*‘ ist damit nicht möglich, selbst wenn A. Lewald käme. Erreichte Büchner auch nicht die klassische Höhe eines Angely, eines Nestroy, einer Birchpfeiffer, so haben wir doch in ihm ein bescheidenes Talent entdeckt, welches allenfalls mit untergeordneten Kräften, etwa mit Achim von Arnim und mit Clemenz [!] Brentano verglichen werden dürfte!“⁷⁴

66 HSA XXVI, S. 90.

67 Gutzkow an Karl Goedeke, Hamburg, 23. April 1839 (Slg. Gutzkow, StuUB Frankfurt/Main).

68 Campe an Heine, Hamburg, 31. Dezember 1837 (HSA XXVI, S. 101).

69 HSA XXVI, S. 130.

70 Ebd.

71 HSA XXVI, S. 145. Campe war am 30. April zur Leipziger Frühjahrsmesse abgereist, Gutzkow am 8. Mai aus Frankfurt zurückgekehrt, wohin er am 5. April gegangen war, um seine Familie nach Hamburg zu holen.

72 Andler, S. 193.

73 Vgl. *Telegraph für Deutschland*, Hamburg, Nr. 38 vom März 1841; zit. bei Paul Malthan: *Das Junge Deutschland und das Lustspiel*. – Heidelberg 1930 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 14).

74 A. a. O. (vgl. Anm. 58), Nr. 80, S. 640.

muß dagegen als ironische Verhöhnung von „Komödienschmierern“ gelesen werden. Eine fast identische Namenfolge findet sich nämlich 1837 bei Ernst Willkomm: „Es ist nicht einerlei, ob in besuchten Universitätsstädten Shakspear, Schiller, Goethe, Kleist, Calderon, Gozzi und Andre das Theater beherrschen, oder Nestroy, Angely, Scribe, Madame Birch-Pfeiffer, und das ganze namenlose Chor poesieloser Schmierer und schamlos um den geringsten Preis übersetzender Fabrikarbeiter“ (*Akademie und Theater. Eine Petition an die Humanität*)⁷⁵. Gutzkow sagte, wie es faktisch war – nicht, wie es sein sollte. Wer aber die Handwurstiaden Nestroys oder die aus Novellengarn gestrickten dramatischen Strümpfe der Birch-Pfeiffer über Arnim und Brentano stellte, mit denen Heine nicht von ungefähr das „Dritte Buch“ der *Romantischen Schule* einleitete⁷⁶ – der konnte kein Dummkopf, der mußte ein Schelm sein.

4. Lenz

Anders waren die Verhältnisse bei Lenz, dessen Plan und Ausarbeitung Gutzkow noch hatte mitverfolgen können: Büchner selbst berichtete ihm im April 1835, er habe sich in Straßburg Material über den dortigen Aufenthalt des Dichters Lenz verschafft, der „Göthes Stelle bei Friederiken vertrat“⁷⁷ – damit könne er den gewünschten Beitrag für die *Deutsche Revue* liefern.⁷⁸ August Stoeber hatte von seinem Vater Ehrenfried aus Oberlins Nachlaß dessen Bericht über *Herrn L* erhalten und eine Abschrift davon seinem „genialen zu frühe gestorbenen Freunde Georg B ü c h n e r“⁷⁹ zusammen mit anderen Materialien

75 Später erneut abgedruckt in: Ernst Willkomm: *Blitze. Novellen, Schilderungen und Skizzen*, Bd. 2. – Leipzig 1846, S. 292.

76 DHA VIII, S. 199 ff.

77 Vgl. Gutzkows Brief vom 6. Februar 1836 (HA II, S. 487). Der Satz wird von Gutzkow zwar aus der Erinnerung, aber doch eindeutig („Schrieben Sie mir nicht, [. . .]“) aus einem der verschollenen Briefe Büchners zitiert.

78 Vgl. Gutzkows Antwortbriefe vom 12. Mai 1835 und 6. Februar 1836 (HA II, S. 478 f. und 486 f.).

79 Bei Gelegenheit einer Verteidigung gegen O. F. Gruppe (*Reinhold Lenz. Leben und Werke mit Ergänzungen der Tieck'schen Ausgabe*. – Berlin 1861) schreibt August Stoeber 1874: „[Der Aufsatz von Oberlin] ist von meinem sel. Vater in Oberlins Nachlaß aufgefunden worden, nach der Originalhandschrift abgeschrieben und von mir in der Erwinia zuerst veröffentlicht worden. Eine andere Abschrift übergab ich dem genialen zu frühe gestorbenen Freunde Georg B ü c h n e r; dieser verwandte sie zu einer Novelle, die jedoch nur Fragment blieb und die er in Gutzkow's Telegraphen erscheinen ließ. Auch L. Tieck, der im Jahr 1828 meinen Vater in Straßburg besuchte, erhielt eine Abschrift davon, die er aber zu seiner in demselben Jahre erschienenen Ausgabe von Lenzens Werken nicht mehr benützen konnte“ (August Stoeber: *Johann Gottfried Röderer, von Straßburg, und seine Freunde* [. . .]. – Colmar ²1874, S. 42).

gegeben, kurzum „alles, was ich an Handschriften besaß“⁸⁰. Nach Stoebers Auskunft hatte sich Büchner „schon in Straßburg lange Zeit mit dem Gedanken [getragen], Lenz zum Helden einer Novelle zu machen“.⁸¹ Von einem *Lenz*-Aufsatz war auch in Büchners Brief an die Familie vom Oktober 1835 die Rede.⁸² Gutzkow scheint allerdings auf eine „Novelle“⁸³ spekuliert zu haben, für die er „sogleich“ einen Verleger, „einen bessern“⁸⁴ als Sauerländer, aufreiben wollte, wobei er wahrscheinlich an Löwenthal in Mannheim dachte. Als Büchner in einer Phase starker Arbeitsbelastung „die Verpflichtung zu regelmäßigen Beiträgen“⁸⁵ ablehnen mußte, drängte ihn Gutzkow, wenigstens „wenn weiter nichts im Anfang, *Erinnerungen an Lenz*“ zu geben: „da scheinen Sie Thatsachen zu haben, die leicht aufgezeichnet sind.“ Ermunternd ließ er ihm die Wahl: „Lenziana, subjektiv & objektiv“.⁸⁶

Ab Sommer 1836 stockte dann die Korrespondenz. Von Büchners Tod erfuhr Gutzkow erst mit Verspätung. Schulz' Nachruf (der wahrscheinlich über die *Blätter der Börsehalle*⁸⁷ zu ihm gelangte) kündigte am 28. Februar 1837 – etwas voreilig – an, „das Fragment einer Novelle, welche die letzten Lebenstage des so bedeutenden als unglücklichen Dichters L e n z zum Gegenstande hat“, werde zusammen mit andern Nachlaßschriften „demnächst im Druck erscheinen“.⁸⁸ Die gleichzeitige Erwähnung von *Leonce und Lena* muß Gutzkow, der von diesem Projekt nichts wußte, in Verwirrung gebracht haben. In seinem Nachruf versuchte er, seine Informationslücken mit Hilfe von Schulz' Angaben zu schließen; was zu der abstrusen Behauptung führte, Büchner habe sich „mit einem Lustspiele, wo L e n z im Hintergrund stehen sollte“, getragen. „Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Göthes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.“⁸⁹ Im Neudruck des Artikels von 1838⁹⁰ wurde dieser Irrtum korrigiert („einer Novelle“ statt: „einem Lustspiele“), denn die „frommen Hände“⁹¹, in die Gutz-

80 August Stoeber (Hrsg.): *Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim*. – Basel 1842, S. 11.

81 Ebd.

82 *HA II*, S. 448.

83 Gutzkow an Büchner, 12. Mai 1835 (*HA II*, S. 478 f.).

84 Gutzkow an Büchner, 23. Juli 1835 (*HA II*, S. 479 f.).

85 Büchner an die Familie, 20. September 1835 (*HA II*, S. 448).

86 Gutzkow an Büchner, 28. September 1835 (*HA II*, S. 481 f.).

87 *Literarische und kritische Blätter der Börsehalle*, Hamburg, Nr. 1359–1360, Mai 1837, S. 488 und 493–494.

88 *Schweizerischer Republikaner*, Zürich, Nr. 17 vom 28. Februar 1837, S. 71.

89 Gutzkow, 1837, S. [345].

90 Karl Gutzkow: *Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche*. – Hamburg 1838, S. 21–50.

91 A. a. O. (s. Anm. 89).

kow ehemdem Büchners Nachlaß gelegt wissen wollte, waren ja inzwischen seine eigenen!

„Lenz“, bedankte er sich bei Minna Jaeglé, „ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte, den ich vollständig abdrucken lasse, denn von dieser Berührung mit Oberlin hat man bisher nichts gewußt.“⁹² Weshalb aber noch fast eineinhalb Jahre vergehen mußten, ehe Gutzkow sich zur Veröffentlichung entschloß, entzieht sich unserer Kenntnis. „Die Bruchstücke vom Lenz“, heißt es einmal, sollten Minna und er (wie schon *Leonce und Lena*) „nicht als Veranlassung einer besondern Herausgabe benutzen“⁹³ – warum eigentlich nicht? Wollte er sie als mobiles Kapital gegebenenfalls zur „Sauregurkenzeit“ aus dem Ärmel ziehen? Die jetzt verständlicherweise verunsicherte, in ihrem Glauben an Gutzkows Redlichkeit zweifelnde Minna erhielt auf ihr Drängen nur die vage Zusicherung, er „denk[e] [...] noch mit den Bruchstücken des L e n z auf den Seligen zurückzukommen und in dieser Weise seinem Gedächtnisse zu opfern, wessen ich eben habhaft werden k[ö]nnte.“⁹⁴ Im Januar 1839 druckte der *Telegraph für Deutschland* das Lenz-Fragment als „eine Reliquie von Georg Büchner“⁹⁵ ab. Wenn auch verspätet und für den Nachruhm des Autors unter denkbar schlechtesten Voraussetzungen (wie nicht zuletzt die karge Anzahl der Wirkungszeugnisse belegt), so erschien der Text immerhin in einer dem Original wahrscheinlich sehr nahekommenden Gestalt – vermutlich auch deshalb, weil die am wenigsten zeitraubende Bearbeitung eines Textes eben ein weitgehender Verzicht auf diese Bearbeitung ist. Spuren von Gutzkows Herausgeberebetätigkeit lassen sich, nach Hubert Gersch's Befund, nur wenige nachweisen, sie sind zudem zur Hälfte technischer Art: Vor- und Nachbemerkungen, Fußnoten, die Bildung von Abschnitten für die Einrichtung als Fortsetzungsdruck. Ansonsten, vermutet Gersch, handelt es sich um einen „fast diplomatischen Nachdruck“ der Handschrift. Nach seiner evidenten Beweisführung kann kein Zweifel mehr daran bestehen, daß Minna Jaeglés Abschrift die Druckvorlage war.⁹⁶ Dem entspricht auch die philologische Pietät, mit der Gutzkow einleitend das Fragmentarische der „Reliquie“ vor dem Publikum zu entschuldigen versuchte:

92 Andler, S. 192.

93 Ebd., S. 193.

94 Ebd.; „könnte“ nach der Handschrift (GSA Weimar, Büchner, N 1).

95 *Lenz. Eine Reliquie von Georg Büchner*. – In: *Telegraph für Deutschland*, Hamburg, Nr. 5, 7–11, 13 und 14, Januar 1839, S. 34–40, 52–56, 59–62, 69–72, 77–78, 84–87, 100–104, 108–111.

96 *Georg Büchner: Lenz. Textkritik – Editions-kritik – kritische Edition* von Hubert Gersch (Münster). Diskussionsvorlage für das „Internationale Georg Büchner Symposium“ Darmstadt 25.–28. Juni 1981. – (Vervielfältigtes Typoskript) Münster 1981.

„Wir würden Anstand nehmen, sie in dieser Gestalt mitzuthemen, wenn sie nicht Berichte über Lenz enthielte, die für viele unserer Leser überraschend seyn werden. Sollte man glauben, daß Lenz, Mitglied einer als frivol und transcendent bezeichneten Literaturrechtung, je in Beziehung gestanden hat zu dem durch seine pietistische Frömmigkeit bekannten Pfarrer O b e r l i n in Steinthal [...]? Büchner hat alles, was auf dieses Verhältniß Bezug hat, glaubwürdigen Familienpapieren entnommen.“⁹⁷

Die Parallelen zum Jungen Deutschland sind offenkundig. Als literaturhistorischer Legitimationstext, der aufgrund „authentischer Erkundigungen“⁹⁸ des Autors ein neues Bild von Jakob Michael Reinhold Lenz zeichnete und so die geläufigen Vorstellungen vom nur niederreißenden und oppositionellen Geist des Sturm und Drang korrigierte, kam Büchners Prosa gerade recht. Als „frivol“ und „gottlos“ hatte man ja auch seine, Gutzkows Schriften bezeichnet – zu Unrecht, wie er unablässig beteuerte. Im *Lenz* hatte Büchner auch ein Stück Gegenwartsgeschichte geschrieben: letztlich war es wohl das, was der „meisterhaften Darstellung des halbwahnsinnigen Dichters“⁹⁹ einen Platz im *Telegraphen* sicherte. Der frivole Lenz in seiner freundschaftlichen Beziehung zu dem frommen Oberlin – das war Literaturgeschichte, die sich tagespolitisch ausbeuten ließ. Und der *Telegraph für Deutschland* war diesmal auch der richtige Ort: Hatte sein Verleger Julius Campe doch selbst erst unlängst die Entdeckung gemacht: „Die jungen Autoren [des 18. Jahrhunderts, J.-C. H.] wurden so, wie jetzt behandelt. Kurz, es war, wenn man diese Dinge liest, damals wie i e t z t in der Literat[ur]“¹⁰⁰. Campe meinte zwar Johann Heinrich Merck, aber dessen Briefwechsel war ihm nur Exempel dafür, „daß es zu allen Zeiten, nur auf andere Art, ebenso wie ietzt war“. Und damit „das Volk den richtigen Blick“ gewinnen, ließ er Gutzkow kurz darauf „einige Proben dieser Zustände im Telegr[aphen]“¹⁰¹ darbieten. Die Auszüge aus Mercks Briefwechsel erschienen dort im November 1838, nur wenige Wochen vor der *Lenz*-Novelle.

Ein anderer Grund für die Wahl gerade dieses Zeitpunktes lag darin, daß Hermann Marggraff kurz zuvor gegen Gutzkows *Phönix*-Rezension des *Danton* polemisiert hatte, sie sei „sehr überschwänglich“ gewesen und habe die „Schattenseiten“ des Dramas „gänzlich“¹⁰² übergangen. Jetzt konnte Gutzkow triumphierend nachweisen,

97 A. a. O. (s. Anm. 95), S. 34 f.

98 Ebd., S. 34.

99 Ebd., S. 35.

100 Campe an Heine, 14. Oktober 1838 (*HSA* XXV, S. 179).

101 Ebd.

102 Artikel: „B ü c h n e r (Georg)“. – In: *Conversations-Lexicon der Gegenwart*. – Leipzig [Oktober] 1838, S. 653 f.

„daß diese Probe seines [= Büchners] Genies aufs Neue bestätigt, was wir mit seinem Tod an ihm verloren haben. Welche Naturschilderungen; welche Seelenmalerei! Wie weiß der Dichter die feinsten Nervenzustände eines, im Poetischen wenigstens, ihm verwandten Gemüths zu belauschen! Da ist Alles mitempfunden, aller Seelenschmerz mitdurchklingen; wir müssen erstaunen über eine solche Anatomie der Lebens- und Gemüthsstörung. G. Büchner offenbart in dieser Reliquie eine *reproduktive Phantasie*, wie uns eine solche selbst bei Jean Paul nicht so rein, durchsichtig und wahr entgegentritt.“

Zum Schluß kommt die Spitze gegen Marggraff:

„Wir möchten den Verf. des Büchner'schen Nekrologs im ‚Conversations-Lexicon der Gegenwart‘ fragen, ob er nach Mittheilung dieses *Lenz* nun noch glaubt, daß wir die Gaben des zu früh Dahingegangenen überschätzten?“¹⁰³

Eine Replik Marggraffs ist nicht bekannt: auch eine Antwort.

5. Gutzkow über „Wozzeck“

Angesichts all dessen wäre es reizvoll zu wissen, wie Gutzkow Büchners letztes Werk, den *Woyzeck*, beurteilt hätte. Dieses Manuskript muß ihm jedoch verborgen geblieben sein. Im selben Brief an Minna Jaeglé, in dem er sich für die Übersendung von *Leonce und Lena*, *Lenz* und eines Heftes Briefe bedankt, fragte er zwar neugierig: „Welche Fragmente eines Dramas versprechen Sie noch?“¹⁰⁴ – und damit konnte nur *Woyzeck* gemeint sein –, aber Gutzkow hat sie nie zu Gesicht bekommen. Bereits kurze Zeit später wurde er als Büchner-Editor von Georg Zimmermann abgelöst.¹⁰⁵ Das ist bedauerlich: so kennen wir zwar die Wirkung des *Woyzeck* auf die programmatischen sowie die poetischen Realisten und die Naturalisten des späten 19. Jahrhunderts, nicht aber das Echo des Vormärzzeitgenossen Gutzkow, der über ein Jahr vor Erscheinen der von Franzos besorgten Gesamtausgabe gestorben ist. Freilich gibt es noch jene Zeitungsfassung des „*Wozzeck*“ für die *Wiener Neue Freie Presse* vom November 1875, ebenfalls besorgt von Franzos.¹⁰⁶ Die Forschung kannte keinen Beleg für Gutzkows Kenntnis dieses Drucks, weder in seinen Werken noch in einem versteckt veröffentlichten Artikel. Blieb nur die Hoffnung auf eine ungedruckte briefliche Erwähnung. In der Gutzkow-Sammlung der Stadt- und Universitäts-

103 A. a. O. (s. Anm. 95), S. 110 f.

104 Andler, S. 192.

105 Vgl. Kapitel I. B. 7.

106 *NFP*, Nr. 4022 und 4039 vom 3. und 23. November 1875.

bibliothek Frankfurt/M. ließen sich unter den dort aufbewahrten über 6000 Briefen des Schriftstellers Teile seiner Korrespondenz mit Luise Büchner, der Schwester Georgs, ermitteln. In einem Brief vom 7. Mai 1876, geschrieben ein halbes Jahr nach Franzos' Teil-Publikation des „Wozzeck“, findet sich tatsächlich Gutzkows Bewertung des Dramenfragments. Sein Eindruck: hier zeige sich unverkennbar der Einfluß von J. M. R. Lenz – womit Gutzkow so falsch nicht lag (*Hofmeister, Soldaten*). Seine Bemerkungen verraten aber auch die Hypochondrie, die ihn überall Feinde und literarische Gegner sehen ließ.

„[...] Die gewaltigen Anläufe, die H. Franzos genommen, um Ihrem Bruder ein Ehrendenkmal zu stiften, werden hoffentlich zur Vollendung kommen. Nur sollte er das Ganze ruhiger, überzeugender fassen. Diese unselige österr. Feuilletonmanier! Das Aufdonnern mit Ausdrücken, selbst Gesichtspunkten!

Bei dem Fragmente Wozzek, wenn es wirklich von Ihrem Bruder ist, hätte ich beschreiben mögen: 1777. Es ist der Styl der Sturm u. Drang-Periode, ein Residuum der Lenz-Studien Ihres Bruders, das sein späterer Geschmack gewiß verwarf. Wie kann man das als mustergültig für eine dramatische Begabung hinstellen? Eine ruhige Darstellung, im Style wie Strauß v[on] Zeller¹⁰⁷, wäre überzeugender.

Doch seien Sie ja vorsichtig mit diesen meinen Aeußerungen. Diese jungen Köpfe, denen ich z. B. ein vollständiger Mythus bin und die nichts genauer gelesen haben oder in miserabler Darstellung gesehen als ein Stück oder auch nur aus Julian Schmidt¹⁰⁸ kennen, schießen gleich wie Pulver auf, wenn man nicht alles Göttlich an ihnen findet. [...]“¹⁰⁹

Gutzkows kritische Bemerkungen, die ihn sogar an der Authentizität des Werks zweifeln lassen, sind nicht nur biographisch interessant, sondern auch von literaturgeschichtlicher Relevanz. Wenn er sich an den „Styl der Sturm u. Drang-Periode“ erinnert fühlte, deckt sich das übrigens mit Friedrich Sengles *Woyzeck*-Interpretation als eines „weitergeführten, gereiften Sturm und Drang“¹¹⁰. Daß seine Äußerungen schließlich gerade in einem Brief an Luise Büchner fielen, war kein Zufall. Sie selbst hatte das Thema bereits in einem früheren Schreiben berührt: „[von der] Gedenkfeier meines Bruders Georg [werden] Sie ja ohne Zweifel auch mit Theilnahme gehört haben“ (Darmstadt, 5. Januar 1876)¹¹¹, und sie beeilte sich dann, Gutzkow auf seine Einwände hin entschuldigend zu erklären:

107 Gemeint ist die Biographie David Friedrich Strauß' von Eduard Zeller, Bonn 1874.

108 Gutzkows Hauptgegner unter den Programmatischen Realisten.

109 StuUB Frankfurt/M., Slg. Gutzkow, AII/I 76, 127.

110 „Es ist auch hier noch kein Naturalismus des Notizbuches, des photographierten Milieus, der sorgfältig registrierten Alltagssprache und des versteckten aber genau berechneten theatralischen Effekts, sondern ein weitergeführter, gereifter *Sturm und Drang*, und das bedeutet eine *Dichtung*, in der die intuitive Darstellung dominiert“ (Sengle III, S. 281 f.).

111 StuUB Frankfurt/M., Slg. Gutzkow, Bl. 598.



GUTZKOW Charles Ferdinand, Auteurs dramatique
et romancier né à Berlin le 17 mars 1811

„Was Sie über die Veröffentlichung von Wozzek sagen, hat ganz meinen Beifall, ich habe da auch die tactvolle Auswahl vermisst, aber ich habe ja nichts dabei zu sagen.“¹¹²

Sie hatte auch später nichts mehr zu sagen, und Gutzkow erachtete die Wiederentdeckung des Dramenfragments für so gering, daß er seinem zur selben Zeit wiederaufgelegten Büchner-Artikel von 1837 nicht einmal eine entsprechende aktuelle Fußnote beigeben mochte.¹¹³ Er war ein anderer geworden seit diesem Februar 1835, als er dem Debütanten auf der Stelle erklärte: „Ihr Drama gefällt mir sehr“!¹¹⁴

112 Ebd., Bl. 600 (Luise Büchner an Gutzkow, Darmstadt, 31. Mai 1876).
113 In: Karl Gutzkow: *Oeffentliche Charaktere.* – Jena 1875 (Gesammelte Werke, 1. Serie, Bd. 9), 2. Auflage 1879.
114 HA II, S. 474.

B. Das Projekt von 1837/38 und die *Nachgelassenen Schriften* von 1850

1. Vorbemerkung

In einem Vortrag der ‚Gesellschaft für deutsche Literatur‘ in Berlin beschrieb Wilhelm Dilthey 1889 das Durchschnittsschicksal eines literarischen Nachlasses so:

„Schlecht geordnet, dann durch Aufbewahrung im engen Raum noch mehr ineinander geschoben, wird er von den Angehörigen zuweilen besehen, niemals durchgearbeitet. Es besteht ein dunkler Argwohn von vielem Vertraulichen und die verschiedensten Personen Verletzenden darin. Wie möchte man ihn einer Bibliothek übergeben, auf der er für jedes neugierige Auge offen liegt? Die erste Generation bewahrt ihn sorgsam in einem Schrank; jeder folgenden wird er fremder und unbequemer, schließlich wandert er meist in einer Kiste auf den Speicher. [...] Umsiedlungen in andere Städte oder Gegenden sind eine neue Gefahr. Anfragen wißbegieriger Literarhistoriker sind eine Quelle von beständigem Verdruß; ist doch eben die dunkle Erinnerung an das Mißliche oder Anstoß Erregende darin immer in der Familie. [...] Unwürdige Familienmitglieder verschleudern, Wasser und Feuer, Staub und Mäuse zerstören. Und zuletzt erhält sich von all' dem angreifbaren Papier nur das, was in Bibliotheken oder andere öffentliche Räume gerettet ist.“¹

Der Nachlaß Georg Büchners war, fast 40 Jahre nach seinem Tod, in einem ähnlich miserablen Zustand. Sein Herausgeber Franzos berichtete später mit Bitterkeit, daß er seitdem noch „mehrere Nachlässe von Dichtern anvertraut erhalten“ habe, aber keiner sei in einem solch „abscheulichen Zustand“ gewesen:

„Er war offenbar auf einem Dachboden in einer schlecht verwahrten Kiste, dem Staub, dem Regen, den Mäusen preisgegeben, aufbewahrt, und nun so, wie er war, in Pakete

1 Wilhelm Dilthey: *Archive für Literatur*. – In: *Deutsche Rundschau*, Berlin, 58 (1889), S. 360–375, hier S. 368. Es mag eine Reihe von Ausnahmen geben, gewiß. Das Paradebeispiel ist und bleibt Goethe, dessen Handschriften von Anfang an mit einer Sorgsamkeit verwahrt wurden, die ihresgleichen sucht. Häufiger aber sind die traurigen Historien, die sich an das Schicksal einzelner Schriftstellernachlässe knüpfen. Wenn Heine 1855 von seiner Angst sprach, daß aus seinen Gedichten dereinst der Krautkrämer Tüten drehen könnte, dann dachte er vielleicht auch an Handschriften Kants, von denen ein Teil unter die Makulatur seines Verlegers geraten und schließlich in den Laden eines Gewürzkrämers gelangt war. Dort fand ein Theologe eines Tags beim Einkaufen Kants Anmerkungen zu der Abhandlung über das Gefühl des Schönen und Erhabenen – vielleicht wickelte ihm der Verkäufer gerade ein paar Zimtstangen darin ein.

gestopft worden; sogar den Staub und den Unrat der Mäuse hatte man vorher nicht ganz entfernt. Vollends war keine Sichtung erfolgt, und so lagen auch mehrere Pfunde alter Zeitungen aus den fünfziger Jahren bei. Ein Teil der Manuskripte, so namentlich die Schulhefte und Einiges aus den philosophischen Schriften, war von den Mäusen angenagt oder es war vermodert; selbst die Manuskripte, die noch ganz erhalten waren, hatten durch Nässe gelitten und verbreiteten einen schrecklichen Geruch.“²

Dabei war jenes Konvolut, das Ende Juli 1875 als ein „Haufen Packete“ an Franzos' Adresse gelangte – übrigens unfrankiert, was sein ohnehin schmales Honorar noch um 60 Mark reduzierte³ –, nur ein Teil der literarischen Gesamthinterlassenschaft Büchners. Anderes Material, vorwiegend Entwürfe, aber auch Briefe und „eine Art Tagebuch“⁴, befand sich in Händen Minna Jaeglés und ist bis heute nicht an die Öffentlichkeit gelangt. Schließlich aber war von dem Darmstädter Nachlaß sogar noch ein Teil bei einem Zimmerbrand in der Grafenstraße vernichtet worden. Moritz Hartmann, der Anfang 1866 sein Interesse an den Schriften Büchners, besonders seinen Briefen, bekundet hatte, erhielt damals von Luise Büchner die Antwort:

„Georg's Briefe waren wohlgeordnet und wohlbewahrt, als ein Brand, der in unserm Hause ausbrach, Vieles zerstörte und ich erst nachsehen muß, was noch vorhanden und benutzt werden kann“.⁵

Auch Franzos überlieferte – wohl auf Mitteilungen Ludwig Büchners hin –, daß „[d]ie Briefe an die Familie [...] in den fünfziger Jahren bei einem Brande im Familienhause der Büchner in Darmstadt zu Grunde gegangen“ seien⁶.

Durch einen Zufall gelang es, etwas mehr Licht in dieses Dunkel zu bringen. Beim Durchsehen der von Werner Näf in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts angelegten Sammlung ‚Deutsche Flüchtlinge in der Schweiz‘ (im legendären ‚Flüchtlingsschrank‘ des Historischen Seminars der Universität Bern) stieß ich auf einen Zeitungsartikel Alexander Büchners vom 21. November 1881, in dem Georgs jüngster Bruder von einem Besuch bei seinem Freund Karl Vogt in Genf berichtet. Es kommt dann die Rede auf das sogenannte *Parlamentslied* (für dessen Verfasser ‚Alex‘ früher Vogt gehalten hatte), „das damals in kleinen grünen Heften bei Leske in Darmstadt gedruckt worden“ und von dem ihm leider nur die Erinnerung geblieben sei:

2 DD, S. 291.

3 Ebd.

4 Schulz, 1837, S. 71.

5 Luise Büchner an Moritz Hartmann, Darmstadt, 21. Februar 1866 (StuLB Wien, I. N. 46674).

6 F, S. 389.

„Ich hatte mein Exemplar mit vielen anderen Erinnerungszeichen, Drucksachen, Korpsbändern, Rapiere u. dgl. in einem großen Zimmer des Hinterbaues unseres väterlichen Hauses in der Grafenstraße aufbewahrt. Aber diese Bude, in welcher mein ältester Bruder Georg das Trauerspiel ‚Danton’s Tod‘ schrieb, während die großherzoglich hessischen Polizeidiener in der Straße auf- und abpatrouillierten, in welcher späterhin auch mein Bruder Louis und ich als Gymnasiasten und Studenten unser Wesen getrieben hatten, diese Bude fing im Sommer 1851 in einer schönen Nacht Feuer und brannte nebst ihrem revolutionären Inhalt gänzlich ab.“⁷

So hatte sich eigentlich schon damals alles erfüllt, was Dilthey in seinem Vortrag an Imponderabilien und möglichen Fahrlässigkeiten aufzuzählen mußte. Und ehe dann das, was sich von Büchners Nachlaß erhalten hatte, tatsächlich in ein Literaturarchiv gelangte, sollten noch weitere vierzig Jahre vergehen. 25 Jahre, in denen sich niemand um den Nachlaß kümmerte, waren schon von Ludwig Büchners Edition 1850 bis zu dem Zeitpunkt verstrichen, als sich Franzos als erster mit der Herausgabe des Gesamtwerks beschäftigte; und fast 40 Jahre, seit man dies Ende der dreißiger Jahre von Straßburg und Hamburg bzw. Darmstadt aus in Angriff genommen hatte.

An einer präzisen Darstellung dieser drei Etappen in der mitunter recht spannenden Editions- und Wirkungsgeschichte Büchners hat es bis heute gefehlt. In Unkenntnis von Primärquellen – die in der Tat rar sind – stützte man sich gern auf die Mitteilungen von Franzos, die dieser 1901 in einem Rechenschaftsbericht über seine Ausgabe gemacht hatte. Da der Aufsatz im wesentlichen die Verteidigung seiner Arbeit bezweckte, womit Enthüllungen über das sonderbare Verhalten Ludwig Büchners verbunden waren, wird man keine ausgewogene Darstellung erwarten dürfen. Nach der Auswertung des in der Forschung bislang ungenutzten Briefwechsels Franzos/Ludwig Büchner/Sauerländer bestätigt sich diese Vermutung. Die Geschichte der Franzos-Edition läßt sich aufgrund dieser Korrespondenz fast lückenlos rekonstruieren, während man für ihre beiden Vorläufer häufig auf Kombination der wenigen Fakten mit Vermutungen und Rückschlüssen angewiesen ist. Dabei sollte man sich hüten, hier Franzos als Kronzeugen heranzuziehen. Was er über Ludwig Büchners Rolle schrieb, war von einem unverkennbaren Racheinstinkt gegen den eitlen und in seinen Augen habsüchtigen „Rechtsnachfolger“ Georgs geprägt und kann nicht ohne weiteres Authentizität beanspruchen; was er über die Vorgänge von 1837/38 berichtete,

7 Alexander Büchner: *Frankfurter Erinnerungen. (Karl Vogt und das Parlamentslied.)*. – In: *Frankfurter Zeitung*, Nr. 326 vom 21. November 1881. Die Frage, warum dann aber der *Woyzeck* und die Schulhefte, die *Leonce und Lena*-Bruchstücke und der *Danton*, die philosophischen Manuskripte und Exzerpte, die *Probevorlesung* u.s.w. erhalten blieben, d. h. der ganze heutige Weimarer/Genfer Restnachlaß, mußte damit beantwortet werden, daß es offenbar zwei Aufbewahrungsorte gab, einen für die Briefreliquien, einen für den großen Rest. Vgl. hierzu auch unten S. 100, wo weitergehende Vermutungen angestellt werden.

ging ausschließlich auf Informationen aus Darmstadt zurück, die aber ihrerseits von der „tötlichen Verfeindung“ der Büchners mit Minna Jaeglé geprägt waren und sehr fragwürdig sind. Schon die Briefe Gutzkows an Minna Jaeglé lassen ahnen, daß das Verhalten von Büchners Verlobter keineswegs so perfide oder auch nur ängstlich-frömmelnd gewesen ist, wie die Tradition es will – eine Tradition übrigens, deren Urheber seinerseits ein reichlich niederträchtiges Benehmen an den Tag gelegt hat und die eigentlich in fast allen Punkten widerlegbar ist. Man wird jede Aussage von Franzos im einzelnen prüfen müssen, bevor man sie gegebenenfalls zur Rekonstruktion der frühen Editions- und Wirkungsgeschichte heranziehen kann.

2. Minna Jaeglés Editionspläne

Der Plan einer Nachlaßedition entstand unmittelbar nach Büchners Tod. Bereits Wilhelm Schulz berichtete in seinem Nachruf für den *Schweizerischen Republikaner*:

„In Straßburg [...] und später zu Zürich vollendete er ein im Manuskript vorliegendes Lustspiel, *Leonce und Lena*, voll Geist, Witz und kecker Laune. Außerdem findet sich unter seinen hinterlassenen Schriften ein beinahe vollendetes Drama, sowie das Fragment einer Novelle, welche die letzten Lebenstage des so bedeutenden als unglücklichen Dichters *Lenz* zum Gegenstande hat. Diese Schriften werden demnächst im Druck erscheinen“.⁸

Möglich, daß Schulz damals die Herausgabe selbst übernehmen wollte; Kontakte zwischen Minna Jaeglé und Gutzkow sind ja erst für August 1837 belegt. Da Minna sich zu dieser Zeit in Zürich aufhielt und beim Ehepaar Schulz wohnte (zu dem sie – soweit nachweisbar mindestens bis 1843⁹ – ein ausgesprochen freundschaftliches Verhältnis behielt), kann man wohl davon ausgehen, daß dieser Plan gemeinsam gefaßt worden ist. Auch wenn sich die publikumswirksame Legende aus Kasimir Edschmids Büchner-Roman¹⁰ so leicht nicht wird zerstören lassen, so sind ernsthaftere Unterstellungen eines angeblichen Zerwürfnisses an Büchners Totenbett zwischen einer resolut-pietistischen Minna, die jedes öffentliche Recht an Büchners Werk bestritten hätte, und einem diesem Verrat an

8 Schulz, 1837, S. 71.

9 S. *GBJb* 1 (1981), S. 263.

10 Kasimir Edschmid: *Georg Büchner. Eine deutsche Revolution*. – Frankfurt/M. 1980 (1. Auflage u. d. T. *Wenn es Rosen sind, werden sie blühen*. – München 1950).

Büchners Ideen ohnmächtig gegenüberstehenden Ehepaar Schulz¹¹ angesichts einer kürzlich entdeckten Quelle (Caroline Schulz 1843 an Emma und Georg Herwegh: „W. Jäglé, die Braut Büchners ist in Ostende; sucht sie ja auf. Sie ist mein Ideal“¹²) doch inzwischen gegenstandslos.

3. „Pietro Aretino“

In diesem Zusammenhang muß eine weitere Legende geprüft werden, derzufolge Büchners Braut kurz vor ihrem Tod das Manuskript eines Bühnenstücks verbrannt haben soll, den sagenhaften „Pietro Aretino“. Für Franzos war es ganz klar: Minna Jaeglé hatte auf ihre alten Tage „Trost in einem innigen Gottvertrauen gefunden; es ging ihr nun gegen das Gewissen, ein Werk veröffentlichen zu lassen, das atheistische Stellen enthielt“¹³. Daß die Pfarrerstochter mit dem Dichter dieses vermuteten „Ferkeldramas“ immerhin liiert gewesen ist, hat ihn und die späteren Überlieferer solcher Denunziationen nicht beirren können; selbst geborene Skeptiker sind hier einem Vorurteil erlegen. Wolfgang Hildesheimer erklärte 1966 in seiner Büchnerpreis-Rede:

„[Büchners] Werk würde uns, zumindest thematisch, um eine Facette bereichert erscheinen, hätte nicht seine Braut das Manuskript eines fertigen Theaterstücks vernichtet. Zwar war es nicht zur Heirat gekommen, dennoch hat sie nach seinem Tod von ihrem Witwenrecht Gebrauch gemacht, hat Geschriebenes verschwinden lassen und ist damit einer Tradition gefolgt, die von Konstanze Mozart bis in die heutige Zeit reicht“.¹⁴

Peter Hacks formulierte, an Büchners Adresse gerichtet, 1963 vorwurfsvoll:

„[...]
Nur nicht die Jaegle, Büchner. Die faß ich nicht.
Sie sehens ja. Ihren Aretino hat
Sie Ihnen kaputtgemacht, die Brandstiftrin.
Dies hassenswerteste Weib der neuern Zeit. [...]

11 „Sie deutet ihn sich um“, läßt Edschmid Caroline Schulz zu ihrem Mann in „beinahe verzweifeltem Ton“ sagen: „So war Georg nicht“. „Zeigt sie nicht plötzlich, daß ihr Vater Pastor ist?“ Und Schulz bemerkt beim Abschied, daß ihre „grauen Augen“ eigentlich „hart“ seien und um ihren Mund herum etwas wäre, „als ob sie ihren Frieden gemacht hätte“. Ihr Gesicht endlich scheint ihm „hager und ein wenig verbraucht. Ich dachte daran, daß sie älter als Georg war“ (ebd., S. 510 ff.).

12 A. a. O. (s. Anm. 9).

13 DD, S. 200.

14 Wolfgang Hildesheimer: *Über Georg Büchner* (Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises 1966). – In: W. H.: *Interpretationen*. – Frankfurt/M. 21973, S. 31–51; hier S. 36.

Gabs denn nicht schöne Ärsche und Busen mehr.
Mußte das auch noch fromm sein? [...]“¹⁵

Daß es gerade zwei Dichter sind, die hier als Zitatezeugen auftreten, ist kein Zufall. Auch die Literaturwissenschaft behalf sich in diesem Punkt mit Phantasie und Dichtung. Sogar skrupulöse Forscher übernahmen ungeprüft, was ihnen als unmittelbar einsichtig erschien. In diesem Punkt waren sie sich fast alle einig: die älteren Herausgeber Fritz Bergemann („Das Tagebuch ist folglich mit dem ‚Pietro Aretino‘ und den Briefen Büchners an seine Braut von dieser vor ihrem Tode vernichtet worden“¹⁶) und Adam Kuckhoff (Es gibt „schlechthin keine Entschuldigung dafür, daß wir mindestens ein aufschlußreiches Tagebuch, vielleicht auch ein weiteres Drama Büchners durch sie vernichtet glauben müssen“¹⁷); die Biographen aus den frühen Nachkriegsjahren, Hans Mayer („jenes Renaissancestück, das Büchners Braut vernichtete“¹⁸) und Karl Viëtor („Religiöse Bedenken gegen Stellen, die ihr atheistisch erschienen, waren der Hauptgrund“¹⁹); und die jüngeren Forscher Heinz Fischer („Möglicherweise [auch das] Manuskript des letzten Dramas Georg Büchners, ‚Pietro Aretino‘ [...] wurde von ihr mit größter Wahrscheinlichkeit vernichtet“²⁰) und, 1976, Thomas Michael Mayer („Die Braut Wilhelmine machte sich an die Regelung der Hinterlassenschaften, ein Feld, in dem sie sich noch durchaus unrühmlich betätigen sollte“²¹).

Seit Karl Emil Franzos' Büchner-Essays, also seit über 100 Jahren, wird in der Literaturgeschichte das Diktum tradiert, die Pastorentochter Minna Jaeglé habe sich nach dem Tod ihres Bräutigams in dumpfe Resignation geflüchtet und wichtige Teile von Büchners Nachlaß der Öffentlichkeit vorenthalten. Es gibt aber zahlreiche Indizien, die das Gegenteil beweisen.

Was jenes Drama um den Florentiner Pietro Aretino betrifft, diese *Kraftnatur* der italienischen Renaissance²², dessen derber Realismus Büchner offenbar zum Vorbild geworden ist, so hat gerade Minna Jaeglé sich als erste und dennoch vergeblich um das Manuskript bemüht. Ludwig Büchner, der 1837 allerdings erst dreizehn Jahre alt war, überliefert, daß man damals fieberhaft danach suchte

15 Peter Hacks: [Brief an] *Büchner*. – In: *Sinn und Form*, Berlin, 15 (1963), 2.–3. Heft, S. 205.

16 Bergemann¹, S. 765.

17 Büchner: *Werke*. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Adam Kuckhoff. – Berlin 1927, S. XXXI.

18 Hans Mayer: *Georg Büchner und seine Zeit*. – Berlin [1947], S. 14.

19 Karl Viëtor: *Georg Büchner. Politik – Dichtung – Wissenschaft*. – Bern 1949, S. 257.

20 Fischer, S. 89.

21 Lehmann/Mayer, S. 186.

22 Die erste wissenschaftliche Untersuchung zu Aretinos Œuvre in deutscher Sprache stammt von Johannes Hösle: *Pietro Aretinos Werk*. – Berlin 1969.

und, als man es unter Büchners Papieren nicht fand, sein Zimmer (dessen Grundriß und spärliche Möblierung wir inzwischen auch kennen²³) „nochmals genau durchsuchen“ ließ, doch „ohne etwas zu finden“²⁴. Und wenn es Minnas Interesse gewesen sein sollte, das Drama vor der Öffentlichkeit zu verbergen; weshalb dann gab sie seine Existenz überhaupt preis? Was Ludwig Büchner 1850 als erster über den „Aretino“ schrieb, bezog sich ja ausdrücklich auf „mündliche Mittheilungen des Dichters an seine Braut“ und eine „räthselhafte“ Stelle in einem Brief:

„Kurz vor Beginn der tödtlichen Krankheit schrieb er an seine Braut, er würde ‚in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen.‘“²⁵

Fragen über Fragen – die Hans Jürgen Meinerts schon 1963 generelle Zweifel an der ganzen Geschichte anbringen ließen:

„Hat Büchner etwa nicht ‚mit noch zwei anderen Dramen‘ *geschrieben*, sondern von noch zwei anderen poetischen Produktionen *gesprochen*, womit ‚Woyzeck‘ und ‚Lenz‘ gemeint gewesen wären? Gab es etwa eine abgeschlossene, ja auch nur eine leidlich abgeschlossene Dichtung Aretino nur in Minna Jaegles Phantasie, war mehr von einem Plan als von einer begonnenen Niederschrift die Rede gewesen?“²⁶

Schließt man sich Meinerts' Bedenken an, wäre Minna Jaeglé entlastet – ein nur fiktiv existierendes Stück brauchte nicht erst vernichtet zu werden. Und in der Tat beschreibt sie die in ihrem Besitz befindlichen Papiere 1877 als „unvollständige Auszüge und unvollendete Notizen“²⁷. Der Weg, den ein fertiges „Aretino“-Manuskript genommen haben könnte, ist jedenfalls nicht über Minna gegangen, es wäre woanders zu suchen. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß Büchner das Manuskript kurz vor seinem Tod in fremde Hände gegeben hat, und es besteht die vage Hoffnung, daß es eines Tages doch noch auftaucht. Kasimir Edschmid interpretierte Büchners oben zitierte Briefäußerung dahingehend, daß er „zum mindesten druckfertige Niederschriften hatte anfertigen lassen und wahrscheinlich einem Verlag übergeben hatte. Diese wären dann verschollen“; und er hält es für möglich, „daß eines Tages noch ein sensationeller

23 S. Kapitel III. 5.

24 N, S. 40.

25 Ebd., S. 39.

26 Hans Jürgen Meinerts (Hrsg.): Georg Büchner. *Sämtliche Werke nebst Briefen und anderen Dokumenten*. – Gütersloh 1963, S. 489 f.

27 O[tilie] F[ranzos]: *Büchners verlorene Handschriften. Mit einem unveröffentlichten Brief seiner Braut*. – In: *Das Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung*, Nr. 198 vom 24. August 1928. Vgl. unten S. 292.

Fund gemacht wird. [...] Der Gepflogenheit nach hätte Büchner seine Stücke Freunden zum Abschreiben gegeben – und darüber ist er dann, falls dies tatsächlich so geschah, gestorben.“²⁸

4. Nachlaßsituation 1837

Es war gewiß keine leichte Aufgabe, die Minna Jaeglé übernahm, als sie sich, wahrscheinlich von den Eltern Büchners dazu autorisiert, um die Regelung der Nachlaßangelegenheiten bemühte: Der Hausstand mußte aufgelöst, die Habseligkeiten verteilt oder nach Darmstadt geschickt werden. Alles handschriftliche Material scheint sie an sich genommen zu haben, wobei übrigens nicht einmal auszuschließen ist, daß die Büchners irgendwann auch dies formell für sich beanspruchten und Minna allein Abschriften verblieben, die sie sich zuvor angefertigt haben könnte.

Als sie Ende Februar nach Straßburg zurückkehrte (am 7. März schickte sie August Stoeber seine an Büchner geliehenen „Bücher und Manuskripte“, wahrscheinlich die Quellen zum *Lenz*, zurück²⁹), dürften in ihrem Besitz gewesen sein:

A. MANUSKRIPTE POETISCHER WERKE

1. Das „ursprüngliche, von der Censur noch unverstümmelte, Manuscript von *Danton's Tod*“³⁰
2. Mehrere (auch Teil-)Handschriften von *Leonce und Lena* (ein- oder zweiaktige Fassung für den Cotta-Wettbewerb und jüngere dreiaktige Fassung)
3. Das „Fragment eines bürgerlichen Trauerspiels ohne Titel“³¹ [*Woyzeck*]
4. Das „Fragment einer Novelle“³² [*Lenz*] samt einer „Sammlung von Notizen“³³ dazu
- *5. Material zu den Hugo-Übersetzungen

* = Unsicherheitszeichen für vermutete oder erschlossene Mss.

28 Edschmid, S. 62. Spannend werden diese Überlegungen vor dem Hintergrund der in Kapitel III. 6 nachgezeichneten *Spuren nach Leipzig*.

29 Lehmann/Mayer, S. 186.

30 Aus der Verlagsankündigung der *Nachgelassenen Schriften* (s. u. S. 79).

31 *N*, S. 39.

32 Schulz, 1837, S. 71.

33 Schulz, S. 223.

B. PHILOSOPHISCHE MANUSKRIPTE UND EXZERPTE

1. Ms. *Geschichte der griechischen Philosophie*
2. Ms. *Cartesius*
3. Ms. *Spinoza*
- *4. „Lehrkurs über ‚die philosophischen Systeme der Deutschen seit Cartesius und Spinoza‘“³⁴

C. NATURWISSENSCHAFTLICHE SCHRIFTEN

- *1. „Lehrkurs“ über „vergleichende Anatomie“³⁵
- *2. Ms. *Mémoire sur le système nerveux du barbeau*
3. Ms. der *Probevorlesung* [„Über Schädelnerven“]

D. NICHT FÜR DEN DRUCK BESTIMMTE SCHRIFTEN

1. „Eine Art Tagebuch, das [...] reiche Geistesschätze enthält“³⁶
2. Briefe an Wilhelmine Jaeglé

E. SONSTIGES

1. Züricher „Inscriptions-Liste“

F. BRIEFE AN BÜCHNER

1. von Karl Gutzkow
2. von Caroline Büchner
3. von Ernst Büchner
4. von Eugen Boeckel
- *5. von weiteren Absendern (Wilhelm Baum, Wilhelm Büchner, Wilhelmine Jaeglé, Jean-Moÿse Lambossy, Alexis Muston, Georg Reuss, Johann David Sauerländer, Wilhelm Schulz, Adolph und August Stoeber, Société du Muséum d'histoire naturelle de Strasbourg, Polizeirat des Kantons Zürich, Dekanat der philosophischen Fakultät der Universität Zürich, Erziehungsrat des Kantons Zürich).

Dabei sollte beachtet werden, daß sich wahrscheinlich schon bald danach ein anderes Bild ergab. Den Gepflogenheiten der Zeit entsprechend, wären Briefe an Büchner auf Verlangen der Absender an diese zurückgegeben worden. Die Briefe Eugen Boeckels, die 1936 aus dem Besitz der Erben an die ZB Zürich geschenkt wurden, beweisen, daß Minna Jaeglé zumindest in diesem Fall so gehandelt hat. Auch andere der vermuteten Besitzer von Büchnerbriefen könnten demnach ihre eigenen Briefe wieder zurückerhalten haben. Hier ist vor

³⁴ N, S. 33.

³⁵ N, S. 37.

³⁶ So Caroline Schulz in ihren Tagebuchauszügen (Bergemann¹, S. 652; vgl. auch Schulz, 1837, S. 71).

allem an den Kreis der Straßburger Freunde zu denken (Baum, Lambossy, Muston, Stoebers).

In Darmstadt dürften dagegen verblieben sein:

G. FRÜHE POETISCHE ARBEITEN UND SCHÜLERSCHRIFTEN

1. (Mindestens) Vier Jugendgedichte
2. Schulreden und Aufsätze
3. Schulhefte und lose Blätter

H. BRIEFE

1. an die Familie
2. an einzelne Familienmitglieder

J. SONSTIGES

1. Zeugnis von Professor Joseph Hillebrand

K. BRIEFE AN BÜCHNER

1. von Eugen Boeckel
2. von Georg Reuss
3. von August und Adolph Stoeber
- *4. von der Familie
- *5. von weiteren Absendern (Jean-Moÿse Lambossy, Alexis Muston, Edouard Reuss).

5. Gutzkows Designation

Im Juli 1837 wurde Minna Jaeglé auf den fünf Monate nach Büchners Tod erschienenen Nachruf Karl Gutzkows (*Ein Kind der neuen Zeit*) im *Frankfurter Telegraph* aufmerksam. Er muß einen zwiespältigen Eindruck auf sie gemacht haben: So günstig sich Gutzkow auch über seinen ehemaligen Schützling äußerte – sein Aufsatz zeugte doch von mancher Unkenntnis. Seit die Korrespondenz im Juni 1836 ausgesetzt hatte, war Gutzkow ohne Nachricht über Büchner gewesen, was mehrere Irrtümer erklärte, u. a. daß er sich „mit einem Lustspiele, wo L e n z im Hintergrund stehen sollte“³⁷, getragen habe. Dennoch war Gutzkow, nicht zuletzt durch seine literarischen Verbindungen, natürlich der Geeignete, um einen Band Nachlaßschriften herauszugeben, mit dem er an seine eigenen Prophezeiungen bei der Besprechung von *Dantons's Tod* im *Phönix*³⁸ anknüpfen konnte. Unsicher war nur, ob ihm ein solches Projekt ohne weitere Zensurschwierigkeiten gelingen würde.

37 Gutzkow, 1837, S. 345.

38 *Literatur-Blatt* Nr. 27 vom 11. Juli 1835, S. 646.

Ende August 1837 muß ein entsprechender Brief Minnas abgegangen sein, in dem sie beides ausdrückte: ihr Vertrauen der Person Gutzkows gegenüber, dem sie „fertige Produktionen“ und „Fragmente“ in Aussicht stellte – und Befürchtungen, ein Projekt des im *Literaturblatt* von Menzel so übel gezeichneten Verfassers der *Wally* könne in der jetzigen Zeit Schiffbruch erleiden.³⁹

In seinem Antwortbrief vom 30. August zeigte Gutzkow sich von ihrem Vorschlag geradezu begeistert:

„Vertrauen Sie mir Alles an, was Sie von Büchner haben! Ich bin gewiß, daß ich das kleine Denkmal, was ich ihm schon zu setzen versuchte, damit noch zu einem größern, seines Namens würdigeren ausbauen kann. Sind wirklich noch Produktionen, fertige und Fragmente, vorhanden, haben Sie Briefe, die Sie einer fremden Discretion (aber der m e i n i g e n , der Discretion eines Freundes!) anvertrauen könnten, Briefe, aus denen sich Gemüthszustände und Ideen entnehmen ließen; so geben Sie mir dies Material; ich will es sichten, ordnen, und in die literarische Welt als ein Ganzes einführen! Einen Buchhändler werd' ich schon aufbringen, der mit mir gemeinschaftlich verführe. [...] Die Irrthümer, die ich aus Unkenntniß begieng, müßten Sie mir andeuten, überhaupt sich nicht die Mühe verdrießen lassen, mir bei der Arbeit behülflich zu seyn. Wollen Sie das? dann schicken Sie mir, was Sie haben; auch Büchners Züricher Dissertation, damit das Gemälde vollständig wird und auch bald begonnen werden kann. Die Censur ist allerdings ein Stein des Anstoßes; [...] allein da wir ein Buch geben und dies ohnedieß stärker als 20 Bogen werden dürfte, so wird sie milder verfahren. [...] Den Schluß Ihres Briefes betreffend, so muß ich wohl erröthen, wenn mir eine Dame sagt, daß sie das Morgenblatt mit seinem Beiblatt lese. Wie Sie an dem Schmerz, einen so theuern Freund verloren zu haben, leiden und er Ihnen immer unauslöschlich im Wege stehen wird, so hab' ich mein Kreuz zu tragen, den schlechtesten Ruf, den mir gewisse Feinde zu machen wußten und den ich im Augenblick, wo ich ihn erhielt, durch meine damals in der That excentrischen Schriften, die auf die Masse nicht berechnet und mir selbst vielleicht allein nur klar und werth waren, nicht einmal widerlegen konnte.“⁴⁰

Was Minna daraufhin an Gutzkow geschickt hat, wissen wir aus zwei Quellen, seinem Antwortbrief⁴¹ (s. u.) und dem späteren Bericht in der Essaysammlung *Götter, Helden, Don Quixote*: „die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Geliebten“, im einzelnen „ein vollendetes Lustspiel L e o n [c e] u n d L e n a [. . .] , sodann das Fragment des L e n z und ein Heft von Briefen“⁴², d. h. „Briefexcerpten“, ohne Ort und Datum⁴³. Außerdem muß Minna noch „Fragmente eines Drama“ (*Woyzeck*) erwähnt haben⁴⁴, wobei hier wohl die zeitraubende Entzifferung die gleichzeitige Mittheilung verhinderte, was sie entschuldigend geltend gemacht haben könnte.

39 Erschlossen aus Gutzkows Antwortbrief vom 30. August 1837 (Andler, S. 190 f.).

40 Ebd.

41 Andler, S. 191 f.

42 Gutzkow: *Götter*, S. 49.

43 Gutzkow an Minna Jaeglé, Frankfurt, 14. September 1837 (Andler, S. 192).

44 Vgl. ebd.

Unklar bleibt der Anteil Minna Jaeglés an der Textkonstitution. Bei den Briefen scheint der Fall eindeutig zu sein, da Ludwig Büchner 1850 auf die von Gutzkow nicht benutzten Abschriften zurückgreifen konnte und die undatierten Auszüge der Beschreibung im unten zitierten Brief entsprechen⁴⁵. Für den *Lenz* unterstelle ich, daß erst Minna im Zuge ihrer Abschrift aus dem Vorhandenen (Schulz spricht von einer „Sammlung von Notizen“, die der Ausarbeitung voranging⁴⁶) einen fortlaufend lesbaren Text geschaffen hat. Nach Hubert Gerschs Analyse hat Büchner die Arbeit am *Lenz* zu einem noch näher zu bestimmenden Zeitpunkt eingestellt. Auch Gutzkows Erstdruck überliefert noch „ein Gemisch von ausformuliertem und entwurfhaftem, zudem lückenhaften Text“⁴⁷, möglicherweise eine Kontamination von mehreren, sich überlagernden Handschriften, die auf verschiedenen Stufen der Werkentwicklung standen; beispielsweise nach dem Modell H¹, H² (Entwürfe), H³ (vorläufige Reinschrift). Wir kennen ähnliches vom *Woyzeck*, und selbst die Weimarer *Danton*-Handschrift ist nach meiner Feststellung zum Teil ein auf Lücke geschriebenes Mundum, in das nachträglich Passagen eingefügt worden sind⁴⁸. Solange sich keine Originalhandschriften des *Lenz* finden, müssen dies Vermutungen bleiben; dennoch könnte Minna Jaeglés Beschreibung der in ihrem Besitz befindlichen „Entwürfe und unvollendeten Notizen“⁴⁹ sehr wohl auf den *Lenz* passen. Gerschs Forschungen belegen ja in der Tat, daß diese Quellen Ludwig Büchner 1850 nicht zur Verfügung standen: Seine Edition geht auf Gutzkows Druck von 1839 zurück, der orthographisch und stilistisch mit dem Ziel „verbessert“ wurde, das Fragmentarische zu reduzieren und einer vollendeten Gestalt näher zu bringen.⁵⁰

Bei *Leonce und Lena* liegen die Dinge anders. Sowohl Schulz als auch Gutzkow sprechen von einem „vollendeten Lustspiel“⁵¹, das Minna Jaeglé aller Wahrscheinlichkeit nach in der autorintendierten Form abgeschrieben hat. Dabei wird es sich vermutlich um die Züricher Fassung des für den Cotta-Wettbe-

45 N, S. 281–287: „Briefe an die Braut, aus Gießen, 1833 und 1834“ (die Briefserie datiert realiter vom Frühjahr 1834). Vgl. auch S. 101 f.

46 S. Anm. 33.

47 Gersch, S. 108.

48 So ist z. B. Replik 493–504 (*HA* I, S. 59) erst nach der Reinschrift der Gesamtszene (III,6) eingefügt worden. Büchner ließ eine Lücke im Text frei, die aber für den Einschub nicht ausreichte; der Text ab Replik 501 („Strahlen dein Rückenmark“ u.s.w.) ist deshalb am Rand nachgetragen. Bergemann hat die Indizien nur zum Teil erkannt und gedeutet (Bergemann¹, S. 675, Anm. 1). Eine Autopsie der Handschrift würde vermutlich noch weitere überraschende Details aus der Textgenese zutage fördern – auch dies ein Versäumnis der bisherigen Forschung.

49 S. Anm. 27.

50 Gersch, S. 22 ff.

51 Gutzkow: *Götter*, S. 49; vgl. Schulz, 1837, S. 71.

werb als Ein- oder Zweiakter konzipierten Lustspiels gehandelt haben, von dem aber ebenfalls noch Handschriften vorhanden gewesen sein dürften.

Etwa eine Woche nach dem Empfang von Gutzkows Brief ging das von Minna Jaeglé zusammengestellte Konvolut als Paket an Gutzkow ab, der sich dafür am 14. September 1837 bedankte. Da es an andern authentischen Zeugen mangelt, die Auskunft über seine damaligen Pläne geben könnten, sei sein Brief fast vollständig wiedergegeben:

„Als ich das kürzlich angekommene Paquet erbrach, war es mir so ängstlich und feyerlich, als sollt' ich den Deckel von einem Sarge heben, und als in dem Moment (es war spät Abend) eine Musik unter meinem Fenster begann, dacht' ich, ein Geist rausche an mir vorüber und hielt lange inne, eh' ich an die Manuscripte gieng. Das Lustspiel las ich noch den selben Abend, und fand darin Büchners feinen Geist wieder, wenn ich auch voraussehe, daß es Dinge enthält, die im Druck entweder gemildert oder besser ganz übergangen werden. Die Art, wie ich diesen Nachlaß behandeln muß, tritt mir immer deutlicher entgegen. Ich will Alles, was wir von Büchner auffinden können, in meine Darstellung verweben, sodaß ich ihn überall da selbst reden lasse, wo seine Worte so eingerichtet sind, daß er sich ihrer dem Publikum gegenüber als der seinigen würde angenommen haben: das aber, was nicht für den Druck zunächst bestimmt war, verflecht' ich in meine Darstellung. Das schöne Buch von Mundt, Charlotte Stieglitz, wenn Sie es kennen, soll mir als Vorbild gelten, nur mit dem Unterschied, daß jener einen krankhaft weiblichen, ich aber einen gesunden männlichen Stoff habe.

Ohne Ihre Hülfe komm' ich natürlich zu keinem Ziele. Die Briefe sind mir vor allem wichtig. Sie sind so zart, so tief! Ich will davon öffentlich nur das benutzen, was auf seine Person geht. Für Sonstiges, was sie enthalten, ist die Zeit noch zu jung und frisch. Ueberaus wichtig aber ist, daß Sie mir an der Spitze der Briefexcerpte immer angeben wann und wo sie geschrieben sind, wo möglich auch, in welcher Stimmung, unter welcher Constellation von Hoffnungen, Schwierigkeiten und dergl.

Welche Fragmente eines Drama versprechen Sie noch?

Lenz ist ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte, den ich vollständig abdrucken lasse; denn von dieser Berührung mit Oberlin hat man bisher nichts gewußt.

Da ich Vollständigkeit unserm Denkmale geben möchte, da mir das bezweckte Buch als ein denkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte unsrer Zeit vorschwebt und ich nichts übergehen möchte, was dazu beytragen kann, Büchnern als einen Repräsentanten der modernen Bildung und der Jugend Deutschlands auftreten zu lassen, so will ich an die Freunde Büchners eine Aufforderung ergehen lassen, mir von ihm zu erzählen, was sie wissen und mir seine Briefe anzuvertrauen; außerdem will ich in dem nahen Darmstadt die Eltern besuchen und mich, wenn ich nur einige biographische Vortheile davon ziehe, gern den mir unbekanntem Gesinnungen dieser Familie aussetzen. Sollt' ich das Ganze in Berlin ausarbeiten, was gegen den Winter doch geschehen könnte, so würd' ich bereuen, die nächsten Anverwandten Büchners in meiner Nähe nicht um Rath gefragt zu haben. Die Mutter wird gewiß manches über den Knaben erzählen können, was für seine Zukunft, die ach, so früh abgeschnitten wurde, charakteristisch ist.

[...] Ich bitte Sie, mir rüstig im gemeinsamen Werke beizustehen. Geb' ich den Riß zum Ganzen, so sind Sie doch der eigentliche Werkmeister. Ich sehe mit Spannung Ihrer nächsten Sendung entgegen [...].“⁵²

Was Gutzkow in der Folge tatsächlich unternommen hat, wird sich nur schwer nachweisen lassen können. Schenkt man den Beteuerungen in seinem nächsten Brief Glauben, so ist er gleich und mit Eifer ans Werk gegangen: Er schrieb Büchners Eltern nach Darmstadt und bat um ein Treffen, bei dem man Näheres verabreden könne, ließ in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* eine öffentliche Aufforderung an „die Freunde des in Zürich verstorbenen Dr. Georg Büchner“ ergehen, ihn mit Material von und über Büchner zu unterstützen⁵³, und sondierte bei Sauerländer, ob der Verleger bereit wäre, ihm für den Nachlaßband die Rechte an *Danton's Tod* abzutreten.

Alle diese Pläne verliefen im Sande. Von Darmstadt kam nichts als Schweigen, auf sein Inserat in der *AZ* erhielt er nicht eine einzige Replik, und Sauerländer forderte für den *Danton* so viel Geld, daß Gutzkow die Lust an diesem Geschäft verlor. Dazu kam noch, daß von Minna Jaeglé nicht die versprochene Sendung mit *Woyzeck* und weiteren Briefen eintraf, was ihm am Ende zur willkommenen Entschuldigung dafür wurde, daß er den ursprünglichen ehrgeizigen Plan aufgeben mußte. Daß Minna ihre Zusage nicht einhalten konnte, hatte jedoch zwei außerhalb ihrer Verantwortung liegende Ursachen: zum einen und unmittelbar der Tod ihres Vaters im Oktober 1837 und die daraus resultierenden Verpflichtungen (dabei könnte die Versteigerung von Johann Jakob Jaeglés Nachlaßbibliothek⁵⁴ noch ein zusätzliches Indiz für damit zusammenhängende Probleme oder gar Erbstreitigkeiten sein); zum andern aber die 1838 mit einem Schlage veränderte Situation. Denn jetzt kam noch eine dritte Partei mit ins Spiel: die Büchners.

6. Die Rolle von Ernst Büchner

Die Büchners – das konnte 1838 nur heißen: Büchners Eltern, und wahrscheinlich genauer: der Vater. An ein Mitspracherecht der damals 23- (Mathilde), 22- (Wilhelm), 17- (Luise), 14- (Ludwig) bzw. 10½ jährigen (Alexander) Geschwister war damals noch nicht zu denken. Mit der Kooperationsbereitschaft des Medizinalrats Dr. Büchner aber konnte der Autor der *Wally* nicht rechnen, und er ahnte dies ja auch. Das mag ein Vorurteil sein; aber es entspricht nur zu genau

52 Andler, S. 191 f. Korrigenda, auch im folgenden, nach der Handschrift (GSA Weimar).

53 *Außerordentliche Beilage*, Nr. 464/465 vom 21. September 1837, S. 1857.

54 Vgl. *Catalogue des livres. Provenant de la Bibliothèque de feu M. Jaeglé, en son vivant pasteur à l'église de St.-Guillaume à Strasbourg*. La vente aura lieu à Strasbourg, le 15 Janvier 1838, à deux heures de relevée, en la demeure du Sieur Piton, place du Temple-Neuf n° 15, qui se charge aussi de commissions. – Strasbourg 1838.

der Reaktion Ernst Büchners auf den politischen Radikalismus seines Sohnes und dessen „Theilnahme an den politischen Umtrieben jener Zeit“⁵⁵. Ludwig Büchner erinnerte sich in dem 1885 pseudonym erschienenen *Neuen Hamlet*, einer Olla Potrida aus Lyrik, Prosa, Dramenfragmenten, Kritiken, Essays und autobiographischen Aufzeichnungen:

„Wie oft saß da der Vater zürnend und scheltend am Tische, während die Mutter weinend neben ihm stand oder saß“⁵⁶,

und Franzos konnte in seiner Biographie über die Zeit nach der Flucht schreiben, ohne daß Ludwig Büchner (wie so manches andere Mal) korrigierend eingegriffen hätte:

„so lange Georg lebte galt er ihm [dem Vater] als todt, er gewährte ihm keine Unterstützung, erkundigte sich nicht nach seinen Schicksalen, ja sogar sein Name durfte nie vor ihm genannt werden.“⁵⁷

Etwas davon verrät sich auch in dem Freud'schen Verschreiber des Vaters in seinem einzigen Brief, der uns überliefert ist:

„Darmstadt den 18ten Dezemb. 1836 / Lieber Georg! Es ist schon lange her daß ich nicht [!] persönlich an Dich geschrieben habe. [...]“⁵⁸

und in seiner Erklärung:

„Meine Besorgniß um Dein künftiges Wohl war bisher noch zu groß und mein Gemüth war noch zu tief erschüttert, durch die Unannehmlichkeiten alle, welche Du uns durch Dein unvorsichtiges Verhalten bereitet und gar viele trübe Stunden verursacht hast [...]“⁵⁹

Dieser Vater, der als praktischer Arzt in der kleinen Residenz Darmstadt wahrscheinlich auch sein Teil zu leiden hatte, konnte sich über neue Publizität, ein erneutes Aufflackern des Skandals um seinen Sohn begrifflicherweise nicht freuen; schon gar nicht, wenn ein jungdeutscher Sensationsschriftsteller – als der Gutzkow vorläufig noch galt – sich für ihn stark machte. Georg war als Dr. phil. und Dozent für vergleichende Anatomie gestorben – wenn überhaupt, dann sollte er mit diesem Titel in die Annalen der Geschichte eingehen, nicht

55 Carl Ludwig [d. i. Ludwig Büchner]: *Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten*. – Zürich 1885, S. 190 (Aus der „Selbstbiographie“).

56 Ebd.

57 F, S. CLXIII.

58 HA II, S. 500.

59 Ebd.

aber als sozialistischer Verschwörer oder als Dramenautor im Schlepptau eines Jungdeutschen. Übrigens gibt auch Franzos dies als Ursache für das Scheitern der ursprünglichen Abmachung an, wobei er sich auf mündliche Informationen Ludwig Büchners beruft⁶⁰.

7. Georg Zimmermann

Aus Gutzkows unten (S. 71 f.) ausführlich zitiertem Brief, der auf ein entsprechendes Schreiben Minnas antwortet, läßt sich entnehmen, daß inzwischen ein anderer Bewerber für den geplanten Nachlaßband aufgetreten war: Georg Zimmermann⁶¹, ein Schulfreund Büchners aus der gemeinsamen Darmstädter Gymnasialzeit und wie dieser Mitglied jenes „Primanerzirkels“, der sich nach der Schule in freier Natur zur gemeinsamen Lektüre schöner Literatur (besonders Shakespeares) zu treffen pflegte⁶².

Luise Büchner erinnerte sich 1877:

Gutzkows Plan, „eine Biographie von Georg heraus[zuge]ben [...] zerschlug sich damals an der Dazwischenkunft von G. Zimmermann, der als intimer Freund von Georg sich zum Biographen für geeigneter hielt, was auch Gutzkow, soviel ich mich entsinne, anerkannte. Bei dem zerfahrenen Wesen von G. Zimmermann wurde schließlich aus der ganzen Sache nichts [...]“⁶³

Klingt dies auch mehr nach einer Eigeninitiative Zimmermanns, so wäre dennoch nicht ganz auszuschließen, daß Ernst Büchner selbst den Schulfreund seines Sohnes ins Spiel gebracht hatte. Man darf unterstellen, daß dessen Lebensabriß seinen Vorstellungen weit mehr entsprochen hätte als die Biographie

60 Da Franzos' Darstellung, wie noch nachzuweisen sein wird, von offensichtlichen Falschheiten, Unstimmigkeiten und Verdrehungen wimmelt, wird sie hier nicht weiter herangezogen.

61 Georg Zimmermann, geboren am 24. Februar 1814 in Darmstadt, gestorben am 4. März 1881 in Gießen. Sohn eines „Kriegs-Secretairs“, Zwillingsbruder von Friedrich Z., studierte seit 1831 zunächst Jura in Heidelberg, ab 1833 in Gießen Theologie und Philologie. 1839 Promotion zum Dr. phil. und Habilitation als Privatdozent für historische Theologie und deutsche Literatur. 1843 Gymnasiallehrer in Worms, ab 1858 in Darmstadt, 1863–1877 a. o. Honorarprofessor für Ästhetik und deutsche Literatur in Gießen. Literaturhistoriker (*Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit.* – Frankfurt/M.: J. D. Sauerländer 1871), unter dem Pseudonym Georg Wilhelm auch Dichter. Er ist möglicherweise der ungenannte „Jugendfreund“, dem Franzos diverse Mitteilungen verdankte (s. Kapitel I. C. 17).

62 Vgl. Ludwig Wilhelm Lucks Erinnerungen (Auszüge bei Bergemann¹, S. 629 ff.).

63 Luise Büchner: [Notizen für Franzos] (Beilage zu einem Brief von Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 7. April 1877, der in der StuLB Wien aufbewahrt wird, I. N. 111.495), GSA Weimar, I, Ib.

Gutzkows, der ja schon eine entsprechende Probe gegeben hatte, zumindest war sie kalkulierbarer, vielleicht manipulierbar.⁶⁴

Im Juni 1838 war Minna Jaeglé zu Besuch in Darmstadt, Gutzkows Briefadresse⁶⁵ beweist es. Sie muß versucht haben, ihn zuvor in Frankfurt zu sprechen, was darauf hindeutet, daß sie den Kontakt nicht abreißen lassen wollte. Aber ihr Besuch war vergeblich, Gutzkow war – aus Frankfurt abgeschoben – schon Ende des vergangenen Jahres nach Hamburg umgezogen, wo er nun im Verlag von Julius Campe den *Telegraph für Deutschland* herausgab, der bis 1843 sein wichtigstes publizistisches Forum sein sollte⁶⁶.

8. Gutzkows Resignation

So waren die beiden wichtigsten Partner voneinander abgeschnitten. Gutzkow rätselte noch eine Weile, weshalb man ihn ganz ohne Nachricht ließ, um schließlich das zu tun, wozu er aus eigenen Kräften imstande war. Unter den gegebenen Umständen war es wohl das beste, was er machen konnte. Andererseits konnte er sich seither nicht mehr von dem Verdacht befreien, mit dem ihm anvertrauten Nachlaß fahrlässig umgegangen zu sein. Wilhelm Schulz beispielsweise, mit Gutzkow auch persönlich bekannt⁶⁷, berichtete am 3. April 1838 einigermaßen bestürzt an August Stoeber:

„Von unsers Freundes Büchner lit Nachlasse ist noch nichts erschienen. Gutzkow hat denselben schon seit Jahr u. Tag in Händen, aber noch ist nichts zu Tage gekommen.“⁶⁸

Es ist geradezu tragisch, daß unter ausdrücklicher Berufung auf angebliche – vielleicht eben diese? – Verfehlungen Gutzkows u. a. wahrscheinlich mehrere Briefe Büchners vernichtet wurden, als Schulz' zweite Frau Kitty nach dem Tod ihres Mannes (1860) dessen gesamte Korrespondenz verbrannte⁶⁹. Der Freiligrathbiograph Wilhelm Buchner (Sohn des Darmstädter Juristen und Literaten Karl B.) hatte sie in ihrem Wohnort Zurzach aufgespürt und, wie wir aus einem

64 Zimmermann selbst hat sich dazu nicht geäußert, auch nicht bei Gelegenheit seiner Rezension von F (s. Kapitel II. C. 3).

65 „Fräulein M. Jaeglé, beim Herrn Medizinalrath Dr. Büchner in Darmstadt“ (Andler, S. 192).

66 Vgl. DHA IV, Erläuterungen zu S. 301, 41.

67 Gutzkow: *Rückblicke*, S. 57 f.

68 Lehmann/Mayer, S. 186, unter Vergleichung einer von Th. M. Mayer zur Verfügung gestellten Kopie der Handschrift.

69 Vgl. Grab, S. 364.

Bericht von Freiligraths Witwe an Gottfried Keller vom 29. Dezember 1883 wissen, „nach geraumer Weile, einen langen Brief von ihr erhalten, in dem sie bekennt und in diesem Fall bedauert, daß sie alles Schriftliche aus dem Nachlaß ihres Mannes den Flammen übergeben habe. Sie motiviert auch diese Tat oder Untat mit einem Ärger über Gutzkow“. Allerdings war Ida Freiligrath „der Zusammenhang, der mir überhaupt sehr lose schien“, inzwischen „entfallen“⁷⁰.

Gottfried Keller antwortete darauf am 1. März 1884, daß auch er von dem Autodafé gehört habe, dessen Begründung ihm schleierhaft bliebe:

„Was der selige Gutzkow hieran gesündigt haben soll, ist mir auch ein Rätsel, denn er war seit länger als vierzig Jahren außer allen Beziehungen und hat überhaupt nie einen Konflikt mit Schulz gehabt“⁷¹.

Armer Gutzkow! Wenngleich man seine Editionspraxis insgesamt als unzureichend charakterisieren muß, so ist er doch schon wenige Wochen nach Schulz' monierendem Brief an August Stoeber tätig geworden. Er vervollständigte seinen Nekrolog vom Juli 1837 durch die Stellen, die ihm der neue Frankfurter Zensor gestrichen hatte, und nahm ihn unter verändertem Titel in seine Aufsatzsammlung *Götter, Helden, Don Quixote*⁷² auf; ließ im Mai 1838 während der Abwesenheit des Verlegers Szenen aus *Leonce und Lena* im *Telegraph* abdrucken und brachte dort im Januar 1839 das ganze *Lenz-Fragment*⁷³.

Minna Jaeglé auf der anderen Seite war nach der Aufkündigung der Abmachung durch Ernst Büchner nun ohne Rückendeckung. Der Besuch in Darmstadt diente wohl vor allem dazu, sie von dessen Ansichten zu überzeugen. Was genau verabredet wurde, wissen wir nicht; auch der Brief, den sie daraufhin (unter den Augen des Vaters?) geschrieben hat, ist nicht überliefert. Aus Gutzkows Antwort läßt sich aber entnehmen, daß sie ihm zum einen Vorwürfe machte, sein Versprechen einer Monographie nicht eingelöst zu haben, zum andern rundheraus erklärte, daß die Biographie Büchners nun von Zimmermann geschrieben würde. Gutzkow antwortete darauf am 26. Juni 1838:

„Ihr langes Stillschweigen hatte mir Veranlassung zu verschiedenen besorgten Vermutungen gegeben. Besonders redete sich mir der Gedanke ein, daß meine in der A. Z. im

70 Gottfried Keller: *Gesammelte Briefe*. In 4 Bd. hrsg. von Carl Helbling. – Bern 1951, Bd. 2, S. 362 f. Dem zum Trotz ist aus Schulz' Nachlaß später immerhin noch ein Manuskript mit Gedichten von Gottfried Keller aufgetaucht, damals im Besitz von Paul F. Wild in Zürich (vgl. Adolf Frey [Hrsg.]: *Gottfried Kellers Frühlyrik*. – Leipzig 1909). Meine diesbezüglichen Recherchen blieben allerdings ergebnislos.

71 Ebd., S. 363.

72 *Georg Büchner*. – In: Gutzkow: *Götter*, S. 21–50.

73 Vgl. Kapitel I. A. 3 und 4.

vorigen Jahre gemachte Aufforderung wegen des Büchner'schen Nachlasses, die leider ohne allen Erfolg gewesen ist, vielleicht bei Verwandten und Freunden des Verstorbenen die Besorgniß rege gemacht haben dürfte, als würde grade durch m e i n e n Namen dem Andenken des Verstorbenen ein zu entschiedenes und beinahe parteiisches Gepräge aufgedrückt werden. Die Vorstellung ferner, daß Büchners Eltern meinem Unternehmen nicht günstig sein möchten, die durch das Stillschweigen von Darmstadt aus nur noch genährt wurde, lähmte mich, ich gesteh' es, in dem Eifer, für die verabredete Sache zu wirken. Ganz verlassen von jeder weitem Anregung durch Sie selbst, that ich, was ich selbst nach den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln für den Freund thun zu können glaubte. Ich nahm meinen Ihnen bekannten Nachruf an Büchner in die soeben erschiene Sammlung einzelner Aufsätze: G ö t t e r , H e l d e n , D o n - Q u i x o t e auf, vervollständigte hier Einiges, was mir die Censur in Frankfurt verstümmelt hatte, und ließ in den Mainummern des Telegraphen diejenigen Stellen aus Leonce und Lena abdrucken, die mir für ein Zeugniß von Büchners poetischen Gaben erheblich schienen. Ich konnte das ganze Lustspiel nicht mittheilen, weil Büchner es in der That ein wenig zu schnell hingeworfen hat und als G a n z e s es selbst seine Freunde nicht würde befriedigt haben. So denk' ich auch noch mit den Bruchstücken des L e n z auf den Seligen zurückzukommen und in dieser Weise seinem Gedächtnisse zu opfern, wessen ich eben habhaft werden konnte. Die gehofften Notizen und Materialien blieben aus: was konnte ich thun und vorbereiten?

Ohnedieß ist es mir etwas schwer geworden, wenigstens in Frankfurt einen Verleger für ein größeres Unternehmen zu finden. Ich wollte Sauerländer veranlassen, den Danton für das Projekt beizusteuern; doch setzte er sich aufs hohe Pferd und wollte viel Geld dabey verdienen. Ich meine nun, ob noch etwas geschehen kann, hängt lediglich von Herrn Zimmermann ab. Ich weiß nicht, ob seine Biographie umfangreich ist: ob sie nicht vielleicht sich in den Spalten meines Journals unterbringen ließe? Die Bruchstücke vom Lenz und das wirklich nur flüchtig gearbeitete Lustspiel (es thut mir weh, so sagen zu müssen und ich bitte, mein Urtheil nicht lieblos zu schelten) sollten wir nicht als Veranlassung einer besondern Herausgabe benutzen, die Materialien, um welche ich öffentlich bat, sind ausgeblieben; nun mag Herr Zimmermann entscheiden, dem ich Sie bitte meine Ansichten mitzutheilen und dabei zu bemerken, daß mir eine Einsicht in seine Arbeit ungemein erwünscht wäre.

Sollten Sie wieder nach Fft kommen, so unterlassen Sie nicht, einen erneuten Versuch bei meiner Schwiegermutter zu machen [...].

Rechnen Sie in Allem, was Sie betreffen und anregen könnte, auf das geheime Band, durch welches ich mich an Sie gebunden fühle, nicht bloß auf diese allgemeine Hochachtungsversicherung, mit welcher man die Briefe schließt. [...]⁷⁴

Der Brief trägt außerdem noch die Nachschrift:

„Beifolgende Briefe bitte gütigst zurückgeben zu wollen“⁷⁵,

was man vielleicht dahingehend interpretieren könnte, daß sich Minna (im Auftrag des Vaters oder G. Zimmermanns?) die an Gutzkow gerichteten Briefe

74 Andler, S. 192 f.

75 Ebd., S. 193.

Büchners erbeten hatte, damit sie in die Biographie verwoben werden konnten, und Gutzkow nun ihrem Wunsch entsprach.

Das Projekt scheiterte, ob wirklich an dem „zerfahrenen Wesen“ Georg Zimmermanns⁷⁶ oder aus andern, z. B. finanziellen Gründen (wie Franzos zu wissen behauptete⁷⁷), muß offenbleiben. Vielleicht geschah es letztlich doch aus Rücksicht auf die Familie, denn Ludwig Büchner mochte selbst 1850 die „eigenthümlichen Verhältnisse“, die damals „machten, daß das Unternehmen liegen blieb“, noch „nicht erörtern“⁷⁸ – und zwar vermutlich deshalb nicht, weil die zentrale Figur zu dieser Zeit noch lebte: Ernst Büchner starb erst 1861.

9. Nachlasssituation der vierziger Jahre

Fazit: Die Nachlaßedition war nicht nur nicht zustande gekommen, im Gegenteil hatten die diesbezüglichen Bemühungen insgesamt eher Schaden angerichtet, als daß sie wenigstens einer künftigen Ausgabe hätten den Weg bereiten können. Handschriften und Briefe blieben auf verschiedene Besitzer verstreut, deren Beziehungen für immer durch das gescheiterte Projekt geprägt waren. Dazu kam noch eine spezielle Verwicklung, die man nicht anders als tragisch bezeichnen kann, denn dem zugrundeliegenden Vorgang verdanken wir immerhin ein paar Briefe, die zum schönsten gehören, was die Briefkultur des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, und deren unberechtigte Publikation andererseits doch jener unverzeihlichen „Felonie“ entspricht, vor der Heinrich Heine in der Vorrede zu den *Memoiren* s e i n e künftigen Editoren mit Nachdruck gewarnt hat. Die „geringen Auszüge aus den Briefen von M. Jaegle“ und die „Vorarbeiten“ für eine Biographie⁷⁹ behielt Gutzkow zwar zunächst in Händen und nahm sie mit nach Hamburg; sie kehrten aber 1842 über Frankfurt ins Elternhaus des Briefschreibers nach Darmstadt zurück – fatalerweise, da sie dafür nicht bestimmt gewesen waren und Gutzkow versprochen hatte, „öffentlich nur d a s “ zu „benutzen“, was sich auf Büchner selbst bezog⁸⁰, nicht aber auf sein Verhältnis zu seiner Braut – so hatte sie es wohl von ihm verlangt. Diese Indiskretion hat Minna den Büchners zeitlebens übelgenommen.

Was mit den Abschriften von *Leonce und Lena* und *Lenz* geschah, nachdem Gutzkow 1838 bzw. 1839 die Texte gedruckt hatte, ist unsicher. Vielleicht gin-

76 A. a. O. (s. Anm. 63).

77 *DD*, S. 201 (s. aber Anm. 60!).

78 *N*, S. 49.

79 A. a. O. (s. Anm. 63).

80 Gutzkow an Minna Jaeglé, 14. September 1837 (Andler, S. 192).

gen die Manuskripte beim Verlag verloren, vielleicht erhielt Gutzkow sie zurück; möglich ist auch, daß sie sich 1842, wie Minnas Briefabschriften, ebenfalls in Gutzkows Bücherkisten wiederfanden. Überliefert sind sie nicht. Vom *Danton* war zunächst überhaupt kein Manuskript mehr vorhanden; es fand sich erst 1850 bei Büchners Braut⁸¹. Und ob sich damals der *Woyzeck* und die Fassung letzter Hand von *Leonce und Lena* schon in der Hand der Familie befanden, kann nur vermutet werden. Der Nachlaß war, kaum zwei Jahre nach des Autors Tod, bereits heillos zersplittert. Zudem hatte die Weigerung Ernst Büchners, mit Gutzkow zu kooperieren, diesem die Lust und die Möglichkeit genommen, die bereits in Aussicht gestellte Büchnerausgabe tatsächlich erscheinen zu lassen, was vielleicht der Grund dafür war, daß Gutzkow nach 1839 keine Zeile mehr über Büchner geschrieben hat, wenn man von der privat geäußerten Meinung über *Woyzeck*⁸² absieht.

Die Kontakte zwischen Minna Jaeglé und den Büchners blieben dagegen bis 1850 erhalten. Aus den spärlichen Zeugnissen über diese Zeit läßt sich wenigstens schließen, daß sie zunächst noch regelmäßig nach Darmstadt zu Besuch gekommen ist und anscheinend wie eine Tochter behandelt wurde. Im Frühjahr 1843 nahm sie bei den Büchners an einem Maskenball teil, 1845 war von einem bevorstehenden Besuch zu Ostern die Rede⁸³. Umgekehrt holte Ludwig Büchner, der im Wintersemester 1844/45 in Straßburg Medizin studierte, zuvor bei Minna brieflich Rat ein und besuchte sie dann wohl auch des öfteren⁸⁴. Bei einer dieser Gelegenheiten schenkte sie ihm das *Spinoza*-Manuskript seines Bruders, der Vermerk auf der Handschrift läßt daran keinen Zweifel: „à Louis. Le 4 Décembre 1844“⁸⁵.

Georgs Bruder hat es in der ihm fremden Stadt jedoch nicht lange ausgehalten. Edouard Reuss erinnert sich später, daß „im Winter“ 1844/45 Ernst Büchner „auch seinen zweiten Sohn, Louis, zu uns herüber geschickt“ hatte,

„aber schon nach wenigen Monaten war derselbe, beim weitem seinem verstorbenen Bruder nicht ebenbürtig, wieder davon gelaufen“^{85a}.

Zurück in Darmstadt, faßte der Einundzwanzigjährige in einem Brief vom Februar 1845 seine Impressionen von der Stadt, in der sein Bruder ein Jahrzehnt

81 S. Anm. 30.

82 S. Kapitel I. A. 5.

83 Ludwig Büchner an Minna Jaeglé, Darmstadt, Februar 1845 (GSA Weimar, Büchner, N 4).

84 Vgl. Ludwig Büchner an Minna Jaeglé, Darmstadt, 31. September 1844 (GSA Weimar, Büchner, N 4).

85 Nach Bergemann¹, S. 744, Anm. 3, der die Worte allerdings als fingierten Verfasservermerk interpretiert.

85a Edouard Reuss: *Erinnerungen aus meinem Leben*, XIII, 25, S. 303.

zuvor die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht hatte, stichwortartig zusammen. Diese Parataxe von Reminiszenzen gehört zum poetischsten, was Ludwig Büchner in seinem Leben geschrieben hat:

„Manchmal denke ich, ungefähr so wie man im Traume denkt, ich sei in Straßburg gewesen, dann sehe ich im Geiste die Eisenbahn, das Münster, die Douane, die alterthümliche Stadt, die enge Schustergasse⁸⁶, ein Haus mit einer Schelle und einem Portier, eine Wendeltreppe, eine behäglich Wohnung, die Stühlchen und die Rechenmaschine, die kleine Minna, die schöne Madam Schmidt, den stummen Onkel; dann steigen aus der dunkeln Tiefe die Geister eines Reuß'schen Ehepaars⁸⁷, eines Baum und Böckel⁸⁸ auf, dann sehe ich wieder meine Restauration und den Knoblauchsalat, oder d Salle d'anatomie oder eine Wohnung auf dem alten Fischmarkt u.s.w.“⁸⁹

Zu dieser Zeit, Mitte der vierziger Jahre, dachte niemand mehr an das Projekt einer Büchneredition. Auch Minnas Kontakte zu Wilhelm Schulz (desgleichen die zumindest denkbare Bekanntschaft mit Georg Herwegh⁹⁰), der über gutfunktionierende Verlagsverbindungen verfügte, mündeten in kein entsprechendes Publikationsvorhaben – vielleicht ein Indiz dafür, daß der Vater derartige Pläne erfolgreich zu unterbinden verstand.

10. Entstehungsgeschichte der *Nachgelassenen Schriften*

Mit dem Revolutionsjahr 1848 änderte sich die Lage schlagartig. Ludwig Büchner war jetzt vierundzwanzig, sein Bruder Alexander immerhin zwanzig Jahre alt. Beide waren als Studenten in Gießen politisch aktiv, gehörten zum Kreis der Radikalen um August Becker und Rudolf Fendt. Jener, seinerzeit einer der engsten Vertrauten Georg Büchners, war aus der Schweiz in seine hessische Heimat zurückgekehrt, wo er nun an die Bauernagitation der dreißiger Jahre wieder anknüpfte, für die er diesmal breitere Unterstützung fand. Die Brüder Büchner wurden noch in Gießen Mitglieder des ‚Republikanischen Clubs‘, einer demokratischen Vereinigung, der hauptsächlich Studenten (z. B. die beiden Hillebrand-Söhne Karl und Wilhelm), aber auch junge Bürger angehörten⁹¹. Ihr

86 Minna wohnte rue des Cordonniers Nr. 8 im Haus von Charles Schmidt und seiner Familie.

87 Edouard und Julie Reuss, geb. Himly (s. Kapitel III. 1).

88 Georg Büchners Straßburger Freunde.

89 A. a. O. (s. Anm. 83).

90 S. Anm. 9.

91 Fendt, S. 90.

Publikationsorgan war der von August Becker redigierte *Jüngste Tag*, ein Blatt, „in dem wir“, wie Rudolf Fendt später berichtete, „mit burschikoser, oft cynischer Rücksichtslosigkeit gegen Alles, was ‚faul war im Staate Dänemark‘, voringen“. Es „war bald die gefürchtete Geißel der oberhessischen Bürokratie und das stets offene Organ für die Beschwerden unsrer Bürger und Bauern.“⁹²

Sie versuchten sich auch als Redner in Volksversammlungen, und beide wurden zu „demagogischen“ Lokalberühmtheiten: Alexander, indem er durch seine justizkritische Weidig-Novelle, geschrieben für die Beilage zum *Jüngsten Tag*, zum Gegenstand eines „Preßprozesses“ wurde⁹³; Ludwig, der als der Ältere nicht nur zum Rottenführer der Gießener Bürgerwehr avancierte, sondern auch auf dem ersten Kongreß der demokratischen Vereine Oberhessens am 2./3. September 1848 als einer der Schriftführer fungierte und August Becker zum Vorparlament nach Frankfurt begleiten durfte, worüber beide in Korrespondenzartikeln berichteten⁹⁴. Auch die nähere Bekanntschaft mit Wilhelm Liebknecht, Karl Ohly und Karl Heinzen datierte wohl aus dieser Zeit.

Daß sich besonders die beiden Büchner-Verehrer Fendt⁹⁵ und Becker, vielleicht noch weitere ehemalige Studienfreunde und ‚Menschenrechter‘ (Heinrich Ferber, Jakob Friedrich Schütz⁹⁶) für eine Sammlung seiner Schriften ausgesprochen haben könnten, ist eine naheliegende Vermutung.

Wann das Unternehmen tatsächlich in Angriff genommen wurde, läßt sich den Quellen nicht ganz exakt entnehmen. Da gibt es, als Hinweis auf 1847, den Antwortbrief Eduard Dullers⁹⁷ auf ein – nicht überliefertes – entsprechendes Schreiben des *Danton*-Verlegers Sauerländer, der sich offenbar unter dem Datum des 9. Juni nach dem Verbleib der Druckvorlage von *Danton's Tod* erkundigt hatte. (Ein bisher unbekannter Brief Ludwig Büchners an Gutzkow vom Juni 1850, s. u. S. 78 f., zeigt, daß man des gesuchten Manuskripts bis dahin immer noch nicht hatte habhaft werden können.) Da Ludwig und Alexander Büchner jedoch erst im Frühjahr bzw. Sommer 1848 in Gießen ihre medizinischen Fakultätsexamina hinter sich brachten, um danach ins Elternhaus nach Darmstadt zurückzukehren⁹⁸, wird man den Beginn der Edition kaum vor 1848 ansetzen können.

92 Ebd., S. 89 f.

93 Vgl. Alexander Burger: *Alexander Büchners Preßprozeß*. – In: *Volk und Scholle*, Darmstadt, 6 (1928), S. 236–239.

94 Alexander Büchner: *Vorwort*, S. XIII.

95 S. vorläufig *GBJb* 1 (1981), S. 109.

96 Zu Ferber s. *GBJb* 1 (1981), S. 278, Anm. 8; zu Schütz ebd. S. 277, Anm. 1; vgl. Rudolf Fendts Bericht über den Verlauf der Kranichsteiner Volksversammlung vom 21. Juli 1848 (Vorsitzender: Heinrich Ferber, unter den Rednern: J. F. Schütz), Fendt, S. 111.

97 Eduard Duller an J. D. Sauerländer, Darmstadt, 21. Juni 1847 (GSA Weimar, II, Nr. 564).

98 Alexander Büchner: *Vorwort*, S. XIV.

Ob zu den genannten Motiven noch finanzielle Beweggründe kamen, wie Franzos später unterstellte⁹⁹, muß offen bleiben, ein Beweis dafür hat sich nicht finden lassen. In einer editorischen Notiz am Ende seiner biographischen Einleitung knüpft Ludwig Büchner demgegenüber an das gescheiterte Nachlaßprojekt von 1837/38 an, um dann zu erklären:

„Heute, wo die Zeit so Vieles aus dem Wege geräumt und einen versöhnenden Schleier über Anderes geworfen hat, hielten wir es für unsere Pflicht, sowohl gegen das Publikum, als gegen die Manen des Verstorbenen, diese Lücke auszufüllen.“¹⁰⁰

Tatsächlich empfand ja z. B. Wilhelm Schulz die *Nachgelassenen Schriften* seines Freundes als „Labsal für schwer geprüfte Demokraten“¹⁰¹; und so verwundert es eigentlich, daß die Ausgabe, die immerhin erst in der postrevolutionären, reaktionären Ära erschien, nicht als subversiv erkannt und auf den Verbotsindex gesetzt wurde. Allerdings bedeutete das Jahr 1850 auch noch keine solche Zäsur, wie man zunächst annehmen könnte. Ehe zu Beginn des Jahres 1854 jene Friedhofsruhe eintrat, in der die Entwicklung und die Organisation der politischen Arbeiterbewegung stagnierte, war es der feudalen Reaktion trotz massivster Unterdrückungsmaßnahmen nicht gelungen, allen revolutionären Kampfgeist zu vertreiben. Noch bis 1853 sind von fast jedem größeren Ort nahezu wöchentlich Anzeichen revolutionärer Agitation nachzuweisen, und es war die bange Sorge der Behörden, daß es in dieser Stimmung plötzlich von neuem losgehen könne.

Andererseits waren die Verschweigung des Herausgebernemens, die radikalen Streichungen im *Hessischen Landboten* und die Fortführung von Gutzkows *Danton*-Zensur (s. u.) natürlich Konzessionen an die Zeitumstände, ohne die die Ausgabe wohl nicht hätte produziert und vertrieben werden können.

Bleibe noch zu klären, welche Interessen den Sauerländer-Verlag bestimmt haben können, sich auf das Projekt einzulassen. Möglicherweise versprach man sich von den *Nachgelassenen Schriften* des Dichters der Revolution (für den Büchner in der Tat längst galt) einen Bestseller, nachdem revolutionäre Tendenzstücke von viel minderer Qualität als der *Danton* schlagartig die Spielpläne der Theater erobert hatten und selbst Rezitationen von Lesedramen über die Französische Revolution noch jedesmal volle Kassen garantierten: der Erfolg von Robert Griepenkerls *Maximilian Robespierre* ist das beste und zugleich ein exakt dokumentiertes Beispiel dafür.¹⁰²

⁹⁹ DD, S. 201.

¹⁰⁰ N, S. 49.

¹⁰¹ Schulz, S. 210.

¹⁰² S. hierzu Otto Sievers: *Robert Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre“*. Biographisch-kritische Skizzen. – Wolfenbüttel 1879.

In den Mittelpunkt seiner Werbung stellte der Verlag denn auch den Hinweis auf das unzensierte Originalmanuskript von *Danton's Tod* (s. u.), was nach dieser Argumentation nur folgerichtig ist. Daß die vormärzliche „Ruine einer Verwüstung“¹⁰³, wie Gutzkow den *Danton* von 1835 selbstkritisch bezeichnet hatte, auch im Nachmärz nur unbedeutend restauriert wurde, blieb den Zeitgenossen unbekannt.

11. Das Originalmanuskript von *Danton's Tod*

Bei der Beschaffung der Druckvorlage von 1835, nach der man den authentischen Wortlaut des Dramas wiederherstellen wollte, ergaben sich jedoch Schwierigkeiten. Der Verlag hatte nicht in Erfahrung bringen können, wer sie besaß; Sauerländer war von Duller seinerzeit an Gutzkow verwiesen worden. Im Brief des *Phoenix*-Redakteurs, der vom 21. Juni 1847 datiert, heißt es unter anderem:

„Was nun Ihre gef. Anfrage wegen des Originalmanuskripts von Büchners ‚Danton's Tod‘ betrifft, so kann ich Ihnen leider dasselbe nicht übergeben, und zwar aus dem Grunde, weil der Druck der Bruchstücke aus *Danton* im *Phoenix* gerade während meiner Abwesenheit v. 26. März bis 7. April 1835 (meiner Verheirathung in Trier u. Hochzeitsreise) vorgenommen wurde. Wenn ich nicht irre, hatte wohl Gutzkow während meiner damaligen Abwesenheit die Redaction (doch möcht' ichs nicht bestimmt behaupten); war dies der Fall, so möchte sich das Originalmanuskript vielleicht bei ihm vorfinden.“¹⁰⁴

An Gutzkow persönlich heranzutreten, scheute sich der ehemalige *Phoenix*-Verleger damals offensichtlich noch. So dauerte es bis zum Sommer 1850, wo sich Ludwig Büchner im Auftrag Sauerländers nun in dieser Sache an Gutzkow wandte. Er wollte außerdem geklärt wissen, ob Sauerländer etwa das „unbedingte“ Verlagsrecht am *Danton* besäße.

Ludwig Büchners Schreiben hat folgenden Wortlaut:

„Darmstadt, 7/6 50.

Geehrtester Herr!

Ich stehe in diesem Augenblick mit Herrn Sauerländer in Frankfurt in Unterhandlung wegen der Herausgabe des Nachlasses meines Bruder's *Georg*. Ich bin so frei, Sie in dieser Angelegenheit mit einer kleinen Bitte zu belästigen. Da es sich natürlich jetzt darum handelt, den ‚*Danton*‘ so erscheinen zu lassen, wie er ursprünglich geschrieben wurde, so ist

103 Gutzkow, 1837, S. 338.

104 A. a. O. (s. Anm. 97).

es mir von größtem Interesse zu wissen, ob und wo sich das *Manuscript* desselben finden läßt, vielleicht sind Sie im Stande und haben die Güte, mir Auskunft darüber zu ertheilen. Sollten Sie vielleicht selbst im Besitze desselben sein, so bäte ich Sie, mir dasselbe recht bald per Post zukommen zu lassen. Von nicht geringem Interesse ist mir die Frage, ob und unter welchen Bedingungen der Vertrag mit Sauerländer bezüglich Danton's geschlossen wurde, und namentlich, ob Sauerländer das unbedingte Eigenthum desselben besitzt oder genöthigt ist, bei einer allenfallsigen Wiederauflage oder einem zweiten Druck sich vorher mit uns zu benehmen? Da Sie selbst diese Sache damals besorgt haben, so sind Sie wohl wenn Sie sich dessen noch erinnern, im Stande, mich etwas Näheres darüber wissen zu lassen. Wichtig ist hierbei auch zu wissen, ob damals ein *schriftlicher Contract* gemacht wurde, oder nicht. – Wahrscheinlich wird Sauerländer sich selbst in der ganzen Sache noch einmal schriftlich an Sie wenden, er sagte mir wenigstens so.

In der Hoffnung, daß Sie meine Bitte nicht übel aufnehmen und etwas Zeit finden, mir wo möglich recht bald eine gütige Antwort zukommen zu lassen, zeichne ich mit vollkommener Hochachtung

Ihr ergebt Dr. med. L. Büchner jun. in Darmstadt.¹⁰⁵

Obgleich Gutzkows Antwortbrief nicht überliefert ist, kann man aus einer weiteren bisher unbekanntenen Quelle schließen, daß sein Bescheid negativ gewesen sein muß. Vermuthlich im Herbst desselben Jahres veröffentlichte Sauerländer nämlich die folgende Vorankündigung, die sich bisher im beigegebenen Anzeigenteil von

- 1.) Heinrich Zschokke: *Feldblumen*. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer's Verlag o. J. (Verlagsarchiv)
- 2.) *Die Spinnstube, ein Volksbuch für das Jahr 1851*. Herausgegeben von W. O. von Horn. Sechster Jahrgang. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer's Verlag (Verlagsarchiv)
- 3.) *Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1851*. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer's Verlag (Verlagsarchiv)

gefunden hat:

„Mit Nächstem erscheint in J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.:

Georg Büchner's

nachgelassene sämtliche Werke,

enthaltend

seine Biographie – D a n t o n ' s T o d – L e n z, eine Novelle – [Leonce und Lena,]¹⁰⁶ ein Lustspiel – literarischen Nachlaß.

Durch gütige Vermittelung der Braut des großen Todten ist die Verlagshandlung in den Besitz des ursprünglichen, von der Censur noch unverstümmelten, Manuscripts von D a n t o n ' s T o d gelangt, wodurch diese Ausgabe einen erhöhten Werth erhalten wird.“

105 StuUB Frankfurt/M., Gutzkow-Slg.

106 Titel des Lustspiels nur in Nr. 1 und 3.

Was unter dem – für das Biedermeier charakteristisch unscharfen – Terminus „gütige Vermittelung“ zu verstehen ist, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Möglich ist aber, daß Büchner, nachdem *Danton's Tod* gedruckt war, sein Manuskript mit nächster Gelegenheit zurückbekommen hatte, vielleicht zusammen mit der Sendung von Belegexemplaren und Rezensionen, von der Gutzkow ihm am 23. Juli 1835 nach Straßburg schrieb:

„Sie werden jetzt Exemplare haben, u meine von der Censur verstümmelte Anzeige.“¹⁰⁷

Die Handschrift wäre dann nach Büchners Tod in den Besitz von Minna Jaeglé gelangt oder von Büchner selbst bei seinem Weggang nach Zürich am 18. Oktober 1836 bei ihr deponiert worden.

Minna Jaeglé hat jedenfalls im Jahre 1850 das Originalmanuskript von *Danton's Tod* für die *Nachgelassenen Schriften* zur Verfügung gestellt: sollte das nicht genügen, das bisherige Bild von der kooperationsfeindlichen, prüden Matrone anzuzweifeln? Für den überwiegenden Teil der Ausgabe gilt, daß Minna Jaeglé ihr Erscheinen erst ermöglicht hat – oder wie wären sonst die Vorlagen (abgesehen nur von Büchners Briefen an die Familie und vielleicht noch dem Druck des *Hessischen Landboten*) nach Darmstadt gelangt? Das gilt für die *Probetvorlesung*, höchstwahrscheinlich für *Leonce und Lena* und für den *Woyzeck*, der dann freilich nicht aufgenommen wurde.

12. Die Brautbriefe-Affäre

Dies sollten allerdings nicht Minnas einzige Beiträge zur Edition sein. Ohne ihre Autorisation dienten auch die 1837 an Gutzkow gegebenen Briefauszüge dem neuen Herausgeber als Lückenfüller. Sie waren, wie sich aus einem späteren Bericht Luise Büchners ergibt, mehr oder weniger zufällig in seine Hände gelangt: Luise, eine Freundin von Gutzkows erster Frau Amalie, war zufällig zugegen gewesen, als man nach dem Umzug Gutzkows von Hamburg nach Frankfurt (im März 1842) gerade dabei war, dessen Bücherkisten auszupacken. Dabei kamen ihr Nummern des *Telegraph für Deutschland* in die Hände, die den Journaldruck von *Leonce und Lena* enthielten,

„sowie auch Gutzkow selbst, unter Manuscripten mehrere Blätter fand, die von Minna herrührten und die [...] Auszüge aus ihren Briefen enthielten. [...] Ich legte diese Papiere

107 HA II, S. 480.

zu Hause zu den Briefen und Schriftstücken Georgs, und dabei fand sie Louis, als er den Nachlaß herausgab. Da sich Minna damals schon sehr sonderbar benahm, widersetzte ich mich der Benutzung der mir gegebenen Auszüge, jedoch vergebens, obgleich ich einsah, daß sie eine große Lücke ausfüllten. Diese Veröffentlichung aber, hat sie uns am übelsten genommen.“¹⁰⁸

Ziehen wir noch eine weitere, bisher unbekannte Aussage Luise Büchners heran, die das ‚sonderbare Benehmen‘ Minnas zu präzisieren scheint. Ende 1865 antwortete sie dem mit der Familie befreundeten österreichischen Schriftsteller Moritz Hartmann, der sie um eine Biographie ihres Bruders gebeten hatte:

„Ihnen etwas über meinen Bruder Georg zu schreiben, ist eine mißliche Sache, um so mißlicher, als bei einer biographischen Skizze seine Braut nicht unerwähnt bleiben könnte, diese aber vor der Welt durchaus nicht mehr wissen will, daß sie einst förmlich mit ihm verlobt war. Wie ich nun auch persönlich über eine solche Wandlung denken mag, so widerstrebt es doch dem Gefühl der Pietät Jemanden zu verletzen, dem man einst so nahe gestanden.“¹⁰⁹

Also doch eine Abkehr der einstigen Verlobten?

In einem anderen Licht erscheint der Konflikt zwischen Minna Jaeglé und den Büchners, wenn man die Gegenseite zu Wort kommen läßt. Eine Stellungnahme der Betroffenen selbst ist uns nicht überliefert. Aber es gibt einen Kommentar aus ihrem Straßburger Bekanntenkreis, den Edouard Reuss, der Cousin von Büchners Mutter, 1877 an die Adresse von Franzos richtete. Über Georg Büchner, an dessen Bekanntschaft vor mehr als 40 Jahren er sich nur noch schwach erinnern mochte, sagte der inzwischen weltberühmte Theologe der Straßburger Universität:

„Uebrigens hat man hier allgemein die unverantwortliche Indiscretion bedauert u. mißbilligt mit welcher seine stillen und heiligen Herzensangelegenheiten vor das Publicum gebracht worden sind ohne daß man zuvor die zunächst (und wahrhaftig allein) beteiligte Person um Erlaubniß gefragt hätte. [...] daß man ihn im guten Andenken behalte ist nur billig. Aber ein Wiederabdruck der Briefe die er an seine noch lebende, unverheiratet gebliebene Braut geschrieben hat, u. wozu sie nie ihr Imprimatur gegeben hat, ist eine I n d u s t r i e für die ich keinen Namen habe.“¹¹⁰

Auch hier erlaubt eine weitere, ebenfalls bisher unbekannte Quelle die präzisere Bestimmung, was sich hinter der indiskreten Veröffentlichung von „stillen und

108 A. a. O. (s. Anm. 63).

109 Luise Büchner an Moritz Hartmann, Darmstadt, 25. November 1865 (StuLB Wien, I. N. 46675).

110 Edouard Reuss an Franzos, Straßburg, 21. Oktober 1877 (StuLB Wien, I. N. 64869). S. auch Kapitel III. 1.

heiligen Herzensangelegenheiten“ verbarg. Sie führt uns gleichzeitig in eine Episode aus Büchners Leben, die noch ungenügend erforscht ist. Halten wir an dieser Stelle nur fest, was zum Verstehen von Minna Jaeglés Reaktion beitragen kann.

Derselbe Edouard Reuss schreibt in seinen Erinnerungen, Büchners ohne Wissen der Eltern angetretene Reise nach Straßburg zu Ostern 1834 und die Bekanntgabe seines Verlöbnisses mit Minna Jaeglé hätten seinen Vater auf das Heftigste erzürnt. Im Widerspruch zu Ludwig Büchners Bericht, auf die Entdeckung des „bisher verheimlichten Verhältnisses“ sei prompt die „Einwilligung der beiderseitigen Eltern in die Verbindung erfolgt“¹¹¹, hat Reuss damals einen „in der äußersten Erbitterung gegen den Sohn“ geschriebenen Brief Ernst Büchners erhalten. Eigentlich habe erst der Gegenbesuch Minnas im September 1834 alles „zur Freude und Versöhnung gewandelt“. Durch die Veröffentlichung der „Sammlung vertrauter Briefe“ – womit zweifellos die Briefe vom Frühjahr 1834 gemeint sind – hätten Büchners Brüder „das heilige Geheimniß eines zarten, frommen Verhältnisses auf unverantwortliche Weise der Welt preisgegeben“.¹¹²

Die Affäre ist nur schwer zu beurteilen, denn wie ließe sich mit heutigen Maßstäben ein Herausgeberverhalten einschätzen, das vor dem Hintergrund der Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts wahrscheinlich tatsächlich skandalös gewesen ist? Darf man über die Betroffenheit eines Menschen richten, der sich Indiskretionen ausgesetzt sah? Es waren nicht immer nur Tugendapostel, die davor warnten. Heinrich Heine bezeichnete es in der Vorrede zu seinen *Memoiren* als

„eine unerlaubte und unsittliche Handlung auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publikum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient.“¹¹³

13. Textgestalt, Ausstattung und Kalkulation

Ich habe mir den vorangegangenen Exkurs deshalb erlaubt, weil unser Wissen um diese Vorgänge bisher einerseits durch die schiefe Berichterstattung von Franzos geprägt war, die z. T. wiederum auf den einseitigen Informationen

111 N, S. 8.

112 S. Kapitel III. 1.

113 DHA XV, S. 59.

Ludwig Büchners basiert, und weil die Diskussion über die Autorisation der Briefveröffentlichung im Speziellen zur Untersuchung der Textkritik der Edition im Allgemeinen hinleitet.

Der Herausgeber selbst schreibt über diese Frage (Zeileneinzüge von mir, J.-C. H.):

„Das Drama ‚Danton‘ wurde nach dem Manuscript vervollständigt und corrigirt.

In den Briefauszügen wurde beinahe nur das gegeben, was zur Kenntniß der politischen Bewegungen jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien.

Die Briefe an seine Braut, die mehr künstlerischen und poetischen Werth besitzen, konnten leider nur zum kleinsten Theile benutzt werden. [...]

Von dem ‚Landboten‘ konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben; Vieles darin bezog sich auf ehemalige specielle Landesverhältnisse, Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren. Die gegebenen Stellen mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinreichen, dessen Hauptwerth ein historischer ist.“¹¹⁴

Aus der Einleitung kann noch ergänzt werden:

„Das Lustspiel ‚Leonce und Lena‘, das zweite Stück der Sammlung, ist [...] zum ersten Mal hier vollständig abgedruckt.“¹¹⁵

„[Die Novelle ‚Lenz‘ ist] Fragment geblieben [...]. Das Fragment bildet das dritte Stück der Sammlung und ist zuerst in Gutzkow's Telegraph im Jahre 1839 [...] abgedruckt worden.“¹¹⁶

Die *Nachgelassenen Schriften* enthalten darüber hinaus noch den Anfang der „Probevorlesung in Zürich. October 1836“¹¹⁷, wobei die Datumsangabe auf den 5. November zu korrigieren ist.

Da die erste Rezension von

Nachgelassene Schriften von Georg Büchner. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländers Verlag, 1850. IV und 302 S.; Preis 1 Gulden 45 Kreuzer (Netto: 1 Gulden 10 Kreuzer)

bereits im November desselben Jahres erschien¹¹⁸, muß die Drucklegung rasch erfolgt sein, jedenfalls aber erst in der zweiten Jahreshälfte 1850.

Über Honorar und Herstellungskosten fehlen uns jegliche Informationen. Setzen wir die Auflage mit 800 Stück an, so ergibt sich bei dem Netto-Verkaufs-

114 N, S. 49 f.

115 Ebd., S. 37.

116 Ebd., S. 31.

117 Ebd., S. 291–294.

118 E[duard] S[atler]: [Rez. von N]. – In: *Frankfurter Konversationsblatt*, Nr. 284 vom 28. November 1850, S. 1138 (s. Kapitel II. B. 3).

preis von 1 Gulden 10 Kreuzern ein verlegerischer finanzieller Aufwand von ca. 466 Gulden, die Deckungsauflage betrüge 400. Geschäftliche Notizen im Verlagsarchiv belegen einen Verlust von 110 Gulden – dies würde bedeuten, daß der Absatz unterhalb der Deckungsauflage gelegen hätte, exakt 100 zu wenig. Die Restexemplare scheinen z. T. wohl auch makuliert worden zu sein.

14. Verzicht auf *Woyzeck*

Bevor wir uns den angeprochenen Texten im einzelnen zuwenden, bleibt noch festzuhalten und zu diskutieren, wie der Herausgeber seine Entscheidung begründete, den *Woyzeck* (dessen Handschriften H1, H2, H3, H4 demnach von Minna Jaeglé noch vor 1850 nach Darmstadt abgegeben worden sein müssen) nicht mit in die Sammlung aufzunehmen. Ludwig Büchner berichtete in seiner Einleitung, daß sich „in dem Nachlasse“ auch ein „ziemlich weit gediehenes Fragment eines bürgerlichen Trauerspiels ohne Titel“ gefunden habe, das „zum größten Theile mit blasser Tinte geschrieben und durchaus unleserlich“ gewesen sei:

„die einzelnen Szenen, die entziffert werden konnten, sind durch das Ausfallende so wenig unter einander in Zusammenhang zu bringen, daß nichts davon in der Sammlung mitgetheilt werden konnte.“¹¹⁹

Immerhin war der Dramentorso aber doch so weit lesbar, daß man z. B. erkennen konnte, daß er „fast auf jeder Seite“ Volkslieder enthielt, was Ludwig Büchner in einem Abschnitt über Georgs Vorliebe für „Naturpoesie“ ganz beiläufig erwähnte.¹²⁰

Dieser Widerspruch entspricht nun genau dem Befund, den Gerhard Schmid kürzlich zum ersten Mal mitgeteilt hat, als er im Rahmen seiner archivischen Ausgabe des *Woyzeck* über einen von Franzos verschwiegenen, von Bergemann kurz beschriebenen Transkriptionsversuch des Fragments, der „im Zusammenhang des Büchner-Nachlasses überliefert“ ist, resümierend feststellte:

„Die Abschrift umfaßt [...] die gesamte Quarthandschrift H 4 sowie die Szene H 3,1 aus dem Einzelblatt im Quartformat H 3 [...]. Trotz zahlreicher Lücken und fehlerhafter Lesungen zeigt sich hier, daß zumindest die abgeschriebene Handschrift H 4 im Jahre

119 N, S. 39 f.

120 Ebd., S. 47.

1850 durchaus nicht so ‚unlesbar‘ und ohne erkennbaren Zusammenhang war, wie Ludwig Büchner glauben machen wollte“.¹²¹

Die Auszüge aus den *Woyzeck*-Manuskripten enthalten 18 Szenen, also gut 2/3 des gesamten Materials (berechnet auf eine „Lese- und Bühnenfassung“). Sie sind von zwei Schreibern exzerpiert worden und auf zwei verschiedenen Papiersorten überliefert: die Seiten 1–8 (Oktavblätter) enthalten die Szenen der dritten Doppelbogen-Lage der Originalhandschriften (H 4, 10–17), die Seiten 9–26 (Quartblätter) enthalten die Szenen der beiden ersten Doppelbogen-Lagen (H 4, 1–9) sowie die Szene H 3,1 aus dem Einzelblatt im Quartformat. Die Vorlagen sind, abgesehen von Lesefehlern, leichten Besserungen und vielen Lücken, annähernd originalgetreu wiedergegeben. Der größte Lapsus unterlief bei der Verbindung der beiden Abschriften, und zwar dadurch, daß die Oktav- vor den Quartblättern paginiert wurden, weshalb die Reihenfolge der Doppelbogen-Lagen und damit die Szenenabfolge durcheinanderkam.

Abschrift Alexander Büchners:

1. Die Wachtstube.	(H 4, 10)	} Doppelbogen-Lage III
2. Wirthshaus.	(H 4, 11)	
3. Freies Feld.	(H 4, 12)	
4. Nacht.	(H 4, 13)	
5. Wirthshaus.	(H 4, 14)	
6. Wotzeck, der Jude.	(H 4, 15)	
7. Marie allein (blättert in der Bibel).	(H 4, 16)	
8. Kaserne.	(H 4, 17)	

Abschrift Ludwig Büchners:

9. Freies Feld. Die Stadt in der Ferne.	(H 4, 1)	} Doppelbogen-Lage I–II
10. Die Stadt.	(H 4, 2)	
11. Oeffentlicher Platz. (H 4, 3 [aufgefüllt aus H 2, 3])	(H 4, 3)	
12. Marie sitzt [. . .].	(H 4, 4)	
13. Der Hauptmann. Wozzeck.	(H 4, 5)	
14. Marie, Tambour-major.	(H 4, 6)	
15. Marie. Wozzeck.	(H 4, 7)	
16. Wozzeck. Der Doktor.	(H 4, 8)	
17. Hauptmann. Doktor.	(H 4, 9)	
18. Der Hof des Professor's. ¹²²	(H 3, 1)	

Wenn aber $\frac{2}{3}$ des *Woyzeck*-Textes entziffert vorlagen, darunter alle 17 Szenen aus der „vorläufigen Reinschrift“ (H 4), dann können es nicht nur editorische Probleme gewesen sein, die den Druck eines „*Wozzeck*“-Fragments im Jahre

121 WA, S. 10; vgl. Bergemann¹, S. 704.

122 GSA Weimar, Büchner, 3, 2.

1850 verhinderten. Vermutlich kamen auch Rücksichten auf das sittliche Empfinden und den „guten Geschmack“ des Biedermeierpublikums ins Spiel. Und falls dem nicht so gewesen wäre: Hätte sich das Dramenfragment einen Platz unter den „Proletarierdramen“ sichern können, die Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre, meist als Übersetzungen aus dem Französischen, kurzfristig zur literarischen Mode wurden? Noch mehr als Hebbels bürgerliche *Maria Magdalena* waren hier Sues *Geheimnisse von Paris* und deutsche Prosaautoren die Vorbilder für soziale Dramen, die schon im Titel ihre Tendenz signalisierten: *Eine Mutter aus dem Volk / Ein Verbrecher aus dem Volke / Der Lumpensammler / Die Macht der Vorurtheile*¹²³ u.s.w. In diese Gesellschaft wäre der *Woyzeck* – oder unter welchem Titel das Stück auch immer firmiert hätte – geraten, und es wäre ihm das Schicksal kaum erspart geblieben, als „sogenanntes Volksdrama“, das allein dem „Pöbel Thränen entlockt“, als „blose Copie“ aber „an und für sich häßlich“ bleiben muß, von Real-Idealisten wie Julian Schmidt in Grund und Boden verdammt zu werden.¹²⁴ Bekanntlich verlor das durch Ludwig Robert, Michael Beer, Zedlitz, Holtei und andere wiederbelebte Genre nach 1850 an Geltung, es schrumpfte (trotz Hebbel und Otto Ludwig) auf ein unverbindliches Maß an Gesellschaftskritik (Sengle II, S. 376), es wurde „Grenzboten-realistisch“.

Als Franzos das Versäumte fünfundzwanzig Jahre später nachholte – wobei er die editorischen Probleme auf seine Weise löste –, geriet er damit in eine Zeit, die der Sozialtragödie weit aufgeschlossener gegenüberstand. Trotzdem kam es zum Streit mit den Büchners, die damals nicht recht einsehen wollten, daß mit der nur zum Teil bereinigten Publikation des Fragments, das „viel Triviales“ und „Cynismen“ enthalte (Ludwig Büchner)¹²⁵, den „Manen des Dichters“¹²⁶ ein Dienst erwiesen werde; vitale Interessen der Familie stünden auf dem Spiel. Auf dem Höhepunkt des Konflikts zog Ludwig Büchner dann einen letzten Trumpf aus dem Ärmel. Ohne Umschweife gab er plötzlich zu, daß seine damalige Entscheidung, den *Woyzeck* nicht zu edieren, keineswegs allein formal begründet war:

„Ich erinnere mich, daß nicht bloß die Schwierigkeit der Entzifferung, sondern auch der Inhalt, soweit ich ihn entziffern konnte, mich seinerzeit veranlaßt haben, das Fragment in die Sammlung der ‚Nachgelassenen Schriften‘ nicht aufzunehmen.“¹²⁷

123 Vgl. Emil Ottokar Weller: *Soziale Poesie*. – In: ders.: *Die Bewegung des Sozialismus und Humanismus unserer Tage*. – Bautzen 1848, S. 112 f.

124 Julian Schmidt: *Geschichte der Deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert*. – Leipzig³ 1856, Bd. 3, S. 195 ff.

125 *DD*, S. 293.

126 *Ebd.*, S. 298.

127 *Ebd.*, S. 293.

Genau so ist es wohl gewesen. Das heißt: selbst das unzureichend Entzifferte muß genügt haben, um dem Herausgeber die Lust am Veröffentlichenden zu nehmen. Ein Beispiel aus H 4, 11¹²⁸ kann das illustrieren:

Lesetext auf der Grundlage von WA

„Wo [y] z e [c k]. (e[r]stickt) Imme[r] zu.– imme[r] zu. (fährt heftig auf u[nd] sin[kt] zurück auf die Bank) immer zu imme[r] zu, (sch[l]ägt die Händ[e] in einande[r]) Dreht Euch, wälzt Euch. Warum blaßt Gott nicht [die] Sonn aus, daß Alles in Unzucht sich übereinander wälzt, Mann und Weib, Mensch u. Vieh. Thut's am hellen Tag, thut's einem auf den Händen, wie die Mücken.– Weib.– Das Weib ist heiß, heiß! – Imme[r] zu, imme[r] zu. (fährt auf) Der Kerl! Wie er an ihr heruntappt, an ihr[em] Leib, er hat sie [wie ich] zu Anfa[n]g[.]“¹³⁰

S. 3 der Transkription

„Wotz. (seufzt) Immer zu – immer zu – (seufzt heftig auf und sinkt zurück auf die Bank[]). Immer zu, immer zu (schlägt die Händ an die Stirn) Dreht euch, wälzt euch. Warum Gott nicht daß Alles in Unzucht sich übereinander wälzt, Mann und Weib, Mensch und Vieh. Thut's am hellen Tag, thut's einem auf den Händen, wie die – Weib – Jedes Weib ist süß, süß – Immerzu, immerzu“¹²⁹

Aufgrund von Vergleichshandschriften aus den 40er und 50er Jahren¹³¹ konnte ich Alexander und Ludwig Büchner eindeutig als Verfasser der beiden Exzerpt-handschriften identifizieren, womit sich allerdings nur eine entsprechende Vermutung Gerhard Schmid's bestätigt. Übrigens weisen die Entzifferungen Ludwigs erheblich weniger Lücken und Verlesungen auf als die seines jüngeren Bruders. Gerade bei Ludwig Büchner zeigt sich außerdem, daß mit der Arbeit nicht viel früher als 1850 begonnen wurde. Briefe aus den Jahren 1844 und 1845 geben, im Gegensatz zu dem Schreiben an Gutzkow von 1850¹³², ein in Einzelfällen markant abweichendes Schriftbild wieder (besonders auffällig bei der Verbindung von s und t).

128 Vgl. HA I, S. 178.

129 S. Anm. 122 (Transkription dieser Szene von Alexander Büchner).

130 WA, S. 40 f. der Transkription von Gerhard Schmid.

131 Von Alexander Büchner liegt mir u. a. die Kopie eines Briefes an das Hoftheater in Stuttgart vom 26. Januar 1857 vor (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Z 1083), für Ludwig Büchner s. die in Anm. 83 und 84 genannten Autographen.

132 S. Anm. 84, 83 und 105.

15. Zur Herausgeberfrage

Die *Woyzeck*-Transkription führt zur Frage, wie hoch Alexander Büchners Mitarbeit an den *Nachgelassenen Schriften* insgesamt zu veranschlagen ist. Denn *Woyzeck* war kein Einzelfall: unter den Materialien des Büchner-Nachlasses befindet sich noch ein vierseitig beschriebener Quartbogen von seiner Hand, der Auszüge aus der Novemberfassung (D²) des *Hessischen Landboten* enthält (worauf später noch einzugehen sein wird). Vor diesem Hintergrund bekommen jene zeitgenössischen Stimmen Gewicht, die die *Nachgelassenen Schriften* als eine Gemeinschaftsarbeit der Brüder, z. T. sogar der Geschwister Büchner bezeichnen, und zwar ganz unabhängig voneinander: Der mit der Familie befreundete Karl Ohly in einer Rezension („ein dankenswerthes, verdienstvolles Unternehmen von Seiten der Geschwister Georg Büchner's“¹³³), der Verwandte Edouard Reuss in seinen *Erinnerungen* („Seine jüngern Brüder [...] gaben einen Band nachgelassener Papiere von ihm heraus“¹³⁴), das Brockhaus-Lexikon von 1864¹³⁵ und schließlich – auffälligerweise erst nach Ludwigs Tod – Alexander Büchner selbst¹³⁶ (was freilich eine Polemik von Franzos provozierte, der offenbar nur auf einen Anlaß gewartet hatte, um seinem angestauten Zorn Luft zu machen). Ludwig Büchner brachte dagegen seine Schwester Luise ins Spiel, die ihm als „Copistin“ hilfreich gewesen sein soll¹³⁷, während diese selbst nur von ihrem Bruder „Louis“ als dem Herausgeber sprach.¹³⁸ Und letztlich kann an dessen Federführung auch kein Zweifel bestehen. Schon seine Korrekturen in der *Landboten*-Abschrift des Bruders dokumentieren, wer bei der Edition das Sagen hatte und wer nur Hilfsdienste leistete: Alexanders Titel („Bruchstücke einer Flugschrift aus 1834“) ist von Ludwigs Hand gestrichen und durch die definitive Überschrift „Dersche Landbote. / Erste Botschaft. /, im Juli 1834.“ ersetzt worden (s. u.). Da Ludwig bekanntermaßen auch die biographische Einleitung zu den *Nachgelassenen Schriften* verfaßte (was sicherlich der zeitraubendste Teil des Unternehmens war), wird man allenfalls von Unterstützung, Teilmitarbeit, nicht aber von Co-Autorschaft und Mitverantwortung seiner Geschwister Luise und Alexander sprechen können. Der Titel des Herausgebers bleibt auch weiterhin allein auf Ludwig Büchner beschränkt.

133 *Kölnische Zeitung*, Nr. 81 vom 4. April 1851, S. [3].

134 S. Anm. 112.

135 Artikel „Büchner (Georg)“. – In: *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon.* – Leipzig ¹¹1864, Bd. 3, S. 819 f.

136 *Die Gegenwart*, Berlin, 29. Jg., Nr. 9 vom 3. März 1900, S. 143 [Leserbrief].

137 *DD*, S. 202.

138 A. a. O. (s. Anm. 63).

16. Textkritik

Danton's Tod

Die ehrenwerte Versicherung des Herausgebers: „das Drama ‚Danton‘ wurde nach dem Manuscript vervollständigt und corrigirt“¹³⁹ entpuppt sich beim Vergleich mit der Handschrift, die diesem Druck zweifelsfrei mit zugrundelag, als schierer Euphemismus. Es trifft zwar zu, daß Ludwig Büchners Druck insgesamt dem Original näher kommt als der Auszug im *Phönix* oder die erste Buchausgabe: Die Druckfehler sind weitgehend getilgt, an etwa zwanzig Stellen ist der Text auf Grundlage der Handschrift restituert. An Dutzenden von andern Stellen aber steht derselbe oder ein ähnlicher „platter Unsinn“¹⁴⁰ wie schon 1835. Die folgende Zusammenstellung (S. 90 f.) mag dies genügend veranschaulichen. Insgesamt ließe sich rund hundertmal belegen, daß das Drama weniger „nach dem Manuscript“ als vielmehr nach Maßgabe des Herausgebers bzw. interner Verlagsverhältnisse, über die wir bedauerlicherweise so gut wie nichts wissen, „corrigirt“ wurde.

Auch in der Akteinteilung fügte Ludwig Büchner seinen Vorgängern nur eine weitere dreiaktige Variante des eigentlich vieraktigen Dramas hinzu. Er übernahm Gutzkows korrigierte Szenenüberschrift für III,3 („Das Luxemburg“ statt „Die Conciergerie“¹⁵⁷) und die ebenfalls bereits auf diesen zurückgehende Vertauschung der beiden auf III,10 folgenden Szenen („Eine Straße“ und „Ein Zimmer“¹⁵⁸ statt [„Ein Zimmer“] (IV,1) und „Eine Straße“ (IV,2). Dies ist

139 N, S. 49.

140 Büchner an die Familie, Straßburg, 28. Juli 1835 (HA II, S. 443).

141 Seiten- und Zeilenzählung nach HA I.

142 DT, S. 7 f.

143 N, S. 56 f.

144 DT, S. 16.

145 N, S. 62.

146 DT, S. 33.

147 N, S. 73.

148 DT, S. 37 f.

149 N, S. 76.

150 DT, S. 42.

151 N, S. 79.

152 N, S. 127.

153 DT, S. 140.

154 N, S. 141 f.

155 DT, S. 143.

156 N, S. 144.

157 N, S. 116; vgl. DT, S. 100.

158 N, S. 134 f.

[...] aber es gieng schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so unständig übereinander und die Buben kommen gleich hinten nach. (10,5ff.)¹⁴¹

Du Judas, hättest du nur ein paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren die Hosen nicht bey ihr hinunterließen? Du Brantweinflaß, willst Du verdursten, wenn arbeiten mit allen Gliedern warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat damit geschafft wie sie zur Welt kam und es hat ihr weh gethan, kann sie für ihre Mutter nicht auch damit schaffen, he? (13,33ff.)

Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut zwischen zwei Betrüchern bei einander liegen, als auf zwei Stühlen neben einander sitzen dürften. Ich fand dabey mehr Vergnügen, als bey seiner Unterhaltung und sah nicht ab, warum man das geringere gewähren und das größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich. Das gieng so fort. (21,29ff.)

So höre doch! Ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen, er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel sondern in den Leisten und

[...] aber es gieng schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick erwischte sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so seltsam durcheinander und die Buben kommen gleich hinten nach.¹⁴²

Du Judas, hättest du mir ein Paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht gegen sie - artig wären? Du Weinfaß, willst Du verdursten, wenn das Brünnelein zu laufen aufhört? He! - Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat geschafft, wie sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch schaffen, he?¹⁴⁴

Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut auf - sonst eine Art uns miteinander unterhalten, als bloß auf zwei Stühlen neben einander sitzen dürften. Ich

sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte.¹⁴⁶

So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Leisten, und

[...] aber er gieng schlecht, die Dame lag immer in den Wochen, jeden Augenblick bekam sie einen Buben. Ich würde meine Tochter dergleichen nicht spielen lassen, die Herren und Damen fallen so seltsam durcheinander, und die Buben kommen gleich hinten nach.¹⁴³

Du Judas, hättest du ein paar Hosen hinaufzuziehen, wenn die jungen Herren nicht gegen sie - artig wären? Du Weinfaß, willst du verdursten, wenn das Brünnelein zu laufen aufhört? He! - Wir arbeiten mit allen Gliedern, warum denn nicht auch damit; ihre Mutter hat geschafft, wie sie zur Welt kam, und es hat ihr weh gethan; kann sie für ihre Mutter nicht auch schaffen, he?¹⁴⁵

Endlich sahen wir nicht ein, warum wir nicht eben so gut auf - sonst eine Art uns miteinander unterhalten, als bloß auf zwei Stühlen neben einander sitzen dürften. Ich

sah nicht ab, warum man mir das Geringere gewähren und das Größere entziehen wollte. Wir thaten's heimlich, und das gieng so fort.¹⁴⁷

So höre doch; ein moderner Adonis wird nicht von einem Eber, sondern von Säuen zerrissen; er bekommt seine Wunde nicht am Schenkel, sondern in den Leisten, und

aus seinem Blut sprießen nicht Rosen her-
vor sondern schießen Quecksilberblüthen
an. (23,32ff.)

[Das Volk] besäuft sich nicht, weil es kein
Geld hat und es geht nicht ins Bordel, weil
es nach Käse und Hering aus dem Hals
stinkt und die Mädels davor einen Ekel ha-
ben. (25,25ff.)

Nicht wahr, über dem Ort steht ein Haar-
stern, unter dessen versengenden Strahlen
dein Rückenmark ganz ausgedörret wird.
[...]

Nächstens werden die niedlichen Finger
der reizenden Demahy es ihm aus dem Fut-
terale ziehen und es als Zöpfchen über den
Rücken hinunter hängen machen. [...]
Pst! Davon darf der Tugendhafte nichts
wissen. [...]
Er ist ein impotenter Mahomet. (59,21ff.)

Was wäre es auch! Die Freiheit und eine
Hure sind die kosmopolitischsten Dinge
unter der Sonne. Sie wird sich jetzt anstän-
dig im Ehebett des Advokaten von Arras
prostituieren. Aber ich denke sie wird die
Clytemnestra gegen ihn spielen, ich lasse
ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn
mit mir. (70,2ff.)

Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosen-
kränze oder Weinlaub vor die Scham bin-
den, oder das häßliche Ding offen tragen
und es uns von den Hunden lecken las-
sen? (71,26ff.)

aus seinem Blut sprossen nicht Rosen her-
vor — 148

[Das Volk] besäuft sich nicht, weil es kein
Geld hat, und es schweift nicht aus, weil
es nach Käse und Hering aus dem Hals
stinkt, und die Mädels davor einen Ekel ha-
ben.¹⁵⁰

Nicht wahr, über dem Ort steht ein
Stern, dessen versengende Strahlen
deinen Rücken verdorren machen? [...]

Was machen die niedlichen Finger
der reizenden Demahy? [...]

Pst! Davon darf der Tugendhafte nichts
wissen. [...]
Er ist ein impotenter Masonet.¹⁵²

Die Tempelherren citirten ihren Mörder,
Philipp den Schönen, vor das Tribunal der
Unterwelt, und es verging kein Jahr, als er
dort erschien;

ich lasse
meinen Mördern keine sechs Monate Frist,
ich ziehe sie mit mir.¹⁵⁴

Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosen-
kränze oder Weinlaub vor-
binden oder uns nackt tragen?¹⁵⁶

Ich lasse
ihm keine sechs Monate Frist, ich ziehe ihn
mit mir.¹⁵³

Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosen-
kränze oder Weinlaub vor-
binden oder uns nackt tragen?¹⁵⁵

wohl auf Unklarheiten und Schreibversehen in Büchners Manuskript zurückzuführen, der den Anfang des vierten Aktes irrtümlich mit „III Act“ überschrieb und die beiden ersten Szenen ursprünglich in umgekehrter Reihenfolge folgen ließ, was er dann jedoch mittels Numerierung der Repliken änderte.¹⁵⁹ Dies wurde vermutlich übersehen.

Die Orientierung an und partielle Übereinstimmung mit Gutzkows Druck ist auffällig. Sie resultiert wahrscheinlich aus dem Verfahren, das Ludwig Büchner für seine Edition gewählt hat. Die Angabe „... nach dem Manuscript vervollständig und corrigirt“¹⁶⁰ deutet darauf hin, daß für den neuen Druck ein Exemplar des Erstdrucks die Vorlage abgab, in das der Herausgeber lediglich hineinkorrigierte. Die Masse der Übernahmen gegenüber wenigen Restitutionsen erklärt sich vor allem aus dem gewählten Restitutionsmodus.

Eine vollständige, statistisch-qualifizierende Analyse der textuellen Abhängigkeiten muß einer künftigen Spezialuntersuchung vorbehalten bleiben.¹⁶¹ Von der bisweilen als Ersatz empfohlenen Benutzung des Variantenverzeichnisses von Franzos¹⁶² ist dagegen abzuraten, da er in seiner Ausgabe auch von Büchner gestrichene Stellen in den Text wiederaufnahm, um sie dann ebenfalls als Abweichung des Originalmanuskripts von *DT* und *N* zu deklarieren – ein editorisch selbstverständlich unzulässiges Verfahren (s. Kapitel I. C. 9).

Leonce und Lena

Was an relevanten Textzeugnissen vorliegt, ist gering: zwei Bruchstücke von Entwurfshandschriften aus verschiedenen Entstehungsphasen (*H*¹⁶³, *H*²¹⁶⁴), ein unvollständiger Druck durch Gutzkow im *Hamburger Telegraph für Deutschland*¹⁶⁵ (*j*) und schließlich der Druck in den *Nachgelassenen Schriften*¹⁶⁶, der mit *j* stark korrespondiert, ohne daß man einem davon den Vorzug geben könnte, da fallweise der eine wie der andere authentischer zu sein scheint – eine

159 Handschrift im Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar.

160 *N*, S. 49.

161 Eine derartige Untersuchung wird von der ‚Forschungsstelle Georg Büchner‘ im Institut für Neuere deutsche Literatur an der Philipps-Universität Marburg vorbereitet.

162 So z. B. Lim, S. 179: „Dantons Tod‘ wurde von Franzos zum ersten Mal [...] so vollkommen, wie Georg Büchner ihn geschrieben hatte, wiederhergestellt, nachdem er 111 Stellen der beiden vorangegangenen Fassungen berichtigt hatte“. Daß unter den von Franzos restituierten Stellen auch viele wiedereingesetzte Streichungen von des Autors Hand sind, übersehen z. B. auch Johann (S. 110), Zimmermann (S. 169) und Demmel (S. 120).

163 *HA* I, S. 135–141.

164 Ebd., S. 141–142. Beide Mss. in der Fondation Martin Bodmer, Cologny.

165 *Leonce und Lena. Ein Lustspiel von Georg Büchner*. – In: *Telegraph für Deutschland*, Hamburg, Nr. 76–80, Mai 1838, S. 601–640.

166 *N*, S. 151–198.

editorische Crux, die Werner R. Lehmann durch ‚eklektische Heilungsversuche‘ zu beheben versucht hat¹⁶⁷.

Die *Telegraph*-Fassung ähnelt formal übrigens dem Journaldruck von *Danton's Tod*: Akt II und III werden vollständig geliefert, der erste Akt wird durch verbindende, mit Zitaten durchsetzte Inhaltsangaben wiedergegeben. Darin bestehen die größten Differenzen zu *N*. Weitere Unterschiede hat Lehmann in seinen *Textkritischen Noten* ausfindig gemacht: *N* weist Modernisierung von Orthographie und Zeichensetzung auf, Verhochdeutschung, Beseitigung politischer und sexueller Anspielungen, Tilgung von „Derbheiten“, Verkürzung „inhaltlicher Pointen“ – insgesamt ein Nachweis für die „von politischer Vorsicht diktierte, von literarischem Unverständnis und schulmeisterlichem Hochmut zeugende Redaktion Ludwig Büchners“.¹⁶⁸ Für die partiellen moralischen Skrupel des Editors von 1850 liefert die Ankleideszene König Peters (I,2)¹⁶⁹ ein anschauliches Beispiel. Doch nicht in jedem Fall lassen sich die Divergenzen zwischen den beiden Fassungen widerspruchsfrei erklären. Zuviel kommt zusammen: Geschmack und Ideologie, Verlesungen und Mißdeutungen. Ein Beispiel dafür ist die folgende Replik aus der 4. Szene des II. Akts:

j
„O sein Schlaf ist Tod. Wie der todt
Engel auf seinem dunkeln Kissen ruht und
die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen.
Armes Kind, kommen die schwarzen Män-
ner bald Dich holen? Wo ist Deine Mutter?
Will sie Dich nicht noch einmal küssen?
Ach es ist traurig, todt und so allein.“¹⁷⁰

N
„Oh, sein Schlaf ist Tod. Wie der todt
Engel auf seinem dunkeln Kissen ruht und
die Sterne gleich Kerzen um ihn brennen!
Armes Kind!

Es ist traurig, todt und so allein.“¹⁷¹

Die folgende Passage fehlt in *N* sogar ganz:

„Sage doch dem Herrn Candidaten, er möge seine Buben einmal das Wasser abschlagen lassen. – Der arme Herr Hofprediger! Sein Frack läßt den Schweif ganz melancholisch hängen. Ich glaube er hat Ideale und verwandelt alle Kammerherrn in Kammerstühle. Er ist müde vom Stehen. [...] Alles Fleisch verdirbt vom Stehen. Auch der Hofprediger ist ganz abgestanden, seit er heut Morgen aufgestanden.“¹⁷²

167 „Unserer Textherstellung liegt *N* zugrunde. Wo *N* und *J* Passagen gemeinsam überliefern, versuchen wir *N* mit Hilfe von *J* eklektisch zu heilen; wir folgen in solchen Fällen dem Wortlaut und der Interpunktion von *J* [...]. Grundsätzlich gilt, daß von *J* nur abgewichen wird, wenn gewichtige Gründe dafür sprechen“ (Lehmann: *Textkritische Noten*, S. 34 f.).

168 Lehmann: *Textkritische Noten*, S. 30 ff.

169 S. Kapitel I. A. 3.

170 A. a. O. (s. Anm. 165), S. 629.

171 *N*, S. 183.

172 A. a. O. (s. Anm. 165), S. 636.

Dabei müssen auch pragmatische Argumente bedacht werden. So dürfte z. B. das Motiv für die – schon aus dem Vergleich mit Gutzkows ‚Regesten‘ ersichtliche – Verknappung der ersten Szene (und gleichzeitig auch des I. Akts) in *N* in deren beider Überlänge zu suchen sein. Akt I läuft in *N* trotzdem noch über nicht weniger als 20 Seiten – fast zweimal mehr als der II. (11 S.), und immer noch eineinhalb mal mehr als der III. Akt (13 S.) in Anspruch nehmen. Noch deutlicher werden die Relationen bei der Zeilenzählung der Aktanfänge¹⁷³.

Diese scheinbaren Mißverhältnisse mögen Ludwig Büchner dazu gebracht haben, in den Gang der Komödie einzugreifen. Interessant ist in diesem Zusammenhang sein späterer Plan einer Bearbeitung des Stücks als Vierakter: „Das Ganze hat 4 Akte“, schrieb er 1889 dem Redakteur des *Humoristischen Deutschland* (Berlin: S. Fischer) über seinen Versuch, angesichts des „entsetzlich traurigen Zustands unseres deutschen Lustspiels [...] ‚Leonce und Lena‘ für die Bühne in Angriff zu nehmen“¹⁷⁴. Die Erweiterung auf vier Akte aber wäre nur das Pendant zu seinen früheren Streichungen.

Die Abweichungen der *Nachgelassenen Schriften* vom Journaldruck bestehen nicht allein in Reduktionen. An vielen Stellen hat *N* mehr Textsubstanz¹⁷⁵. Ob dies alles als authentisch anzusehen ist, wird eine Spezialuntersuchung noch erbringen müssen¹⁷⁶. Auf den ersten Blick hat es den Anschein:

j	N
„Die zwölf Unschuldigen sehen in ihren weißen Kleidchen aus wie erschöpfte Seidenhasen [...]“ ¹⁷⁷	„Von den zwölf Unschuldigen ist Keine, die nicht das horizontale Verhalten dem senkrechten vorzöge. Sie sehen in ihren weißen Kleidchen aus, wie erschöpfte Seidenhasen, [...]“ ¹⁷⁸
„Tröste sich Eure Majestät mit andern Majestäten. Ein königliches Wort ist ein Ding, ein Ding das nichts –“ ¹⁷⁹	„Tröste Eure Majestät sich mit anderen Majestäten. Ein königliches Wort ist ein Ding, – ein Ding, – ein Ding, – das nichts ist.“ ¹⁸⁰

Ludwig Büchner, der versicherte, „das Lustspiel ‚Leonce und Lena‘ [sei] zum ersten Mal hier vollständig abgedruckt“¹⁸¹, äußerte sich nicht

173 I,1: 118 Z.; II,1: 89 Z.; III,1: 29 Z.

174 GSA Weimar, I, VI.

175 Vgl. vorläufig das Lesartenverzeichnis bei Bergemann¹, S. 693–698.

176 Eine *kritische Studienausgabe* des Lustspiels soll in Band 3 der „Büchner-Studien“ erscheinen.

177 A. a. O. (s. Anm. 165), S. 636.

178 *N*, S. 189.

179 A. a. O. (s. Anm. 165), S. 637.

180 *N*, S. 191.

181 *N*, S. 37.

zu der Frage, ob sein Druck auf derselben Fassung fußte, die schon j vorlag. Er ließ auch offen, ob ihm eine Originalhandschrift (H) oder, wie Gutzkow, nur Minna Jaeglés Abschrift zur Verfügung stand¹⁸²; beides Probleme, die eine künftige historisch-kritische Edition vorab zu klären hätte.

Lenz

Für *Lenz* hat Hubert Gersch 1981 die erste Fassung einer Untersuchung vorgelegt, die sich mit der Textkritik der frühen Drucke und den bisherigen Editionen des Erzählfragments beschäftigt. Bis dahin war die Frage, ob der Druck in den *Nachgelassenen Schriften* allein auf Gutzkows Journalfassung basiert, nicht zufriedenstellend geklärt. Für eine historisch-kritische Edition ist dies jedoch unerlässlich, da ein Verfahren der Textherstellung (ähnlich dem bei *Leonce und Lena*), das aus beiden Überlieferungen einen „Mischtext“ herstellt, die Authentizität des einzigen glaubwürdigen bzw. relevanten Textzeugen – sofern es nicht wirklich zwei gab – verwischen würde.

Nummehr steht fest, daß sich Ludwig Büchners Druck nicht nur, wie bereits Bergemann erkannte, eindeutig von der *Telegraph*-Fassung herleitet, sondern auf keine weiteren handschriftlichen Textzeugen zurückgeht, wie das z. B. noch Lehmann annahm:

„In jedem Fall muß Ludwig Büchner die Möglichkeit gehabt haben, den von Gutzkow überlieferten Text (J) an einigen wenigen Stellen für seine eigene *Lenz*-Ausgabe [...] auf Grund einer Handschrift (H oder h) zu verbessern.“¹⁸³

Tatsächlich jedoch gehen Ludwig Büchners Korrekturen allein von der Basis j aus. Sie tendieren dahin, die „dem Text innewohnenden vermeintlichen Unzulänglichkeiten“ aufzuheben¹⁸⁴ – „vermeintlich“ deshalb, weil die „Fehler“ oder „Lücken“ in Georg Büchners Erzählung z. T. originäre Stilfiguren oder Eigentümlichkeiten des Entwurfs sind.

Damit werden alle editorischen Verfahren hinfällig, die den „verbesserten“ *Lenz*-Text aus *N* übernehmen – und genau das haben u. a. die drei wichtigsten Herausgeber Franzos¹⁸⁵, Bergemann¹⁸⁶ und Lehmann¹⁸⁷, wengleich unterschiedlich motiviert, getan.

182 Daß es sich um eine Abschrift handelt, geht aus seiner späteren Bemerkung eindeutig hervor (s. Kapitel I. B. 5). Nicht auszuschließen ist aber, daß es sich um eine Reinschrift Minna Jaeglés handelt, die sie im Auftrag Büchners im Sommer 1836 in Straßburg vornahm.

183 Lehmann: *Textkritische Noten*, S. 24.

184 Gersch, S. 28 f.

185 S. Kapitel I. C. 12.

186 Vgl. Bergemann¹, S. 678, wo dies begründet wird. Gerschs Kritik der *Lenz*-Edition durch

Gerschs Variantenverzeichnisse registrieren alle Abweichungen zwischen dem *Telegraph*-Druck¹⁸⁸, dem Nachdruck in Gutzkows *Vermischten Schriften* von 1842¹⁸⁹ und den *Nachgelassenen Schriften*¹⁹⁰. Halten wir hier die Ergebnisse seiner Untersuchung fest:

Die Differenzen zwischen j und N, zu denen natürlich auch die üblichen halb technischen, halb sprachgeschichtlich bedingten Imponderabilien wie Druckfehler, Setzereigenheiten etc. gehören, entsprechen der Bearbeitungstendenz, die wir z. T. schon von *Leonce und Lena* her kennen: Korrektur von Orthographie und Zeichensetzung, stilistische Eingriffe (z. B. Beseitigung spezifischer Stilfiguren, Auflösung von Kurzformulierungen), Ausmerzung umgangssprachlicher und mundartlicher Wendungen, Tilgung überkommener Sprachformen, Beseitigung inhaltlicher Unstimmigkeiten. Insgesamt läuft Ludwig Büchners Verfahrensweise darauf hinaus, einen möglichst lesbaren, „klassischen“ Prosatext darzubieten.¹⁹¹

Der Hessische Landbote

Von der Büchner/Weidigschen Flugschrift gibt es bekanntlich zwei Fassungen: die eine, nach Mayer im März 1834 entstanden und Ende Juli gedruckt¹⁹² (D¹), ist die authentischere, die andere, eine „veränderte Neuauflage“ der ersten, wurde von Weidig und Eichelberg abgeschwächt und, „offenbar auf Anregung Weidigs“, von der „Marburger Gruppe um Leopold Eichelberg“ im November desselben Jahres in 400 Exemplaren gedruckt und verbreitet (D²)¹⁹³.

Von D¹ hatte sich ein „von Mäusen angefressenes Exemplar“¹⁹⁴ im Besitz Ludwig Büchners erhalten¹⁹⁵ (heute in Weimar), während eine Ausgabe von D²

Bergemann ist vom heutigen Standpunkt aus natürlich berechtigt (welche Editions kritik wäre das nicht, nach 60 Jahren!). Anzuerkennen bleibt aber doch, daß er bereits 1922 erkannt hatte: „N: nur ein Nachdruck von T“ (Bergemann¹, S. 678). In der theoretischen Erkenntnis war er ungleich skrupulöser als in der editorischen Praxis, doch ist Gersch entgegenzuhalten, daß Bergemann „das Mehr an Textmasse“ in N nicht, wie jener unterstellt, „als authentisch“ übernahm (Gersch, S. 76), sondern weil es sich seiner Ansicht nach um „Besserungsfälle“ im legitimen Korrekturbereich eines Editors handelte.

187 Vgl. Lehmann: *Textkritische Noten*, S. 23 f. Was Gersch Bergemann unterstellt (die Annahme authentischer Besserungen in N), trifft für Lehmann zu.

188 Lenz. *Eine Reliquie von Georg Büchner*. – In: *Telegraph für Deutschland*, Hamburg, Nr. 5, 7–11, 13 und 14, Januar 1839, S. 34 ff.

189 Karl Gutzkow: *Mosaik. Novellen und Skizzen*. – Leipzig 1842 (*Vermischte Schriften*, Bd. 3), S. 57–96.

190 N, S. 199–234.

191 Gersch, S. 22 ff.

192 *GB III*, S. 374 und 383.

193 Ebd., S. 388.

194 Bergemann¹, S. 733.

195 Vgl. F, S. 282.

(die als solche schon bei Noellner erwähnt war¹⁹⁶) erst Ende der dreißiger Jahre von Karl Viëtor entdeckt und beschrieben wurde (damaliger Besitzer: Ludwig Saeng, Darmstadt). Seit den siebziger Jahren konnte die Textbasis durch die Archivfunde von Mayer und Ruckhüberle erheblich verbreitert werden¹⁹⁷.

Jener unter den Materialien des Büchner-Nachlasses in Weimar befindliche Quartbogen mit Auszügen aus der Novemberfassung des *Hessischen Landboten* von Alexander Büchners Hand (h)¹⁹⁸, der schon im Zusammenhang mit der *Woyzeck*-Abschrift erwähnt wurde¹⁹⁹, stammt ganz zweifellos aus den Vorbereitungen zu *N*. Zwar geht die Fassung in den *Nachgelassenen Schriften* auf D¹ zurück, doch wurden einige (unbedeutende) Lesarten aus h übernommen. Insgesamt enthält h etwa 20 % Textmasse von D²²⁰⁰. Auch die von Ludwig Büchner über dem ursprünglichen Titel seines Bruders Alexander eingesetzte Überschrift entspricht der in den *Nachgelassenen Schriften*: *Der sche Landbote. / Erste Botschaft. /*, im Juli 1834²⁰¹. Offenbar entschied man sich erst später für die authentischere Juli-Fassung; vielleicht konnte man ihrer auch erst ganz zuletzt habhaft werden.

Da der Druck des *Landboten* in *N* keinen relevanten Textzeugen bildet, erübrigt sich an dieser Stelle eine detaillierte Verzeichnung und textkritische Analyse der Lesarten. Die drei nachfolgenden Beispiele (die an die Bearbeitung des *Danton* erinnern) sollen nur belegen, wie Ludwig Büchners Redaktion ein weiteres Mal korrumpierend verfahren mußte, um einen Text seines Bruders wenigstens in Auszügen mitteilbar zu machen; „Anderes würde noch heutzutage Staatsverbrechen involviren“²⁰²:

D¹

„Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man euch bequemer schinde; [. . .]“²⁰³

„Die Justiz ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Hure der deutschen Fürsten.“²⁰⁵

N

„Diese Gerechtigkeit ist nur ein Mittel, euch in Ordnung zu halten, damit man bequemer mit euch umgehe [. . .]“²⁰⁴

„Die Justiz ist in Deutschland seit Jahrhunderten die Dirne der deutschen Fürsten.“²⁰⁶

196 Noellner, S. 424.

197 Vgl. Schaub: *HL*, S. 36 f.

198 GSA Weimar, Büchner, Nr. 4, 2.

199 S. Kapitel I. B. 14.

200 Vgl. *HA* II, S. 35, Z. 20 – S. 37, Z. 4, Z. 18–24; S. 47, Z. 31 – S. 51, Z. 12; S. 53, Z. 1–2, Z. 3–6; S. 57, Z. 27–28, Z. 36, Z. 37 – S. 59, Z. 6, Z. 8.

201 Vgl. *N*, S. 295.

202 *N*, S. 50.

203 *HA* II, S. 38, Z. 17–19.

204 *N*, S. 296.

205 *HA* II, S. 38, Z. 29–30.

206 *N*, S. 296.

„Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, sind nur Diener. Sie thun nichts in ihrem Namen, unter der Ernennung zu ihrem Amt steht ein L., das bedeutet *Ludwig* von Gottes Gnaden und sie sprechen mit Ehrfurcht: ‚im Namen des Großherzogs.‘ Dies ist ihr Feldgeschrei, wenn sie euer Geräth versteigern, euer Vieh wegtreiben, euch in den Kerker werfen. Im Namen des Großherzogs sagen sie, und der Mensch, den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverain, königliche Hoheit. [...] Der Fürst ist der Kopf des Blutigels, der über euch hinkriecht, die Minister sind seine Zähne und die Beamten sein Schwanz. Die hungrigen Mägen aller vornehmen Herren, denen er die hohen Stellen vertheilt, sind Schropfköpfe, die er dem Lande setzt. Das L. was unter seinen Verordnungen steht, ist das Mahlzeichen des Thieres, das die Götzendiener unserer Zeit anbeten. Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe in ihrer Geilheit übereinander wälzen – mit Orden und Bändern decken sie ihre Geschwüre und mit kostbaren Gewändern bekleiden sie ihre ausätzigen Leiber. Die Töchter des Volkes sind ihre Mägde und Huren, die Söhne des Volkes ihre Laquaien und Soldaten.“²⁰⁷

„Die Anstalten, die Leute, von denen ich bis jetzt gesprochen, sind nur Werkzeuge, Diener, sie thun nichts in ihrem Namen. — — — —

‚Im Namen des,‘

sagen sie, und der Mensch, den sie so nennen, heißt: unverletzlich, heilig, souverain etc. [...]

— — — —
Der Fürstenmantel ist der Teppich, auf dem sich die Herren und Damen vom Adel und Hofe miteinander vergnügen, mit Orden und Bändern decken sie ihre

kranken Leiber. Die Töchter des Volkes sind ihre Mägde, die Söhne des Volkes ihre Lakaien und Soldaten.“²⁰⁸

Die Furcht des Herausgebers vor nachträglichen Sanktionen durch die Polizei- und Zensurbehörden war nicht unbegründet. Gerade in Sachen „Majestätsbeleidigung“ war man 1850, im ersten Jahr der Reaktion, besonders hellhörig. Im Großherzogtum war am 6. Oktober ein Preßedikt erlassen worden, demzufolge durch das Ministerium des Innern jederzeit ein Verbot von Druckschriften, die außerhalb des Hessen-Darmstädtischen Territoriums erschienen, ausgesprochen werden konnte. Ein „Angriff auf den Großherzog, dessen verfassungsmäßige Gewalt, die Thronfolge und die bestehende Regierungsform“ wurde mit Geld- und Haftstrafen geahndet.²⁰⁹

207 HA II, S. 42, Z. 35 – S. 44, Z. 33.

208 N, S. 297 f.

209 S. die Darmstädter Korrespondenz Karl Buchners in der *Allgemeinen Zeitung*, Nr. 283 vom 10. Oktober 1850 (Redaktionsexemplar im Cotta-Archiv, Deutsches Literaturarchiv Marbach).

Ludwig Büchner verheimlichte seine Kürzungen und Tilgungen keineswegs: „Von dem ‚Landboten‘ konnten wir nur den kleinsten Theil wiedergeben“.²¹⁰ In seiner Bearbeitung schrumpfte der Text, unter Ausschluß aller Personen- und Ortsnamen, auf weniger als die Hälfte zusammen. Dazu kommen noch sprachliche Glättungen. „Die gegebenen Stellen“, entschuldigte sich der Herausgeber, „mögen zur Beurtheilung des Ganzen hinreichen, dessen Hauptwerth ein historischer ist.“²¹¹

Es war seine ehrliche Überzeugung, die er auch später (dann zur Verteidigung von Franzos' Editionsplan) wiederholte:

„Der Landbote ist ein historisches Aktenstück [...]. Für das Buch selbst und seinen buchhändlerischen Erfolg kann die unverkürzte Wiedergabe des Landboten jedenfalls nur von Nutzen sein“.²¹²

Probevorlesung [„Über Schädelnerven“]

Die Handschrift der „Probevorlesung“, deren heute gängiger Titel „Über Schädelnerven“ von Franzos stammt²¹³, ist unvollständig erhalten. Überliefert sind vier Bogen, die am oberen Rand und z. T. auch in der Mitte der Seite so stark beschädigt sind, daß der Text des Manuskripts an diesen Stellen rekonstruiert werden muß²¹⁴, beispielsweise unter Heranziehung von Parallelformulierungen im *Mémoire*.

Ludwig Büchner druckte in seiner Ausgabe den Anfang des Textes. Er beginnt in *N* mit der Anrede „Hochgeachtete Zuhörer!“ und endet mit „an manchen Orten sprang das Wasser hell auf. Namentlich etc. etc.“²¹⁵ Die wenigen Zeilen des letzten dort mitgeteilten Abschnitts sind gleichzeitig die ersten handschriftlich überlieferten, mit ihnen beginnt der erste vorhandene Bogen, der allem Anschein nach der zweite von insgesamt fünf war. Ludwig Büchner hätte demnach den ersten Bogen in Satz gegeben und die wenigen fehlenden Zeilen selbst handschriftlich ergänzt.

Nun entspricht ein Bogen der Handschrift im Schnitt 120 Zeilen der Bergemann-Ausgabe, der Auszug bei Ludwig Büchner füllt nach diesem Maß aber

210 *N*, S. 50.

211 Ebd.

212 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 5. Juli 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

213 So bei Bergemann¹, S. 353, der allerdings korrekterweise anmerkt: „Der Titel ist nicht überliefert“ (S. 751), und bei Lehmann (*HA* II, S. 291), dort sogar: *Ueber Schädelnerven*, dies buchstäblich aus *F*, S. 291.

214 Für Bergemann¹ besorgte das Hans Fischer, 1922 „Arzt am Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität Zürich“ (ebd., S. 750).

215 *N*, S. 291–294, entspricht *HA* II, S. 291–293, Z. 14.

nur 90 Zeilen. Das kann zweierlei bedeuten: Entweder hat Georg Büchner die erste Seite des 1. Bogens nur als Titelblatt benutzt – oder die Auslassungspunkte in *N* (nach: „Hochgeachtete Zuhörer!“) signalisieren mehr als die Streichung einer floskelhaften Begrüßung, nämlich die Verkürzung um eine ganze Seite.

Der Überlieferungsverlust des ersten Bogens (der gleichzeitig die einzige in *N* gedruckte Passage enthält) bedeutet freilich das Gegenteil von dem, was Bergemann als erfreuliches Geschick bezeichnet. In seinen Lesarten gibt er zur Sigle *N* an: „Teilabdruck der Probevorlesung in Ludwig Büchners Ausgabe, der glücklicherweise dazu den in *H* zum Teil fehlenden Anfang gewählt hat.“²¹⁶ Es muß genau andersherum heißen: Der in *H* fehlende Anfang ist in *N* gedruckt, d. h. er fehlt in *H*, weil er in *N* gedruckt ist. Denn ist es nicht generell das Schicksal der in *N* gedruckten Manuskripte, verschollen zu sein? Den *Danton* scheint nur das editorische Verfahren Ludwig Büchners (der, wie wir oben gesehen haben, den Erstdruck als Satzvorlage benutzte) gerettet zu haben; das gleiche gilt für den *Woyzeck*, das Paralipomenon der ersten Szene des I. Akts von *Leonce und Lena* und den Rest der *Probevorlesung* – Handschriften, die sämtlich erhalten blieben.

Für diesen Befund gibt es keine sicheren Deutungen. Es ist zwar nicht auszuschließen, daß Ludwig Büchner als Satzvorlagen seiner Edition Originale bzw. Minna Jaeglé's Abschriften benutzte, die dann beim Verlag verloren gegangen wären, doch ist dies aus drei Gründen eher unwahrscheinlich. Die uns bekannten Manuskripte Büchners sind, abgesehen von den Schülerschriften, überwiegend in einem so schlechten Zustand und/oder von so flüchtiger Handschrift, daß sie als Vorlage kaum brauchbar waren. Hinzu kommt, daß Ludwig Büchners Redaktionsgebaren eine Abschrift von den Originalen, womit er freier umgehen konnte, geradezu erforderlich machte. Schließlich dürfte es aber auch die Pietät verboten haben, Texte des Verstorbenen in die Druckerei zu geben, wo sie ja zumindest vom Setzer in der üblichen Weise markiert worden wären.

Wahrscheinlicher ist, daß die in *N* gedruckten Handschriften, wie man das ja von den Briefen mit ziemlicher Sicherheit weiß²¹⁷, als Reliquien in jenem Zimmer des Büchnerschen Wohnhauses aufbewahrt wurden, dessen Inhalt ein Brand im Sommer 1851 vollständig vernichtete. Ungeklärt bleibt unter diesen Voraussetzungen allerdings noch die Überlieferung des *Danton*-Manuskripts, das nach dieser Theorie nicht als Reliquie betrachtet worden wäre und zusammen mit den Schulheften u.s.w. eine schnöde Dachboden-Existenz gefristet hätte; vor allem aber die Überlieferung der restlichen Bögen der *Probevorlesung*.

216 Bergemann¹, S. 750.

217 S. oben S. 55 f.

Es ist schwer vorstellbar, daß man lediglich den ersten Bogen dieser Handschrift mit Pietät behandelt hätte.

Textkritische Bemerkungen zur *Probevorlesung* in *N* erübrigen sich, da es an konkurrierenden Überlieferungsträgern fehlt. Einige Überlegungen zum Inhalt (im Vergleich mit dem *Mémoire*) finden sich in Kapitel III. 4.

Briefe

Den bedauerlichsten Fall innerhalb der Auswahledition Ludwig Büchners stellt die Darbietung von Büchners Briefen dar. Insgesamt sind bis heute etwas mehr als 70 bekannt geworden; von ihnen sind nur wenige im Original überliefert (11), ein größerer Teil einzig in jenen Auszügen, die in den *Nachgelassenen Schriften* gedruckt sind. Ihre Originale wurden, nach dem Zeugnis der Geschwister, bei einem Zimmerbrand im Sommer 1851 vernichtet²¹⁸. Sie lassen sich in vier Gruppen unterteilen:

1. An die Familie²¹⁹
2. An Wilhelm Büchner²²⁰
3. An Wilhelmine Jaeglé (Gießen, 1834)²²¹
4. An Wilhelmine Jaeglé (Zürich, 1837)²²²

Außerdem bringt *N* in der biographischen Einleitung noch Auszüge aus Büchners Briefwechsel mit Karl Gutzkow, wobei es sich aber um Nachdrucke handelt.

Die Unterteilung in diese vier Gruppen berücksichtigt die verschiedenen Überlieferungswege, woraus am Ende gewisse Schlüsse zu ziehen sind.

Während die Briefe an die Familie schon immer im Elternhaus aufbewahrt wurden, könnte Wilhelm Büchner, der im Juli 1846 in Pfungstadt einen eigenen Hausstand gründete, die an ihn gerichteten Briefe später kurzfristig der Ausgabe beige-steuert haben. Vielleicht erklärt das, warum sie nicht im eigentlichen Briefteil enthalten sind, sondern ausschließlich in der Einleitung zitiert werden.

Zu beachten ist die Unterteilung der Briefe an die Braut in die der Gießener und die der Züricher Zeit. Bisher ist noch keinem Editor aufgefallen, daß die der ersten Gruppe durchweg undatiert, die der zweiten dagegen Stück für Stück

218 S. Kapitel I. B. 1.

219 *N*, S. 3, S. 8, S. 37, S. 237–280.

220 *N*, S. 28 und 38.

221 *N*, S. 281–287.

222 *N*, S. 39–42.

exakt datiert sind (13., 20. und 27. Januar 1837). Nach Luise Büchners Zeugnis sind die „Briefe an die Braut“ von Minna Jaeglé abschriftlich an Gutzkow gegeben worden.²²³ Gutzkow aber hatte sich, nachdem ihm Minnas erste (und einzige) Sendung vorlag, für künftige Abschriften gewünscht:

„Uebersaus wichtig aber ist, daß Sie mir an der Spitze der Briefexcerpte immer angeben, wann und wo sie geschrieben sind [...].“²²⁴

Das paßt auf die Gießener, nicht aber auf die Züricher Briefe, die folglich auf anderem Weg in Ludwig Büchners Hände gelangt wären. Doch wie deckt sich diese Annahme mit dem durch die *Nachgelassenen Schriften* ausgelösten Briefskandal, der eine unmittelbare Beisteuer Minna Jaeglés ja ausschließt?

Es gibt eine Erklärung, die stichhaltig ist, weil sie Vergleichbares einbezieht. Als Georg Büchner in Zürich tödlich erkrankte, war von seiner Familie niemand bei ihm. Eventuell durch das Ehepaar Schulz (Briefe an die Darmstädter Verwandten belegt für den 13. und 19. Februar²²⁵), mit Sicherheit aber durch Minna Jaeglé wurde man in Darmstadt über den Krankheitsverlauf unterrichtet. Ludwig Büchner erinnert sich später:

„Nie werden jene unheimlichen Abende aus meinem Gedächtnisse verschwinden, an denen die Briefe kamen, welche tagtäglich Bericht über den Fortgang der schrecklichen Krankheit brachten, bis endlich und zuletzt der schwarz gesiegelte Todesbrief mit der Nachricht ankam, daß Alles zu Ende sei.“²²⁶

Auch während der folgenden Tage, an denen sich Minna noch in Zürich aufhielt, wird die Familie von Büchners Verlobter mit Nachrichten versorgt worden sein. So hat sie vermutlich Wilhelm Schulz' Nekrolog aus dem *Schweizerischen Republikaner* nicht nur an Büchners Straßburger Freunde und Bekannte²²⁷, sondern auch an die Eltern versendet. Tatsächlich befindet sich ein solcher Druck unter den Nachlaßpapieren (heute Weimar). Weiterhin fertigte, nach Franzos' Mitteilung, Caroline Schulz für die Familie einen Auszug aus ihrem Tagebuch an, der „Büchners letzte Tage“ protokolliert, vom Tag der Erkrankung am 2. Februar bis zum Tag seines Begräbnisses am 21. Februar 1837. Auch dieser Bericht ist im Original unter den Materialien des Büchner-Nachlasses in

223 S. Anm. 63. Eine weitere Sendung Minnas ist nach Gutzkows Antwortbriefen auszuschließen, s. Kapitel I. B. 5–8.

224 Andler, S. 192.

225 Bergemann¹, S. 648 bzw. 652 (Caroline Schulz' Bericht).

226 A. a. O. (s. Anm. 55), S. 190. Schwarz gesiegelt ist auch der Brief Minnas an Eugen Boeckel (ZB Zürich).

227 Belege bisher für die Mitglieder der Straßburger ‚Société‘ Duvernoy, Ehrmann und Lereboullet (Archives de la Ville de Strasbourg).

Weimar überliefert, er weist eine deutliche Brieffaltung auf und dürfte Ende Februar nach Darmstadt geschickt worden sein. Dasselbe aber könnte Minna Jaeglé mit jenen Reliquien getan haben, die ihr selbst als Protokoll von Büchners letzten Tagen geblieben waren. Auszüge aus seinen drei letzten Briefen, an die sich der Bericht von Caroline Schulz unmittelbar angeschlossen hätte, wären ihr Beitrag gewesen, um den Schmerz der Eltern mit Hilfe solcher Erinnerungsstücke (zu denen auch noch jene offenbar unvermeidliche Haarlocke zu zählen ist, die einst Büchners Porträt im Elternhaus schmückte²²⁸) etwas zu lindern. Und aus dieser Sendung hätte Ludwig Büchner dann sein Material geschöpft.

Wenden wir uns nun der „Textkritik“ der Briefe zu. Mangels handschriftlicher Überlieferungsträger können dabei nur Teilaspekte untersucht werden.

Ansatzpunkt für kritische Einwände waren von jeher die Kürzungen. Ludwig Büchner kam es im Jahre 1850 darauf an, den „Socialisten“²²⁹ Georg Büchner zu Wort kommen zu lassen, den Dichter der Französischen Revolution. Wichtige Persönlichkeitsbildende Ereignisse und deren Reflexionen (Konflikt mit dem Vater, Verhältnis zur Verlobten etc.) wurden ebenso wie Nebensächliches (Krankheiten, Wünsche, Grüße usw.) zumindest aus den „Briefen an die Familie“ vollständig ausgeklammert:

„In den Briefauszügen wurde beinahe nur das gegeben, was zur Kenntniß der politischen Bewegungen jener Zeit und des Antheils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien.“²³⁰

Die Schilderungen des Münsterbesuchs und der Vogesenreise, die Berichte über den Fortgang seiner literarischen Arbeiten, der *Danton*-Brief und einige verstreute Bemerkungen bilden gewisse Ausnahmen. Nicht so bei den Briefen an Minna Jaeglé. Hier tritt uns ein anderer Briefschreiber entgegen. Die isolierte Stellung im „abscheulichen“ Gießen²³¹, die Trennung von der Geliebten, die Ahnung des Konflikts mit dem Vater – all das zusammen erzeugt einen bis ins Äußerste aufgewühlten Briefstil, in dem Sehnsucht, Erkenntnisekel, physisches und psychisches Leiden durcheinander gehen. Erst als der Entschluß, heimlich nach Straßburg zu reisen, feststeht, bekommen die Briefe einen zärtlich-besorgten Unterton. Die Stimmung der Gießener Briefe taucht in Büchners Werk immer wieder auf; das hat der Bruder wohl auch erkannt, und dies schien ihm die Aufnahme der „Briefe an seine B r a u t , die mehr k ü n s t l e r i s c h e n

228 Erste Reproduktion in: Paul Elbogen (Hrsg.): *Geliebter Sohn. Elternbriefe an berühmte Deutsche*. – Berlin 1931, zwischen S. 160 und 161; Hinweis von Th. M. Mayer.

229 *N*, S. 48.

230 *N*, S. 49 f.

231 *HA II*, S. 425.

und poetischen Wert besitzen²³², hinlänglich zu rechtfertigen. Das gleiche gilt für die Züricher Briefe, die aber vor allem als biographische Quelle benutzt wurden und sich deshalb in der Einleitung von *N* finden²³³.

Ein weiteres Problem, vor das sich ein künftiger Editor gestellt sieht, ist die Unsicherheit einer ganzen Reihe von Datierungen. Besonders unter den frühen Briefen der ersten Straßburger Zeit lassen sich sogar mehrere Fehldatierungen nachweisen:

1. Der „Ramorino“-Brief kann nicht „im October 1831“ geschrieben sein, sondern frühestens nach dem 4. Dezember (Durchzug der polnischen Generäle)²³⁴.

2. Das auf „im Februar 1832“ datierte Brieffragment („Périer“) ist vermutlich erst eine gewisse Frist nach dem 5./6. April 1832, dem Zeitpunkt von Périers Cholera-Erkrankung, geschrieben, über die der *Moniteur* am 7. und 8. April und die *Allgemeine Zeitung* am 29. April berichteten²³⁵. Ihr Pariser Korrespondent – es war Heinrich Heine – schrieb unter dem Datum des 16., Casimir Périer sei „von der Cholera ergriffen worden“, „ihr jedoch nicht erlegen, denn er sei eine schlimmere Krankheit“²³⁶. Am 16. Mai starb Périer dann doch an den Folgen der Infektion.

3. Der Brief mit dem Datum des 5. April 1833²³⁷ – zwei Tage, nachdem eine Handvoll Handwerker und Studenten die Frankfurter Hauptwache gestürmt hatte – ist möglicherweise von Ludwig Büchner in der Sorge rückdatiert worden, übelmeinende Leser könnten aus einer längeren Frist Büchners Teilnahme am Wachensturm ableiten²³⁸. Der auf ein besorgtes Schreiben der Eltern antwortende Brief wird kaum vor dem 6. April geschrieben worden sein.

4. Die Angabe für den 7. Straßburger Brief („im Mai 1833“) ist auf „nach dem 27. Mai“ zu präzisieren, dem Datum der Neustädter Volksversammlung zum Jahrestag des Hambacher Festes.²³⁹

Es fällt auf, daß von den 42 Briefen an die Familie gerade die ersten merkwürdig unsicher-unscharf, die folgenden dagegen fast ausnahmslos präzise datiert sind. Die ersten neun – ausgenommen nur der „Wachensturm-Brief“, dessen Inhalt freilich einen auch 1850 noch bekannten zeitlichen Anhaltspunkt bot – sind in *N* nur mit Monats- und Jahresangabe überschrieben:

232 *N*, S. 50.

233 *N*, S. 39–42.

234 Dieser Lapsus, der nicht einmal dem französischen Herausgeber von 1889 aufgefallen ist (vgl. *Œuvres*, S. 25 f. und 347 ff.), wurde erst von Hans Mayer korrigiert (Mayer, 1947, S. 49). Vgl. *HA* II, S. 413.

235 Die von Bergemann übernommene Datierung „vor dem 16. Mai“ (*HA* II, S. 414) kann daher um den terminus post quem „vermutlich nach Mitte April“ ergänzt werden.

236 *DHA* XII, S. 138 f.

237 Die Authentizität dieser Datierung ist, aufgrund posttechnischer Überlegungen, zuerst von Thomas Michael Mayer in Frage gestellt worden (*GB I/II*, S. 368; vgl. *GBJb* 2, 1982, S. 250, Anm. 3).

238 Dagegen hatte sich Ludwig Büchner besonders verwehrt.

239 So zuerst Bergemann, desgleichen *HA* II, S. 417.

1. „Straßburg, im October 1831“ (S. 237 f.)
2. „Straßburg, im December 1831“ (S. 238)
3. „Straßburg, im Februar 1832“ (S. 238 f.)
4. „Straßburg, im December 1832“ (S. 239)
5. „Straßburg, im Januar 1833“ (S. 239 f.)
6. [Straßburg, im Frühjahr 1833] (S. 3)
7. „Straßburg, den 5. April 1833“ (S. 240 f.)
8. „Straßburg, im Mai 1833“ (S. 241 ff.)
9. „Straßburg, im Juni 1833“ (S. 243).

Eigenheiten des Briefschreibers scheiden aus. Die überlieferten Briefe der Frühzeit – an Eugen Boeckel, die Brüder Stoeber, Edouard Reuss – sind von Büchner alle exakt datiert. Ähnliche Unschärfen gibt es unter den folgenden Familienbriefen nur selten: dreimal in der Gießener Zeit, sechsmal während des Exils, und dem stehen immerhin acht bzw. fünfzehn datierte Briefe gegenüber. Bei den zehn Briefen des ersten Straßburger Aufenthalts ist das Verhältnis dagegen 8:2, unter Anrechnung des Wachensturm-Briefes sogar 9:1.²⁴⁰

Das kann kein Zufall sein. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß die Vorlagen für die ersten neun Briefe an die Familie in *N* generell undatiert waren und von Ludwig Büchner annäherungsweise chronologisiert wurden. Handelte es sich vielleicht nur um Abschriften? Waren die Originale gar heimlich, in aller Eile, kopiert worden und hatte man vergessen, das Datum zu notieren? Hielt der Vater etwa die (politisierende) Korrespondenz Georgs unter Verschluss?

Diese Fragen lassen sich vermutlich nie klären. Der Editor aber hätte im einzelnen zu prüfen, ob auch für die bisher nicht bezweifelten, unscharfen Angaben Ludwig Büchners bessere Datierungen nachweisbar sind. So kann z. B. der Brief an die Eltern, den Ludwig Büchner auf Juni 1836 datierte (so auch die *Hamburger Ausgabe*²⁴¹), nicht vor dem 20. Juli geschrieben sein²⁴².

Nicht bestätigt hat sich dagegen der Verdacht „irriger Montagen“²⁴³. Nicht hinter jeder „Unstimmigkeit der Datierung“²⁴⁴ muß gleich ein Delikt des Herausgebers stecken: Was Elisabeth Ziegler Trump als Fehler Ludwig Büchners deutet²⁴⁵, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Versehen des Briefschreibers

240 Exakt datiert ist nur der Vogesenreise-Brief vom 8. Juli 1833 (*N*, S. 243–245); vgl. Kapitel III. 1.

241 *N*, S. 277; *HA* II, S. 459.

242 Der im Brief erwähnte Beschluß der Tagsatzung erfolgte offiziell sogar erst am 23. August, als die von ihr konstituierte „Flüchtlings-Commission“ den „Antrag“ der Tagsatzung vom 20. Juli nachträglich „zum Beschluß erhob“ ([Gottfried Wilhelm Becker:] *Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1836*. – Leipzig 1837, S. 70).

243 *GBJb* 2 (1982), S. 277.

244 Ebd.

245 Elisabeth Ziegler Trump: *The Elitist Revolutionary: Georg Büchner in his Letters*. – Phil. Diss. New York 1979, S. 101.

selbst. Denn wenn Büchner im Brief vom 5. Mai 1835 vom kürzlich stattgehabten „Geburtstag des Königs“²⁴⁶ spricht, so wird er sich einfach geirrt haben. Die pompöse „Fête du Roi“ vom 1. Mai hatte nicht dem Geburtstag (6. Oktober), sondern dem Namenstag Louis Philippes gegolten²⁴⁷.

246 HA II, S. 439.

247 Diese Richtigstellung ist Volker Kaukoreit zu danken; s. *GBJb* 5 (1985).

C. Die *Gesamt-Ausgabe* von Karl Emil Franzos

1. Vorbemerkung

Während wir über die Editions-geschichte von Gutzkows BÜCHNER-Bearbeitungen der dreißiger Jahre nur wenig, über Ludwig Büchners Herausgabe der *Nachgelassenen Schriften* seines Bruders fast nichts wissen, verdanken wir es dem Archivierungsinteresse des Verlags von J. D. Sauerländer, daß ein Großteil der Korrespondenz zwischen Herausgeber, Verleger und Rechtsnachfolger über die von Franzos besorgte Ausgabe der *Sämtlichen Werke* Georg Büchners auf uns gekommen ist.

Das Material speist sich aus mehreren Quellen: Die Briefe an den Verleger Remy Sauerländer¹ wurden noch bis vor etwa 30 Jahren im Frankfurter Archiv des Verlages aufbewahrt, ehe sie am 22. April 1955 öffentlich versteigert² und vom Goethe- und Schiller-Archiv Weimar erworben wurden. Die Briefe an Ludwig Büchner, der sich als Rechtsnachfolger des Dichters ein Mitspracherecht bei der Edition zu sichern gewußt hatte, sind während des 2. Weltkriegs Opfer eines Fliegerangriffs auf Darmstadt geworden und bis auf einige wenige Ausnahmen (Briefe von Franzos an ihn, die er an Sauerländer weitergegeben hatte) verbrannt. Verloren sind auch die meisten Briefe an Franzos. Zwar ist dessen Nachlaß in der Wiener Stadt- und Landesbibliothek zum größten Teil vorhanden und auf weit über zehntausend Katalogzetteln auch erschlossen, doch hat sich gerade von der betreffenden Korrespondenz nur ein geringer Teil erhalten. Ersatz wie auch Ursache dafür dürfte Franzos resümierender Aufsatz *Über Georg Büchner* aus dem Jahre 1900 sein, in dem er über den Hergang seiner Editionsarbeit berichtete und Auszüge aus dem dazugehörigen Briefwechsel veröffentlichte.³ Vielleicht benutzte er, um sich die Mühe des Abschreibens zu sparen, die Originalbriefe als Druckvorlage, die dann in der Setzerei

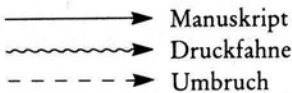
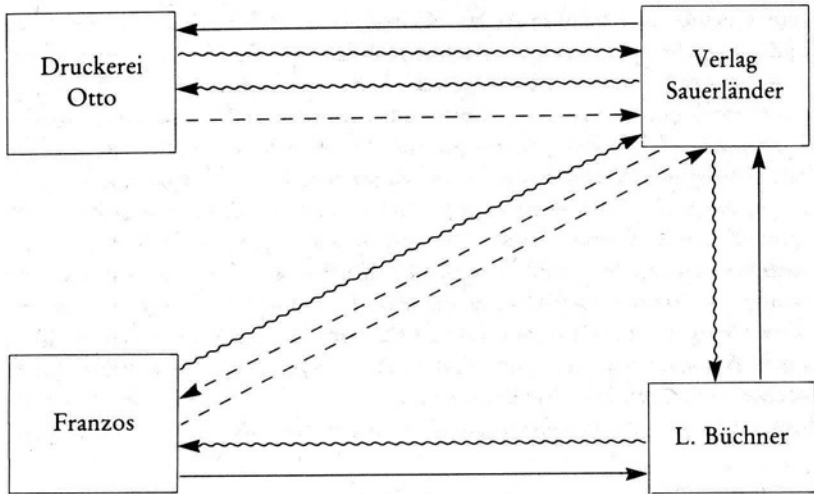
1 Heinrich Remigius Sauerländer (1821–1896). Der zweitälteste Sohn von Johann David S. hatte 1864 die Leitung des Verlages übernommen.

2 *Auktionskatalog J. A. Stargardt*, Nr. 519, Versteigerung vom 22. April 1955, S. 8, Nr. 17: „Korrespondenz über die Herausgabe der ersten kritischen Gesamtausgabe von Georg Büchners ‚Sämtlichen Werken und handschriftlicher Nachlaß‘, Frankfurt a. M. (Sauerländer) 1879 [...]“. Die 55 Briefe wurden für DM 250,- angeboten und vom GSA für DM 270,- ersteigert. Vgl. Kapitel III. 7.

3 *DD*, S. 195 ff.

untergegangen sein könnten. Die gedruckten Briefauszüge bieten einen gewissen Ersatz auch für seine eigenen Briefe, wenngleich Auswahl und Perspektive einseitig sind und offenkundig als Beweis für seine hauptsächlich gegen Ludwig Büchner gerichtete Argumentation dienen sollen.

Nach langen Querelen hatten sich Herausgeber, Verleger und Nachlaßseigentümer auf ein Rotationsprinzip geeinigt, wonach jeder der Beteiligten an jeder Stelle des Druckprozesses die Möglichkeit des Eingreifens hatte. Dies war im wesentlichen Anlaß und Inhalt des Briefwechsels. Die nachstehende Skizze zeigt den Normalverlauf der Drucklegung, die mit der Übersendung eines Manuskripts von Franzos an Ludwig Büchner begann. Von diesem erhielt es Sauerländer, der den nun schon einmal korrigierten Text zur Druckerei gab. Diese schickte dem Verlag die Druckfahnen, welche zuerst an Ludwig Büchner und weiter an Franzos gelangten, der nun seine Korrektur dem Verlag schickte, von wo sie zurück zur Druckerei ging. Die Druckerei sandte dann den revidierten Text dem Verlag, der ein Exemplar dieser Revision an Franzos schickte; dieser mußte als Herausgeber das Imprimatur geben.



2. Vorgeschichte

Kennengelernt hatte Franzos das Werk Georg Büchners bereits als Gymnasiast in Czernowitz (Tschernowzy, UdSSR; Geburtsstadt von Paul Celan und Rose Ausländer):

„Damals (1867), noch als Schüler, bekam ich zufällig ‚Dantons Tod‘ zur Hand und war entzückt. An ihm und anderen Realisten hielt ich auch auf der Universität fest, als meinem Labsal in der Literatur-Wüste jener Zeit; die Formlosigkeit störte mich wenig, das innere Leben erquickte mich“.⁴

Doch hätte er es sich damals kaum träumen lassen, daß gerade er seinem Idol einmal ein editorisches Denkmal errichten sollte, das dann aus mehreren Gründen doch ein Torso blieb⁵. Mit seiner Büchner-Begeisterung stand Franzos anfangs auch ziemlich allein, und manch einer der arrivierten Zunftkollegen mag damals den Kopf geschüttelt haben über solch verbohrtens Originalitätssuchen. Ein Literaturhistoriker, dessen Namen Franzos später nicht nennen mochte, hatte ihm gegenüber gar die Existenz eines Dichters namens Georg Büchner bestritten (ihm war nur Ludwig, der „Kraft und Stoff-Büchner“ bekannt)⁶, und selbst sein Buchhändler, den Franzos mit der Beschaffung eines Exemplars der *Nachgelassenen Schriften* beauftragt hatte, bezeichnete Büchner als den „doch wohl [...] unbekanntesten deutschen Dichter“⁷.

Aus demselben Grund weigerten sich auch zwei Zeitungsredakteure, einen Aufsatz von Franzos über Büchner und Lenz (ein Vergleich, in dem er „nachzuweisen suchte, wie kongenial Büchner seinem Vorgänger war“⁸) abzdrukken. Michael Etienne von der *Neuen Freien Presse* machte geltend, daß Büchner und Lenz inzwischen „unbekannter, ungelesener als je zuvor“ seien, sein Kollege v. Martini, Chefredakteur des Wiener *Fremdenblatts*, hielt es für falsch, an „Leute“ zu „erinnern, die eben zu wenig Kraft und Selbstzucht hatten, sich die

4 Karl Emil Franzos: *Georg Büchners ‚Dantons Tod‘*. – In: *Vossische Zeitung*, Berlin, Nr. 5 (Morgenausgabe) vom 4. Januar 1902. Ähnlich *DD*, S. 289. Zu Franzos vgl. die eingehende Arbeit von Jong-Dae Lim: *Das Leben und Werk des Schriftstellers Karl Emil Franzos*. – Phil. Diss. Wien 1981.

5 Ich nenne hier drei: Minna Jaeglé's nicht unbegreifliche Weigerung, ihr Material der Ausgabe beizusteuern (s. Teil III, Einleitung); Franzos' unvollendete biographische Einleitung, fatal für die weitere Forschung; die letztlich z. T. erfolgreichen Einwände der Familie Büchner gegen einen authentischen Text (zu denen noch Franzos' gelegentliche eigene Skrupel kamen).

6 *DD*, S. 289 f.

7 *DD*, S. 290.

8 Ebd.

Beherrschung der Kunstform des Dramas zu erringen.“⁹ Allerdings gab es auch andere Meinungen: So bezeichnete der Hebbel-Biograph Emil Kuh das gerade erschienene Standardwerk von Karl Julius Schröder über *Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutendsten Erscheinungen* als „Literaturgeschichte aus dem Handgelenk“, weil „wichtige, ja vorzügliche Autoren“ ausgelassen worden seien, wie z. B. Georg Büchner, „ein Mittelglied zwischen Grabbe, Hebbel und Ludwig“¹⁰. Das mag Franzos ermutigt haben; entscheidender aber war jene bekannte Züricher Büchner-Feier am 4. Juli 1875 (vgl. Kap. III. 8), die für soviel Publizität sorgte, daß Franzos' Angebot, für diesen Tag einen Essay über den Autor zu liefern, diesmal nicht abgelehnt wurde. „Nicht gern!“ soll Michael Etienne auf Franzos' Bitte geantwortet haben. „Aber da Ihnen so viel d'ran liegt – in Gottes Namen!“¹¹

Der siebenundzwanzigjährige Franzos, der Büchner nur aus den *Nachgelassenen Schriften* kannte, wandte sich daraufhin an Georgs berühmten Bruder Ludwig und „fragte nach den besten Quellen“, erhielt aber neben der Bestätigung, daß Büchner in der Tat nie Burschenschafter gewesen sei, nur den Hinweis auf seine, Franzos ja bekannte Edition von 1850.¹² Diese lag denn auch Franzos' vierseitigem Feuilleton *Georg Büchner in der Neuen Freien Presse* vom 4. Juli 1875 zugrunde, das in den Sätzen gipfelte:

„Er hätte ein Stern am Himmel unserer Literatur werden können und ward nur ein prächtiges Meteor. Aber er leuchtet in unsere Tage hinein und wird leuchten, so lange die Freiheit ein Bedürfnis des deutschen Herzens und die Pietät für unser Geistesleben ein Zug des deutschen Geistes bleibt.“¹³

Etienes Prognose dagegen lautete: „In einer Zeit, wo der Ebers, der Wolff und der Lindau die großen Leut' sind, wollen sie Büchner wieder lebendig machen?! Und wenn sie sich die Finger krumm schreiben, es hilft nichts!“¹⁴

Dies nahm sich Franzos gleichwohl zu Herzen. Er schrieb sich tatsächlich „die Finger krumm“: dem ersten Büchner-Essay folgten rasch drei weitere (ein vierter wurde von Etienne nicht mehr akzeptiert, weil er fürchtete, es kämen „dann vielleicht noch vier“¹⁵), und insgesamt sollen es – nach Franzos' eigener Angabe – zwischen 1875 und 1900 über 40 Artikel gewesen sein, die er über das

9 Ebd.

10 Emil Kuh: *Eine Literaturgeschichte aus dem Handgelenk*. – In: *Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 114 vom 24. April 1875.

11 *DD*, S. 290.

12 Ebd.

13 Karl Emil Franzos: *Georg Büchner. (Zum Tage der Enthüllung seines Denkmals auf dem Zürichberge.)*. – In: *NFP*, Nr. 3899 vom 4. Juli 1875, S. 1–4.

14 *DD*, S. 290.

15 Michael Etienne an Franzos, Wien, 18. Dezember 1875 (StuLB Wien, I. N. 60.107).

Thema schrieb¹⁶. Und es gelang ihm damit doch, den Autor hinüber ins 20. Jahrhundert zu retten.

Von seiten der Familie kam zunächst Beifall. „Ich halte Ihre Arbeit für das Beste, was bis jetzt über Georg Büchner geschrieben worden ist“¹⁷, versicherte ihm der Bruder Ludwig, was Franzos wiederum ermutigte, ihn nach dem Verbleib der 1850 nicht gedruckten „Manuskripte und Briefe“¹⁸ zu fragen. Ludwig Büchner, der ohnehin vorgeschlagen hatte, Franzos möge sich auch weiterhin mit seinem Bruder beschäftigen, versprach ihm jetzt, was von den Materialien heute noch vorhanden sei, stehe ihm „auf Wunsch zur Verfügung“¹⁹.

3. Nachlaßübergabe

Franzos äußerte diesen Wunsch, und am 29. Juli schickte ihm Ludwig Büchner unfrankiert (was den Empfänger, wie er später bitter vermerkte, etwa 60 Mark Nachporto kostete) „einen ganzen Haufen Packete voll Manuskripten“. Er bemerkte dazu, dies sei „der ganze, in seinen Händen befindliche und noch erhaltene Nachlaß“ seines Bruders. „Anderes habe möglicherweise noch die Braut des Dichters, Fräulein Jaegle“²⁰.

Am wertvollsten unter den Papieren schien Franzos von Anfang an das noch ungedruckte Dramenfragment (*Woyzeck*). Bereits eine Woche später konnte er Ludwig Büchner die Mitteilung machen, daß ihm die Entzifferung zweifellos gelingen werde. Auch den *Hessischen Landboten* gedenke er – anders als die Edition von 1850 – im vollen Wortlaut zu bringen. Enttäuschend sei jedoch, daß weder von *Lenz* noch *Leonce und Lena* Originalmanuskripte vorhanden seien und der Nachlaß auch keine Briefe enthalte²¹ – worauf Ludwig Büchner nur entschuldigend antworten konnte, in den 25 Jahren, in denen sich niemand um den Nachlaß gekümmert habe, sei „doch offenbar Vieles, darunter namentlich die Briefe an die Familie, zu Grunde gegangen“. Was aber die Veröffentlichung von bisher Ungedrucktem angehe, so lasse er ihm – auch betreffs des *Landboten* – freie Hand.²²

16 *DD*, S. 290. Angesichts von Franzos' problematischem Umgang mit der Wahrheit dürfte diese Zahl etwas übertrieben sein. Ich konnte bis jetzt rund 20 Büchner-Aufsätze ermitteln.

17 *DD*, S. 290.

18 Ebd.

19 *DD*, S. 290 f.

20 *DD*, S. 291.

21 *DD*, S. 292.

22 Ebd.

Einige Wochen später kamen ihm dann doch Bedenken, ob ein wortgetreuer Abdruck des *Woyzeck* sich nicht „mehr oder minder nachtheilig“ auf das „Andenken des Verstorbenen“ auswirken könnte²³. Als Franzos dagegen Einwände machte, gab Ludwig Büchner zu verstehen, er habe diesen Vorbehalt „nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Reklamation der Meinigen“²⁴ formuliert. Franzos möge bedenken, daß die „Anfeindungen“ gegen die Büchners so „zahllos, erbittert und heimtückisch“ seien, „daß wir in dieser Hinsicht große Vorsicht beobachten müssen, um unseren wüthenden Feinden nicht neue Waffen in die Hand zu geben“.²⁵ Franzos machte sich zunächst über diese Einwände keine Gedanken und ging unbeirrt ans Werk. Die Transkription des Manuskripts war ihm ein näherliegendes Problem.

4. „Woyzeck“

„Ich hatte Anfangs auch nicht die leiseste Hoffnung, es entziffern zu können. Vor mir lagen vier Bogen dunkelgrauen, mürbe gewordenen Papiers, kreuz und quer mit langen Linien sehr feiner, sehr blasser gelblicher Strichelchen beschrieben. Da war absolut keine Silbe lesbar. Ferner einige Blättchen weißen Papiers, mit ähnlichen Strichelchen bedeckt. Da hier die Zeichen größer waren, der Hintergrund heller, so war da stellenweise ein Wort zu entziffern, aber nirgendwo auch nur ein ganzer Satz. Rathlos wendete ich die Blätter hin und her. Da führte mir der Zufall das chemische Rezept zu, welches im Nürnberger ‚Germanischen Museum‘ zur Auffrischung von Urkunden benützt wird. Man bestreicht die betreffende Stelle zuerst mit destillirtem Wasser, dann mit Schwefel-Ammoniak. Das Mittel erwies sich als wirksam, die verblassten Strichelchen traten auf kurze Zeit wieder kohlschwarz hervor, auch an solchen Stellen, wo mit freiem Auge kaum mehr die Spuren einer Schrift zu erspähen waren. Aber da wies sich eine neue Schwierigkeit: die Schriftzüge waren mikroskopisch klein; oft mehr als dreißig Worte auf die gewöhnliche Zeile. Ich mußte zur Loupe greifen. Aber selbst mit bewaffnetem Auge und chemisch präparirtem Papier ging es schwer genug. Denn Georg Büchner hatte, wenn er rasch schrieb, die unleserlichste Handschrift, die man sich denken kann; Alexander von Humboldts Hieroglyphen sind im Vergleich mit Büchners Strichelchen eine kalligraphische Vorlage. Dazu kamen noch eigenthümliche Abbreviaturen u.s.w. Kurz – es war eine unsägliche Geduldprobe. Aber was ich entzifferte, war geeignet, mir immer wieder den Muth zu stählen. So copirte ich Zeile für Zeile, zuerst die grauen Bogen, dann die weißen Blättchen.

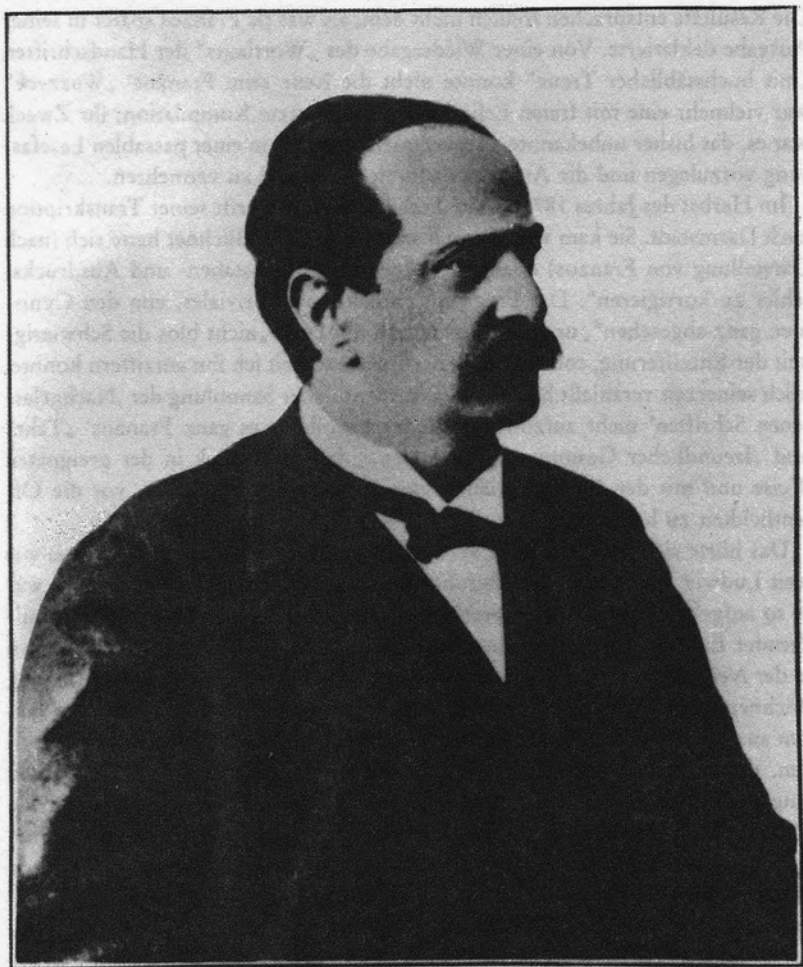
Endlich war ich fertig und konnte die Resultate überblicken.“²⁶

23 Ebd.

24 *DD*, S. 293.

25 *DD*, S. 292.

26 Karl Emil Franzos: [*Aus Georg Büchners Nachlaß*] (1. und 2. Artikel), ca. Oktober 1875] Ms., *StuLB* Wien, I. N. 175.285.



Karl Emil Franzos

Karl Emil Franzos

Die Resultate entsprachen freilich nicht dem, als was sie Franzos später in seiner Ausgabe deklarierte. Von einer Wiedergabe des „Wortlauts“ der Handschriften „mit buchstäblicher Treue“ konnte nicht die Rede sein. Franzos' „Wozzeck“ war vielmehr eine mit freien Erfindungen durchgesetzte Kompilation; ihr Zweck war es, das bisher unbekannte „Trauerspielfragment“ in einer passablen Lesefassung vorzulegen und die Ausgabe dadurch bedeutend zu vermehren.

Im Herbst des Jahres 1875 sandte Franzos eine Abschrift seiner Transkription nach Darmstadt. Sie kam wenig später zurück, Ludwig Büchner hatte sich (nach Darstellung von Franzos) erlaubt, „einige kleine Buchstaben- und Ausdrucksfehler zu korrigieren“. Das Fragment enthalte „viel Triviales, von den Cynismen ganz abgesehen“, und er erinnere sich nun, daß „nicht bloß die Schwierigkeit der Entzifferung, sondern auch der Inhalt, soweit ich ihn entziffern konnte, mich seinerzeit veranlaßt haben, das Fragment in der Sammlung der ‚Nachgelassenen Schriften‘ nicht aufzunehmen.“ Jetzt wolle er es ganz Franzos' „Takt“ und „freundlicher Gesinnung“ überlassen, „das Bruchstück in der geeigneten Weise und mit den nötigen erläuternden Bemerkungen versehen, vor die Öffentlichkeit zu bringen“²⁷.

Das hörte sich zunächst ganz vernünftig an. Doch als Franzos erkannte, wie weit Ludwig Büchners ‚Verbesserungen‘ tatsächlich in den Text eingriffen, war er so aufgebracht, daß er fast bereit war, alles hinzuwerfen. Nur Etiennes mildernder Einfluß verhinderte dies. Kurz darauf, im November 1875, erschien in der *Neuen Freien Presse* zum ersten Mal (ohne Berücksichtigung von Ludwig Büchners ‚Korrekturen‘, wengleich von Franzos selbst ziemlich entstellt) Szenen aus Büchners titellosem Dramenfragment, dem er den Namen des Titelhelden, den er irrtümlich „Wozzeck“ las, gegeben hatte²⁸. Ein Exemplar davon ging auch nach Darmstadt, und als Antwort kam ein „höflicher Dank für die Mitteilung“²⁹. Wieder ein paar Wochen später fragte Ludwig Büchner dann vorsichtig an, wie das Echo auf den Druck ausgefallen sei: „Haben die Fragmente in der N[eu]en Fr[ei]en Presse Beifall gefunden?“ Er gab gleich selbst die pessimistische Antwort: „Ich fürchte fast: Nein!“³⁰

Bemerkenswert ist, daß Franzos durch die Kritik bzw. das Eingreifen Ludwig Büchners offenbar doch verunsichert worden war. So lesen sich Teile eines Ende 1875 entstandenen Essays über Büchner wie eine Reaktion auf Ludwigs

27 *DD*, S. 293.

28 *NFP*, Nr. 4022 und 4039 vom 5. und 23. November 1875. Vgl. Dietmar Goltschnigg: *Der Erstabdruck von Büchners ‚Woyzeck‘ in der „Neuen Freien Presse“ am 5. und 23. November 1875.* – In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 94 (1975), S. 265–267.

29 *DD*, S. 294.

30 Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 14. Januar 1876 (StuLB Wien, I. N. 111.494).

Einwände. Insbesondere die „Cynismen“ greift Franzos auf und versucht ihnen eine positive Wendung abzugewinnen:

„Auf Grund genauester Kenntniss von Büchners Leben kann ich mich getrost dafür verbürgen, daß nicht allzuhäufig auf Erden ein gleich edles, reines und keusches Mannesherz geschlagen.

Aber auch einen unmoralischen Dichter darf man Büchner nicht nennen. Denn diesen Namen verdient wohl nur jener Poet, der aus Muthwillen oder gemeiner Speculation Frivoles und Unsauberes bietet, Büchner aber schrieb jene Cynismen nieder, weil dies seinem Kunstprinzip entsprach: Naturwahrheit bis in's Kleinste und bis zum Äußersten. [...] Es klingt wie ein schreiendes Paradoxon und es ist doch nur die Wahrheit: wo Büchner frivol war, da war er es aus ethischen Motiven. [...] Nachdem er sich nun einmal den Füsilier Wozzeck zum Helden erwählt, gebot es ihm seine heiligste Überzeugung von Zweck und Ziel der Kunst, den Soldaten und seinen Kreis nicht anders sprechen zu lassen, als dies eben die Wirklichkeit lehrt. [...]

Wollt' ich Büchner korrigiren und purifiziren, so hätte ich nicht die leiseste Entschuldigung hiefür.“^{30a}

5. Titel- und Honorarstreitigkeiten

Ein zweiter Konfliktpunkt war die Form der Herausgabe und ihre Honorierung. Ludwig Büchner hatte, wie er Franzos am 3. Oktober 1875 mitteilte, Sauerländer als Verleger für eine kritische Gesamt-Ausgabe ins Auge gefaßt. Als Titel des Werkes schlug er vor:

„Georg Büchners
Nachgelassene Schriften.
Vermehrt und neu herausgegeben unter
gefälliger Mitwirkung und Zustimmung
der Büchnerschen Familie von
Karl Emil Franzos“³¹

Franzos erklärte sofort und entschieden, „darauf nicht eingehen zu können“. Weder habe er Büchners Schriften „vermehrt“, noch könne man von einer „gefälligen Mitwirkung der Familie“ sprechen, während deren „Zustimmung“ im Vorwort selbstverständlich erwähnt werden könne. Sein eigener Titelvorschlag war:

30a Karl Emil Franzos: *Aus Georg Büchners Nachlass. (Vierter Artikel.)* Ungedrucktes Ms. (StuLB Wien, I. N. 175.386).

31 DD, S. 294.

„Georg Büchners Werke und handschriftlicher Nachlass. Erste kritische Gesamt-Ausgabe. Herausgegeben von Karl Emil Franzos“³².

Ludwig Büchner gab in der Frage des Titels, der im Druck dann nur wenig anders lautete, nach; dagegen behauptete er sich beim Honorar: Er riet Franzos, von Sauerländer 600 Mark zu verlangen, von denen er nur soviel beanspruche, „um die zirka 315 Francs betragenden Kosten der Züricher Denkmal-Errichtung davon zu bestreiten; das Übrige wäre Entschädigung für Ihre Arbeit.“³³

Franzos wären also etwa 350 Mark geblieben – was erneut seinen Zorn entfesselte. Wütend erzählte er im Bekanntenkreis von dem Gebaren der Familie Büchner und erntete (nach seiner Angabe) sogleich überall Verständnis. Etienne nannte das Verlangen Ludwig Büchners einen unerhörten Skandal, ein Wiener Anwalt bot seinen Beistand an, und der alte Eduard von Bauernfeld „beschwor“ Franzos „geradezu, nicht nachzugeben“³⁴.

Der aber erkannte, daß er gegenüber dem Nachlaßeigentümer in der schwächeren Position war. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als in süß-säuerlichem Ton zu antworten, „wenn dies Herrn Dr. Ludwig Büchner so richtig erscheine“, so wolle er „nicht darum streiten“. Dagegen bestand er auf seinem Recht, die einzelnen Abschnitte seiner Biographie des Dichters, die er der Ausgabe voranstellen wollte, „vorher in Zeitungen oder Zeitschriften zu publizieren, was ja auch die Aufmerksamkeit auf Büchner wenden werde“³⁵.

6. Essays machen Propaganda

Freilich war damit nur angesprochen, was Franzos seit kurzem ohnehin schon betrieb. Den ersten Essay hatte er bereits „wenige Wochen“, nachdem eine „Schaar deutscher Studenten und Bürger zu Zürich den Leichnam aus seiner bisherigen Ruhestätte im Thal [...] in ein einsames Grab der Höhe betteten“, geschrieben. Franzos wies zunächst darauf hin, daß „durch das freundliche Vertrauen des Bruders Georg's [...] der gesammte literarische Nachlaß des Verstorbene[n], so weit er in Händen der Familie“ war, ihm „zur Benutzung überge-

32 StuLB Wien, I. N. 175.385. Den Titel borgte sich Franzos übrigens von der Grabbe-Ausgabe seines Freundes Oskar Blumenthal: *Christian Dietrich Grabbe's sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamt-Ausgabe*. Hrsg. und erl. von Oskar Blumenthal. 4 Bde. – Detmold 1874 (dann Berlin 1875).

33 *DD*, S. 294.

34 *DD*, S. 295.

35 *Ebd.*

ben worden“ sei. Der Fragment gebliebene Essay mit dem Titel *Georg Büchner als Politiker* sollte seine „Bedeutung als socialistischer Agitator“ herausstellen. U. a. wollte Franzos den „Hessischen Landboten“ – eine socialistische Flugschrift, [...] vollständig mittheilen“, doch fehlte es auch nicht an Hinweisen auf Büchners poetische Werke:

„Dem Hochbegabten und bisher extremsten Vertreter des Realismus in der deutschen Literatur, dem Verfasser eines unserer genialsten, merkwürdigsten, freilich auch regellosesten Dramen, dem Dichter einer Novelle von so imponirender Schärfe der Seelen- und Naturbeobachtung, wie es ‚Lenz‘ ist, bleibt eine Stelle in der Geschichte unseres Geisteslebens gesichert.“

Insgesamt aber suchte Franzos mit seinem ersten Aufsatz die These zu rechtfertigen, daß die „Betrachtung“ von Büchners „politischen Überzeugungen eine nothwendige Voraussetzung aller aesthetischen Kritik dieses Dichters“ sei.³⁶

Der Text sollte ursprünglich Ende 1875 in der *Gegenwart* erscheinen, aus nicht näher geklärten Gründen unterblieb die Veröffentlichung jedoch.³⁷ Später schrieb Franzos den Anfang um und gab dem ganzen den Titel *Georg Büchner als politischer Agitator*³⁸, aber auch in der neuen Form blieb der Essay ungedruckt. Teile daraus wurden später in die Biographie eingebaut.

Mit seinen drei nächsten Essays hatte Franzos mehr Glück, sie konnten nacheinander in der *Neuen Freien Presse* erscheinen (*Aus Georg Büchner's Nachlaß*, I–III)³⁹. Gab der erste Artikel einen Gesamt-Überblick, so widmeten sich die beiden folgenden fast ausschließlich *Woyzeck*, dessen Entstehung Franzos skizzierte und aus dem er etwa ein Dutzend Szenen mitteilte. Der wiederum ungedruckt gebliebene vierte Artikel galt *Danton's Tod* und sollte auf den politischen Aspekt von Büchners Dichtungen überleiten, die dann im fünften Artikel abgehandelt worden wären. Zum vierzigjährigen Todestag des Autors brachte die *Gegenwart* am 17. Februar 1877 Auszüge aus Caroline Schulz' Protokoll von *Georg Büchners letzten Tagen*⁴⁰, und drei Monate später führte Franzos den Lesern des Wiener *Literaturblatts* dann *Büchner als Lyriker*⁴¹ vor. Im Herbst schließlich begann jene Serie von Vorveröffentlichungen, die mit seiner Arbeit an der Edition bzw. der Biographie zusammenhing. Die Artikel *Die erste sozialistische Flugschrift in Deutschland*⁴², *Georg Büchner 1813–1831*⁴³,

36 Ungedrucktes Ms., StuLB Wien, I. N. 175.385.

37 Vgl. Otto von Leixners Antwortschreiben an Franzos, StuLB Wien, I. N. 64.177.

38 Ungedrucktes Ms., StuLB Wien, I. N. 175.384.

39 *NFP* Nr. 4020, 4022 und 4039 vom 3., 5. und 23. November 1875.

40 *Die Gegenwart*, Berlin, Nr. 7 vom 17. Februar 1877.

41 *Literaturblatt*, Wien, Nr. 1 vom 15. Mai 1877.

42 *FZ*, Nr. 321 und 322 vom 17. und 18. November 1877.

43 *Pester Lloyd*, Beilage zu Nr. 82, 86 und 88 vom 23., 27. und 29. März 1878.



Dr. L. Büchner.

Ludwig Büchner
(1875)

*Georg Büchner in Straßburg*⁴⁴, *Georg Büchner als sozialistischer Agitator*⁴⁵ und *Wozzeck. Ein Trauerspiel-Fragment von Georg Büchner*⁴⁶ finden sich später, nur unwesentlich verändert, auch in der *Gesamt-Ausgabe*, entweder im Text- oder im biographischen Teil.

Ludwig Büchner auf der andern Seite war freilich clever genug, um den Kontakt mit Wien auch im eigenen Interesse zu nutzen. Franzos war der Vermittler für verschiedene Artikel und Aufsätze, die Ludwig Büchner in der *Neuen Freien Presse* oder einem anderen „derjenigen Blätter mit denen Sie in litt. Beziehung stehen“⁴⁷ untergebracht wissen wollte. Selbst nach dem großen Krach des Jahres 1880 änderte sich daran nichts: 1886 wandte sich der Philosoph bereits wieder an den „sehr geehrten Herrn und Freund“ in Wien⁴⁸.

Franzos' zahlreiche Bemühungen für sein eigenes Projekt bei Literaturzeitschriften und Feuilletonredaktionen von Tageszeitungen⁴⁹ waren nicht immer erfolgreich. So lehnte Ernst Eckstein für die *Deutsche Dichterhalle* eine von Franzos' Offerten nur deswegen ab, weil Büchner „schwerlich ein Lyriker von so großer Bedeutung gewesen“ sei, daß er einen entsprechenden Aufsatz auch noch honorieren könne⁵⁰, und ähnlich äußerte sich auch Anton Edlinger⁵¹ (*Literaturblatt*, Wien). Ernst Keil, der Herausgeber der *Gartenlaube*, hatte nach zwei Artikeln im Jahrgang 1875 vorerst genug von Büchner und bat Franzos, „von weitem Beiträgen über diesen Dichter abzusehen“⁵². Selbst der ihm sonst durchaus gewogene Michael Etienne von der *Neuen Freien Presse* nahm nicht alles an, was Franzos ihm bot. Als der ihm Ende 1877 den *Hessischen Landboten* zur Veröffentlichung überlassen wollte, sagte er rundweg nein, weil er sich nicht verpflichten könne, „die Büchner'sche Flugschrift“ wie gefordert „innerhalb 7 Tagen zu bringen“. Überhaupt lege er „keinen allzugroßen Werth auf die Reproduktion dieser Merkwürdigkeit“⁵³. Dennoch gelang es Franzos, den einen oder anderen Artikel in der *Neuen Freien Presse*, der *Gegenwart*, dem *Literaturblatt*, der *Frankfurter Zeitung*, den *Hamburger Nachrichten*, dem *Pester*

44 *Hamburger Nachrichten*, Nr. 85 und 86 vom 9. und 10. April 1878.

45 *NFP*, Nr. 5044, 5046, 5051, 5059, 5063, 5066, 5073 und 5081 vom 12., 14., 19., 27. September und 1., 4., 11., 19. Oktober 1878.

46 *Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst*. – Berlin, Nr. 1–3 vom 5., 12. und 19. Oktober 1878.

47 Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 16. April 1877 (StuLB Wien, I. N. 111.498).

48 Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 12. Januar 1886 (StuLB Wien, I. N. 111.492); ein ähnlicher Brief datiert vom 7. November 1890 (StuLB Wien, I. N. 109.332).

49 Belege u. a. in der StuLB Wien, Nachlaß Franzos.

50 Ernst Eckstein an Franzos, Leipzig, 3. September 1875 (StuLB Wien, I. N. 60.125).

51 Anton Edlinger an Franzos, Wien, 16. Januar 1878 (StuLB Wien, I. N. 63.104).

52 Ernst Keil an Franzos, 25. Oktober 1876 (StuLB Wien, I. N. 60.348).

53 Michael Etienne an Franzos, Wien, 5. November 1877 (StuLB Wien, I. N. 60.104).

Lloyd und der Wochenschrift *Mehr Licht!* unterzubringen⁵⁴. Daß der Erfolg in der Öffentlichkeit nicht groß war, können etwa die Reaktionen Karl Gutzkows⁵⁵ und der Büchner-Geschwister⁵⁶ belegen. Der in Wien lebende Romanier Hans Hopfen, der auf eine Besprechung seines neuen Romans hoffte, nannte es „unverzeihlich“, „wegen der Danaidenarbeit mit Ihrem Büchner, mit der Sie außerhalb seiner Familie kaum Jemand Freude machen werden“, die Rezension seines Buches in die Sauregurkenzeit verschoben zu sehen.

„Für die künstlerische Entwicklung gerade Ihres schönen u[nd] zarten Talent es halt' ich die Zeit-Kraft-u[nd] Geschmackraubende, fast ausschließliche Beschäftigung mit solch' einem wilden Genie für nicht viel weniger als ein Unglück.“⁵⁷

Doch es gab auch positive Stimmen. So schrieb z. B. Sigmund Herzl, Franzos' November-Essays über Büchners Nachlaß hätten seine „Theilnahme auf diese gewiß interessanten Reliquien eines bedeutenden, wenn auch, wie mir scheint, etwas verworrenen Geistes“ gelenkt⁵⁸. Otto von Leixner (*Die Gegenwart*) sah einem Aufsatz über *G[eorg] B[üchner] als Politiker* mit „Vergnügen“ entgegen⁵⁹, und Oskar Blumenthal fühlte sich von Franzos sogar „im Stich gelassen“, als ein versprochener Büchneressay ausblieb⁶⁰.

7. Beginn der Textherstellung

Im Sommer 1876 ging Franzos an die eigentliche Editionsarbeit. Zu diesem Zweck besorgte er sich über eine Suchanzeige in der *Neuen Freien Presse* zwei Exemplare der bereits vergriffenen *Nachgelassenen Schriften*, die ihm als hauptsächliche Textvorlage dienen sollten:

„Georg Büchner.

Ich bedarf als Druckmateriale für meine Büchner-Edition dringend zwei Exemplare des Werkes: ‚N a c h g e l a s s e n e S c h r i f t e n v o n G e o r g B ü c h n e r. F r a n k f u r t, S a u e r l ä n d e r, 1850'. Da ich das Buch trotz aller Mühe weder durch den Buchhandel, noch antiquarisch aufzutreiben vermochte, so bitte ich hiemit auf diesem Wege Besitzer des Buches, mir ihr Exemplar entweder käuflich zu überlassen oder gegen die Verpflichtung

54 S. o. Anm. 39–46.

55 S. o. Kapitel I. A. 5.

56 S. unten S. 124 ff. und 139.

57 Hans Hopfen an Franzos, Berlin, 28. April 1876 (StuLB Wien, I. N. 62.105).

58 Sigmund Herzl an Franzos, Wien, 10. November 1875 (StuLB Wien, I. N. 63.001).

59 Otto von Leixner an Franzos, Berlin, 13. November 1875 (StuLB Wien, I. N. 64.177).

60 Oskar Blumenthal an Franzos, Berlin, 9. September 1875 (StuLB Wien, I. N. 63.953).

meinerseits, ihnen für ein solches Exemplar die zweibändige, im Herbst erscheinende Gesamt-Ausgabe zu geben.

W i e n , den 3. Juni 1876
K a r l E m i l F r a n z o s , Judenplatz 5⁶¹

Bereits vier Tage später erhielt er von dem Frankfurter Rezitator Martin Perels, den seine Vortragsreisen oft über die Landesgrenzen führten, die Nachricht, daß sich die gesuchten „Büchnerschen Schriften“ in der „großen Bibliothek der Wittve des verst. Stadtsecretairs Botzen, Frau Minna Botzen“ in Danzig befänden, von wo man sie ihm „sicher gerne zur Verfügung“ stellen würde⁶². Das war dann wohl der Fall. Jedenfalls kann auf Grund textkritischer Untersuchungen als sicher gelten, daß für *Danton's Tod*, *Leonce und Lena* und *Lenz*, für den Anfang der *Probevorlesung* und Büchners Briefe (z. T. sogar für die an Karl Gutzkow) die *Nachgelassenen Schriften* als Druckvorlage dienten. Ziemlich wahrscheinlich ist, daß Franzos den ausgeschnittenen Text auf Papierbögen aufklebte und dann, soweit möglich, nach den vorhandenen Handschriften „restituierte“. Gegenüber Ludwig Büchner kündigte er an, das Manuskript der Ausgabe könne bereits im November abgeschlossen werden, was diesen gleich zu der Bitte veranlaßte, Franzos möge nun den Vertrag mit Sauerländer unter Dach und Fach bringen: „Ich bin daher, da es Ihnen bis jetzt nicht gelungen ist, einen andern Verlag zu gewinnen, der bestimmten Meinung, daß man das Gewisse dem Ungewissen vorziehen und den Vertrag mit S[auerländer] zum Abschluß bringen soll.“⁶³

Das klingt nach emsigem Bemühen. Obgleich Verlagskontakte von Franzos vorläufig erst für den Dezember nachzuweisen sind, dürfte es sie auch schon früher gegeben haben. Allerdings blieben sie ebenso erfolglos wie seine Verhandlungen mit dem Cotta-Verlag.

8. Kontakt mit Cotta

An Entgegenkommen mangelte es von Franzos' Seite keineswegs: so sollten laut seinem Brief vom 2. Dezember 1876 spätere Einzelausgaben mit dem einmaligen Honorar von 600 Mark abgegolten sein. Vor allem „das Trauerspiel ‚Woz-

61 *NFP* Nr. 4229 vom 4. Juni 1876, S. 6 (Originalgröße ca. 3 cm). Damit erledigen sich natürlich auch Franzos' Angaben über einen erst durch seinen Essay von 1875 gesteigerten Absatz der *Nachgelassenen Schriften* (*DD*, S. 290).

62 Martin Perels an Franzos, Frankfurt/M., 7. Juni 1876 (StuLB Wien, I. N. 120.459).

63 Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 10. Oktober 1876 (StuLB Wien, I. N. 111.493).

zeck' und eine politische Agitationsschrift, welche auf die deutschen Geheimbünde der dreißiger Jahre zum ersten Male volles Licht wirft“, seien „einer sensationellen Wirkung sicher“, die Ausgabe verspreche insgesamt „ein gutes Geschäft“ zu werden, was auch der Umstand beweise, „daß sich der Verleger der nun vergriffenen Ausgabe sehr eifrig um die Gesamt-Ausgabe bewirbt“, wobei Franzos und seine Partner „– die Familie Büchner und ich – es jedoch im Interesse der literarischen Geltung des Todten vorziehen würden, die Ausgabe in Ihrem [Cottas] klassischen Verlage erscheinen zu lassen“⁶⁴.

Sogar für ein Minimum an Rezensionen wollte Franzos sich verbürgen. Schon in einem früheren Brief, in dem es um eigene Werke ging, die er bei Cotta unterbringen wollte, hatte er nicht weniger als 43 Periodika genannt, zu denen er gute Beziehungen habe.⁶⁵

Damit hatte er beim Verlag zunächst Erfolg: Wir „ersuchen Sie mit freundl[ichem] Dank für das freundl[iche] Verlagsanerbieten, uns das Manuscript von G e o r g B ü c h n e r ' s sämmtl. Werken baldmöglichst einsenden zu wollen“, hieß es im Antwortschreiben vom 6. Dezember. Allerdings war man skeptisch, ob nicht die (legalen) Nachdrucker einen Strich durch die Rechnung machen würden, d. h. „wenn z. B. P h i l i p p R e c l a m jr. die besten Sachen in Einzelausgaben zu je 20 Pf. bringen sollte“⁶⁶.

Franzos bedankte sich am 8. Dezember für das Interesse und brach „sofort“ seine „nach anderer Richtung hin gepflogenen Verhandlungen ab“. Das war keineswegs erfunden, denn am 4. Dezember war tatsächlich ein Angebot an einen anderen (bislang noch nicht identifizierten) Verlag abgegangen, in dem Franzos lediglich den Cotta zu Recht verliehenen Titel „classischer Verlag“ durch „hochangesehen“ ersetzt hatte, das sonst aber mit dem Cotta-Brief wörtlich übereinstimmte (UB Leipzig, Slg. Taut). Dem Stuttgarter Verlag gegenüber beilte er sich nun, beschwichtigend zu erklären, daß er an den befürchteten Nachdruck nicht glaube, ihm aber gegebenenfalls „im Verein mit Büchners Rechtsnachfolger, Ludwig Büchner in Darmstadt, auch öffentlich mit schärfster nachhaltigster Brandmarkung begegnen“ würde. „Uebrigens wäre nur seitens Reclam's und nur bezüglich ‚Danton's Tod‘ dergleichen zu befürchten und ließe sich dem dadurch vorbeugen, daß Sie dies Drama gleichzeitig mit der Ausgabe in einem Separat-Abdruck veröffentlichen“. Gleichzeitig übersandte er die Texte von *Danton's Tod*, *Leonce und Lena*, *Woyzeck* und *Lenz* samt den dazuge-

64 Franzos an Cotta, Wien, 2. Dezember 1876 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv: Cotta Br.).

65 Franzos an Cotta, Wien, 30. Juli 1875 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv: Cotta Br.).

66 Cotta an Franzos, Stuttgart, 6. Dezember 1876 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv: Cotta-Kopierbuch IX).

hörigen Bemerkungen „Zur Textkritik“ – d. h. das, „was heute druckbereit liegt“. ⁶⁷

Die Bedenken des Cotta-Verlags waren damit keineswegs beseitigt. Man räumte einer Gesamtausgabe dieses Dichters wenig Chancen ein, weshalb man mit Franzos' „Auffassung in der Honorarfrage nicht alterieren“ könne:

„Ob Reclam sich mit dem Nachdruck des *Danton* begnügen würde, scheint uns zweifelhaft; aber es giebt auch noch andere Speculanten dieses Genres und denken wir da zuerst an Grote, der auch im Interesse der Volksbildung u. zum größeren Ruhme der Autoren gern Bücher ohne Honorar druckt. Und dann müssen wir offen gestehen, daß das Publicum nach kritischen Ausgaben immer noch sehr wenig fragt, vielmehr die billigen Ausgaben, wenn sie auch jenes Vortheils entrathen, unbedingt vorzieht.

Somit glauben wir uns keinen Illusionen hingeben, vielmehr unsere Ansicht ergebenst dahin praezisiren zu sollen: daß das Unternehmen zwar sehr ehrenvoll ist, aber absolut [k]eine Aussicht auf realen Erfolg hat, daß aber, wenn wir Opfer bringen wollen – und wir scheuen vor solchen nicht zurück! – die Classiker unseres Verlages uns näher liegen müssen!“ ⁶⁸

Nach so aussichtsreichem Beginn also eine Absage. Es mußte Franzos daher sehr gelegen kommen, daß am 15. Dezember Ludwig Büchner, der von dem Scheitern der Gespräche nichts wußte, per Postkarte mitgeteilt hatte:

„Contrakt von Sauerländer (600 Mk) heute eingetroffen! Bitte daher Verhandlung mit Cotta möglichst zu beschleunigen.“ ⁶⁹

Das Angebot wurde akzeptiert, und wenige Tage später konnte der Verlagsvertrag unterzeichnet werden: am 21. Dezember von Ludwig Büchner, der als „Rechtsnachfolger des Verfassers“ zeichnete und $\frac{1}{3}$ des Honorars einstrich, am 23. von Franzos als dem Herausgeber.⁷⁰ Die Honorarhöhe entsprach den in ähnlichen Fällen (z. B. Georg Zimmermanns Merck-Ausgabe von 1871, ebenfalls 1200 Ex. Auflage) getroffenen Vereinbarungen Sauerländers.⁷¹

Am 8. Januar ging das erste Manuskript an den Verleger ab: der von Franzos wiederhergestellte Originaltext von *Danton's Tod* bzw. das, was Franzos dafür hielt. Und sofort brach der nächste Streit aus.

67 Franzos an Cotta, Wien, 8. Dezember 1876 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv: Cotta Br.).

68 Cotta an Franzos, Stuttgart, 11. Dezember 1876 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv: Cotta-Kopierbuch IX).

69 Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 15. Dezember 1876 (StuLB Wien, I. N. 111.499).

70 Vgl. Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 15. Dezember 1876 (StuLB Wien, I. N. 111.499); *DD*, S. 295.

71 Belege im Archiv von J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt/Main.

9. Konflikt um *Danton's Tod*

Remy Sauerländer ging es wie weiland seinem Vater, der gleichfalls über Büchners „eindeutige Zweydeutigkeiten“ gestöhnt und den Druck des Dramas von der Eliminierung der „grellsten“ Obszönitäten abhängig gemacht hatte⁷². Sauerländer jr. schickte Franzos' Text, in dem er die neuralgischen Stellen angestrichen hatte, sofort an Ludwig Büchner weiter, der, wie er hoffte, Franzos' Wiedereinsetzungen ebenfalls mißbilligen würde. Er hatte sich nicht getäuscht: „Ich bin im wesentlichen ganz mit Ihnen einverstanden“, versicherte ihm der berühmte Autor von *Kraft und Stoff*, der vor wenig mehr als zwanzig Jahren selbst ausgezogen war, um mit seinen Waffen auf dem Feld der Philosophie und Wissenschaft gegen den frömmelnden Geist seines Jahrhunderts und insbesondere die anti-aufklärerische Ideologie der Reaktionszeit anzukämpfen. Derselbe Mann nahm jetzt Anstoß an ein paar Derbheiten, über die man im 18. Jahrhundert nur gelacht hätte: „F[ranzos] hat Stellen wiederhergestellt, die absolut nicht gedruckt werden können, und ich begreife ihn darin nicht recht.“⁷³ Ludwig Büchner machte deshalb den Großteil von Franzos' Restititionen wieder rückgängig und setzte diesen auch davon in Kenntnis, daß er sich erlaubt habe, „einige allzu cynische oder gemeine Ausdrücke in passendere oder weniger anstößige umzuverwandeln“; das Gestrichene war seiner Meinung nach „für den Zusammenhang des Ganzen durchaus entbehrlich“ und hätte „den Eindruck des Kunstwerks als solchen“ eher gestört⁷⁴. Entschuldigend führte er an, er habe nur dem Wunsch des Verlegers entsprochen, und legte zum Beweis Sauerländers Brief bei. Franzos antwortete auf diese Zensur in „Ausdrücken, von denen ich zugebe, daß sie sehr stark waren“. Er gäbe in diesem Punkt „nicht ein Jota nach“, nur „Banausen, Keuschheits-Zeloten, Reaktionäre und beschränkte Dragoner Gottes“ könnten Einsprüche gegen den originalen Text geltend machen. Er akzeptiere nicht eine einzige Änderung: „Nein und dreimal Nein!“⁷⁵ Ludwig Büchner rechtfertigte sich daraufhin in einem langen Brief, er habe „niemals gehant“, daß Franzos „in solchen Dingen das Wesen unseres Dichters suchen“ würde. Er machte ihm unmißverständlich klar, daß, wenn er an seinem Standpunkt festhielte, „an eine Herausgabe Ihrerseits überhaupt nicht gedacht werden kann“. Liefße Franzos nicht die Familie mit entscheiden, so wäre sein Amt als Herausgeber zu Ende.⁷⁶ Gleichzeitig setzte er Sauerländer von dem Streit in

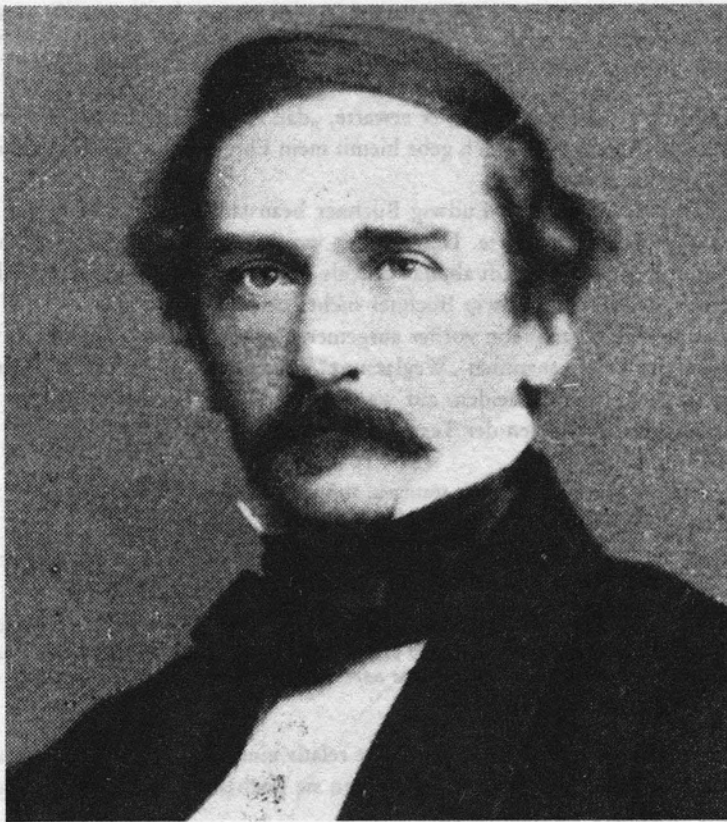
72 Vgl. Gutzkow an Büchner, Frankfurt, 3. März 1835 (HA II, S. 475).

73 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 12. Januar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

74 DD, S. 296.

75 DD, S. 296 f.

76 DD, S. 297.



Heinrich Remigius („Remy“) Sauerländer

Kenntnis, dem er gestand: „Wenn ich nur die Manuscripte wieder hätte! Da sind wir schön reingefallen [. . .].“⁷⁷ Franzos ließ sich nicht beirren und pochte auf seinen Vertrag. Er forderte Sauerländer auf, unverzüglich mit der Drucklegung zu beginnen, „selbstverständlich, dem Kontracte gemäß, in jenem Wortlaute, welchen *ich* dem Manuscripte gegeben.“⁷⁸ Der Streit ging noch über einige Briefe so weiter; schließlich einigte man sich, fünf Stellen im Manuscript abzuändern.

An Sauerländer schrieb Franzos am 1. Februar 1877:

77 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 17. Januar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

78 Franzos an Sauerländer, Wien, 19. Januar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

„Ich habe soeben Herrn Dr. Büchner mitgeteilt, daß ich von den beanstandeten sechs Stellen eine weglassen, eine aufrecht erhalten muß („Zirkelschluß, der sich selbst den Hintern leckt“), eine Abschwächung acceptire, drei andere selbst abschwächen werde.“⁷⁹

Im nächsten Brief hieß es dann, er erwarte, „daß *Alles* andere nach dem Original-Ms. gedruckt“ werde. „Ich gebe hiemit mein Ehrenwort, daß ich nicht weiter nachgeben werde.“⁸⁰

Sechs Partien also hatte Ludwig Büchner beanstandet, davon eine, auf der Franzos erfolgreich beharrte. Dessen Text weicht jedoch an sieben Stellen so deutlich von der Handschrift ab, daß dies als Zensureingriff gelten muß. Bleiben also zwei Stellen, die Ludwig Büchner nicht hatte monieren können, weil sie von Franzos offenbar schon vorher ausgemerzt worden waren. Zusammen mit der einen, im Brief genannten „Weglassung“ wären das drei Fälle von Tilgung. Dabei ist nicht zu entscheiden, auf wen welcher Eingriff zurückzuführen ist, doch wird an zwei Stellen der Text von *N* belassen:

266⁸¹ „Möchte man nicht drunter springen, sich die Hosen vom Leibe reißen und sich über den Hintern begatten wie die Hunde auf der Gasse?“⁸² *Fehlt in F wie in N.*

347 „Sieh’ auf dein Zifferblatt; es ist die Zeit, wo die Perpendikel unter den Bettdecken ausschlagen.“⁸³ – „Sieh’ auf dein Zifferblatt, es ist die Zeit, wo . . .“ F⁸⁴.

624 „Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vor die Schaam binden, oder das häßliche Ding offen tragen und es uns von den Hunden lecken lassen?“⁸⁵ – „Ob wir uns nun Lorbeerblätter, Rosenkränze oder Weinlaub vorbinden oder uns nackt tragen?“ F⁸⁶; *desgl. N.*

Bei den „Abschwächungen“ ist die Sache relativ eindeutig. Lag die Ausführung auch in drei Fällen bei Franzos, so wurden sie doch alle vier auf Veranlassung Ludwig Büchners vorgenommen:

163 „weil es nach Käs und Hering aus dem Hals stinkt“⁸⁷ – „weil es nach Käse und Häring aus dem Halse riecht“ F⁸⁸; *desgl. N.*

79 Franzos an Sauerländer, Wien, 1. Februar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5). Zur Passage „Zirkelschluß . . .“ vgl. S. 128.

80 Franzos an Sauerländer, Wien, 11. Februar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

81 Replikenzählung nach *DT* Mayer.

82 *HA* I, S. 35.

83 *HA* I, S. 42.

84 *F*, S. 50.

85 *HA* I, S. 71.

86 *F*, S. 91.

87 *HA* I, S. 25.

88 *F*, S. 28.

375 „wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Tripper haben“⁸⁹ – „wenn der liebe Herrgott in jedem von uns Zahnweh kriegen, den Aussatz haben“⁹⁰; die letzten drei Worte fehlen in N.

584 „Es ist eine Hure, es treibt mit der ganzen Welt Unzucht“⁹¹ – „Es ist eine feile Dirne; es treibt mit der ganzen Welt Unzucht“⁹²; nicht in N.

597 „Halt euren Platz vor, um ein Mädel fährt man nit herum, immer in die Mitt 'nein“⁹³ – „Haltet Euren Platz! Um Mädel fährt man nicht herum, sondern immer mitten hinein“⁹⁴; nicht in N.

Franzos' *Danton*-Druck bedeutete gegenüber 1835 bzw. 1850 zwar eine erhebliche Verbesserung, weil er an fast 100 Stellen zensierende Eingriffe, Fehllösungen und Auslassungen Gutzkows und/oder Ludwig Büchners rückgängig machte⁹⁵; er war dennoch vom authentischen Wortlaut des Manuskripts weiter entfernt als bisher angenommen. Denn Franzos hatte nicht nur an den genannten sieben Stellen ‚abschwächen‘ und ‚weglassen‘ (müssen), d. h. war hinter der Textvorgabe zurückgeblieben, sondern hatte an dreizehn Stellen von Büchner eindeutig gestrichene Varianten wieder eingesetzt, war also auch über die Textvorgabe hinausgegangen:

1 „Sie hat ungeschickte Beine und fällt leicht; ihr Mann trägt die Beulen hiefür auf der Stirne, hält sie für Hitzpocken und lacht dazu.“⁹⁶ In H gestr.

22 „Die Individualität der Mehrzahl muß sich in der Physiognomie des Staates offenbaren.“⁹⁷ In H gestr.

23 „Rosen in den Locken, funkelnden Wein, wallende Busen“⁹⁸. In H gestr.

99 „Nur der höllischste Macchiavellismus, doch - nein! ich will nicht sagen, daß ein solcher Plan in dem Gehirne eines Menschen hätte ausgebrüet werden können! Es mag unwillkürlich geschehen, doch die Absicht thut nichts zur Sache, die Wirkung bleibt die nämliche, die Gefahr ist gleich groß!“⁹⁹ In H gestr.

89 HA I, S. 47.

90 F, S. 58.

91 HA I, S. 67.

92 F, S. 86.

93 HA I, S. 68.

94 F, S. 87.

95 Allerdings nicht konsequent: die Regieanweisung am Schluß des Dramas z. B.: „Lucile (sinnend und wie einen Entschluß fassend plötzlich:) Es lebe der König!“, die von Gutzkow herrührt, hat F (S. 97) übernommen, und sie findet sich sogar noch in allen Bergemann-Ausgaben.

96 F, S. 5.

97 F, S. 8.

98 F, S. 9.

99 F, S. 19.

107 „Es war als ob eine Champagnerflasche spränge.“¹⁰⁰ In H gestr.

117 „Ich bin aus guter Familie. Meine Mutter war eine kluge Frau, sie gab mir eine sorgfältige Erziehung.“¹⁰¹ – „*Meine Mutter war eine kluge Frau,*“ Rest gestr. H.¹⁰²

117 „an Leibern, Christusbildern, Weingläsern, an Blumen oder Kinderspielsachen;“¹⁰³ – „*an Leibern, Christusbildern, Blumen oder Kinderspielsachen,*“ H.¹⁰⁴

370 „Einige allgemeine Betrachtungen über die Verhältnisse der Natur und der Geschichte mögen sie überzeugen;“¹⁰⁵ – „*Einige allgemeine Betrachtungen mögen sie überzeugen,*“ H.¹⁰⁶

384 „Ein schöner Cirkelschluß, der sich selbst den Hintern leckt.“¹⁰⁷ In H gestr.

505 „Komm, mein Gewissen, wir vertragen uns noch ganz gut!“¹⁰⁸ In H gestr.

517 „Wir sind noch nicht geschlagen.“¹⁰⁹ In H gestr.

[nach 517] „L a c r o i x. Wir müssen auf unserer Forderung bestehen, unsere Ankläger und die Ausschüsse müssen vor dem Tribunal erscheinen.“¹¹⁰ In H gestr.

Natürlich sind die *Sämtlichen Werke* nicht an Maßstäben moderner historisch-kritischer Ausgaben zu messen. Doch Franzos verstieß gegen eigene Grundsätze, wie er sie in seinen Anmerkungen „Zur Textkritik von ‚Danton’s Tod‘“ darlegte. Dort gab er an, er habe das Werk „genau in jenem Wortlaute abdrucken lassen, welchen der Dichter niedergeschrieben“. Auch über die Problematik älterer Textstufen war er sich bewußt. Zwar hätten ihm für seine Ausgabe „zwei Manuscripte“ vorgelegen, „beide von Büchner’s Hand: einige Blättchen des ersten Entwurfs und eine vollständige Reinschrift“, und „wohl“ seien „zwischen beiden einige Verschiedenheiten“,

„doch war mir selbstverständlich nur das letztere Manuscript maßgebend und ich habe es im Vorstehenden von der ersten bis zur letzten Zeile, ohne jeden Zusatz, ohne jede Kürzung, ohne jede Veränderung abdrucken lassen.“¹¹¹

Dies führt zu einem anderen Problem: Entwurfshandschriften von *Danton’s Tod*, wie Franzos sie erwähnt, sind nicht überliefert, und er selbst gibt keine

100 F, S. 21.

101 F, S. 22.

102 DT Mayer, S. 31.

103 F, S. 24.

104 DT Mayer, S. 31.

105 F, S. 55.

106 DT Mayer, S. 49.

107 F, S. 60.

108 F, S. 75.

109 F, S. 77.

110 F, S. 78.

111 F, S. 98 ff.

weiteren Hinweise oder Belege dafür. Schon Bergemann vermutete, daß Franzos über „mehr authentisches Material, als noch heute benutzt werden kann“, nicht verfügt hat¹¹². Doch warum eine zusätzliche Verkomplizierung durch fingierte Manuskripte?

Es handelte sich vermutlich um eine Schutzbehauptung. Mit der Fiktion von „Blättchen des ersten Entwurfs“ konnte er im Konflikt mit Ludwig Büchner Zweifeln an der Authentizität seines *Danton*-Textes zuvorkommen. Denn Georgs Bruder führte als Argument für seine Milderungs-Vorschläge, nachdem er sich im ersten Durchgang nur teilweise hatte durchsetzen können, ins Feld, die vorliegende Handschrift (H) sei nur ein unmaßgebliches Brouillon, das Büchner „aller Wahrscheinlichkeit nach für den Druck nochmals abgeschrieben und dabei teilweise abgeändert“ habe¹¹³. Wir wissen heute, daß dem nicht so war. Doch ein Beweis läßt sich nur über einen intensiven textkritischen Vergleich zwischen H und dem Erstdruck führen, was damals nicht in Betracht kommen konnte. Für Ludwig Büchners Behauptung sprach außerdem das Aussehen von H: fast auf jeder Seite Änderungen, Streichungen, Einschübe, vor allem auf den Seiten 6–11 des Manuskripts. Druckvorlagen sehen in der Regel tatsächlich anders aus. Dennoch mußte Franzos, wollte er seinen Text retten, die Brouillon-These entkräften. Und erst an diesem Punkt – und nicht etwa schon früher, in einem seiner Aufsätze *Aus Georg Büchner's Nachlaß*, wo er sonst von vergleichbaren Entdeckungen zu berichten pflegte – führte er die Existenz von Entwurfsmanuskripten ein, wodurch er H insgesamt als „Reinschrift“ deklarieren konnte.

„Ludwig Büchner hatte mir [...] neben einigen Blättchen des ersten Entwurfs, die erhalten geblieben waren (von einigen anderen hatten die Mäuse nur Reste übrig gelassen, die meisten fehlten ganz) eine Reinschrift, und nicht ein Brouillon von ‚Dantons Tod‘ übersendet.“¹¹⁴

Ein weiterer Beweis dafür, daß Franzos damals über keinerlei *Danton*-Entwürfe verfügte, ist der Auftrag, den er 1887 seinem Freund Janitschek gab: Minna Jaeglé scheint dergleichen besessen, Franzos davon gewußt zu haben; nach ihrem Tod ließ er nun danach suchen (s. unten S. 297 f.).

Mit einigen Zugeständnissen war Franzos aus dem Hauptkonflikt als Sieger hervorgegangen. Drei Wochen später gab es noch ein kleines Nachspiel, als die Druckfahnen kamen und der Verleger an einigen wenigen Stellen der ersten dreizehn Seiten geringfügige Monita angemeldet hatte, diesmal freilich vorsich-

112 Bergemann¹, S. 667.

113 *DD*, S. 297.

114 *DD*, S. 297 f.

tig als „Wunsch“ formuliert. Als Franzos am 24. Februar seine Korrekturen zurückschickte, schrieb er dazu:

„Außer einigen Satzfehlern die ich berichtigt, habe ich zur Erklärung meiner Correcturen folgendes beizufügen:

S. 9. [Replik 23] Es hat mir aufrichtig leid gethan, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. Ich bin der Ansicht, daß wir nicht ändern *dürfen*, wo wir nicht ändern *müssen*. Ein ‚*Muß*‘ aber ist im vorliegenden Falle nicht gegeben. [Dazu am Rand von fremder Hand: ‚Betrifft die Venus m[it] d[em] sch[önen] Hintern!‘]^{114a}

S. 10. [Replik 39] Simon spricht hier in fünffüßigen Jamben. Darum muß es heißen:
In jeder Runzel deines Leibes nistet
Unzucht; Du Hurenbett!¹¹⁵

S. 11. [Replik 55] Fehlt aus dem Ms. das Wort ‚nur‘.¹¹⁶

S. 12. [Replik 57] Büchner hat geschrieben: ‚Ja! ein Messer, aber nicht für die arme Hure! Was that sie?‘¹¹⁷ Das habe ich aufrechterhalten weil auch hier nicht jene Nöthigung vorliegt, der wir unbedingt Rechnung tragen *müssen*. Ebenso ist ‚Unzucht treiben‘ eine Corr. von Dr. Ludwig Büchner, deren Nothwendigkeit nicht einleuchtet. Ich habe darum jenes Wort gesetzt, welches Büchner geschrieben. Das ganze ist überdies ein *Citat* ein Bibelwort!

S. 13. [Replik 58] G. Büchner schreibt: ‚auf nackten Beinen‘¹¹⁸ Dr. Ludwig Büchner corrigirt: ‚Mit nackten Füßen‘ – warum? – weiß ich nicht.¹¹⁹

Auch hier konnte sich Franzos behaupten, während Ludwig Büchner nur der Trost blieb, daß der Herausgeber nach eigenem Beteuern „in seinem Vorwort die Verantwortung für seine Zusätze lediglich und ausdrücklich auf seine Schultern nehmen“ wollte. Gleichzeitig aber behielt er sich vor,

„nach Erscheinen des Werk's, wenn die Kritik begründete Vorwürfe erheben sollte, öffentlich zu erklären, daß die anstößigen Stellen ohne Wissen und Willen der Familie hineingekommen seien, und daß dieselben auch aller Wahrscheinlichkeit nach nur in einem für den Druck nicht bestimmten Brouillon des Drama's oder des Dichter's enthalten gewesen seien.“¹²⁰

10. *Leonce und Lena*

Aus dem Text von *Leonce und Lena* ergab sich dagegen kein Konfliktstoff. Das Originalmanuskript, nach dem Ludwig Büchner 1850 gedruckt hatte, war schon 1875 verschollen. Immerhin hatte Franzos im Büchnernachlaß ein von 1 bis 7 paginiertes Bruchstück des ersten Akts (H¹)¹²¹ und ein beidseitig beschriebenes Entwurfsblatt (H²) entdeckt, und er zögerte nicht, mit Hilfe von H¹ den Text der *Nachgelassenen Schriften* zu verbessern. Dieses Manuskript enthält u. a. die „Polizeidiener-Szene“¹²², die sich weder in Gutzkows Journaldruck von 1838 noch in *N* findet; Franzos vermutete, nur die Zensur habe den Druck dieser

Passage verhindert. Als er bei Ludwig Büchner anfragte, weshalb „im Abdruck ohne Sinn und Grund einige Szenen“ fehlten, da das Manuskript doch 1850 vorgelegen habe, erhielt er allerdings nur die trockene Antwort, das sei schwerlich die Schuld des Herausgebers, sondern die seiner Kopistin: „Luise [Büchner] wird im Abschreiben ungeduldig geworden sein und Szenen weggelassen haben“.¹²³

In jedem Fall war Franzos froh, ein paar neue Szenen darbieten zu können. „Die vorliegende Ausgabe rettet also einige witzige Szenen“¹²⁴, schrieb er zur „Textkritik“ von *Leonce und Lena*; über den Charakter der Handschriften machte er sich wenig Gedanken. Es kümmerte ihn nicht, ob die neuen Szenen wirklich eine so passende Ergänzung für den ersten Akt darstellten oder nur eine ältere Fassung wiedergaben. Fritz Bergemann verwies die von Franzos „künstlich mit dem Text [des Drucks in den *Nachgelassenen Schriften*] vernieteten Szenen“ in den Anhang und bezeichnete sie als „Entwurfsszenen“ und „Entwurfsbrocken“¹²⁵ – dies wohl nicht zu Unrecht. Da *Leonce* in H¹ (die vom Schriftduktus her als vorläufige Reinschrift bezeichnet werden kann) noch als anonym „Prinz“ auftritt, während er in H² als „Leonce“ erscheint, muß es sich bei dieser um die jüngere Handschrift handeln, vielleicht um Entwürfe der späteren (Züricher) Überarbeitung, wogegen H¹ möglicherweise als Teil des älteren, ein- oder zweiaktigen Manuskripts für Cotta's Lustspielwettbewerb angesehen werden kann.

Obleich Franzos so sehr auf Novitäten aus war, versäumte er es doch, aus einem Vergleich der beiden bisherigen Drucke des Stücks weitere Varianten zu gewinnen, mit denen er seinen Text zusätzlich hätte bereichern können. So mußte er sich, wie es in der „Textkritik“ zu *Leonce und Lena* weiter heißt,

„was den zweiten und dritten Act betrifft, wörtlich an die Frankfurter Ausgabe [N] anschließen, obwohl diese der leidigen Censur-Verhältnisse wegen sicherlich in einigen Stellen von dem Original-Manuscript abweicht. [...] Nur für den ersten Act lag mir eine Abschrift dieses Manuscripts von Büchners Hand vor. Wo die Frankfurter Ausgabe von

114a Vgl. HA I, S. 11.

115 Vgl. HA I, S. 13.

116 Vgl. ebd.

117 Vgl. HA I, S. 14.

118 Vgl. ebd.

119 Franzos an Sauerländer, Wien, 24. Februar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

120 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 24. März 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

121 S. Anm. 164 zu Kapitel I. B. 16.

122 Vgl. HA I, S. 135–142.

123 DD, S. 202.

124 F, S. 158.

125 Bergemann¹, S. 687 und 784.

dem Wortlaute dieser Abschrift abwich, habe ich stets den letzteren als den authentischen betrachtet und hier wiedergegeben.“¹²⁶

Gutzkows Druck hat Franzos demnach nie gesehen, wie er denn auch angibt, das Lustspiel sei „zuerst 1839 [recte: 1838] von Karl Gutzkow in seinem ‚Telegraf‘ an’s Licht gezogen und in Bruchstücken mitgetheilt“¹²⁷ worden. Deshalb mußte ihm auch entgehen, daß der Journaldruck an zahlreichen Stellen mehr Text bietet als *N* (vgl. Kapitel I. B. 16). Dennoch war er stolz, „die Varianten und Zusätze“ verzeichnen zu können, „durch welche sich nun der vorliegende [durch die Benutzung von *H*¹ erweiterte] Abdruck von dem der ‚Nachgelassenen Schriften‘ unterscheidet“¹²⁸. Freilich hätte er korrekterweise auch sagen müssen, wodurch sich seine Lesung von der Handschrift unterscheidet. Denn nicht allein Fehllesungen („scalritirt“¹²⁹ statt „sceletirt“¹³⁰) und Änderungen stilistischer („Nachtsack“¹³¹ statt „Strohsack“¹³²) bzw. inhaltlicher Art („Hôtel“¹³³ statt „Spital“)¹³⁴ sind zu bemängeln, sondern auch ein willkürlicher Umgang mit den Texten, die nach Gutdünken miteinander vermischt werden; nur mit dem einen Ziel, mehr zu bieten, originell zu sein.¹³⁵

11. Konflikt um „Wozzeck“

Ende April 1877 schickte Franzos dann *Wozzeck* an den Verlag, und angesichts der Sprache dieses Stücks kam es prompt zu erneuten Differenzen. Dabei war der Text vom Herausgeber bereits weitgehend bearbeitet und „gereinigt“ worden.

Schon das Beispiel des *Danton* (Restituierung vom Autor gestrichener Varianten) und *Leonce und Lenas* (Integration eines einzelnen handschriftlichen Paralipomenons in den Drucktext) gab Aufschlüsse über Franzos’ editorisches Verfahren. Auch beim *Woyzeck* hat er die verschiedenen Handschriften insge-

126 F, S. 158.

127 Ebd.

128 Ebd.

129 F, S. 118.

130 HA I, S. 140.

131 F, S. 118.

132 HA I, S. 140.

133 F, S. 119.

134 HA I, S. 140.

135 U. a. F, S. 114, Z. 7: „Mir wäre geholfen!“ erg. aus H (HA I, S. 137), S. 114, Z. 9: „jetzt“ erg. aus H (HA I, S. 137), S. 114, Z. 16: „Sie sind pressirt, nicht wahr?“ erg. aus H (HA I, S. 137 f.), S. 115, Z. 7-9: „Ich bin ein elender Spaßmacher! Warum kann ich meinen Spaß nicht auch mit einem ernsthaften Gesichte vorbringen?“ erg. aus H (HA I, S. 138).

samt als variables Material betrachtet, aus dem unter Ausschöpfung aller erdenklichen „Heilmethoden“ ein möglichst rundes Ganzes, d. h. ein passables Trauerspielfragment zu modellieren war. Indem er die (tatsächlich immensen) Editionsschwierigkeiten entproblematisierte, wollte er wahrscheinlich Zweifeln an der Zuverlässigkeit des von ihm hergestellten Textes zuvorkommen. Bei Ausschluß fast aller Unsicherheiten schrieb er in den textkritischen Anmerkungen zu *Woyzeck*:

„Im Vorstehenden findet sich nun der Wortlaut des Manuscriptes mit buchstäblicher Treue wiedergegeben. War eine Stelle so unleserlich, daß ich ihren Inhalt nur zu vermuthen, nicht aber bestimmt zu erkennen vermochte, so habe ich sie lieber ganz weggelassen, anstatt meine Vermuthung hinzuschreiben. Die Szenen, welche sich sowohl im ersten, als im zweiten Entwurfe vorfanden, habe ich im Wortlaute des letzteren wiedergegeben, mit Ausnahme einer einzigen, welche in der älteren Fassung ungleich markiger und farbiger war. [...] Was die Anreihung der Szenen betrifft, so war dies freilich eine schwierige Sache, da hierfür nicht die leiseste Andeutung vorlag. [...] Weggelassen ist keine Silbe. Wo sich allzuerbe Ausdrücke bloß durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet finden, hat schon der Dichter das Gleiche gethan.“¹³⁶

Vor 1918 waren diese Behauptungen nicht falsifizierbar, und sie machten ohnehin einen recht zuverlässigen Eindruck. Als im Jahre 1914 Hugo Bieber die stoffliche Vorlage für Büchners Stück entdeckte, den Fall *Woyzeck*¹³⁷, kamen erstmals Zweifel an der Authentizität des Franzos-Textes auf, die sich zunächst freilich nur auf den Namen des Titelhelden bezogen. Fünf Jahre später konnte dann Georg Witkowski, der nach dem Erwerb des Nachlasses durch den Insel-Verlag mit der Neuedition des *Woyzeck* beauftragt worden war, bestätigen, daß Büchner „niemals“ *Wozzeck* geschrieben habe. Noch ernüchternder wirkte freilich seine Erkenntnis, daß Franzos „mit dem ihm übergebenen Gut in willkürlicher und nicht zu rechtfertigender Weise geschaltet hat“.¹³⁸

Die folgende Gegenüberstellung soll an drei gravierenden Beispielen zeigen, welcher Mittel sich Franzos im Widerspruch zu seiner obigen Versicherung bei der Textkonstitution bediente.

136 F, S. 204.

137 Hugo Bieber: *Wozzeck und Woyzeck*. – In: *Das literarische Echo*, Berlin, 16. Jg., Heft 17 vom 1. Juni 1914, Sp. 1188–1191.

138 Witkowski, S. 24. Ausführlich hat sich zuletzt Peter Petersen mit der *Woyzeck*-Bearbeitung von Franzos beschäftigt. Seine gründliche Untersuchung, die freilich in erster Linie Alban Bergs „*Wozzeck*“-Libretto gilt, wurde mir allerdings erst nach Abschluß des Manuskripts bekannt. Zufällig stützt er sich z. T. auf dieselben Szenen, die auch ich in meinen Synopsen anführe; vgl. vorläufig: Peter Petersen: *Büchner aus zweiter Hand. Neue Thesen über Bergs Wozzeck-Libretto*. – In: *Alban Berg-Symposium Wien 1980. Tagungsbericht*. – Wien 1981, S. 80–90; im Druck befindet sich: *Alban Berg: Wozzeck. Eine semantische Analyse unter Einbeziehung der Skizzen und Dokumente aus dem Nachlaß Bergs* (=Musik-Konzepte, Sonderband). – München 1985.

Kontaminationen

(Vermischung konkurrierender Handschriften, willkürliche Verschiebung von Textpartien.)

F (S. 179 f.)	Zeilenfolge des Manuskripts	H 2,7 (vgl. HA I, S. 162, und WA)
Straße.	1	Straße.
Hauptmann. Doctor.	2	Hauptmann. Doctor.
	3	(Hauptmann keucht die Straße herunter, hält an,
	4	keucht, sieht sich um)
Hauptmann. Wohin so eilig,	5	Hauptmann. Wohin so eilig, geehrtester
geehrtester Herr Sargnagel?	6	Herr Sargnagel?
Doctor. Wohin so langsam,	7	Doctor. Wohin so langsam, geehrtester
geehrtester Herr Exercirzengel?	8	Herr Exercirzengel?
Hauptmann. Nehmen Sie sich	9	Hauptmann. Nehmen Sie sich Zeit werthester
Zeit! Laufen Sie nicht so! Uff!	10	Grabstein.
Doctor. Pressirt! pressirt!	18	Doctor. Pressirt, Herr Hauptmann pressirt.
Hauptmann. Laufen Sie nicht!	13	Hauptmann. Laufen Sie nicht so Herr Doctor,
Ein guter Mensch geht nicht so	14	ein guter Mensch geht nicht so schnell. Hähähä,
schnell. (Heftig schnaufend.) Ein	15	ein guter Mensch (schnauft) ein guter Mensch,
guter Mensch – ein guter – Sie hetzen	16	Sie hetzen sich ja hinter dem Tod drein, Sie
sich ja hinter dem Tod d'rein – Sie	17	machen mir ganz Angst.
machen mir Angst!		
Doctor. Ich stehle meine Zeit	11	Doctor. Ich stehle meine Zeit nicht wie
nicht.	12	Sie werthester
Hauptmann. Ein guter Mensch –	19	Hauptmann.
(Erwischt den Doctor beim Rock.)		
Herr Doctor, die Pferde machen mir		
ganz Angst, wenn ich denke, daß die		
armen Bestien zu Fuß gehen müssen.		
Rennen Sie nicht so, Herr Sargnagel!	20	Herr Sargnagel,
Rudern Sie mit dem Stock nicht so in	21	Sie schleifen sich ja so Ihre kleinen Beine
der Luft! Sie schleifen sich ja Ihre	22	ganz auf dem Pflaster ab. Reiten Sie doch nicht
Beine auf dem Pflaster ab. (Hält ihn	23	auf ihrem Stock in die Luft.
fest.) Erlauben Sie, daß ich ein Men-		
schenleben rette –		
Doctor. Frau, in vier Wochen todt,	24	Doctor. Sie ist in 4 Wochen todt, ein ++ ++,
cancer uteri. Habe schon zwanzig solche	25	im siebenten Monat, ich hab' schon 20 solche
Patienten gehabt – in vier Wochen –	26	Patienten gehabt, in 4 Wochen richt Sie sich danach.
Hauptmann. Doctor! erschrecken	27	Hauptmann. Herr Doctor, erschrecken
Sie mich nicht, es sind schon Leute am	28	Sie mich nicht, es sind schon Leute am
Schreck gestorben, am puren hellen	29	Schreck gestorben, am puren hellen
Schreck.	30	Schreck.
Doctor. In vier Wochen! – Gibt ein	31	Doctor. In 4 Wochen, dummes Thier, Sie
interessantes Präparat. [...]	32	gibt ein interessant's Präparat. Ich sag Ihr, +
Doctor. Und Sie selbst! Hm! aufge-		
dunsen, fett, dicker Hals, apoplektische		
Constitution! Ja, Herr Hauptmann, Sie		
können eine apoplexia cerebri kriegen,		
Sie können sie aber vielleicht nur auf der		
einen Seite bekommen. Ja, Sie können nur		
auf der einen Seite gelähmt werden oder		
im besten Falle nur unten!		

- 2 H a u p t m a n n.
10 Ein guter Mensch. (Er erwischt den Doctor am Rock)
2 Herr Doctor, die Pferde machen mir
3 ganz Angst; wenn ich denke, daß die
4 armen Bestien zu Fuß gehn müssen.
5 Rennen Sie nicht so.
6 Rudern Sie mit Ihrem Stock nicht so in
7 der Luft.
- 11 Herr Doctor erlauben Sie, daß ich ein Men-
12 schenleben rette, Sie schießen

- 17 D o c t o r. Hm! aufgedunsen, fett, dicker Hals,
18 apoplectische Constitution! Ja Herr Hauptmann
19 Sie können eine apoplexia cerebralis kriegen,
20 Sie können sie aber vielleicht auch nur auf
21 der einen Seite bekommen, und dann auf der einen
22 gelähmt seyn, oder aber Sie können im besten
23 Fall geistig gelähmt werden und nur fort
24 vegetiren,

Für die ersten sechs Repliken folgt Franzos, im Gegensatz zu seiner obigen Versicherung, der Handschrift H 2,7 aus der zweiten Entwurfsstufe; danach schaltet er Teile aus H 4,9 (letzte Entwurfsstufe) ein. Hinzu kommt, daß Franzos die Repliken in Einzelfällen satzweise auflöst und intern umstellt. So ist der Beleg für seine vierte Replik in Handschrift H 2,7 die sechste, während die dortige vierte bei Franzos erst als sechste erscheint.

Eliminierungen

(Streichungen von Textpartien, die Franzos als störend oder zumindest unwesentlich erschienen; Kürzungen „allzudeber Ausdrücke“¹³⁹, die nur durch Anfangs- und Schlußbuchstaben angedeutet werden.)

Neben dem häufigen Verzicht auf Büchners Bühnenanweisungen (oder zumindest ihrer Kürzung) sind in der oben zitierten Szene noch folgende Auslassungen bemerkenswert, die sich nicht allein mit Unlesbarkeit erklären lassen:

„W o y z e c k. Herr Hauptmann, die Erd ist höllenheiß, mir eiskalt, eiskalt, die Hölle ist kalt, wollen wir wetten. Unmöglich. Mensch! Mensch! unmöglich.“ (H 2,7)

Franzos macht daraus:

„W o z z e c k. Herr Hauptmann! Die Erd' ist Manchem höllenheiß – die Hölle ist kalt dagegen –“

Hier geschieht zweierlei: aus dem betroffenen vor sich hinmurmelnden („Unmöglich. Mensch! Mensch! unmöglich“) wird ein argumentierender Woyzeck („– die Hölle ist kalt dagegen –“), und der Sinn seiner Aussage wird verkehrt: er empfindet die Hölle ja nicht im Vergleich mit der „höllenheißen“ Erde als kalt, d. h. er relativiert nicht, sondern er hält sie generell für „kalt“, wertet kurzerhand um. Welche der beiden Äußerungen dabei Woyzecks Befindlichkeit eher entspricht, steht außer Frage.

Ähnliches gilt für die folgende Replik, die Büchner absichtlich dunkel gehalten hat, um Woyzecks verwirrt-verzweifelten Gemütszustand zu charakterisieren:

„[...] Wir haben schön Wetter Herr Hauptmann. Sehn Sie so ein schön, feste, grauen Himmel, man könnte Lust bekomme, ein Kloben hineinzuschlage und sich daran zu hänge, nur wegen des Gedankenstrichens zwischen Ja, und nein ja – und nein, Herr Herr Hauptmann ja und nein? Ist das nein am ja oder das ja am nein Schuld. [...]“ (H 2,7)

Franzos hellt diese Stelle durch Kürzungen und Zusätze folgendermaßen auf:

139 F, S. 204.

„[...] Ja oder nein? Gott im Himmel! Man könnt' Lust bekommen, einen Kloben hinein-zuschlagen und sich daran aufzuhängen. Dann wüßt' man, woran man ist! Ja oder nein? [...]“ (F, S. 182)

Unzutreffend ist Franzos' Behauptung, schon in Büchners Handschrift seien „allzudebe Ausdrücke bloß durch Anfangsbuchstaben und Striche angedeutet“¹⁴⁰: z. B. „Arschloch“ und „Altweiberfurz“, in H 4,14 so ausgeschrieben, werden erst in seinem Druck zu „A-loch“ und „Altweiberf--z“.

Interpolationen

(Änderungen und eigene Zusätze zur Verdeutlichung und Steigerung der Wirkung.)

Franzos' größte Eingriffe in den Autortext sind seine Hinzudichtungen, auch wenn zugestanden wird, daß Teile der Handschriften extrem schwer lesbar sind. Sie lassen sich um so weniger rechtfertigen, als er ein solches Verfahren in seinen Bemerkungen „Zur Textkritik“ weit von sich weist. Die nachstehende Synopse soll am Beispiel von Szene H 1,15 illustrieren, welche Auswirkungen seine Zusätze haben.

F (S. 196 f.)

„Waldweg am Teich.

(Es dunkelt.)

Wozzeck. Marie.

Marie. Dort links geht's in die Stadt. S' ist noch weit. Komm schneller.

Wozzeck. Du sollst da bleiben, Marie. Komm, setz' Dich.

Marie. Aber ich muß fort.

Wozzeck. Komm. (Sie setzen sich.)

Bist weit gegangen, Marie. Sollst dir die Füße nicht mehr wund laufen. S'ist still hier! Und so dunkel. – Weißt noch, Marie, wie lang es jetzt ist, daß wir uns kennen?

Marie. Zu Pfingsten drei Jahr.

Wozzeck. Und was meinst, wie lang es noch dauern wird?

Marie (springt auf). Ich muß fort.

Wozzeck. Fürchtest dich, Marie? Und bist doch fromm? (lacht) Und gut! Und treu! (Zieht sie wieder auf den Sitz.)

H 1,15 (vgl. HA I, S. 152, und WA)

„Margreth und Louis.

Margreth. Also dort hinaus ist die Stadt s' ist finster.

Louis. Du sollst noch bleiben. Komm setz dich.

Margreth. Aber ich muß fort.

Louis. Du würdest dir die Füße nicht wund laufen.

Margreth. Wie bist du denn auch!

Louis. Weißt du auch wie lang es jetzt ist, Magreth.

Margreth. An Pfingsten 2 Jahr.

Louis. Weißt du auch wie lang es noch seyn wird?

Margreth. Ich muß fort der Nachtthau fällt.

Louis. Friert's dich Magreth, und doch bist du warm. Was du heiße Lippen hast!

Fürchtest dich? – Was du für süße Lippen hast, Marie! (küßt sie.) Den Himmel gäb' ich drum und die Seligkeit, wenn ich dich noch oft so küssen dürft. Aber ich darf nicht! – Was zitterst?

Marie. Der Nachthau fällt.

Wozzeck (flüstert vor sich hin). Wer kalt ist, den friert nicht mehr! Dich wird beim Morgenthau nicht frieren. – Aber mich! Ach! es muß sein!

Marie. Was sagst du da?

Wozzeck. Nix. (Langes Schweigen.)

Marie. Wie der Mond roth aufgeht!

Wozzeck. Wie ein blutig Eisen! (zieht ein Messer.)

Marie. Was zitterst so? (springt auf.) Was willst?

Wozzeck. Ich nicht, Marie! und kein Anderer auch nicht! (stößt ihr das Messer in den Hals.)

Marie. Hülfe! Hülfe! (sie sinkt nieder.)

Wozzeck. Todt! (beugt sich über sie) Todt! Mörder! Mörder! (stürzt davon.)“

(heiß, heiße Hurenathem) und doch möcht' ich den Himmel geben sie noch einmal zu küssen) Sonderbar und wenn man kalt ist, so friert man nicht mehr. Du wirst vom Morgenthau nicht frieren.

Margreth. Was sagst du?

Louis. Nix. (schweigen)

Margreth. Was der Mond roth auf geht.

Louis. Wie ein blutig Eisen.

Margreth. Was hast du vor? Louis, du bist so blaß. Louis halt. Um des Himmels willen, Hü Hülfe.

Louis. Nimm das und das! Kannst du nicht sterben. So! so! Ha sie zuckt noch, noch nicht noch nicht? Immer noch? (stößt zu) Bist du todt? Todt! (es kommen Leute läuft weg)“

Franzos' Wiedergabe der Mordszene verhält sich zum Original etwa wie Gustav Schwab zum Homer. Er setzt in der Mordszene Effekte und leuchtet Stellen aus, wo er es für nötig hält; er überdramatisiert, wo weniger mehr ist, und macht Woyzeck, der unseres Mitleids ohnehin längst sicher ist, zwar nicht zu einem Tugendhelden, aber doch zu einem klassischen *Verbrecher aus verlorener Ehre*. Franzos' Wozzeck kündigt seinen Mord nicht nur an („Bist weit gegangen, Marie. Sollst dir die Füße nicht mehr wund laufen“), sondern unterstreicht auch noch seine Notwendigkeit („Ach! es muß sein!“), ja, er begründet ihn gegenüber dem Opfer sogar dezidiert: „Ich nicht, Marie! und kein Anderer auch nicht!“ Der Tat folgt die Reue auf dem Fuße: laut „Mörder! Mörder!“ rufend, stürzt er, der Mörder, davon.

Ein besonders groteskes Beispiel für Franzos' Umdichtungen ist das folgende. In der Handschrift heißt es (H 4,16): „N a r r (liegt und erzählt sich Märchen an den Fingern) Der hat die golden Kron, der Herr König. Morgen hol' ich der Frau Königin ihr Kind. Blutwurst sagt: komm Leberwurst! (er nimmt das Kind und wird still)“ (vgl. HA I, S. 180). Franzos macht daraus:

„M a r i e [...]. Es war einmal ein König. Der Herr König hatt' eine goldene Kron und eine Frau Königin und ein klein Büblein. Und was aßen sie Alle? – Sie aßen Alle Leberwurst ...“ (F, S. 192).

Die Probleme, über die Franzos sich mit Ludwig Büchner stritt, waren andere. Sie bezogen sich nicht auf die Handschrift, sondern auf den von ihm vorgelegten Text. Wenn Franzos' Bericht in der *Deutschen Dichtung* zutrifft¹⁴¹ (andere Quellen stehen nicht zur Verfügung), dann hatten u. a. diese zwei Stellen das Mißfallen von Georgs Bruder erregt: „Ich will ihm die Nas ins A-loch prügeln“¹⁴² – hier sollte Franzos abschwächen zu „ins A – – prügeln“ – und: „Wie er an ihr herumgreift! An ihrem Leib! Und sie lacht dazu! Verdamm!“¹⁴³ Anstelle dieser Deutlichkeit verlangte er den Text: „Wie er herumgreift! Und sie lacht dazu! Verdamm!“ (Im Manuskript heißt es an dieser Stelle: „Wie er an ihr herumtappt, an ihrem Leib, er er hat sie wie ich zu Anfang“¹⁴⁴, doch handelt es sich hierbei um eine der kaum entzifferbaren Passagen.) Mit Recht wandte Franzos dagegen ein, „ins A – –“ würde niemand verstehen, die andere Korrektur sei seines Erachtens sogar „in jeder Hinsicht eine Verböserung“, „gerade auch vom Standpunkt der Moral“. Darauf habe Ludwig Büchner geantwortet, mögliche Unverständlichkeiten wie diese seien eben in Kauf zu nehmen: „das verschlage ja nichts!“¹⁴⁵ Und weiter:

„Offen gesagt, begreife ich Ihren Standpunkt in diesen Dingen absolut nicht. Sie nützen mit Beibehaltung dieser Gemeinheiten der Sache gar nichts und schaden sich und dem Andenken des Dichters, welcher, wenn er diese Dinge bei Ansicht der Korrektur gedruckt vor sich gesehen hätte, sie ohne Zweifel gestrichen haben würde. Ich hoffe, sie werden sich dieser Einsicht nicht verschließen. Andernfalls müßten Sie gegenwärtigen, daß ich, wie ich dieses bereits Sauerlaender erklärt habe, aus Anlaß kritischer Auslassungen eine öffentliche Erklärung abgeben werde, welche meinen und der Familie Standpunkt in dieser Sache rechtfertigt und die ganze Verantwortung Ihnen zuschiebt.“¹⁴⁶

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil, und Franzos antwortete mit einer deutlichen Absage an derartige Zensur: Ludwig Büchner möge ruhig tun und lassen, was ihm recht scheine, er „würde fortgesetzt [s]eine Pietätspflicht gegen den toten Dichter erfüllen. Welchen der beiden Standpunkte Georg Büchner gebilligt hätte, sei nach [dessen] ästhetischen Grundsätzen, wie nach seinen Briefen zu beurteilen, die u. a. der flammenden Entrüstung gegen jegliche Art von Zensur voll seien“.¹⁴⁷

Man hatte inzwischen Erfahrung im gemeinsamen Umgang, und so blieb es beim bloßen Aufzeigen der konträren Positionen.

141 *DD*, S. 298.

142 *F*, S. 185.

143 *F*, S. 187 f.

144 *H* 4,11 (*HA* I, S. 178; vgl. *WA*).

145 *DD*, S. 298.

146 *DD*, S. 298 f.

147 *DD*, S. 299.

12. Lenz

Im Juni schickte Franzos den *Lenz*, danach ließ er Auszüge aus den Hugo-Übersetzungen folgen. Was *Lenz* angeht, so stand dem Editor keine Handschrift zur Verfügung. Doch wie bei *Leonce und Lena* hat Franzos auch hier nicht auf den (besseren) Journaldruck zurückgegriffen, der ihm nach eigener Angabe in der textkritischen „Anmerkung zu ‚Lenz‘“ bekannt war. Er konnte die beiden Versionen nur oberflächlich miteinander verglichen haben und war zu der irrigen Ansicht gelangt, sie seien miteinander „gleichlautend“¹⁴⁸. Freilich waren die Differenzen hier nicht so brisant und markant wie bei *Leonce und Lena*. Hubert Gersch hat 1981 nachgewiesen, daß Franzos' Druck „ausschließlich“ *N* folgt, daß er sogar dessen „charakteristische Textdefekte“ wiederholt (z. B. „Bellesoße“ statt „Bellefosse“)¹⁴⁹. Häufig greift er in Orthographie und Interpunktion ein, seltener in den Wortlaut. So ändert er „machte er sich viel mit dem Kinde zu thun“¹⁵⁰ in „machte er sich viel mit dem Kinde zu schafffen“¹⁵¹.

13. Die Hugo-Übersetzungen

Die sich daran anschließenden Proben „Aus den Uebersetzungen“ (aus *Maria Tudor*: II,1; aus *Lucretia Borgia*: III,1) waren wenig problematisch, und doch sind auch hier editorische Eigenmächtigkeiten zu verzeichnen. Fabianis Lied an Maria wird verändert („[...] dann schon hier / Geht auf in sel'ger Stunde / Der Himmel über mir“¹⁵² anstatt: „[...] dann schon hier / Schließt sich in sel'ger Stunde / Der Himmel auf über mir“¹⁵³), und an den Schluß der ersten Szene der III. Handlung von *Lucretia Borgia* schließt Franzos, unter Weglassung der Szenenüberschrift („Zweite Scene“) und der Regieanweisung („Die Nämlichen. Donna Lucretia.“), noch die erste Replik der zweiten Szene an, um erst nach Lucretias Triumphschrei „Ihr seid bei mir!“ abzubrechen.¹⁵⁴

148 F, S. 240.

149 Gersch, S. 74 f.

150 *N*, S. 220.

151 F, S. 226.

152 F, S. 243.

153 *HA I*, S. 285; Sperrung von „hier“ nach dem Erstdruck von 1835.

154 F, S. 259; vgl. *HA I*, S. 251.

14. Verlegerängste beim *Landboten*

Beim *Hessischen Landboten* war es Sauerländer, der Befürchtungen hatte, die Veröffentlichung der Flugschrift könnte gerichtliche Verfolgung (Sozialistengesetz) nach sich ziehen. Hier machte sich jedoch auch Ludwig Büchner stark, nach dessen Meinung die „unverkürzte Wiedergabe“ für den „buchhändlerischen Erfolg“ der Ausgabe „nur von Nutzen sein“ könne¹⁵⁵. Auf wiederholte Bedenken des Verlegers stimmte er jedoch dessen Wunsch zu, anstelle aller Namen und lokalen Beziehungen Punkte zu setzen. Dies schien Franzos ein „knabenhaftes Spiel“¹⁵⁶, woraufhin Ludwig Büchner vorschlug, wenigstens anstelle der Namen nur die Anfangsbuchstaben zu setzen¹⁵⁷. Auch das wies Franzos zurück, seine beiden Geschäftspartner sahen bald ein, daß identische Abkürzungen leicht zu sinnentstellenden Verwechslungen führen konnten¹⁵⁸. Im Gegenteil erläuterte Franzos in der „Anmerkung zum ‚Landboten‘“ noch, was „sich auf lokale Verhältnisse oder Begebenheiten“ bezog (Vogelsberger Mitbürger, Södel, Großherzog Ludwig II., Grolmann)¹⁵⁹. Er übernahm, wie am Ende der „Anmerkung“ zu lesen ist, „für die vollinhaltliche Wiedergabe des ‚Landboten‘ in dieser Ausgabe die alleinige und ausschließliche Verantwortung“¹⁶⁰ und führte zur Rückversicherung historische Gründe an:

„Der Staat ‚von Gottes Gnaden‘ existirt heute nicht mehr, der deutsche Bundestag ist todt, der deutsche Einheitsstaat ist erstanden. Die Streitschrift, welche so grimmig, mit dem glühenden Ethos einer Freiheit liebenden Seele, den Absolutismus befehdet, ist völlig gegenstandslos geworden: was sie bekämpft hat, ist längst dahin. Selbst die böswilligste Absicht wird diese Waffe nicht mehr gegen die Zustände der Gegenwart schwingen können. Heute hat diese merkwürdige Schrift nur mehr und ausschließlich nur *historischen* Werth. Aber dieser ist wie ich mich in der Einleitung nachzuweisen gemüht, so beträchtlich, daß er die vollinhaltliche Mittheilung an dieser Stelle zu einer Pflicht gemacht.“¹⁶¹

Auch in der einleitenden Biographie legte Franzos seine Ansichten über den *Landboten* eingehend dar. Zwar spricht er dort nicht von „gewissenloser demagogischer Beredsamkeit“ wie bald darauf Treitschke (s. Kapitel II. C. 4), aber die Distanzierung vom „tendenziösen Charakter“ ist deutlich. Diese Distanzie-

155 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 5. Juli 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

156 Franzos an Sauerländer, Ischl, 15. Juli 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

157 *DD*, S. 299.

158 *Ebd.*

159 *F*, S. 286–288.

160 *F*, S. 288.

161 *F*, S. 284 f.

rung erfolgte auf praktisch allen Ebenen: politisch, ästhetisch, moralisch. Einer der „Hauptpunkte“, wo ihm „Büchner's Ueberzeugung als eine irrige und verhängnißvolle“ erschien, war die Rolle der Bauern als revolutionäres Subjekt: „der Bauernstand als Träger und Stützpunkt einer socialen Revolution ist eine Utopie!“ (F, S. CXXIV). Und obgleich der *Landbote* „seiner Tendenz nach nicht vereinzelt unter den Werken Büchner's“ zu sehen sei, so stehe er diesen doch „an literarischer Bedeutung [...] weit nach“ (S. CXXV). Vor allem griff Franzos die Flugschrift von der ethischen Seite an:

„Eine Schrift in welcher eine edle, freie Seele ihre tiefsten, besten Gedanken und Empfindungen ausströmt, mit der einzigen Absicht, Gleichgesinnte zu stählen oder Kältere zu gleicher Gluth zu erwärmen, eine Schrift, in welcher nur sittliche Wahrheit und Würde walten, eine Schrift endlich, die keine Behauptung, keine Folgerung, keine Phrase enthält, an welche der Autor nicht selbst geglaubt hätte – eine solche Schrift ist der ‚Landbote‘ nicht und wer ihn so charakterisirt, hat ihn nicht gelesen oder aus falscher Pietät für den Verfasser gegen sein eigenes besseres Wissen gesündigt – ein Drittes ist undenkbar. Denn der Charakter des ‚Landboten‘ liegt klar zu Tage: ein Pamphlet, welches nur solche Thatsachen anführt, die zur Erreichung einer bestimmten Absicht dienlich sind, andere Thatsachen, welche dieser Absicht entgegenstehen könnten, verschweigt oder entstellt, und endlich auch Behauptungen aufstellt, für welche der Autor die ernstliche Verantwortung nicht übernehmen könnte – kurz, ein Pamphlet von so entschieden tendenziösem Charakter, wie deren unsere Literatur nur wenige zu verzeichnen hat“ (S. CXVII).

Franzos machte trotz dieser Vorbehalte den ersten Versuch einer Differenzierung zwischen Weidigs Überarbeitung und Büchners Entwurf. Von Noellner wußte er, „daß Weidig den ‚Vorbericht‘ so wie die biblischen Stellen, endlich den Schluß beigefügt, hingegen Vieles, was ihm zu radikal geschienen, gestrichen hatte“, und deshalb ließ er in seiner „Anmerkung“ „ein Verzeichniß jener Stellen folgen, welche gewiß oder höchst wahrscheinlich nicht von Büchner herühren“¹⁶² – ein Ansatz, den David (s. Kapitel II. C. 2) und Bergemann weiterverfolgten¹⁶³.

Satzvorlage war der Erstdruck der Flugschrift. Davon hatte sich „ein Exemplar [...], wohl das einzige, welches den Confiscationen und Verfolgungen entgangen, [...] als sorgsam bewahrte Reliquie im Besitze des Herrn Dr. Ludwig Büchner zu Darmstadt erhalten“¹⁶⁴. Franzos war die Existenz eines „zweiten Abdrucks“ aus Noellner als solche zwar bekannt¹⁶⁵, doch verzichtete er darauf, die Varianten der dort gleichfalls mitgeteilten Auszüge¹⁶⁶ zu verzeichnen. Er

162 F, S. 285.

163 Bergemann¹, S. 163–177 (mit typographischer Unterscheidung: Büchner recte, Weidig kursiv).

164 F, S. 282.

165 F, S. 283.

166 Noellner, S. 106 ff.

wußte allerdings, warum er allein D¹ den Vorzug gab: „Denn Büchner war ja bereits über die Aenderungen, welche Weidig an seinem Manuscript für die erste Auflage vorgenommen, so erzürnt, daß er sich, wie man im Anhang nachlesen mag, auf das heftigste darüber äußerte, ja die Arbeit nicht mehr als die seinige anerkennen wollte. Es ist also nicht anzunehmen, daß er sich an einer ferneren Umgestaltung betheiligt.“¹⁶⁷

15. Die wissenschaftlichen Schriften

Die nun folgenden Bogen mit Auszügen „Aus den anatomischen Schriften“ und „Aus den philosophischen Schriften“ gingen ohne Störungen in Druck. Aus der *Probevorlesung*, der Franzos den Titel „Ueber Schädelnerven“ gab, wählte er jenes schon seinerzeit von Ludwig Büchner veröffentlichte Anfangsstück¹⁶⁸, das er um eine kleine Passage aus der Handschrift ergänzte¹⁶⁹ (entspricht HA II, S. 296, Z. 4–24). Eine Übersetzung der Schlußpassage der Dissertation, die ebenfalls Ludwig Büchner besorgte¹⁷⁰ (entspricht HA II, S. 124, Z. 22 – S. 125, Z. 21), schließt sich an. Dann folgen aus den philosophischen Exzerpten zwei Abschnitte über Thales und Epikur. Franzos bezeichnet sie als Auszüge „Aus der Schrift: Geschichte der Griechischen Philosophie“, einer „mit staunenswerthem Fleiße zusammengetragene[n], überaus gewissenhafte[n] Arbeit, welche durchweg aus den Quellen schöpft und mit größter Objectivität referirt. In den 34 eng beschriebenen Bogen findet sich kein Urtheil des Verfassers angeführt; er begnügt sich mit der Mittheilung und Darstellung der Systeme.“¹⁷¹ Franzos wußte noch nicht, daß es sich lediglich um Exzerpte aus Tennemanns Standardwerk handelte, die Fritz Bergemann in seine Ausgaben nicht mehr aufnahm, weil sie „keine selbständige Arbeit Büchners“, sondern „nichts weiter“ seien als ein „kurzer Abriss von den drei ersten Bänden der ‚Geschichte der Philosophie‘ Wilhelm Gottlieb Tennemanns [...] mit oft wörtlicher Wiedergabe“.¹⁷²

Anders verhält es sich bei den Auszügen „Aus der Monographie: Das System des Spinoza“¹⁷³ (Belegstellen: HA II, S. 230–231; 236–237; [ohne Beleg]; 268–269, 270–271; 275) und „Aus der Monographie: Das System des Cartesi-

167 F, S. 284.

168 N, S. 291–294.

169 F, S. 291–295.

170 F, S. 296–297.

171 F, S. 303–306, dazu S. 318.

172 Bergemann¹, S. 740.

173 F, S. 307–310.

us“¹⁷⁴ (Belegstellen: HA II, 137; 137–141; 150; 151–156; 157–158; [ohne Beleg]; 178–179; 212; 194). Hier hat Büchner zwar auch hauptsächlich Tennemann¹⁷⁵ und ein Werk von Johannes Kuhn¹⁷⁶ zugrunde gelegt, aber Inhalt und Stil der Manuskripte sind durchaus originär. Franzos wählte entsprechende Passagen aus, griff aber wieder eigenmächtig in die Texte ein: durch Einfügung von Glossen (etwa „Der fünfte Lehrsatz des Spinoza lautet:“, „Dies beweist Spinoza so:“, „Hiezu bemerke ich:“)¹⁷⁷, Aneinanderreihung von z. T. weit auseinanderliegenden Auszügen, Umformulierungen usw.

Franzos beließ es bei Auszügen, denn das gesamte Material, so schätzte er, „würde [...] drei starke Bände füllen“ (F, S. 318).

16. Briefe und Anhang

Im August 1877 ließ sich Franzos sein Honorar von 400 Mark überweisen und schickte den Teil mit Büchners Briefen.¹⁷⁸ Von den Briefen „An die Familie“ und „An die Braut“ druckte er nach, was Ludwig Büchner „theils zerstreut in der Einleitung, theils in einer Reihenfolge“ in den *Nachgelassenen Schriften* „mitgetheilt“ hatte; ihm blieb nur die Aufgabe, „alles Erhaltene in chronologischer Folge zu ordnen. Wo ferner in den ‚N. S.‘ die Namen von Personen und Orten bloß mit Punkten bezeichnet gewesen, habe ich dieselben, so weit sie zu eruiren waren, voll ausgeschrieben“.¹⁷⁹ Außerdem fügte er den erläuternden Anmerkungen von Ludwig Büchner einige weitere hinzu. Für die Briefe an Karl Gutzkow dienten die Erstdrucke im Nachruf (*Frankfurter Telegraph* vom Juni 1837) und vor allem die Edition von 1850 als Vorlage; nicht aber, wie angegeben, Gutzkows *Oeffentliche Charaktere*¹⁸⁰ (z. B. Jena 1875, Bd. 9 der 1. Serie der „Gesammt-Ausgabe“ bei Costenoble): den Brief vom März 1835 druckt Franzos nämlich in seiner (zensierten) Kurzform ab, die sich so nur im *Telegraph* findet¹⁸¹, während alle späteren Ausgaben den schon 1838 vervollständigten Text¹⁸² bieten. Hier wird deutlich, daß Franzos aus Nachlässigkeit gegen

174 F, S. 311–317.

175 Wilhelm Gottlieb Tennemann: *Geschichte der Philosophie*. – Leipzig 1798–1819, Bde. 1–11.

176 Johannes Kuhn: *Jacobi und die Philosophie seiner Zeit*. – Mainz 1834.

177 S. Anm. 173.

178 Vgl. Franzos an Sauerländer, Ischl, 12. August 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

179 F, S. 389 f.

180 F, S. 390.

181 Gutzkow, 1837, S. 338.

182 Gutzkow: *Götter*, S. 34 f.

eine Regel verstieß, die ihm in der Theorie selbstverständlich war und die erfüllt zu haben er auch vorgab: nämlich den besten Text als Vorlage zu nehmen.

An die Briefe¹⁸³ schließt sich der „Anhang“ an: „Jugendverse“ (HA I, S. 186–189), „Cato Uticensis“ (HA I, S. 25–32), „Büchner als Agitator“ (Noellner, S. 420–426; 249; 431–432), „Büchners letzte Tage“ (Aufzeichnungen von Caroline Schulz), „Nekrolog“ (von Wilhelm Schulz), „Poetische Stimmen über Büchner“ (Herwegh und Luise Büchner), „Gutzkow über ‚Dantons Tod‘“ (Rezension im *Phönix*) sowie „Das Büchner-Denkmal“¹⁸⁴.

17. Verzögerungen durch Franzos' Einleitung

Im Sommer 1877 war die Ausgabe bis auf den Artikel „Die Familie Büchner“¹⁸⁵, der in Darmstadt geschrieben wurde, und Franzos' Einleitung fertig. Aber bis sie erscheinen konnte, sollten noch fast drei Jahre vergehen – und selbst dann war sie ein „Torso“, von Franzos bitter beklagt, vom Verleger bedauert. Schuld daran war die umfangreiche Biographie Büchners, die Franzos mitliefern wollte. Bis er das erste Kapitel (Darmstadt 1813–1831; F, S. III–XXXV) an Sauerländer schickte, verging ein Dreivierteljahr. Bald darauf trafen zwei weitere Abschnitte (Straßburg und Gießen, 1831–1834; F, S. XXXVI–CXLIII) beim Verlag ein: sie ergaben immerhin 108 Druckseiten. Doch von September 1878 bis Anfang 1880, als der Verleger diesem unerfreulichen Prozeß ein Ende setzte, kamen nur noch 23 Seiten hinzu (Darmstadt 1834/35; F, S. CXLIII–CLXVI).

Dabei war es nicht nur Nachlässigkeit, die Franzos' Arbeit so lange verzögerte. Es war z. T. auch bewußt so kalkuliert. Büchners Biographie lieferte er dem Verleger umsonst – Honorar erhielt er allein aus den Vorveröffentlichungen.

So zahlte ihm die *Neue Freie Presse* für seine acht Feuilletons über *Georg Büchner als sozialistischer Agitator* immerhin 240 Gulden (408 Mark), Silvester Frey vergütete ihm den „Wozzeck“ mit 200 Mark¹⁸⁶. Fanden sich keine Interessenten, so verspürte er offenbar wenig Lust, die Arbeit voranzutreiben. Dazu kamen große Informationslücken, die besonders die Straßburger Exilzeit betrafen. Denn selbstverständlich war er als Biograph auch von Fleiß und Interesse seiner Informanten abhängig, auf deren Spur er zum Teil ganz zufällig gestoßen war: Büchners Schulfreunde Luck und Friedrich Zimmermann, Edouard Reuss,

183 F, S. 323–388.

184 F, S. 391–455.

185 F, S. 456–472.

186 Vgl. Jong-Dae Lim: *Die Editionsgeschichte der Werke Georg Büchners* (unveröff. Ms.). – Seoul 1984. Die letzte Zahl auch in Lims Dissertation (s. Lit.-Verz.), S. 186.

der Straßburger Cousin von Caroline Büchner, die Züricher Kollegheer Lünig und Tschudi, Adolf Calmberg, Initiator der Büchnerfeier von 1875, nicht zu vergessen Minna Jaeglé und schließlich die Geschwister Büchner selbst. Unter den Korrespondenten (einer von ihnen blieb bis heute anonym¹⁸⁷) fehlt übrigens ein Name, den man doch zuallererst erwartet hätte: Karl Gutzkow. Spätestens mit den *Rückblicken auf mein Leben* hätte er sich Franzos als Informant empfehlen müssen, der ihn aus den *Nachgelassenen Schriften* längst als wichtige Bezugsperson Büchners kannte. Weshalb Franzos gerade ihn nicht angesprochen hat (Belege weder in Gutzkows noch in Franzos' Nachlaß), entzieht sich unserer Kenntnis. War es vielleicht, weil ihm dessen „Wesen als Mensch und Schriftsteller [...] immer wenig sympathisch“ schien?¹⁸⁸

Franzos' Nachforschungen erstreckten sich auch auf öffentliche Institutionen. So hatte er sich beispielsweise vom Archiv des Darmstädter Gymnasiums Unterlagen über den Mulus Büchner erhofft, mußte dann aber mitteilen, daß „Auszüge aus den Büchern der Anstalt [...] nicht zu erhalten“ waren. Auch Schulzeugnisse ließen sich nicht mehr finden (F, S. XVIII). Ebenso ergebnislos blieben Anfragen an die Kantonsbibliothek und das Archiv der Universität in Zürich.

Von all diesen Anstrengungen konnte (und sollte) man weder in Darmstadt noch in Frankfurt etwas ahnen, und es hätte wohl auch am nötigen Verständnis gefehlt. Als man Anfang 1878 zum ersten Mal jede Hoffnung auf Einlösung von Franzos' Versprechen verloren hatte, forderte ihn Ludwig Büchner ultimativ zur Rückgabe allen Materials und zur Überlassung seiner gesammelten Notizen auf. „Ich glaube nicht“, schrieb Ludwig Büchner am 10. Januar resignierend an Sauerländer, „daß von diesem Menschen noch irgend etwas zu hoffen ist“¹⁸⁹. Es gelang Franzos jedoch, einen Aufschub zu erwirken. Drei Monate vergingen, dann lief Mitte April die Drohung aus Darmstadt ein, wenn „binnen drei Tagen“ kein weiteres Manuskript einträte, wolle Ludwig Büchner die Einleitung selbst vollenden.¹⁹⁰ Franzos sorgte augenblicklich für Nachschub und bat inständig, mit ihm „nicht zu streng in's Gericht zu gehen“, da er unter nervösem Kopfschmerz leide und die Arbeit nur „unter tausend Störungen“ vorantreiben könne¹⁹¹. So und ähnlich ging es nun weiter, wochen-, monate-, ja zwei Jahre lang. Sauerländer drängte, Ludwig Büchner drohte, Franzos vertröstete, bat um Aufschub und schickte gelegentlich kleinere Passagen.

187 Möglicherweise Georg Zimmermann. S. Anm. 61 zu oben Kapitel I. B. 7.

188 *DD*, S. 197.

189 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 10. Januar 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

190 Vgl. Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 19. April 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

191 Franzos an Sauerländer, Wien, 19. April 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

Wurden die Drohungen heftiger, zog er es vor, an die Einsicht seiner Vertragspartner zu appellieren. So erklärte er Ludwig Büchner einmal: „Wer, wie ich, zwei Familien durch die Feder zu ernähren hat – meine verwaisten Geschwister und mein eigenes Haus, zu ernähren durch die Feder eines *jungen, deutschen* Schriftstellers, der *muß* vor Allem täglich sein Quantum pecuniär lohnender Arbeit erledigen, ehe er an jene gehen kann, welche höchst ehrenvoll und ihm an's Herz gewachsen ist, aber nichts trägt.“ Ludwig Büchners Spiel mit der Möglichkeit, die Ausgabe selbst zu Ende zu führen, habe er nicht ernst nehmen können: „nicht, weil mir der nöthige Respect vor Ihnen und Ihrer Bedeutung fehlt, sondern *weil* ich den größten Respect vor Ihnen habe.“ Ein Mann von seiner „Bildung und Bedeutung“, der „dem Todten geistig am Nächsten“ stehe, könne Franzos' selbstloser „Hingabe an die Sache“ keinen vorzeitigen Abbruch tun und ihn schließlich beiseite schieben¹⁹².

Half auch dies nicht, antwortete Franzos mit Terminplänen, deren Einhaltung er stets zusicherte. „Habe ich“, versprach er am 14. Oktober, „bis 31. Dez[ember] 1878 das M[anu]s[kript] nicht ganz abgeliefert, so steht es Ihnen zu, dasselbe beliebig zu Ende zu führen“¹⁹³. War der Termin verstrichen und sah Franzos keine andere Möglichkeit mehr, griff er auch zur Lüge. So erhielt Ludwig Büchner am 15. August 1879 ein Telegramm aus Velden/Kärnten mit der Mitteilung, die Einleitung sei vollendet, er habe sie „einzig deshalb noch nicht an H[errn] Sauerländer abgeschickt, weil ich hier im Dorf keinen Copisten aufreiben konnte“¹⁹⁴. Als sich nach wenigen Wochen auch dies als unzutreffend herausgestellt hatte, wählte er ein anderes Mittel der Beruhigung und Konfliktbereinigung: er fuhr nach Frankfurt und Darmstadt und versuchte, im persönlichen Gespräch einen weiteren Terminaufschub zu erreichen. Ein Teilerfolg glückte ihm tatsächlich: immerhin wurden ihm bald darauf weitere 100 Mark Honorar überwiesen, was er als Vorschuß auf die zweite Auflage quittierte. Sauerländer hatte es ihm dagegen wohl als Abfindung zugedacht, denn kaum war Franzos wieder auf dem Weg nach Wien, begann der Verleger hinter seinem Rücken mit der Auslieferung des Werkes – die dann aber doch im allerletzten Moment gestoppt werden mußte, weil Franzos, der von seinem Sortimenter darüber informiert worden war, daß dessen bestellte „Ex[emplare] [...] bereits unterwegs“¹⁹⁵ seien, augenblicklich energisch Einspruch erhoben und mit Beschlagnahmung der gesamten Ausgabe gedroht hatte. Er versprach gleichzeitig, das Manuskript bis Ende des Jahres zu liefern.

192 Franzos an Ludwig Büchner, Wien, 11. Oktober 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

193 Franzos an Ludwig Büchner, Wien, 14. Oktober 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

194 Franzos an Ludwig Büchner, Velden, 15. August 1879 (GSA Weimar, 10/N 5).

195 Franzos an Sauerländer, Wien, 20. Oktober 1879 (GSA Weimar, 10/N 5).

Der Verleger ließ sich ein weiteres Mal erweichen. Ludwig Büchner dagegen protestierte schärfstens gegen den abermaligen Verzug. Seiner Ansicht nach durfte die Ausgabe des Drucks „unmöglich über den Monat Januar 1880 verzögert werden“, und er bat Sauerländer „dringend“, es „in seiner gegenwärtigen Gestalt vom Stapel zu lassen“.¹⁹⁶ Franzos konnte sein Versprechen nicht einhalten, das Jahr 1879 ging zu Ende, ohne daß er weitere Teile der Biographie lieferte. 166 Seiten hatte er bereits geschrieben, doch ein Ende war nicht abzusehen. Büchners Biographie war erst bis zum März 1835 gediehen, und noch hatte Franzos kein Wort zur ästhetischen Kritik des *Danton*, nichts über *Leonce und Lena*, *Lenz*, *Woyzeck*, über die philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften gesagt. Stattdessen trat er noch einmal mit einem Terminplan an Sauerländer heran, und der teilte Ludwig Büchner diesen neuerlichen Vorschlag umgehend mit. Büchners Antwort lautete kurz: „F[ranzos] hat sich als ein solcher Lügenpeter gezeigt, daß ihm gar Nichts zu glauben ist.“¹⁹⁷ Gegen seinen Rat und seine Bitten bewilligte Sauerländer, zum allerletzten Mal, Franzos einen auf den 5. März festgesetzten Termin. Als auch dieser Tag verstrich, war seine Geduld erschöpft. Er ließ dort, wo Franzos' Biographie abbrach, die Ludwig Büchners aus dem Jahre 1850 anschließen¹⁹⁸, stellte dem Buch einen „Vorbericht der Verlagshandlung“ voran, in dem er die Schwierigkeiten andeutete, die das Erscheinen so lange verzögert hatten und begann am 15. März 1880 mit der Ausgabe von

Georg Büchner's Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Portrait des Dichters und Ansicht des Züricher Grabsteins. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer's Verlag [dass. New York: Westermann] 1879 (Druck von G. Otto in Darmstadt). 472 S., 180 S. Biographie und VIII unpaginierte Seiten, 2 Stahlstiche; Preis: 8 Mark (Netto 5 Mark [bar]).

Gleichzeitig setzte der Verleger Franzos durch ein Telegramm davon in Kenntnis. Der sah sich um die Früchte seiner mühevollen Arbeit betrogen und ging sofort auf die Barrikaden:

„Geehrter Herr!

Soeben erhalte ich Ihre Depesche. Was ich dabei empfinde, gehört nicht hierher. Ich hatte für meine selbstlose Mühe besseren Dank verdient, aber es ist nun Alles nicht zu ändern.

196 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 16. Dezember 1879 (GSA Weimar, 10/N 5).

197 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 6. Januar 1880 (GSA Weimar, 10/N 5).

198 F, S. CLXVI–CLXXX. Daß Franzos in seinen textkritischen Glossen des öfteren auf Einleitungspassagen verwiesen hatte, die zu schreiben ihm dann nicht mehr ermöglicht wurde, machte die Angelegenheit für ihn um so peinlicher (z. B. F, S. 318 und 320).

Was aber nun? Soll der Scandal in den Zeitungen losgehen? Sobald ich auch nur eine abfällige Bemerkung lese, werde ich der Wahrheit gemäß sagen, daß Sie kein Recht gehabt, meine Arbeit zu verstümmeln. – Ich mache noch einen Versuch, die Sache intra muros auszutragen. *Geben Sie kein Recensions-Ex. dieser verstümmelten Ausgabe aus!* Begnügen Sie sich, die festen Bestellungen zu erledigen, ziehen Sie die übrigen Ex. zurück und beginnen Sie mit dem Druck des Ms., das Sie von mir in Händen haben. Sobald mir der erste Bogen vorliegt, erhalten Sie die Fortsetzung und Schluß. Dann kann im Mai die ordentliche Ausgabe erfolgen.

Gehen Sie darauf nicht ein, dann sage auch ich: *Vogue la galère!* Die Pietät für Georg Büchner hat mich schwere Opfer an Zeit, Geld und Mühe gekostet – mein literarischer Name soll dabei nicht auch noch gefährdet werden.

Und nun – wie Sie wollen!

Ergebenst
Franzos

Wien, 15. 3. 80.

P. S. Daß Sie Ihr Verlagswerk vollends todtschlagen, wenn Sie meinen letzten Vorschlag nicht annehmen – wird Ihnen wohl klar sein!¹⁹⁹

18. Unverkäuflicher „Torso“

Damit war denn alles gesagt. Zwar gingen noch einige erregte Briefe zwischen Wien und Frankfurt hin und her, aber es blieb bei den geschaffenen Tatsachen. Ein juristischer Streit konnte vor allem dadurch vermieden werden, daß man Franzos auf seinen Vorschlag hin („Soll dieses Denkmal ein torso bleiben?“²⁰⁰) das Recht gewährte, seine Biographie – von der er jetzt natürlich behauptete, sie sei inzwischen abgeschlossen – separat in einem anderen Verlag erscheinen zu lassen. So konnte er am 5. Juni dem Publikum mitteilen: „In Folge kürzlich geschlossenen Uebereinkommens mit der J. D. Sauerländer’schen Verlagshandlung wird die vollständige Biographie in nächster Zeit in anderem Verlage als selbständiges Werk zur Ausgabe gelangen“.²⁰¹

Leider hat Franzos sein Versprechen niemals eingelöst. Dafür aber gab es Jahre später noch ein Nachspiel, als Franzos sich nach dem Tod Remy Sauerländers (1896) und Ludwig Büchners (1899) zu einer Generalabrechnung ermutigt sah,

199 GSA Weimar, 10/N 5. Was mit dem „Ms.“ gemeint ist, dessen Druck Franzos hier fordert, ist unklar; ein weiterer Abschnitt von Büchners Biographie wurde von ihm später nicht veröffentlicht und konnte auch als Handschrift nicht aufgefunden werden. Möglicherweise handelt es sich um den in Anm. 201 genannten Text.

200 Franzos an Sauerländer [Anfang April 1880] (GSA Weimar, 10/N 5).

201 Fußnote zu: Karl Emil Franzos: *Weidigs Tod*. – In: *Die Gegenwart*, Berlin, Nr. 23 vom 5. Juni 1880, S. 359.

einem Editionsbericht aus der Perspektive des Jahres 1901. Wie es zu diesem *look back in anger* kam, wie er sich äußerte und welche Folgen er hatte, soll anschließend kurz dargelegt werden.²⁰² Fünfundzwanzig Jahre hatte es gedauert, ehe sich ein Verlag zu einer neuen Ausgabe von Büchners Werken entschließen konnte, dreißig, bis sie erschien. Doppelt so viele Jahre mußten vergehen, wie zwischen *Danton's Tod* und den *Nachgelassenen Schriften* vergangen waren. Das Ergebnis kam einem Fiasko gleich. Man hatte sich verkalkuliert: Sauerländer hatte 1200 Exemplare drucken lassen, deren Herstellungskosten (Satz und Druck, Papier, Umschlag, Honorar für den Kupferstecher etc.) sich auf nicht weniger als 3300 Mark beliefen. Um auf seine Kosten zu kommen, mußte der Verleger pro Band einen Verkaufspreis von 8 Mark ansetzen, was damals nicht wenig Geld war. Trotz mehrerer günstiger Rezensionen war der Absatz des Buches katastrophal: bis 1892 konnte der Verlag ganze 268 Exemplare verkaufen, was de facto einem Verlust von 2150 Mark gleichkam. Von den restlichen 932 ging ein Teil zur Makulatur, der Rest auf Lager.²⁰³ Kein Wunder, daß Verlag wie Herausgeber gleichermaßen daran interessiert waren, über die ganze Geschichte schnell Gras wachsen zu lassen.

19. Epilog

Seit jenem 15. März 1880 waren fast zwanzig Jahre vergangen, als die *Gegenwart* am 9. Dezember 1899 einen Artikel Paul W. Zimmermanns über die Schriftstellerfamilie Büchner brachte, eigentlich eine mit ausführlichen Zitaten durchsetzte Rezension einer Teilsammlung von Schriften Ludwig Büchners, die sein Bruder Alexander gerade herausgegeben hatte (*Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Werke aus Natur und Wissenschaft*. – Gießen: Emil Roth 1900). An der Mehrheit des Publikums ging der Artikel vorüber, ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Nur der Rezensierte selbst, Alexander Büchner, zu dieser Zeit noch Honorarprofessor an der Universität Caen, sah sich veranlaßt, gegen eine beiläufige Bemerkung Zimmermanns anzugehen, die im Abschnitt über Georg Büchner stand:

202 Die ausführliche Dokumentation ist in meiner geplanten kommentierten Edition sämtlicher Büchner-Essays von Franzos vorgesehen.

203 Archiv von J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt/Main.

„Immerhin ist es verwunderlich, daß weder Ludwig noch Alexander des Bruders Werke und literarischen Nachlaß herausgegeben haben, sondern die Arbeit einer fremden Hand (K. E. Franzos) überließen.“²⁰⁴

Am 3. März des folgenden Jahres erschien in derselben Zeitschrift unter der Rubrik „Offene Briefe und Antworten“ eine Gegendarstellung Alexander Büchners, in der er sich gegen diesen Vorwurf verwehrte:

„Dies ist ein Irrthum. Im Jahre 1850 haben wir Beide die Nachgelassenen Schriften meines Bruders bei Sauerländer in Frankfurt herausgegeben. Im Jahre 1879 erbot sich K a r l E m i l F r a n z o s in demselben Verlag eine Volksausgabe zu veranstalten, deren Erscheinen sich jedoch verzögerte, so daß Louis dieselbe beendigen mußte. Wir haben also das Andenken des Verstorbenen in keiner Weise vernachlässigt oder Anderen überlassen.“²⁰⁵

Obwohl dies eigentlich nur als Rechtfertigung gedacht war, ging der Artikel doch insofern über sein Ziel hinaus, als er einen Dritten, nämlich Franzos, indirekt der Saumseligkeit bezichtigte und seine „kritische Gesamtt-Ausgabe“ auf das Niveau einer „Volksausgabe“ zurückstufte, die hinter der Edition von 1850 zurückstand. Das mußte Franzos zu einer Reaktion provozieren.

Aber dies allein wäre vielleicht noch nicht hinreichend gewesen, hätte nicht ein Dreivierteljahr später der Dramatiker Karl Bleibtreu in der *Wiener Rundschau* einen Aufsatz über *Marlowe, Grabbe und Lenz* veröffentlicht, in dem er – ebenfalls ganz beiläufig – Georg Büchner herablassend als „frühreifen Jüngling“ und „unfertiges Fragmentchen“, ja als „formalen Nachahmer“ bezeichnete und seine Lobpreiser als „Kunstphilister“, „Kunst-Banausen“ und „Kunstpfaffen“ verhöhnte.²⁰⁶ Auch das wäre vielleicht noch hingegangen, doch es mischte sich ein junger Doktorand in die Angelegenheit ein, der Bleibtreu in der *Wiener Rundschau* dezidiert widersprach. Hans Landsbergs Antikritik war allerdings eine Spur zu renommistisch, als daß Franzos sie übergehen konnte; tat sie doch ganz so, als sei Landsberg von allen Büchner-Verehrern und -Kennern der Berufenste:

„Eine langjährige Beschäftigung mit Georg Büchner, über den ich demnächst eine Monographie zu veröffentlichen gedenke, gibt mir wohl das Recht, der irrthümlichen Auffassung und Darstellung Bleibtrens energisch entgegenzutreten.“²⁰⁷

204 Paul W. Zimmermann: *Die Büchner's*. – In: *Die Gegenwart*, Berlin, 28. Jg., Nr. 49 vom 9. Dezember 1899, S. 377.

205 Alexander Büchner: [Leserbrief]. – In: *Die Gegenwart*, Berlin, 29. Jg., Nr. 9 vom 3. März 1900, S. 143.

206 Karl Bleibtreu: *Marlowe, Grabbe und Lenz*. – In: *Wiener Rundschau*, 4. Jg., Nr. 24 vom 15. Dezember 1900, S. 429–432.

207 Hans Landsberg: *Der Fall Büchner*. – In: *Wiener Rundschau*, 5. Jg., Nr. 1 vom 1. Januar 1901, S. 14.

Darüber war Franzos ernsthaft empört. Wie konnte sich ein Fünfundzwanzigjähriger auf eine „langjährige Beschäftigung“ mit dem Dichter berufen und möglicherweise nun in der Öffentlichkeit als dessen einziger und wahrer Verteidiger gelten, während er, Franzos, der mit keiner Silbe erwähnt worden war, doch „nicht allein die Werke Büchners“ kannte, „sondern fast jede Zeile, die von ihm erhalten ist, wie jedes Zeugnis über ihn“?²⁰⁸ Diese Kränkung wollte Franzos unter keinen Umständen hinnehmen. Schon 14 Tage später veröffentlichte er in der *Deutschen Dichtung* den ersten Teil seines großen Essays *Über Georg Büchner*, in dem er zunächst auf sieben Spalten begründete, weshalb er sowohl Bleibtrens maßloses Verdikt als auch Landsbergs Replik für verfehlt bzw. unangemessen hielt, um sich anschließend mit „einer anderen Mitteilung über Büchners Werke zu beschäftigen, die freilich auch sachlich Wichtiges betrifft, aber ihre Spitze gegen mich persönlich richtet“²⁰⁹ und die ihm wie ein Stachel im Fleisch saß: der offene Brief Alexander Büchners.

„Ich habe mir“, schreibt Franzos – und man spürt seine ganze Verbitterung und Verachtung –, „in dieser Angelegenheit durch mehr als zwanzig Jahre die größte Reserve auferlegt; was mich zum Schweigen bewog, war ebenso meine Abneigung, Persönliches an die Öffentlichkeit zu bringen, wie meine Pietät für Georg Büchner.“ Nachdem jedoch Alexander Büchner „diese Dinge in bewußt wahrheitswidriger Darstellung öffentlich behandelt“ habe, sehe er sich „g e n ö t i g t“, zu erzählen, wie und warum ich der Herausgeber von Georg Büchners Werken wurde und wie es dabei zugeht.“²¹⁰ Dieser Bericht erstreckt sich über insgesamt 32 Spalten und ist trotz einseitiger Perspektive ein wichtiges Dokument für die Voraussetzungen, Zustände und Verhältnisse, unter denen Franzos' Ausgabe entworfen und ausgeführt wurde, ja ein Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte der 1870er Jahre. Einzelheiten wurden oben in diesem Kapitel ausführlicher dargestellt.

Doch Franzos' Streitschrift ist noch aus andern Gründen ebenso aufschlußwie folgenreich. Er schickt zunächst voraus, daß „schon die Behauptung des Herrn Prof. Alexander Büchner, e r habe 1850 im Verein mit seinem Bruder Ludwig die Redaktion der ‚Nachgelassenen Schriften‘ Georg Büchners besorgt, mit allen Zeugnissen, die sonst darüber vorliegen, in denkbar schärfstem, unmöglich auszugleichendem Widerspruch steht.“²¹¹ Dafür gebe es drei Beweise: erstens die überlieferten Vorarbeiten für die *Nachgelassenen Schriften*, von denen keine die Handschrift Alexander Büchners aufweise (was unrichtig ist, die Herausgeberfrage auch gar nicht berührt); zweitens das Fehlen eines entspre-

208 *DD*, S. 196.

209 *DD*, S. 198.

210 *Ebd.*

211 *Ebd.*

chenden Hinweises in der von Alexander Büchner selbst verfaßten, lobhudelnden biographischen Skizze im Kapitel „Die Familie Büchner“ am Ende seiner Ausgabe²¹²; drittens schließlich die Aussage Ludwig Büchners in seiner Selbstbiographie (ebd.)²¹³, wonach er der Herausgeber der *Nachgelassenen Schriften* und der Verfasser der Einleitung gewesen sei.

„Jeder Unbefangene [muß] mit mir zu der Überzeugung kommen, [...] daß [...] Herr Prof. Alexander Büchner [...] sich hier aus ‚Irrtum‘, um das Wort seiner Erklärung zu zitieren, eine Arbeit zuschreibt, die er niemals geleistet hat.“

Er befinde sich außerdem in einem weiteren Irrtum, wenn er die *Nachgelassenen Schriften* für ein editorisches Meisterstück halte. Ganz entschieden wendet sich Franzos gegen die Herabsetzung seiner eigenen und die Aufwertung von Ludwig Büchners Arbeit durch dessen Bruder, womit er endgültig aus der Defensive in die Offensive übergeht:

„Die ‚Nachgelassenen Schriften‘ sind eine so mangelhafte, so flüchtig und unsorgfältig zusammengestellte Ausgabe, wie sie in Deutschland zu den Seltenheiten zählen.“

Zwar sei dies nicht zu entschuldigen, aber es erkläre sich „aus der Entstehungsgeschichte dieser Ausgabe“. „Sie ist bisher nie berichtet worden, aber sie ist wahrlich interessant genug, um hier erzählt zu werden.“²¹⁴

Das tut Franzos nun, gestützt auf „mündliche wie schriftliche Mitteilungen Ludwig und Luise Büchners“ sowie „andere Quellen“²¹⁵. Doch hier ist Vorsicht geboten. Bis jetzt gibt es nicht den geringsten Beweis dafür, daß Franzos tatsächlich aus erster Hand über die „Entstehungs-Geschichte dieser Ausgabe“ und das Projekt von 1837/38 informiert war. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß er hier seiner Phantasie freien Raum läßt. Neben Ludwig Büchners Andeutung am Ende seiner Einleitung zu den *Nachgelassenen Schriften*, wo er von Gutzkows anfänglichem editorischen Engagement spricht²¹⁶, ist im Zusammenhang des Büchner-Nachlasses nur ein einziges Manuskript erhalten, in dem sich Luise Büchner kurz zur Übergabe der Briefe ihres Bruders an Minna Jaeglé äußert²¹⁷; beides Fakten, die Franzos in seinen Bericht verwebt, was diesen aber nicht als ganzen authentisch macht. Eins jedoch ist nach Lage der Dinge (d. h. unter Berücksichtigung der oben dargestellten Editions-geschichte auf der Grundlage der handschriftlichen Quellen) offensichtlich: Franzos erzählt Din-

212 F, S. 470–472.

213 F, S. 461–470.

214 DD, S. 198 f.

215 DD, S. 199.

216 N, S. 49.

217 S. Anm. 63 zu oben Kapitel I. B. 7.

ge, von denen er nichts weiß, so, wie er Ähnliches selbst einmal erlebt hat. Setzt man statt Gutzkows seinen eigenen Namen ein und ändert sonst nur die Jahreszahlen, dann hat man die ganze traurige Geschichte der Franzos-Edition vor sich: das Anerbieten Gutzkows (d. i. also Franzos'), „eine Gesamt-Ausgabe zu redigieren“, und die Einwilligung der Familie, die annahm, „daß ihr hier, gleichsam als Erbe des Dahingeshiedenen, eine große Summe zufließen“ und der Herausgeber „sich mit einer Kleinigkeit begnügen könnte“, der wiederum, als „Schriftsteller in bescheidenen Verhältnissen“, überzeugt war, „daß die Familie ihm das Honorar ganz überlassen werde“, die Erkenntnis, daß „die Entzifferung der Manuskripte sehr viel Zeit kosten würde“, Schwierigkeiten bei der „Beschaffung des biographischen Materials“²¹⁸ u. s. w.

Daß Gutzkow nie den „gesamten Nachlaß erhalten“²¹⁹ hat, daß deshalb auch keine Rede von Schwierigkeiten bei der Entzifferung des *Woyzeck* sein konnte oder gar von einer dafür veranschlagten „Arbeitsdauer“ von „einem vollen Monat“²²⁰, steht fest. Und was die Rolle Minna Jaeglés angeht, die Franzos mit solch fatalem Erfolg als pietistisch-pyromanisch, als weibliche Ausgabe des *Harpagon* darzustellen verstand, so läßt sich heute sagen, daß er ihr allein dadurch nicht gerecht geworden ist, daß er ihre Bemühungen von 1837/38 um das Zustandekommen einer Nachlaßedition völlig unter den Tisch fallen ließ, wogegen er die „Aretino“-Legende zu einer wahren Kriminalstory herausputzte.²²¹

Zur Ausgabe von 1850 hätte er sich diesmal möglicherweise auf mündliche Mitteilungen der Beteiligten stützen können. Aber es ging ihm ja gar nicht um Wahrheitsfindung. Sein Ziel war, diese Ausgabe als wertlosen Vorgänger zu entlarven, als „ein Muster, wie man derlei nicht machen soll“²²².

„Der junge Arzt [Ludwig Büchner] hatte geringe ästhetische Interessen und keine Ahnung, wie man eine solche Edition anzupacken hat. Noch schlimmer aber, viel schlimmer war, daß er in dem Bestreben, an seine Studienreise zu kommen, die Arbeit auf Kosten der Korrektheit überstürzte.“²²³

Schwerer wiege, in welch mangelhaftem „Wortlaut“ Ludwig Büchner „die Werke seines Bruders in die Welt hinausgehen ließ, denn dieser hätte sich bei einiger Sorgfalt, einigem Zeitaufwand unendlich korrekter herstellen lassen.“ Für *Danton's Tod* habe schon damals das Originalmanuskript vorgelegen,

218 DD, S. 199.

219 Ebd.

220 DD, S. 200.

221 S. Teil III, Einleitung.

222 DD, S. 201 f.

223 DD, S. 201.

gleichwohl stünden auf den 96 Seiten des Dramas „über 90 korrumpierte oder nicht von Büchner herrührende Stellen“. In *Leonce und Lena* fehlten „ohne Sinn und Grund einige Szenen“ (vgl. aber hierzu Kapitel I. C. 10), und mit der vollständigen Entzifferung des *Woyzeck* habe sich Ludwig Büchner gar nicht erst plagen mögen. Seien die „bisher aufgezählten Flüchtigkeiten und Unterlassungen“ durch seine Ausgabe auch „sämtlich berichtigt und gutgemacht“, so habe er vieles doch „nicht mehr gutmachen“ können, und es sei „auf immer dahin“, vor allem die Briefe²²⁴. Er faßt zusammen:

„L e s e n kann Herr Prof. Alexander Büchner und darum muß er wissen, welche Ausgabe die vollständigere ist, ob die ‚Nachgelassenen Schriften‘ oder die von mir besorgte kritische Ausgabe. L e s e n kann er, und darum muß er wissen, daß ich mich nicht, wie er glauben machen will, um meine Beschäftigung mit der Arbeit als eine recht kurze erscheinen zu lassen, erst im E r s c h e i n u n g s j a h r e meiner Ausgabe, 1879, dazu erboten habe, sondern daß diese Arbeit vier Jahre in Anspruch nahm. L e s e n kann er und darum muß er wissen, daß meine Ausgabe nicht, wie er mit unerhörter Kühnheit behauptet, nur eine ‚V o l k s a u s g a b e‘, sondern, wie auch auf dem Titelblatt gedruckt steht, die ‚e r s t e k r i t i s c h e G e s a m t - A u s g a b e‘ ist. L e s e n kann er und darum muß er wissen, daß an dieser Ausgabe, von der ersten bis zur letzten Zeile, n i e m a n d Anderer als Herausgeber einen Federstrich gethan hat, als eben ich; nur die Skizze: ‚D i e F a m i l i e B ü c h n e r‘ ausgenommen – aber das kann der Herr Professor honoraire doch schwerlich gemeint haben . . .“²²⁵

Blieb noch die Behauptung, seine Ausgabe sei von Ludwig Büchner „beendet“ worden, was Franzos offensichtlich als besonders verletzend empfand.

„L e s e n kann Herr Prof. Büchner und darum muß er wissen, daß diese A u s g a b e vollständig fertig und abgeschlossen ist, daß also niemand anderer nötig hatte, sie zu beendigen, und auch niemand anderer beendet hat, weil i c h das gethan habe. L e s e n k a n n er und darum muß er wissen, w i e ich dazu kam, die Werke Georg Büchners herauszugeben, w a r u m die Familie sich entschloß, ‚das Andenken des Verstorbenen‘, wie sich unser feiner Stilist ausdrückt, m i r ‚zu überlassen‘, w e l c h e sachlichen Differenzen sich dabei ergaben und ob ich oder die Familie Büchners darauf bestand, dem Toten sein Recht zu lassen und seine Werke n i c h t zu verstümmeln. Und weil er lesen kann, muß er auch schließlich wissen, w a r u m meine Biographie trotz meiner Proteste, bevor ich sie beenden konnte, als Torso gedruckt und barbarischer Weise dadurch ‚vervollständigt‘ wurde, daß irgend jemand – w e r, wird noch zu erörtern sein – zu den von mir geschriebenen 166 Seiten – 14 Seiten aus der Einleitung der ‚Nachgelassenen Schriften‘ beifügte. War’s wirklich Ludwig Büchner selbst, dann um so schlimmer! Dann war der Verleger, der in dem Vorwort der Ausgabe dies auf sein Conto nahm, nur eben der Sündenbock der Familie!“²²⁶

224 DD, S. 202.

225 DD, S. 203.

226 Ebd.

Dies darzustellen, wollte er in einem zweiten Artikel unternehmen. Bei der Leserschaft schuf das gespannte Erwartungen. Wer die *chronique scandaleuse* der Franzos-Ausgabe jedoch lieber nicht vor dem Publikum ausgebreitet sehen wollte, war der Sauerländer-Verlag, genauer Remys Sohn Robert David Sauerländer, der seit 1896 das Geschäft leitete. Er beeilte sich, Franzos den Vorschlag zu unterbreiten, daß man den alten, Franzos die Schuld zuweisenden „Vorbericht der Verlagshandlung“²²⁷ für die *Gesammt-Ausgabe* aus allen noch vorhandenen Exemplaren entfernen und ihm Gelegenheit geben wolle, stattdessen eine neue Einleitung zu verfassen. Außerdem sollte der eigentliche Stein des Anstoßes, die zusammengeflückte Biographie, eliminiert und stattdessen eine von Franzos neu verfaßte separat bei Sauerländer publiziert werden.²²⁸ In beiden Fällen konnte er offenbar an eine Vereinbarung aus dem Jahre 1887 anknüpfen. Ob damit auch die Forderung verbunden war, von weiteren Beiträgen zu der Affäre von 1880 in der *Deutschen Dichtung* abzusehen, läßt sich nur vermuten. Aber warum sonst fiel Sauerländers Angebot so großzügig aus?

Da der Angeschriebene nach 14 Tagen nicht geantwortet hatte, ließ man dem ersten Brief einen zweiten folgen. Franzos erhielt beide Zuschriften (vom 12. und 25.), von einer Vortragsreise zurückkehrend, am 28. Februar 1901. Er antwortete darauf:

„Zur Sache bemerke ich, daß wir, da die in Ihrem Schreiben vom 12. II. angeführten Modalitäten der Umgestaltung unserer Vereinbarung von 1887 entsprechen, darüber einig sind. Das Ms. der Einleitung werde ich Ihnen Mitte März liefern. Meine Biographie wird voraussichtlich erst im Oktober d. J., also, da Ihre Ausgabe Anfang April vorliegen dürfte, etwa 5–6 Monate nach derselben erscheinen.

Schließlich bitte ich um Mittheilung, wie viele Ex. sich Ihres Erachtens zur Umgestaltung nicht eignen, und was mit diesen Ex. geschehen soll? Ich meinestheils muß an meinem rechtlich begründeten auch bereits erschöpfend vertretenen Standpunkt festhalten, daß die Einleitung bei *allen* Ex. zu cassiren ist und Ex., die meine Biographie enthalten, nach Lieferung meines Ms. der neuen Biographie nicht mehr in den Handel kommen dürfen.“²²⁹

In dieser Form kam der Vertrag jedoch aus unbekannter Ursache nicht zustande. Dafür erschien am 15. März die zweite Folge von Franzos' Büchner-Essay, die klären sollte, ob er sich 1879 tatsächlich „zur Veranstaltung einer ‚Volksausgabe‘ erboten“ hatte, ob „diese Ausgabe nur eine Volksausgabe war“ und ob Franzos „diese zwar begonnen, aber nicht beendigt habe, so daß Dr. Ludwig

227 F (zwischen Titelblatt und Inhaltsverzeichnis).

228 Erschlossen aus Franzos' Antwortbrief (s. Anm. 229). Die angekündigte neue Biographie hat Franzos nicht geschrieben.

229 Franzos an R. D. Sauerländer, Berlin, 1. März 1901 (StuLB Wien, Jb 79.602, S. 305 [Kopierbuch der abgegangenen Briefe]).

Büchner sie beenden mußte“²³⁰. Mit Bedacht verschob Franzos die vollständige Auflösung auf einen dritten Artikel. Von der „letzten und schlimmsten Inkorrektheit“ und der Entlarvung des Schuldigen, der dafür gesorgt hatte, daß seine Biographie gegen seinen Willen „unvollendet veröffentlicht“ worden war, wollte er „in einem Schluß-Artikel berichten“.²³¹

Die Andeutung reichte, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Der daraufhin zwischen Franzos und Sauerländer ausgehandelte Vertrag, der Anfang Mai 1901 in Franzos' Namen vom Geschäftsführer der „Concordia Deutsche Verlags-Anstalt GmbH“ unterzeichnet wurde, sah vor, daß die „Concordia“ für 300 Mark und die halben Frachtspesen die komplette Restauflage der *Sämtlichen Werke*, das waren 622 Exemplare, sowie die dazugehörigen zwei Stahlstichplatten und alle „Rechte und Pflichten“ übernahm.²³² Franzos hatte diesen Verlag am 20. August 1895 ins Leben gerufen, um sich ein für allemal der Schwierigkeiten zu entheben, die ihm die Suche nach einem Verleger bis dahin jedesmal aufs neue bereitete. Das war damals keineswegs ungewöhnlich: man denke nur an die Schriftsteller Gustav Freytag (F. W. Grunow, S. Hirzel), Georg Ebers (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), Wilhelm Jordan (W. Jordans Selbstverlag) oder Friedrich Spielhagen (L. Staackmann), die entweder ihren eigenen Verlag besaßen (Jordan), Teilhaber eines solchen waren (Freytag, Spielhagen) oder sich in einer ähnlichen Stellung befanden wie Franzos, der als literarischer Leiter und Vorsitzender des Aufsichtsrats fungierte (Ebers).²³³

Verpackt in vier Kisten trafen die 622 Exemplare kurz darauf in Berlin ein. Aber die ursprünglich geplanten bzw. geforderten Veränderungen, deren Kosten jetzt natürlich zu Lasten der „Concordia“ gegangen wären, unterblieben. Nicht einmal der Schandfleck der Ausgabe, der „Vorbericht der Verlagshandlung“ wurde getilgt. Stattdessen erhielt jeder Band durch einen Umschlagkarton, der gleichzeitig als neues Titelblatt fungierte, ein stabiles Gewand. Nur der Schmutztitel trennt den alten vom neuen Titel, der lautet:

Georg Büchner's Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Kritische Gesamtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Portrait des Dichters und Ansicht des Züricher Grabsteins. Zweite billige Ausgabe. – Berlin: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G.m.b.H. 1902.

Der von Franzos bereits angekündigte dritte Artikel erschien nicht mehr. Ein jahrzehntelanger Streit war damit beendet.

230 *DD*, S. 289.

231 *DD*, S. 300.

232 ‚Concordia Deutsche Verlags-Anstalt‘ an J. D. Sauerländer's Verlag, Berlin, 1. Mai 1901 (Verlagsarchiv Sauerländer).

233 Vgl. Lim, S. 255 f.

II. Teil

WIRKUNGS-
GESCHICHTE

Unvollendete Erscheinung

I.

Georg Büchners Ästhetik ist bekanntlich geprägt durch das Vorbild Shakespeares (in Schlegel/Tieckscher Übersetzung), Lenz' und des jungen Goethe. Mithin orientierte er sich an vorklassischen Poetologien, womit er in eklatantem Gegensatz zu den Normen seiner Zeit stand. Zwar bewunderten die Schriftsteller und Literaturtheoretiker in der Regel z. B. Shakespeare, aber sie nahmen ihn nicht als Vorbild, um in seiner Manier zu schreiben. Für die überwiegend nicht selbst dichtenden konservativen Ästhetiker des Vormärz gilt allgemein, daß sie pauschalisierten Positionen der Poetologie des 18. Jahrhunderts verhaftet waren.

Nimmt man alles in allem, spielte sich die Literaturkritik auf recht niedrigem Niveau ab. Die Ursache dafür ist in der Kapitalisierung des Buchmarktes zu sehen: das Bedürfnis, über Neuerscheinungen informiert zu werden, war aufgrund der gesteigerten Buchproduktion um ein Vielfaches gewachsen und konnte nur durch eine ständig zunehmende Zahl von Rezensionsorganen und Kritikern bewältigt werden, in der Masse „schlecht bezahlte Vielschreiber“, deren Rezensionen großenteils nur aus ausgedehnten Zitaten oder längeren Paraphrasierungen bestanden, die mit einer flotten Formulierung eingeleitet und durch ein paar pauschale Qualifizierungen kommentiert wurden¹.

Zwei Typen von Standardrezensionen fallen dabei ins Auge: die enthusiastische Lobeshymne und das banalisierte Diktum, das aus dem Urteilskanon der Klassik und Klassizistik schöpft. Der idealistische Strang der Literaturkritik, das Verklärungsdogma, übte nach wie vor sein Diktat über Stile und Formen aus, und trotz mannigfacher Anstrengungen behielt das Epigonentum seine Vorherrschaft, das ja seinerseits nur ein Reflex auf die seit 1750 in wesentlichen Teilen unverändert gebliebenen Gesellschaftsstrukturen war.

Der Widerstand von kritischen Geistern wie Börne, Menzel, Heine, und später dann Gutzkow, Laube und Wienberg, konnte daran nur wenig ändern. Gleichwohl erzielten sie durch ihren politischen Ansatz und unbefangenen, meist polemischen Stil eine nachdrückliche Wirkung und wurden Lehrmeister für eine ganze Generation junger Schriftsteller, die den Tiefstand der Literatur und der Literaturkritik nicht nur diagnostizierte, sondern auch auf Abhilfe sann. Zu Recht konnte Börne am 12. November 1835 an Wolfgang Menzel schreiben – zugleich gegen dessen Gutzkowiaden (s. Anm. 60 zu Kapitel II. A)

¹ Vgl. hierzu Steinecke, S. 17 ff.

intervenierend –: „Das haben diese jungen Leute von Ihnen, von Heine, auch etwas von mir gelernt. Sollten wir uns darüber nicht freuen?“²

Die Erkenntnis der Zusammenhänge ließ viele junge Autoren die klassische Tradition der Literatur als belastendes Erbe empfinden. Sie standen damit hinter Heines Prophezeiung vom „Ende der Kunstperiode“ bzw. hinter seiner Ausrufung der „politischen Periode“. In der Juli-Revolution hatte man den Ausgangspunkt einer Neuorientierung gefunden. Seitdem wurden vom Zeitschriftsteller „geistige Taten“, Impulse verlangt, aus denen Änderungen, ja Revolutionen erwachsen konnten, die man vorerst als im geistigen Bereich sich vollziehende Umwälzungen verstand. „Schon zappelt's Millionen in Händen und Füßen, modern zu handeln, begierig hören sie hier und da von socialer Umgestaltung, die mit der politischen Hand in Hand gehe – funfzehn Romane, und die Millionen sind auf den Weg gebracht; wer schreibt sie?“³ fragte 1833 Heinrich Laube, Frage und Prophezeiung miteinander verbindend. Freilich kamen damals die wenigsten Autoren über einen bloß vagen Liberalismusbegriff hinaus. Erst die Schriftsteller der 40er Jahre (vor allem Weerth, Dronke, Freiligrath und Herwegh) waren wirklich politisch engagiert und aktiv. Und dennoch: zum ersten Mal in der deutschen Literaturgeschichte propagierte eine Gruppe von Schriftstellern, daß Literatur nicht nur Medium der Erkenntnis, sondern selbst Mittel der Gesellschaftsveränderung sein sollte. Daraus ergab sich die Konsequenz, daß man sich als Schriftsteller den gesellschaftlich relevanten Fragestellungen zu öffnen hatte, daß man Partei ergriff und „politisirte“. Hier liegt natürlich der Grund für Gutzkows enthusiastische Aufnahme von *Danton's Tod* und die positive Bewertung durch Wienbarg, Laube und Herwegh, hier liegt auch das Motiv für die nicht minder entschiedene Ablehnung, wie sie etwa in der Rezension „Felix Freis“ zum Ausdruck kommt (s. u.). Das Junge Deutschland sah in der Französischen Revolution einen Beweis für die von ihm postulierte Wirkungskraft von Ideen. Für Theodor Mundt war sie der „Mythos der neuen Zeit“; ihn zu deuten, heiße „den freien Menschen auf den Thron der Menschheit setzen“⁴. Die Geschichte der Französischen Revolution, schrieb Laube, enthalte „alle Fußstapfen unserer kommenden Jahrhunderte, man soll sie studieren und den Deutschen endlich eine schreiben“⁵. Daß Büchner das Thema in einem Drama behandelte, kam Laubes Forderung immerhin nahe. Zudem war es nicht mit betäubendem Pathos, sondern mit Originalität, Witz und Poesie geschehen, was der Rezeption des Stücks, das zunächst ja nur als Buchdrama

2 *Briefe an Wolfgang Menzel*, hrsg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt. – Berlin 1908, S. 13.

3 ZEW, Nr. 100 vom 23. Mai 1833, S. 398 (Artikel „Literatur“).

4 Theodor Mundt: *Geschichte der Literatur der Gegenwart*. – Berlin 1842, S. 2.

5 Heinrich Laube: *Die Poeten*. – Leipzig 1833 (*Das junge Europa*, Bd. 1), S. 92.

überlebte, insgesamt sehr förderlich war und noch ist. Die zeitgenössische Wirkung konnte dagegen nicht durchgreifend beeinflusst werden. Bekanntlich gab es erst 1890 Pläne, *Danton's Tod* zur Uraufführung zu bringen (s. Kapitel II. C. 7). Einer Realisierung auf dem Theater standen lange Zeit zwei Dinge im Wege: praktische Unzulänglichkeiten (Handlungsarmut, Dialoglängen, Kleinteiligkeit der Szenen) und inhaltliche „Unmöglichkeiten“, die selbst in der kastrierten Erstausgabe von 1835 nicht durchweg getilgt worden waren.

Auch wenn das Drama von Hegel als „höchste Stufe der Poesie und der Kunst überhaupt“ bezeichnet worden war (*Ästhetik*, II. 3), wenn soviel Bedarf bestand, daß allein in den vier Jahren von 1839–1842 300 Stücke in deutscher Sprache gedruckt werden konnten, und auch wenn das Theater integrativer Bestandteil bürgerlichen Lebens war, auf der Hofbühne ebenso wie im Familienkreis (Sengle Bd. II, S. 332 ff.) – Büchners *Danton* war neben dem Drama der Revolution zu sehr schon Revolution des Dramas, als daß er die Rolle des erhofften Paradestücks hätte spielen können; es taugte nicht zum Vorzeigedrama einer „sittlich-nationalen“ Schaubühne, einer öffentlichen Bildungsanstalt, wie sie die als Erneuerer des deutschen Theaters auftretenden Programmatiker Willkomm, Prutz, Röscher oder Stahr in den 30er und 40er Jahren proklamierten. Erschwerend kam noch hinzu, daß Büchners erste Promotoren, Gutzkow und sein Gefolge, die eigentliche Wende zum Drama erst in den 40er Jahren vollzogen, sodaß sein Stück (trotz der Jugenddramen Laubes und Gutzkows *Nero* und *Hamlet in Wittenberg*) ein einsamer Wurf blieb.

Dennoch war *Danton's Tod* zumindest im Vormärz in gewisser Hinsicht ein Musterstück: entsprach sein breites Ideenspektrum (Politik, Religion, soziales Leben, Dramentheorie) doch auch einer Hauptforderung, die von der künstlerischen Avantgarde an die Literatur gestellt worden war. Die Attacke galt ja nicht allein dem politischen System, d. h. dem Restaurationsstaat mit all seinen Restriktionen, sondern ebenso den überkommenen sozialen, religiösen und kulturellen Vorstellungen. Es war ein Kampf auf allen Ebenen. Heine hat das in der *Romantischen Schule* auf die Formel der „Künstler, Tribune und Apostel“ gebracht, unter der er „die Schriftsteller des heutigen jungen Deutschlands“ subsumierte, die – wie er selbst – „keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen wollen von Wissenschaft, Kunst und Religion“⁶. Aus diesem universalen Reformeifer heraus entwickelten die Jungdeutschen und ihr Gefolge eine Reihe beachtlicher Konzeptionen zur Literaturkritik, -theorie und -ästhetik. Sie behandelten Probleme der Gattung, des Stils und der generellen Funktion von Dichtung⁷. Als oppositio-

6 DHA VIII, S. 218.

7 Vgl. Manfred Windfuhr: *Das Junge Deutschland als literarische Opposition*. – In: *Heine-Jahrbuch* 1983, S. 67.

nelle Außenseiter hatten sie damit einen überraschend großen Erfolg, der allerdings mit außerliterarischen Faktoren zusammenhing: Die Zeit der Jungdeutschen war die „Blütezeit“ der politisch-literarischen Publizistik.

Die periodische Presse des Vormärz stellt in mancherlei Hinsicht ein einzigartiges Phänomen dar. Nie zuvor und auch später nicht wurde eine solche Breite (wengleich nicht Tiefe) des Journalismus erreicht. Alfred Estermann hat zwischen 1815 und 1850 rund 2 200 deutschsprachige literarische Zeitschriften gezählt, von einmaligen Nullnummern bis zu vielbändigen Langzeitunternehmungen, und rund 60 000 Autoren, die Beiträge dafür lieferten⁸. Ein Trend zur Demokratisierung und Popularisierung des eine Generation zuvor noch überwiegend elitär besetzten Kommunikationsmediums Presse hatte sich durchgesetzt, nachdem die Postulate der Aufklärung (Bildung und Wissenschaft für jedermann) auf ihren praktischen Nutzen hin erkannt, systematisch gefördert und in die Praxis umgesetzt und Produktion und Distribution durch die Erfindung und Weiterentwicklung neuer technischer Verfahren (Papiermaschine, Schnelldruckpresse, Eisenbahnbau etc.) erleichtert worden waren. Diese Entwicklung vollzog sich keineswegs konfliktlos: extern, als Kampf gegen die Autoritäten, gegen Polizei und Zensur, und intern, als Kritik im Handgemenge. Je nach Interessenlage wurden schon früh regelrechte Gruppenzeitschriften gegründet, wofür die jungdeutsche Presse der 30er Jahre nur das bekannteste Beispiel ist.

Denoch: gerade hiervon profitierte der Autor Georg Büchner anscheinend nur wenig. So wenig wie dieser prärealistische Stürmer und Dränger des Vormärz einer bestimmten Literaturschule oder -strömung seiner Zeit zuzurechnen wäre, so wenig nahm er teil an der cliquenmäßig organisierten literarischen Öffentlichkeit. Zwar bewegte er sich in Zirkeln, in denen sowohl die Literatur selbst als auch Beziehungen zu bekannten Autoren gepflegt wurden – so im Kreis um Heinrich Künzel in Darmstadt und bei den Stoebers in Straßburg –, aber deren Poesie stand ihm ziemlich fern. Sein Förderer war das Haupt der jungdeutschen Bewegung, gleichwohl erblickte Büchner in deren ideologischem Credo einen verhängnisvollen Irrtum. Dem Massenpublikum der Musenalmanache und Modekupferjournale hatte er mit seinen „Ferkeldramen“⁹ absolut nichts Erbauliches zu bieten, und für das gesellige Lesen in den Gesellschaften, Kabinetten und Klubs des Biedermeier kamen sie ebensowenig in Betracht. Zwangsweise partizipierte Büchner dagegen an der vormärzlich rigiden Kulturpolitik. Die damalige Presselandschaft war nicht allein von heiterer „Lesewuth“ und idyllischer Gruppenlektüre geprägt; von größerer Auswirkung waren die

8 Vgl. Estermann I, S. XI; X, S. V.

9 HA II, S. 491.

politischen Bedingungen, unter denen eine Publizistik entstand, die trotz aller Repressionen, denen sie ausgesetzt war – und zum Teil wohl auch gerade deswegen –, noch auf Jahrzehnte hinaus Vorbildcharakter besaß.

Die gesetzlich legitimierten Eingriffsmöglichkeiten des Metternichstaates, (Vor- und Nachzensur, Redakteursverantwortlichkeit, Verlagsverbot, Ausweisung etc.) beschränkten die Masse der politisch engagierten Presse auf Unverbindlichkeiten. Geduldet wurde allenfalls ein kleinlaut-halbherziger Liberalismus, der für gemäßigten Fortschritt plädierte. Dies galt besonders für Tageszeitungen, die meist nur ausgewählte Fakten referierten und sich kritischer Kommentare fast gänzlich enthalten mußten, wollten sie nicht ihr Verbot riskieren. Demgegenüber zeigte eine Reihe von nicht tagespolitisch gebundenen, eher politisch-literarischen Zeitschriften Engagement, und, seltener noch, Intelligenz und Esprit. Unter Bedingungen, gegen die sie unter Einsatz ihrer bürgerlichen Karriere ankämpften, entwickelten sich Köpfe wie Börne, Heine und – wenn auch nur für kurze Zeit – Gutzkow und Laube zu wahren Meistern des Genres. Das wurde vom Publikum auch anerkannt. Während das legale politische Kampffeld fehlte, wurde die Literatur zum Forum der Meinungen, zum Schlachtfeld der Ideen. Unter dem Motto, daß der Literatur Antizipationsfunktion zukomme, betrieb man Polemik gegen die real ungefährdeten feudalen Relikte der Vergangenheit: Überkommene Regierungsformen und Sozialstrukturen, christliche Entsagungsreligion und asketische Moral. Revolution, Demokratie, Freiheit und Emanzipation, das waren die damals umlaufenden Schlagworte, hier als das Schibboleth der jungen Literatur vorgezeigt, dort zu ihrer Denunziation gebrandmarkt. In Büchners Dichtungen, vor allem im *Danton*, konnte man diese Zeitthemen und noch andere gängige Motive der Vormärz-Subkultur wiederfinden: Weltschmerz, Ennui, Sensualismus versus Spiritualismus, soziale und/oder politische Revolution, Krieg der Armen gegen die Reichen, usw. Der Zweiundzwanzigjährige hatte mit seinem ersten Drama mitten hineingegriffen in die literarische und politische Debatte seiner Zeit und dabei bewußt Partei genommen. Im Brief an die Familie vom 28. Juli 1835 hieß es sehr klar:

„Daß übrigens noch die ungünstigsten Kritiken erscheinen werden, versteht sich von selbst; denn die Regierungen müssen doch durch ihre bezahlten Schreiber beweisen lassen, daß ihre Gegner Dummköpfe oder unsittliche Menschen sind“ (*HA II*, S. 444).

In der Tat war es vor allem das Provokationsstück *Danton's Tod*, das seinen Autor schon im Vormärz zu einem beachteten und umstrittenen Schriftsteller machte. Daß die in Angriff genommene Gesamtausgabe seiner Schriften 1837/38 nicht zustande kam, hatte Konsequenzen. 1850 war es um die Aufnahmebereitschaft des Publikums weit schlechter bestellt als noch im Jahrzehnt davor.

II.

Die bürgerliche Revolution von 1848/49 setzte eine deutliche Zäsur. Ihr Scheitern markierte ideologisch wie ökonomisch einen tiefen Einbruch, von dem die Inhalte ebenso wie die Medien der Literatur betroffen waren. Nach '48 ging die Buchproduktion zunächst zurück, während die Zahl der politischen Blätter zunahm – eine Folge der Aufhebung der Zensur. Auch die Tageszeitungen mehrten sich, die immer öfter daran gingen, der Zeitschriftenkonkurrenz durch Einbeziehung eines Feuilletons den Rang abzulaufen. Diese Konzession der Zeitungsverleger an ihre Anzeigenkunden (denn mit Feuilletons, d. h. hauptsächlich schier endlosen Fortsetzungsromanen, wurden breite Leserschichten geködert) ließ die anspruchsvolleren literarischen Zeitschriften in der Folge viele Leser verlieren, wie überhaupt die periodische Presse des Nachmärz durch starke Fluktuation gekennzeichnet ist. Den Schiffbruch von 1849 überlebten ohnehin nur wenige Blätter, von den 1848 neugegründeten Periodika wurden die meisten verboten. Die Quantitäten der Vormärzpresse erreichte man erst Ende der 70er Jahre wieder¹⁰; parallel dazu wurde die Spitzenzahl der Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt aus dem Jahre 1843 erst 1879 übertroffen.¹¹

Auch der ideologische Wandel war bereits 1849 spürbar. Ganz andere Schlagworte beherrschten jetzt das öffentliche und kulturelle Leben: *Gemüt* etwa, aber auch *Kraft*, *Energie*, *Tüchtigkeit* und *Größe*. Das Dogma der Realisten um die *Grenzboten* hieß:

„Der Zweck der Kunst, namentlich der Dichtkunst, ist, Ideale aufzustellen, d. h. Gestalten und Geschichten, deren Realität man wünschen muß, weil sie uns erheben, begeistern, ergötzen, belustigen u.s.w.; das Mittel der Kunst ist der Realismus, d. h., eine der Natur abgelauschte Wahrheit, die uns überzeugt, so daß wir an die künstlerischen Ideale glauben. –“ (Julian Schmidt, 1860)¹²

Wenn man bedenkt, daß in dieser „Realismusformel“ die geltende Literaturdoktrin der 50er und 60er Jahre auf den Nenner gebracht ist, wird man leicht begreifen, daß Georg Büchners Werk in den zweieinhalb Jahrzehnten nach 1850 auf keinen fruchtbaren Boden fallen konnte. Gerade an Dramen wurden Bedingungen gestellt, die dieser Autor nicht hinreichend erfüllte. Gustav Freytag zählte 1850 in den *Grenzboten* drei Eigenschaften auf, die einen guten Theater-schriftsteller auszeichneten:

10 *RuG* I, S. 192 f.

11 Ebd., S. 166.

12 *RuG* II, S. 96.

1. Eine „reine, selbstständige, harmonische Individualität“;
 2. Das Verstehen der Charaktere in allen Details ihrer Erscheinung, „ihrem Ursprunge, Verlauf und ihren Folgen“;
 3. Gründliche „Kenntniß der Technik, des Zweckmäßigen und Nothwendigen im Bau des Dramas“.
- „Es gilt jetzt auf den Trümmern der untergehenden Kunst einen neuen Bau aufzuführen“.¹³

Genauere Kenntnis der Geschichte, das Begreifen des sozialen Faktors etwa im historischen Drama, stand dagegen nicht zur Debatte. Die Literaturtheoretiker und -praktiker der dreißiger und vierziger Jahre hatten aus den politischen Ereignissen oder aus philosophischen Überlegungen (Hegellektüre) ihre ästhetischen Konsequenzen gezogen. Das literaturpädagogische Dogma des programmatischen Realismus nach der Wendemarke 1849 verbat sich jede theoretische Ableitung seiner poetologischen Prämissen. Insofern war Kunst allerdings nur Ausdruck des zutiefst erschütterten bürgerlich-liberalen Selbstverständnisses, das Abschied von der „Machbarkeit geschichtlicher Prozesse“ genommen hatte. Alle theoretischen Begründungen, alle radikalen Lösungsvorschläge waren nach 1848 in Mißkredit geraten. Das Daseinsgefühl des Bürgers hatte sich gründlich geändert. Als unseriös, egal, ob es sich um ästhetische, ökonomische oder soziale Fragen handelte, galten alle Modelle, die nicht streng gegenwartsbezogen waren und nicht dem Ideal sogenannter Objektivität und Ideologiefreiheit frönten. Nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Entwicklung der Fotografie forderte man von der Dichtung mehr Empirie, Detailtreue, Objektivität. Man polemisierte gegen das Traumhafte der Romantik, das Stilisierte des Klassizismus und gegen die demokratische Tendenzpoesie, in der vor allem man die Wurzel der gescheiterten Utopie von 1848 erkannt zu haben glaubte.

Es fehlte eigentlich nur noch an Genies, welche diese Auffassungen inkarniert hätten. Ein allgemeiner Verfall der Dramenproduktion wurde beklagt, während das Genre als solches in der Kunsttheorie nach wie vor höchstes Ansehen genoß.¹⁴ Auch der Absatz dramatischer Werke stagnierte. Unbekannte Autoren kamen über zwei-, dreihundert Exemplare nicht hinaus; nur erfolgreiche Stückeschreiber wie Anzengruber konnten es auf über 1000 bringen. Da die meisten Bühnen Aufführungen grundsätzlich nicht vergüteten (Ausnahmen: die Hoftheater in Berlin, München, Wien, das Thalia-Theater Hamburg, die 10 % der Abendkasse an den Autor abführten)¹⁵ und Buchdramen für Leihbibliotheken wenig lukrativ waren, interessierten sich die Verlage für Dramen kaum. Die dritte Gesamtausgabe von Gutzkows dramatischen Werken beispielsweise, die

13 *Die Grenzboten*, Leipzig, 9. Jg., 1. Semester, Nr. 4 vom 18. Januar 1850, S. 132 ff.

14 Vgl. *RuG I*, S. 136 ff.

15 Ebd., S. 213 ff.

Costenoble 1871 optimistisch mit 4000 Exemplaren aufgelegt hatte, erwies sich als Mißerfolg. Nach mehreren Monaten waren erst 700 verkauft.¹⁶ „Dramen gehören jetzt“, hieß es 1874 im *Magazin für den deutschen Buchhandel*, „sprichwörtlich zu den tauben Nüssen, und wer einen deutschen Verleger in eine recht verfrorrene Stimmung versetzen will, der biete ihm eine Dramensammlung an. Das deutsche Publikum ist eben, nur von einem etwas anderen Standpunkte aus, vollständig der Ansicht seiner Aesthetiker geworden, daß Dramen für die Bühne, nicht für die Lectüre geschaffen werden“.¹⁷

Entsprechend waren die Honorare. Ferdinand von Saar hatte für sein Trauerspiel *Heinrich IV.* den Hauptteil der Herstellungskosten selbst zu tragen, mußte einen Absatz von 50 Exemplaren binnen der ersten drei Monate garantieren und erhielt selbst nur ein einziges Freixemplar. Sonst lagen die Honorare durchschnittlich bei 50 Talern, Ausnahmen waren selten (Geibel bekam von Cotta 300 Taler für *Brunhild*). So setzte sich die resignative Einsicht durch, daß man „nicht gleichzeitig für die Nachwelt schaffen und in der Gegenwart die besten Geschäfte machen“ könne (*Unsere Zeit*, 1865).¹⁸

Die Erfolgsstücke waren ohnehin Possen, Schwänke oder Tendenzstücke der Gründerzeitideologie: politisch beschwichtigend, klassenkompromißlerisch. Man setzte auf Ausgleich und Versöhnung. Selbst ein Drama wie Griepenkerls *Robespierre* wirkt dagegen noch ausgesprochen provokativ.

Auch hießen die Leitfiguren des Theaters nicht, wie man heute annehmen mag, Grillparzer oder Hebbel, sondern Gutzkow, Birch-Pfeiffer, Benedix, L'Arronge, v. Schönthan und Blumenthal. Friedrich Hebbel wurde zwar als genialer Tragiker respektiert, aber als „negative Autorität“¹⁹ verdammt. Sein Realismus sei falsch, denn er zeige keinen idealen Ausweg und stelle das Kranke dar, als sei es der letzte Lebensgehalt. So wurden, immer unter Berufung auf die Ästhetik, alle verurteilt, die nicht in Einklang mit dem Realidealismus zu bringen waren. Der „Kunstgenuß“ werde durch „die Misère alltäglichen Lebens“ mit ihrer „handgreiflichen Häßlichkeit“ zerstört, dozierte Treitschke²⁰, und Ferdinand Kürnberger hielt Hebbels *Maria Magdalena* 1848 vor: „Schön ist die moralische Wahrheit im Kunstwerke nur dann, wenn sie im Geiste der Versöhnung auftritt“.²¹ Die *Grenzboten* gingen 1859 sogar so weit, zwischen ihrem „wahren Realismus“ und dem „Idealismus“ nicht mehr zu unterscheiden:

16 Ebd., S. 192.

17 Ebd.

18 Ebd., S. 213 ff.

19 *RuG* I, S. 138.

20 *RuG* II, S. 468.

21 Ebd., S. 466.

„Wenn man das, was wir als wahren Realismus bezeichnet haben, Idealismus nennen will, so ist auch nichts dagegen einzuwenden, denn die Idee der Dinge ist auch ihre Realität.“²²

Ihren Höhepunkt erreichte die realistische Literaturtheorie zwischen 1848 und 1866, das heißt, in den Schicksalsjahren des deutschen Liberalismus, einer Zeit des Umbruchs und der politischen Umorientierung. Anfang der 60er Jahre wurden dann wieder die Klassiker zum Anknüpfungspunkt, und dabei geriet Büchner erst recht ins Abseits. Nach dem Schillerjahr 1859 und der Gründung des deutschen Nationalvereins, vor allem aber nach dem Sieg Preußens über Österreich, gab es eine ideologische und weltanschauliche Neuorientierung, die man vielfach als „Aristokratismus“ und „Historismus der Gründerzeit“²³ beschrieben hat. Energisch wandte man sich gegen die „düstre Denkweise vom Leben“²⁴, wie sie Hebbel und Büchner repräsentierten. Das liberale Bürgertum setzte neue Hoffnungen auf die Nationalidee und wollte Optimismus auch auf dem Theater. Schiller wurde zum idealen Repräsentanten der Forderung nach einem vereinten Deutschland.

Es folgten formale Reformen des Dramas, die sich in den Regelpoetiken Gottschalls, Freytags und Brachvogels manifestierten. Das neue deutsche Drama sollte die Forderungen nach Einheitlichkeit, Wahrscheinlichkeit, Bedeutung und Größe erfüllen, es sollte klimaktisch aufgebaut und von „echten“ Charakteren getragen sein. Bevorzugt wurde das fünftaktige Versdrama (Exposition-Steigerung-Höhepunkt-Peripetie-Katastrophe²⁵). Dem Geschehen auf der Bühne entsprach ein Feudalisierungstreiben in der Architektur der Theater, der Ausstattung und Inszenierung. All diese Wunschrezepte förderten einen sterilen Klassizismus. Waren die Stoffe vorprogrammiert (80 % antike und mittelalterliche Themen) und die Handlungsschemata vorgegeben, konnte man keine originellen Einfälle mehr erwarten.²⁶

Angesichts dieser normierten Verhältnisse ist bemerkenswert, daß Büchner nach 1850 nicht ganz vergessen wurde. Er war im Literaturgespräch nicht mehr so präsent wie im Vormärz oder später in der naturalistischen Ära. Doch gerade in dieser kritischen Phase der Büchner-Rezeption sollte sich die Dauerhaftigkeit seines Werks erweisen. Der halb verschollene, mißliebige Autor wurde für die nächste Generation, die unter Legitimationszwängen auf Ahnensuche war, um so attraktiver. Für sie war der im Leben wie als Schriftsteller wenig glückliche,

22 Zit. nach Ruckhäberle/Widhammer, S. 50.

23 *RuG* I, S. 105. Vgl. ebd. S. 97 ff.

24 Treitschke über Hebbel (*RuG* II, S. 440).

25 Vgl. *RuG* I, S. 140 ff.

26 Vgl. ebd., S. 144 ff.

binnen seines kurzen Lebens augenscheinlich untadelige Dichter des *Danton* eine noch integere Persönlichkeit als Heine.

III.

Die Gründung des Deutschen Reichs war kein Emanzipationsakt mündiger Staatsbürger gewesen, sondern die Expansion des autoritären preußischen Obrigkeitsstaats nach den drei Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 zum „klein-deutschen Großpreußen“²⁷ (H.-U. Wehler). Die konservative Neustrukturierung, jener aggressive Defensivkurs der aristokratisch-militärisch-agrarischen Kräfte gegen Parlamentarisierung und Demokratisierung, gegen Egalitätsstreben und Partizipationsmöglichkeiten, mit anderen Worten: gegen elementare Emanzipationsforderungen der Zeit, führte zu einem Aufbegehren selbst bürgerlicher Kreise, die die harmonische Entwicklung des Nationalstaates gefährdet sahen, würden die Modernisierungstendenzen in Industrie und Landwirtschaft nicht mit behutsamen Modernisierungen in Politik und Gesellschaft einhergehen. Noch beschränkte sich dieses Aufbegehren überwiegend auf das bloße Verweigern des Gründerzeitoptimismus; von dort hin zur Resignation war es darum nur noch ein kleiner Schritt. Auch die Literatur war von Fluchtpositionen gekennzeichnet. Was Raabe, Keller²⁸, Fontane, Storm und Meyer an Bedeutendem schufen, geschah quasi im Abseits, die herrschende Dichtung war epigonal, spätromantisch und klassizistisch. Erst in den achtziger Jahren entwickelte sich in aktiver Opposition dazu eine gegenwarts- und realitätsbezogene Literatur, die sich an den Erkenntnissen der modernen Sozial- und Naturwissenschaften orientierte, die nicht ans gottgegebene Schicksal, sondern an genetische und milieufixierte Determinanten glaubte und die auch der sozialen Frage entscheidende Bedeutung einräumte.

27 Hans-Ulrich Wehler: *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*. – Göttingen ²1975, S. 39.

28 Gottfried Keller bescheinigte „Wozzek“ „eine Art von Realistik [...], die den Zola und seine ‚Nana‘ jedenfalls überbietet, nicht zu reden von dem nun vollständig erschienenen ‚Danton‘, der von Unmöglichkeiten strotzt. Und dennoch ist vielleicht diese Frechheit das einzige sichere Symptom von der Genialität des so jung Verstorbenen, denn das übrige ist ja fast alles nur Reminiszenz oder Nachahmung; keine Spur von der Neuartigkeit und Selbständigkeit eines ‚Götz‘ oder der ‚Räuber‘, als sie zu ihrer Zeit entstanden“ (Brief an Paul Heyse, Zürich, 29. März 1880. – In: *Gesammelte Briefe*, in 4 Bdn. hrsg. von Carl Helbling. – Bern 1952, Bd. 3/1, S. 354). Dieses privatim geäußerte Urteil dürfte stärker persönlich als objektiv literarhistorisch motiviert sein. Im Sommer 1844 hatte sich der Fünfundzwanzigjährige an die deutsche Emigrantenkolonie um Wilhelm Schulz, Follen und Fröbel angeschlossen, seitdem besaß das Ehepaar Schulz „nach Büchner und Herwegh einen neuen Schützling, der sie fast täglich besuchte“ (Grab, S. 258). Nach dem Tod Carolines (1847) war Keller sogar zu Schulz gezogen, um seinem Freund den Haushalt zu führen (Grab, S. 274). Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Keller damals soviel Positives über Büchner erfahren hat, daß er sich im Brief an Heyse bereits ironisch von dem „germanischen Idealjüngling“ (ebd.) distanzieren konnte.

Weniger durch Franzos' zunächst miserabel verkaufte Ausgabe, als vielmehr durch seine zahlreichen Essays, die in der Großstadt- und Provinzpresse des Reichs und der k.u.k. Monarchie einen größeren Leserkreis erreichten, geriet Büchner in den Naturalismustrend des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Doch nicht nur als Realist wurde der Autor entdeckt, auch als Artist. Während der drei- und siebenjährigen Dichtung insgesamt als „Afterpoesie in der eigentlichsten Bedeutung“²⁹, d. h. als Pseudo-, Abfalldichtung abtat, wurde sie von der jungen Schriftstelleropposition als Modell modernster Schreibart empfunden.

Charakteristisch ist jetzt auch das Phänomen der Gruppenrezeption. Ähnlich wie in den Auslandsvereinen deutscher Handwerker der dreißiger und vierziger Jahre kamen Teile der Arbeiterbewegung und linke Intelligenz einander wieder nahe und gingen z.T. Verbindungen ein. Waren es im Vor- und Nachmärz eher vereinzelte Bezugnahmen, so traten nun erstmals ganze Gruppen für den Autor ein: Sozialdemokraten (und zwar sowohl vom orthodox-marxistischen wie vom revisionistischen Flügel), Naturalisten und die linksintellektuellen Gründer der ‚Freien Volksbühne‘, das heißt Teile der politisch wie kulturell einflußreichen Opposition. Denn daß Büchner vorerst noch nur gegen den ideologischen Konsens der Zeit geäußert werden konnte, daran kann nach Kenntnis der Quellen kein Zweifel bestehen.

Darin unterscheidet sich dieser Autor übrigens von seinen dramatischen Schicksalsgenossen Grabbe und Kleist, deren Weg in die Lehrbücher deutscher Schulen ungleich leichter war.

IV.

Die nachfolgende Darstellung der Wirkungsgeschichte Büchners im 19. Jahrhundert fußt auf ca. 1000 zum größten Teil unbekanntem Rezeptionsbelegen verschiedenster Textsorten und Qualität: gedruckte und handschriftliche, für die Öffentlichkeit bestimmte und rein private Äußerungen, Beweise der Aufnahme und der Ablehnung, der Verehrung und der Geringschätzung; darunter Rezensionen, Aufsätze, Artikel und Notizen, Monographien, Literaturgeschichten, Konversationslexika, Buchhändlerkataloge, Memoiren, Vereinsprotokolle, Behördenschriftwechsel und dergleichen mehr. Für die Zeit ab 1850 konnte allerdings mangels personalbibliographischer Hilfsmittel erst ein Anfang für die vollständige Erschließung der Rezeption Büchners gemacht werden. Dies hat verschiedene, miteinander verknüpfte Ursachen:

29 Im Gespräch mit Berthold Auerbach, wie Richard M. Meyer überliefert (*Georg Büchner*. – In: *Berliner Tageblatt*, Nr. 519 vom 12. Oktober 1913, S. 3–4).

1. Die in der Bühnenforschung bis vor kurzem stark vernachlässigte „positive Grundlagenforschung“³⁰;
2. das Fehlen einer zuverlässigen Bibliographie (Werner Schlicks Titelverzeichnis erfüllt diesen Anspruch nicht annähernd);
3. die unzureichende Feinerschließung des Pressewesens im späten 19. Jahrhundert.

Was dagegen den Zeitraum von 1835 bis 1850 angeht, so wird die Materialbasis wohl nicht mehr wesentlich erweitert werden können – quantitativ vielleicht noch um einige Dutzend, qualitativ mit Sicherheit um keine wesentlichen Beiträge mehr. Über das Mitgeteilte hinaus, das läßt sich mit Sicherheit sagen, werden sich z.B. keine unbekannteren Rezensionen mehr auffinden lassen. Beiläufige Notizen, versteckte Erwähnungen in Artikeln, die anderen Autoren gewidmet sind, dürften dagegen noch mehrfach auftauchen. Waren mit E. Streitfelds Aufsatz erst rund 50 Dokumente bekannt, so konnte Th. M. Mayer diese Zahl bis 1979 auf über 100 erhöhen. Ihm und Alfred Estermann, die mir beide ihre sämtlichen Materialien zur Verfügung stellten, verdanke ich rund zwei Dutzend Wirkungszeugnisse.

Weiteres Material machte Winfried Hönes mir zugänglich, dessen ‚Archiv zur Rezeptionsgeschichte‘ in Kleve die professionellen Rezipienten erfaßt. Für die vorliegende Arbeit konnte ich aus dem von ihm zur Verfügung gestellten Konvolut ‚Dichter über Büchner‘ bereits einen Text von Theodor Storm (1852) benutzen. 26 weitere Belege der Zeit von 1901 bis 1922 werden in eine geplante Quellendokumentation Eingang finden.

Schon auf dem Zeitschriftensektor erschwert der quantitative Aspekt eine vollständige Untersuchung der Rezeption einzelner Autoren. Auf dem Gebiet selbständig erschienener Schriften Anhaltspunkte für in Frage kommende Werke zu finden, ist nicht weniger problematisch. Hier konnten lediglich gezielte Recherchen zu bestimmten Themen oder Autoren angestellt werden. Als Beispiele nenne ich: Literatur zur Französischen Revolution, Lenz/Friederiken-Literatur, Untersuchungsberichte zur hessischen Oppositionsbewegung der 30er Jahre, Literaturgeschichten, Konversationslexika, Helvetica und Schriften ausgewählter Autoren. Die Reduzierung auf wenige Namen war möglich, denn bevor es Büchners Dramen gelang, die Bühnen zu erobern, blieb der Kreis seiner Rezipienten vergleichsweise klein. Betrachten wir zunächst den Vormärz. Da waren auf der einen Seite die Geschwister, die Braut, die Freunde und Kampfgefährten (die Brüder Stoeber, August Becker, Wilhelm Schulz). Ferner, weil sie bald darauf zu dem einstigen „Büchnerkreis“ stießen oder ihm bereits peripher verbunden waren, Karl Buchner (durch seinen Freund Schulz), Georg Herwegh (Bekanntschaft mit August Lüning und dem Ehepaar Schulz) und mit

30 GB I/II, S. 328.

ihm Johannes Scherr, sowie Rudolf Fendt (befreundet mit August Becker und den Büchners). Auf der andern Seite Gutzkow und sein Kreis, aus dem sich einige freilich bald von ihm lossagten, andere ihn überflügelten: Hebbel, Kühne³¹, Wienberg, Dingelstedt³², Laube, Schücking³³, Wihl. Bei den vier Letztgenannten galt die jeweils lapidare Erwähnung Büchners im übrigen weniger dem Autor als seinem Entdecker Gutzkow. Es bleiben, abgesehen von den Literaturhistorikern, einige wenige Namen, die anscheinend von sich aus zu Büchner fanden: Karl Biedermann, „Felix Frei“, Ernst Dronke, August Kahlert, Hermann Marggraff, Carl Arnold Schloenbach, Emil Ottokar Weller, Ernst Willkomm – ein alles andere als homogener Rezipientenkreis von Jungdeutschen und Linkshegelianern, Liberalen, Konservativen und Kommunisten. Zwischen 1850 und 1875 kommen nur wenige neue Namen dazu, darunter allerdings manche von Rang: Eduard Sattler, Willibald Alexis, Wolfgang Menzel, Moritz Hartmann, Julian Schmidt, Robert Hamerling, Theodor Storm. Eine wesentliche Verbreiterung bewirken erst die publizistischen Initiativen von Franzos. Doch auch dann bleiben die personellen Kontinuitäten auffällig.

Parallel zu dieser heuristischen Rezipientenforschung wurde auch systematisch vorgegangen. Ausgangspunkt war eine Kartei der Kontaktpersonen Büchners, da Nachforschungen in diesem Bereich besonders erfolgversprechend erschienen. Mehrere Archivreisen verschafften binnen kurzem das in Frage kommende handschriftliche Primär- und Sekundärmaterial. Die meisten ungedruckten Quellen befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, wo der Nachlaß und spätere Ergänzungen (Franzos-Materialien und Neuerwerbungen) aufbewahrt werden; darüber hinaus ergaben sich weitere Funde in Darmstadt, Frankfurt, Marbach, Wien, Zürich, Straßburg u. a.

-
- 31 Kühne faßte im Juli 1837 in einer zwanzigzeiligen „Notiz“ Gutzkows Büchner-Nachruf zusammen und bezeichnete den Verstorbenen als „eines jener gährenden Gemüther, die der Wogensturm der Zeitideen heraufgetrieben und der Drang des Augenblicks, die Enge des Lebens vernichtet“ habe. Büchners Briefe an Gutzkow atmeten „den Drang einer großartigen Natur“ ([Ferdinand Gustav Kühne:] *Gutzkow über Büchner*. – In: *Zeitung für die elegante Welt*, Leipzig, Nr. 133 vom 11. Juli 1837, S. 532).
- 32 Dingelstedt wies 1839 in einem Aufsatz über die Literatur nach der Julirevolution auf die neuen „stofflichen Einflüsse“ hin, die sich seitdem in die Literatur „zu ergießen strebten“: „das politische, das doktrinaire, das soziale [Element]“. Während dies in der Lyrik, der Prosa und der Publizistik häufig zu konstatieren sei, hätten sich daran nur „Wenige im Drama“ versucht – und hier nennt Dingelstedt zwei Stücke: „Nero, Danton!“, also Gutzkows und Büchners Erstlingsdramen (Franz Dingelstedt: *Prodikus*. – In: *Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller*, Bd. 1. – Stuttgart 1840; Hinweis von Bernd Kortländer).
- 33 Levin Schücking hat Büchner beiläufig in seinem Aufsatz *Rückblicke auf die schöne Literatur seit 1830* erwähnt: „Unendlich zu beklagen ist der frühe Tod Georg Büchners“ (in: *Jahrbuch der Literatur*, Hamburg, 1. Jg., 1839, S. 202).

A. Vormärz und Revolution (1834–1850)

1. Einleitung

Was Anzahl und Präsentation seiner Veröffentlichungen betrifft, so hatten die Leser im Vormärz wenig Anlaß, sich mit Georg Büchner zu beschäftigen. Außer dem *Danton*-Drama und zwei fast unbeachtet gebliebenen Übersetzungen ist vor seinem Tod nichts erschienen – sieht man einmal ab vom *Hessischen Landboten* und dessen spezieller Wirkungsgeschichte¹, die im Vormärz hauptsächlich von Beamten der Kriminaljustiz und Untersuchungsrichtern geschrieben wird. Nach Auszügen von *Leonce und Lena* (1838) und nach *Lenz* (1839) vergingen über zehn Jahre, ehe seine *Nachgelassenen Schriften* publiziert wurden. Wilhelm Schulz, ein enger Freund Büchners und wie er konsequenter Demokrat, bezweifelte allerdings schon 1851, daß sie, zu einem früheren Zeitpunkt erschienen, nennenswert erfolgreich hätten sein können:

„In einer spießbürgerlich genügsamen Zeit, wo E. Geibel's in Zuckerwasser aufgeweichte Reminiscenzen zwanzig oder mehr Auflagen erlebten, hätten sie schwerlich die gebührende Anerkennung gefunden.“²

Natürlich war Büchner so wenig biedermeierlich, daß er nicht die Spur einer Chance besaß, von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, deren enormes Erbauungsbedürfnis der Epoche den Namen gegeben hat, als der Dichter, in dem Deutschland nach Schulz' Ansicht „seinen Shakespeare bekommen“³ hätte, erkannt zu werden. Steht die große Zahl der inzwischen aufgefundenen Wirkungszeugnisse dazu im Widerspruch?

Nicht notwendigerweise, meine ich. Denn so wie es in der gesellschaftlichen Entwicklung Momente gibt, wo bestimmte Ideen bestimmten materiellen Erscheinungen vorausseilen, so gibt es Individuen, die ihrer Umgebung im Denken voraus sind, gibt es Leser, die gegen den Strich, gegen den herrschenden Konsens lesen.

Georg Büchner ist, das zeigen die neuen Funde, eben keine Entdeckung späterer Lesergenerationen. Für den österreichischen Literaturkritiker Wolfram

1 Vgl. Th. M. Mayer: *Die Verbreitung und Wirkung des Hessischen Landboten*. – In: *GBJb* 1 (1981), S. 68–111.

2 Schulz, S. 210.

3 Ebd., S. 222.

war er neben Grabbe schlechthin der deutsche Lustspielschreiber, und dieses Urteil bezieht sich auf den verstümmelten Zeitschriftendruck von *Leonce und Lena*⁴ Und den *Danton* zählt, im selben Jahr 1848, Johannes Scherr wie selbstverständlich zur Weltliteratur⁵ – von den zahlreichen (und vielleicht qualifizierteren) positiven Urteilen Gutzkows, Hebbels und Herweghs ganz abgesehen.

Die neuen Funde zeigen ein unbekanntes Büchner-Bild, verzerrt und alles andere als authentisch, aber dennoch korrekt in der Wiedergabe: so und nicht anders sahen ihn die Zeitgenossen. Dieses Bild läßt ahnen, weshalb ein Mann wie Heine, dem wir von allen Schriftstellern der Zeit noch die größte Nähe zu Büchner attestieren können, sich nicht ein einziges Mal über ihn äußerte⁶, weshalb sich Marx niemals auf den Verfasser des *Hessischen Landboten* berief. Herweghs übereifrig pathetisches Gedicht *Zum Andenken an Georg Büchner, den Verfasser von Danton's Tod*, das aus dem Revolutionär einen fürstlichen Schlachtenführer machte⁷, und Gutzkows marmorne Tränen, die er am Grabe des „jungen Titanen“ vergoß⁸, müssen auf nüchtern Denkende, zumal auf den skeptischen Satiriker Heine, einen irritierenden, distanzierenden Eindruck gemacht haben⁹. Es ist fatal: unter den Händen gerade seiner eifrigsten Bewunderer geriet Büchner zum obskuren Objekt, entstanden die schillerndsten Phantasmagorien. Vom verhinderten Meuchelmörder und jugendlichen Hitzkopf über den Schlachtenführer bis hin zum besonnenen Schwimmer im Strom der

4 S. u. Anm. 182.

5 Johannes Scherr (Hrsg.): *Bildersaal der Weltliteratur*. – Stuttgart 1848 (S. 935–936: *Danton's Tod*, IV/3).

6 Die Wahrscheinlichkeit, daß er von Büchner tatsächlich nicht s gehört bzw. gelesen hätte, war selbst im Vormärz recht gering. Immerhin „paradierten“ beide Namen in Gutzkows/Wienbargs „Erklärung“ zur *Deutschen Revue*, ferner sind in Heines Nachlaßbibliothek (Heine-Institut, Düsseldorf) mehrere Schriften überliefert, in denen Büchner erwähnt wird, z. B. das 7. Heft von Brockhaus' *Conversations-Lexikon* mit Marggraffs Artikel „Deutsche dramatische Literatur“, und vor allem der erste Halbjahresband des *Phönix* mit dem Teilabdruck von *Danton's Tod* – in dem außer Tintenflecken aber keine Lesespuren Heines nachzuweisen sind.

7 Das Gedicht wimmelt von barocken Metaphern, wobei Herwegh ständig zwischen Naturvergleichen und Bildern heroischen Übermenschentums schwankt.

8 Gutzkow, 1837, bes. S. 329 f.

9 Auf Büchners entschuldigend-stilisierende Versicherung, *Danton's Tod* sei „in höchstens fünf Wochen“ entstanden, hätte Heine wohl nur kühl geantwortet: „Ein Buch will seine Zeit, wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurteil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor dem neunten Monat zur Welt“ (Erich Loewenthal [Hrsg.]: *Der Prosa-Nachlaß von H. Heine*. – Hamburg/Berlin 1925, S. 164). Zur Heine-Rezeption Büchners vgl. Fischer, S. 9–17; V. Knüfermann im *Heine-Jahrbuch* 1973, S. 200–207; Th. M. Mayer in *GB I/II*, S. 390 f.; zu den unterschiedlichen Grundpositionen s. den Beitrag von Henri Poschmann: *Heine und Büchner. Zwei Strategien revolutionär-demokratischer Literatur um 1835*. – In: *Heine und die Zeitgenossen. Geschichtliche und literarische Befunde*. – Berlin und Weimar 1979, S. 203–228.

Zeit firmierte Büchner als so ziemlich alles, was an nachträglichen Stilisierungen denk- und renkbar ist. Die Wirkungszeugnisse beweisen es.¹⁰

Daß dies möglich gewesen ist, liegt natürlich a u c h daran, daß Büchners Lobby klein war, hat a u c h die noch einfachere Ursache in seinem frühzeitigen Tod. Büchners nachgelassenes Werk mußte allein vom Leser zum Sprechen gebracht werden, der Autor konnte nicht mehr in die Debatte eingreifen. Diese Tatsache hat zweifellos ganz entscheidend zum mitunter abstrusen Verlauf seiner Frührezeption beigetragen.

2. *Der Hessische Landbote*

Das schönste Kompliment machte dem unbekanntem Verfasser des *Hessischen Landboten* die Metternichsche Bundeszentralbehörde in Frankfurt, nach deren Überzeugung die Flugschrift „nicht das Werk eines Studenten, sondern unverkennbar eines erfahrenen, gewandten und geübten demagogischen Schriftstellers“¹¹ sein mußte. Auch andere interne Beurteilungen geben die „übereinstimmend hohe Meinung“¹² der Staatsbehörden vom gefährlichen Charakter des *Landboten* wieder. Der Esslinger Kriminalsenat bescheinigte ihm „rein revolutionäre Natur“¹³, das Obergericht Marburg zog aus der Tatsache, daß die Schrift „zur Verweigerung des Gehorsams, zu offener Gewaltthätigkeit“ auffordere, denselben Schluß¹⁴, und eine Würzburger „Instruction an sämtliche Distrikts-Polizei-Behörden“ begründete die Verfolgungsmaßnahmen gleichfalls mit dem Aufruf des *Landboten* zu „offenbarem Aufruhr und Umkehrung der bürgerlichen Ordnung“¹⁵. Daß der Verfasser dieses Pamphlets tatsächlich ein zwanzigjähriger Student der Medizin war, erfuhren die Behörden erst aufgrund der späteren Aussagen „geständiger Mitschuldiger“¹⁶.

Neben zahlreichen weiteren, der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Beurteilungen, gibt es eine Reihe von Zeugnissen, die schon den Zeitgenossen Büchners gedruckt vorlagen und das Bild des Autors daher mitbestimmen konnten.

10 Die von Thomas Michael Mayer und mir vorbereitete, kritische und kommentierte Quellenedition, die ca. 210 überwiegend unbekannte Wirkungszeugnisse zwischen 1835 und 1850 enthält, wird die hier nur grob skizzierte Aufnahme von Büchners Werk im Vormärz im einzelnen belegen.

11 Zit. nach Bräuning-Oktavio, S. 23.

12 Thomas Michael Mayer, in: *GBJb* 1 (1981), S. 106.

13 Zit. nach *GBJb* 1 (1981), S. 106.

14 Ebd.

15 Ebd., S. 107.

16 Zit. nach Diehl, S. 13.

Die Bundeszentralbehörde selbst veröffentlichte 1839 die *Haupt-Resultate aus den über die revolutionären Complotte der neueren Zeit [...] geführten Untersuchungen* und kam dabei zu der Einschätzung, der *Hessische Landbote* habe sämtliche anderen im selben Jahr in Hessen erschienenen Flugschriften „an Bösartigkeit“ weit übertroffen.¹⁷

In einer weiteren *Actenmäßigen Darstellung von stattgehabten hochverräterischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen* speziell für den hessischen Raum vom selben Jahr wurde diese exponierte Stellung des *Landboten* bestätigt und bereits eine Begründung angedeutet:

„Von allen im Jahr 1834 erschienenen und verbreiteten Flugschriften war indessen eine, welche geradezu zum Umsturz des Bestehenden aufforderte, der gemeinverständlich und ganz seinem Zwecke entsprechend geschriebene s[o]g[enannte] *hessische Landbote*, die bei weitem gefährlichste und strafbarste.“¹⁸

Gemeinverständlich – gemeingefährlich: im Deutschland des Vormärz waren dies nahezu synonyme Begriffe.

Die 1844 erschienene Auftragsarbeit des Hofgerichtsrats Friedrich Noellner, eine *Actenmäßige Darlegung des wegen Hochverrates eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer D. Friedrich Ludwig Weidig*, ging in ihrem Urteil nicht wesentlich über ihre Vorgänger hinaus. Bemerkenswert ist allerdings, daß hier über drei Seiten hinweg längere Auszüge des *Landboten* gegeben wurden, was die Rezeptionsbasis nicht unbeträchtlich erweiterte¹⁹. Dies hat denn auch Wilhelm Schulz spöttisch als das bei weitem „Interessanteste“ an Noellners Darstellung vermerkt²⁰. Zuerst in einem Artikel für die neunte Auflage des *Brockhaus*²¹, dann in einer polemischen Auseinandersetzung mit der *Actenmäßigen Darlegung*, deckte Schulz die Identität des Verfassers des *Landboten* und des *Danton* auf: auch in jenem „lodere [...] die Flamme eines mächtigen Genius“²².

17 [Ludwig Emil Mathis:] *Darlegung der Haupt-Resultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit [...] geführten Untersuchungen*. – Frankfurt/Main [1839], S. 63.

18 Martin Schäffer: *Actenmäßige Darstellung der im Großherzogthume Hessen in den Jahren 1832 bis 1835 stattgehabten hochverräterischen und sonstigen damit in Verbindung stehenden verbrecherischen Unternehmungen*. – Darmstadt 1839, S. 48 f.

19 Darmstadt 1844, bes. S. 99 f. und 106 ff.

20 Wilhelm Schulz/Carl Welcker: *Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz in verderblichem Bunde*. – Karlsruhe 1845, S. 12.

21 „B. schrieb eine populäre Flugschrift, der ‚Hessische Landbote‘, mit dem Motto ‚Friede den Hütten, Krieg den Palästen‘“ (*Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon*. – Leipzig 91843, Bd. 3, S. 2.

22 S. Anm. 20.

Noellners Auszüge benutzte im Jahr darauf Edgar Bauer für seine junghegelianische *Geschichte der constitutionellen und revolutionären Bewegungen*²³, und wieder ein Jahr später das Leipziger Mitglied des Kommunistenbundes Emil Ottokar Weller für seine Anthologie von Literaturzeugnissen für die *Freiheitsbestrebungen der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert*. Ans Ende der bis 1835 gezogenen Linie stellte er Georg Büchner: „Anonym schrieb der Dichter eine Broschüre [...], in der er mit Blitzesschärfe die Schwächen der Zeit kritisirte und der faulen Welt ein donnerndes Halt entgegenrief“. Aber, so resümierte Weller, „sie wurde auf das eifrigste verfolgt und ist nur selten zu finden“²⁴. In der Tat: im Sturmjahr 1848 fand der *Hessische Landbote* erstaunlicherweise kein Echo; selbst in Gießen und Umgebung, wo mit den Geschwistern Ludwig und Alexander Büchner, mit August Becker und Rudolf Fendt immerhin vier „Eingeweihte“ tätig waren, knüpfte die Bauern-Agitation nicht ausdrücklich an den *Landboten* an²⁵.

3. Danton's Tod

Hebbel

Über die *Phönix*-Fassung von *Danton's Tod* scheint es keine spontanen Urteile gegeben zu haben. Zwar hatte sich die insgesamt harmlos-unterhaltsame, für J. D. Sauerländer's Verlagsproduktion nicht untypische Zeitschrift durch Gutzkows glänzendes *Literatur-Blatt* für einige Monate einen Platz unter den angesehenen belletristisch-kritischen Journalen (*Morgenblatt*, *Europa*, *Zeitung für die elegante Welt*, *Blätter für literarische Unterhaltung*, *Mitternachtzeitung* usw.) sichern können, doch war der Kreis der potentiellen Leser offenbar durch äußere Umstände begrenzt. Einige Belege deuten nämlich darauf hin, daß der von Frankfurt aus gesteuerte Vertrieb des *Phönix* dem Leseinteresse nicht ganz

23 [Edgar Bauer:] *Geschichte der constitutionellen und revolutionären Bewegungen im südlichen Deutschland in den Jahren 1831–1834*, Bd. 3. – Charlottenburg 1845, S. 370 f.

24 E[mil] [Ottokar] Weller: *Die Freiheitsbestrebungen der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, dargestellt in Zeugnissen ihrer Literatur*. – Leipzig 1847, S. 277. Vgl. *GB I/II*, S. 157.

25 Ich halte es für paradox, eine „Resonanz der Flugschrift während der Revolution von 1848/49“ zu unterstellen, wenn man gleichzeitig einräumt, diese sei „noch weitgehend“ (präzise müßte es heißen: noch völlig) „unerforscht“ (vgl. *GBJb* 1/1981, S. 108 f.). Daß Becker und Fendt in mancherlei Hinsicht Fortsetzer von Büchners „politischen Bemühungen“ waren, trifft unbedingt zu, daß sie sich dabei des *Hessischen Landboten* bedienten, ist aber noch nicht erwiesen, und alle bisherigen Recherchen – auch die Th. M. Mayers selbst – haben das noch nicht bestätigen können.

gerecht wurde. Theodor Mundt beispielsweise berichtete Varnhagen von Ense unter dem Datum des 23. April 1835, daß ihm „die neuen Gutzkowschen Literaturblätter [...] noch nicht zugegangen“ seien. Gutzkow habe sie ihm nicht geschickt, und er selbst „finde den ganzen ‚Phönix‘ sonst nirgends in Berlin“²⁶. Auch Heinrich Laube beklagte sich bei demselben Adressaten, er könne den „Phönix über mich [gemeint ist Gutzkows Rezension von Laubes Novelle *Liebesbriefe* im *Literatur-Blatt* Nr. 25 vom 27. Juni 1835] leider hier [in Naumburg] nicht bekommen“²⁷.

Erst für 1839 ist die verspätete Lektüre des *Phönix*-Drucks durch Friedrich Hebbel belegt. Vermutlich von Gutzkow (an dessen *Telegraph* Hebbel mitarbeitete) angeregt, dürfte er sich in einer der Hamburger Lesehallen oder bei einem Buchhändler (in einer Verlagsanzeige vom 20. Juni 1835 bot z. B. Sauerländer das komplette „erste Semester [Januar–Juni 1835] zur Hälfte des Preißes“²⁸ an) den Jahresband des *Phönix* besorgt haben²⁹. Unter dem Datum des 28. Oktober notierte er: „Büchners *Danton*, von dem ich eben Proben im Phönix lese, ist herrlich. [...]“³⁰. Seine fortlaufende Lektüre wird durch die folgende Eintragung, die sich allem Anschein nach auf die sechste Szene des ersten Akts (*Phönix*, Nr. 74) bezieht, bestätigt: „Der Traum ist eine Hülle um das Ich, das Wachen ist eine andere [...]“³¹ (Robespierre: „Und ist nicht unser Wachen ein hellerer Traum, [...] ist nicht unser Handeln, wie das im Traum [...]“³²). Darauf folgt, wiederum eindeutig: „Büchners *Danton* ist freilich ein Product

26 Zit. nach Houben: *Gutzkow*, S. 46.

27 Brief vom 11. Juli 1835, zit. nach Houben: *Gutzkow*, S. 50.

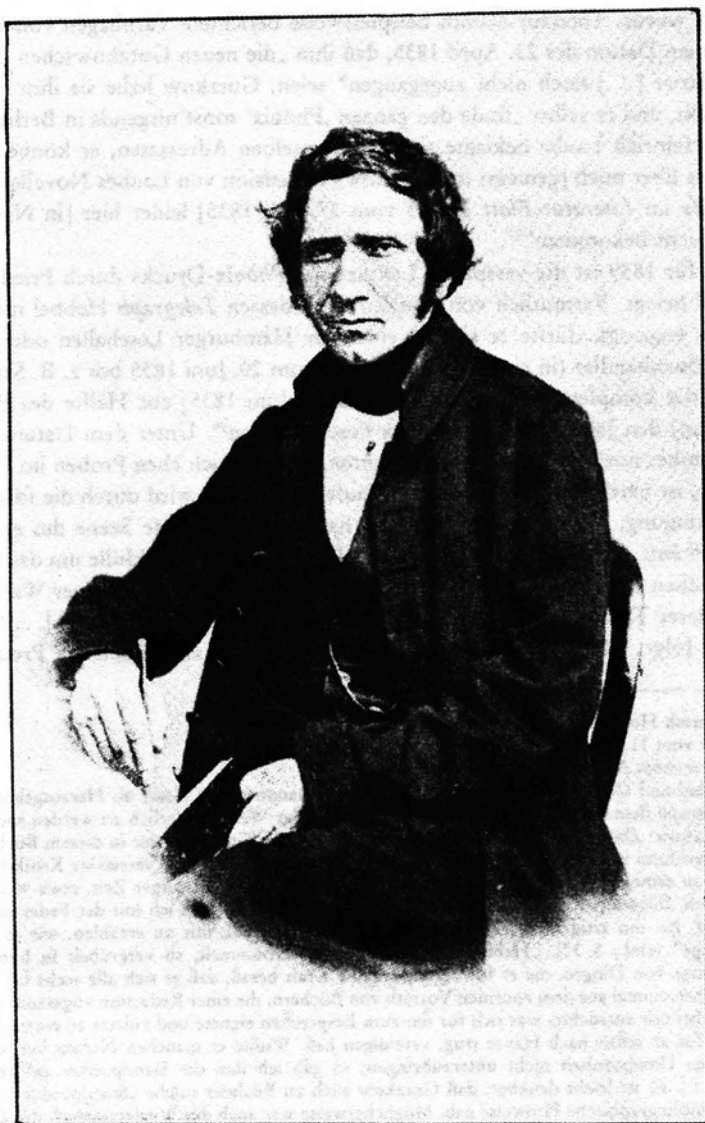
28 *Literarisches Notizenblatt*, Dresden, Nr. 40, S. 176.

29 Hebbel und Gutzkow trafen 1837 in Hamburg zusammen, wo dieser als Herausgeber des *Telegraph* dem nur wenig jüngeren Kollegen „in jeder Weise förderlich zu werden suchte“ (Gutzkow: *Dionysius Longinus*. – Stuttgart 1878, S. 30). Gutzkow, der in diesem Buch auf die posthum veröffentlichte und durch seinen Biographen Emil Kuh verstärkte Kritik Hebbels an seiner Person antwortet, erinnert sich an Hebbels Hamburger Zeit, etwa 40 Jahre danach, folgendermaßen: „Wenn mich der Mann besuchte, stand ich mit der Feder in der Hand, bat ihn artig Platz zu nehmen und forderte ihn auf, mir zu erzählen, wie es ihm erginge“ (ebd., S. 32). „Hebbel war so träge, so verbummelt, so vergrübelt in hundert Anfänge von Dingen, die er fortzusetzen keine Kraft besaß, daß er sich alle sechs bis acht Wochen einmal aus dem enormen Vorrath von Büchern, die einer Redaction zugesandt werden, bei mir aussuchte, was sich für ihn zum Besprechen eignete und zuletzt zu einem Paket, das er selbst nach Hause trug, vereinigen ließ. Wußte er manchen Namen bei seiner totalen Unwissenheit nicht unterzubringen, so gab ich ihm die Standpunkte an“ (ebd., S. 60 f.). Es ist leicht denkbar, daß Gutzkow auch zu Büchnern solche „Standpunkte“, d. h. u. a. bibliographische Hinweise gab. Möglicherweise war auch der Wiederabdruck der *Danton*-Rezension in Gutzkows *Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur* Anlaß zur nachholenden Lektüre.

30 Hebbel: *Tagebücher*, Bd. 1 (1835–1839), S. 398 f., unter Vergleich der Handschrift (GSA Weimar).

31 Ebd.

32 HA I, S. 28.



L. W. Luck.

Ludwig Wilhelm Luck

der *Revolutions-Idee*, aber nur so, wie wir Alle Producte Gottes sind oder, wie alle Pflanzen und Bäume, trotz ihrer Verschiedenheit, von der Sonne zeugen. [...] Grabbe und Büchner: der eine hat den Riß zur Schöpfung, der andere die Kraft.“³³ Hebbels Interesse an Büchner, belegt auch 1850 durch eine weitere Erwähnung im Zusammenhang mit Kleist und Grabbe („Dämonen und Halbdämonen [...] denen [...] die Theater versperrt [waren]“³⁴), manifestierte sich schließlich in der von ihm bewußt geförderten Bekanntschaft mit Wilhelm Luck (1813–1881), einem Wolfskehlener Pfarrer, dessen „äußerst vernachlässigtes Äußeres“³⁵ Hebbel, nachdem Luck offenbart hatte, daß er „ein Jugendfreund Georg Büchners gewesen sei“³⁶, nicht abschreckte, sich von ihm Einzelheiten aus Büchners Leben erzählen zu lassen. Beide hatten sich auf dem Weimarer Bahnhof kennengelernt und teilten sogar ihr Dresdner Hotelzimmer miteinander³⁷. Nach Wien zurückgekehrt, notierte Hebbel neben Lucks („Jugendfreund von *Georg Büchner*“) Anschrift noch einen „Traum des Pfarrers: ‚Die Bibel spielt Klavier‘.“³⁸ Beide haben bis zu Hebbels Tod im Jahre 1863 gelegentlich miteinander korrespondiert.

Gutzkow

Als im Juli 1835 *Danton's Tod* endlich ausgegeben wurde, erschien gleichzeitig Gutzkows fulminante Kritik des Dramas im *Phönix*. Sie sollte die Rezeption steuern. In seiner (von der Zensur übrigens „verstümmelten“, auf das „Allgemeine“ reduzierten³⁹) Kritik benutzte Gutzkow so ziemlich alles, was der Panegyrikus-Katalog an lobenden Epitheta bereithält: „Eleganz“, „Witz“ (2 ×), „Styl“, „Grazie“, „Geist“ (2 ×), „Idee[nfülle]“, „Humor“, „Kenntniß“ usw. Geradezu inflationär (nämlich fünfmal) gebrauchte er den Ausdruck „Genie“.⁴⁰ Zunächst lieferte Gutzkow in zwei Sätzen eine inhaltliche Zusammenfassung des Dramas: „Eine tragische Katastrophe der französischen Revolution entwickelt sich [...] vor unsern Augen. Die Autorität Robespierres ist im Steigen, und die zweite Reaktion gegen die Revolution beginnt.“ Daran schloß sich eine

33 S. Anm. 30. „Riß“ meint hier „Aufriß“, Plan, hat also nicht (wie z. B. Sengle III, S. 295) die Bedeutung von „Kluft“, in der Büchner selbst den Begriff gebrauchte.

34 Hebbel: [Rezension von] *Eduard v. Bauernfeld: Franz von Sickingen. Ein Schauspiel in vier Acten.* – In: Hebbel: *Werke*, Bd. 11, S. 339 f. (Zuerst in: *Reichszeitung*, Braunschweig).

35 Pfannmüller, S. 25.

36 Ebd., S. 24.

37 Ebd.

38 Hebbel: *Tagebücher*, Bd. 4 (1854–1863), S. 144 (Notiz vom 19. Oktober 1859).

39 Gutzkow an Büchner, 23. Juli 1835 (*HA II*, S. 479 f.).

40 Karl Gutzkow: *Danton's Tod, von Georg Büchner* [Rez.]. – In: *Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland*, Nr. 162 (*Literatur-Blatt* Nr. 27) vom 11. Juli 1835, S. [645]–646.

halbseitige, zwei Fünftel des Artikels ausmachende Reflexion über die „drei blutigen Epochen der französischen Republik“ an, um „Georg Büchner's Auffassung der französischen Revolution“ als eine auf „tiefe Kenntniß derselben“ gestützte zu rühmen. Obgleich nur „skizzenartige Gemälde“, seien Büchners „Charakteristiken der Tendenzen und Personen [...] meisterhaft“, „vortrefflich gezeichnet“, die „Volksszenen“ und „Gespräche der untersten Klassen“ geradezu der Natur abgelauscht. Etwas abrupt (Zensureingriff?) ging Gutzkow dann auf die formalästhetische Seite des Dramas ein. Er bemängelte das Fehlen einer Grundidee, „eines Gedankens“, was jedoch durch die „Fülle von Leben“ kompensiert werde: „Wir werden hingerissen von diesem Inhalte, welcher mehr aus Begebenheiten, als aus Thaten besteht [...]“. Als Ursache des Handlungsverlustes nannte Gutzkow den „undramatischen“ Charakter des Stoffes, der allen aristotelischen Regeln widerspreche: „Büchner gibt statt [...] einer Handlung, die sich entwickelt, die anschwillt und fällt, das letzte Zucken und Röcheln, welches dem Tode vorausgeht.“ Eine „Aufführung [...] auf dem Theater“ hielt Gutzkow grundsätzlich für unmöglich, „weil man Haydns Schöpfung nicht auf der Drehorgel leiern kann.“⁴¹ In der Tat dauerte es 67 Jahre, bis sich eine neue Inszenierungspraxis durchsetzte und ein Regisseur sich an die locker komponierte Szenenfolge wagte. Eduard Devrient glaubte 1837, mit den „bloß skizzierten Charakteren“ und „bloßen Redereien“ hätten die Schauspieler „wenig [...] zu tun.“⁴² Ein Vergleich der „besondern künstlerischen Verdienste“ des neuen „literarischen Genies“ mit Grabbe („wahnwitzige Mischung des Trivialen mit dem Regellosen“) und Immermann („monotone Jambenclassicität“) hob schließlich noch einmal die „Ideenfülle“, „erhabene Auffassung“, den „Witz und Humor“ des Dramas hervor, dessen Besprechung Gutzkow mit dem oft zitierten Satz beendete: „Ich bin stolz darauf, der Erste gewesen zu sein, der im literarischen Verkehr und Gespräch den Namen Georg Büchner's genannt hat.“⁴³

Der so gescholtene Grabbe nahm diese (ihm vermutlich mündlich zugetragene) Herabsetzung als Erwähnung, die „doch nichts [tauge]“, zur Kenntnis, ehe er sich in der zweiten Augushälfte durch eigenen Augenschein davon überzeugte, daß Gutzkow im *Phönix* „nr. 27. Danton, den geistlosen Titanen, mit dem geschmeidigen Alcibiades vergleicht“, was beides seinen ersten, überzogenen Eindruck vom *Phönix* („Leprosen. Schmutzig“, Mitte Juli 1835)⁴⁴ nur bestätigte.

41 Ebd.

42 Tagebucheintrag vom 29. Oktober 1837, zitiert nach: Rolf Kabel (Hrsg.): *Eduard Devrient. Aus seinen Tagebüchern. Berlin-Dresden 1836-1852. - Weimar 1964, S. 26.*

43 Vgl. Anm. 40, S. 646.

44 Grabbe VI, S. 268-278.

Erste Rezensionen

Das „Lob-Sturmgeläute“, mit dem Büchner von Gutzkow „in die Welt hinausgerufen ward“⁴⁵, fand alsbald sein Echo: schon am darauffolgenden Montag (das *Literatur-Blatt* war am Samstag erschienen) brachten die *Didaskalia, oder Blätter für Geist, Gemüth und Publizität*, eine Beilage zum *Frankfurter Journal*, Auszüge daraus, um „diejenigen, welchen Gutzkows Literaturblatt nur wenig bekannt seyn sollte, mit der Art der Bearbeitung desselben bekannt zu machen [...]“. ⁴⁶ Aber die Mühlen der Kritik mahlen langsam: „Ueber Ihren Danton hör' ich sonst noch nichts“, berichtete Gutzkow Ende August 1835 an Büchner, der in Straßburg von der Literaturszene so gut wie abgeschnitten war. Wienberg allerdings habe das Buch „mit Vergnügen gelesen“. Grabbes *Hannibal* und *Aschenbrödel* seien erschienen, doch „wenn man diese aufgesteifte, forcierte, knöcherne Manier betrachtet, so muß man Ihrer frischen, sprudelnden Naturkraft das günstigste Horoskop stellen.“⁴⁷ Ende September 1835 hatte er wiederum Neuigkeiten für Büchner:

„Das Brockhaussche Repertorium kanzelt Sie mit 2 Worten ab. Die Abend-Zeitung, wie ich aus einem Briefe von Th. Hell an einen Dritten sehe, wird deßgleichen thun. Basenhaft genug schreibt dieser Hofrath Hell genannt Winckler: Wer ist dieser Büchner?“⁴⁸

Die anonyme Rezension von *Danton's Tod* im *Repertorium der gesammten deutschen Literatur*, die vermutlich in der zweiten Septemberwoche erschien, war wirklich recht kurz; doch entsprach dies dem Programm des Verlegers

45 Karl Buchner: *Uebersichtliches*. – In: *Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle*, Hamburg, Nr. 1323 vom 27. Februar 1837, S. 199.

46 Artikel: *Literatur. Carl Gutzkow und sein Literaturblatt*.

47 Gutzkow an Büchner, 28. August 1835 (HA II, S. 480 f.). Wenige Tage zuvor (18. August) war im *Phönix* Gutzkows Rezension der beiden Grabbe-Dramen erschienen, in der er sich ausführlicher, im Tenor jedoch ganz ähnlich über dessen „Manier“ äußerte: „Die Situationen sind malerisch schön, die Charakteristik ist rapid und bis auf's Äußerste pointiert, der Dialog ist ein Muster von Kürze und schlagender Gedrängtheit. [...] Es sind die alten großartigen Bilder, von denen zwei Drittel immer so originell und das letzte Drittel immer so steif, irdisch und ungelent ist.“ Ähnlich wie in seiner *Danton*-Rezension bemängelte Gutzkow auch bei Grabbe, daß sich „kein Steigen und Anschwellen des Stoffes“ finde, was ihn in diesem Fall freilich zu der Behauptung führt, *Hannibal* sei „nichts, als eine Veranschaulichung und Dramatisierung der Historie. [...] Grabbes Werk ist fest in den Knochen, die Muskeln, Flechsen und Arterien winden sich um das starre Gerippe herum; aber der Rest fehlt, das Fleisch, die schöne Bekleidung der Haut, die blühende Farbe der Natur, des Lebens und der Wahrheit.“ Gerade aber „die Fülle von Leben“ hatte Gutzkow bei Büchner gelobt: ein weiterer Beweis für seine anfängliche Hochschätzung des „jugendlichen Genius“. An Alexander Weill schrieb Gutzkow am 18. Januar 1837 noch deutlicher: „Grabbe hatte keinen Witz und seine Erhabenheit ist Frazze“ (*Briefe hervorragender verstorbener Männer Deutschlands an Alexander Weill*. – Zürich 1889, S. 15).

48 Gutzkow an Büchner, 28. September 1835 (HA II, S. 481 f.).

Brockhaus, wonach zwar „die Gesammtheit der in den Ländern deutscher Zunge [...] jährlich [...] erscheinenden Bücher und Schriften [...] ihrem Inhalte und Werthe nach angezeigt werden [...], ein großer Theil der zur sogen. schönen Literatur gehörenden Schriften“ jedoch „nur kurz genannt“ werden sollten⁴⁹. Als Rezensenten (die Siglen sind heute nicht mehr auflösbar) kommen in erster Linie Leipziger Gelehrte, aber auch Literaten in Betracht⁵⁰.

„Die Ereignisse von der Vernichtung der Hebertisten bis zu Danton's Tod sind der Gegenstand dieser dramatischen Bilder. Es sind Bilder, kein streng zusammenhängendes Ganze. Die Charaktere der Personen, welche die Höllenmaschine der Revolution damals in Gang hielten, wiederzugeben, ist bei der Menge des historisch Ueberlieferten nicht schwer. Danton's Lebensüberdruß hat der Vf. gut geschildert; aber ein Held, der des Lebens überdrüssig ist, ist wenigstens kein dramatischer. Der Sansculottismus der Sitten, der sich neben dem politischen einstellte, tritt hie und da etwas zu grell hervor; zu grell, nicht im Verhältniß zur Wirklichkeit, sondern in Beziehung auf die dichterische Auffassung derselben. Die bekannten Apophthegmen aus dem Processe D's. hat der Vf. zu benutzen gewusst.“⁵¹

Im ersten Teil der Kritik erfüllt sich exakt, was der Duller'sche Untertitel vorformuliert hatte: die lockere Szenenfolge wird als Formlosigkeit gedeutet, als Bilderrevue⁵². Ebenso schwer wiegt der Vorwurf, Büchner habe es sich mit der Geschichte leicht gemacht, als er die „bekannten Apophthegmen“ und die übrige „Menge des historisch Ueberlieferten“ in solch starkem Maße in sein Drama einfließen ließ. Außer Gutzkow scheinen im Vormärz nur wenige erkannt zu haben, daß *Danton's Tod* eben mehr ist als „ein dramatisirtes Capitel des Thiers“ und, obwohl „einige der bekannten heroice dicta [...] hineinliefen [...], doch mehr“ vom Autor selbst „gekommen ist, als von der Geschichte [...]“. Diese Verteidigung, die dem Brief Gutzkows an Büchner vom 10. Juni 1836 entnommen ist⁵³, bezieht sich offenbar nicht nur direkt auf jene Kritik in Brockhaus' *Repertorium*, sondern speist sich anscheinend ebenfalls aus Gutz-

49 Verlagsankündigung (1834), zitiert nach: Estermann, Bd. 2, S. 332–333. In einer Kurzrezension von Heines *Salon* (28. Februar 1835, S. 302–303) wirft derselbe Verfasser (Sigle: 38) Heine „sittliche Gesinnungslosigkeit“ vor; gleichwohl erkennt er die „Beweglichkeit des Geistes“ an.

50 S. Anm. 102.

51 *Repertorium der gesammten deutschen Literatur*, Bd. 5, [September?] 1835, S. 605. Text auch in *GB III*, S. 99.

52 Neunzig Jahre später wird die „offene Form“ des Dramas als vollkommene „Einheit von Ruhe und Bewegung, von Sein und Werden“ gepriesen, vgl. Erwin Scheuer: *Akt und Szene in der offenen Form des Dramas dargestellt an den Dramen Georg Büchners*. – Berlin 1929; Volker Klotz: *Geschlossene und offene Form im Drama*. – München 1969. Zu Dullers Untertitel vgl. auch S. 417.

53 *HA II*, S. 490 f. – Danach ist der Kontakt abgebrochen. Noch im Februar 1837 glaubt Gutzkow seinen ‚Schützling‘ in Straßburg, vgl. *GB/b 1* (1981), S. 262.

kows Erinnerung an die erste, halböffentliche Lesung (des Manuskripts!) von *Danton's Tod*, die Gutzkow am selben Abend, an dem ihn Büchners Brief erreichte, in Frankfurt veranstaltete. Hier, so Gutzkow 1837, sei er „von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände im Thiers, unterbrochen“ worden⁵⁴. Als Teilnehmer dieser Vorlesung nennt Gutzkow später neben Sauerländer Joël Jacobi, seinen Berliner Kommilitonen, der in preußischen Spitzeldiensten stand⁵⁵. Auch Eduard Beurmann, bald darauf ebenfalls (Metternich-)Konfident, könnte dazugehört haben⁵⁶.

Felix Frei

Unter dem Datum des 28. Oktober 1835 findet sich im *Literarischen Notizenblatt*, einer der wechselnden Beilagen der Dresdner *Abend-Zeitung*, der insgesamt wohl wichtigste Rezeptionsbeleg für die frühe Büchner-Kritik: eine über 4 Spalten breite „Philippica“ aus der Feder eines Pseudonymus namens „Felix Frei“.

Der „offenbar in direkter Koordination mit Menzels [gleichzeitiger, J.-C. H.] Kampagne“ stehende „Verriß“ (Mayer)⁵⁷ reagierte möglicherweise unmittelbar auf die zwei Tage zuvor erschienene „Erklärung“ Gutzkows und Wienbargs zur Verteidigung der *Deutschen Revue* in der *Allgemeinen Zeitung*.⁵⁸ Büchners Name hatte dort zusammen mit Börne, Heine, Laube, Mundt etc. „paradirt“⁵⁹, und etwaige Unsicherheiten in der Einschätzung („Wer ist dieser Büchner?“ hatte ja eben der Herausgeber der *Abend-Zeitung* gefragt^{59a}) schienen restlos beseitigt. Menzel konnte es nur als direkten Affront verstehen, daß sich, entgegen seiner Warnung an „mehrere junge Dichter“, die sich in seinen Augen „durch ihre Erstlinge“⁶⁰ verdächtig machten und denen er dennoch Gnade angeboten hatte⁶¹, ein literarischer Debütant wie Büchner offen zur „Frankfurter Lächer- und Lasterschule“⁶² bekannte.

54 Gutzkow, 1837, S. 332.

55 Gutzkow: *Rückblicke*, S. 137 f.

56 Vgl. Beurmann: *Vertraute Briefe*, S. 152.

57 *GB I/II*, S. 404.

58 *Erklärung*. – In: *Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung*, Nr. 430 vom 26. Oktober 1835, S. 1720.

59 An die Familie, 2. November 1835, *HA II*, S. 449.

59a S. Anm. 48.

60 Wolfgang Menzel: *Dritte Abfertigung des Dr. Gutzkow* (19. Oktober 1835). – Zitiert nach: Estermann, *Avantgarde*, Bd. 1, S. 53.

61 Menzel erwartete von den „mißbrauchten“ jungen Talenten, daß sie ihren „traurigen Irrthum“ von selbst erkennen würden (ebd., S. 54).

62 Wolfgang Menzel: *Unmoralische Literatur* (ebd., S. 62); vgl. *GB I/III*, S. 127.

Die Wirkung der „Erklärung“ in der AZ auf das Menzel'sche Lager läßt sich durch einen Brief Heinrich Leos (1799–1878) an Menzel (Halle, 29. Oktober 1835) belegen:

„Da haben diese literarischen Mistfinken in ein Blatt der *allgemeinen Zeitung* Namen von solchen einrücken lassen, die an ihrem Thun Theil nehmen [...]. Was in *Deutschland* eine Zunge und eine Feder rühren kann, muß Dir, jeder in seinem kleinen Kreise, die Lächerbrut in den Koth treten helfen; [...] haue tapfer darauf – wenn's gilt schlägt alles mit zu, wenigstens so lange er eine Hand rühren kann Dein sich herzlich an Dir freuender treuergebenster H. L e o.“⁶³

Im Kreis der Mitarbeiter der *Abend-Zeitung* war es Felix Frei, der mit „draufhieb“. Seine „Liste der Invektiven [...], die hinter Büchner zugleich dessen Protektor Gutzkow treffen sollen, deckt sich [...] vollständig mit Menzels Polizeipfeifen“ (Mayer)⁶⁴. In der Tat: Hieß es bei diesem, die Literatur vom Schläge einer *Wally* bespöttle mit der „suffisanten Miene vornehmer Geringschätzung“⁶⁵, so bezichtigt Felix Frei Büchners Talent, es würde „vornehm alles verlachen“. Umschrieb Menzel die Symptome der literarischen Krankheit („von Frechheit [...] schwarz aufgeschwollen“)⁶⁶, nennt jener sie beim Namen: „Pestbeulen der Frechheit“. Dies mag nahelegen, hinter Felix Frei verberge sich Wolfgang Menzel selbst. Doch zwischen dem Herausgeber der *Abend-Zeitung* und Menzel herrschte offene Feindschaft. Der Stuttgarter Kritiker über das Dresdner Blatt: „taube Blätter, das seichteste Gewäch, [...] die personificirte Leerheit“; über Hell: „Er bezeichnet ein Extrem von Geistlosigkeit, wofür er verdient, unsterblich zu werden.“⁶⁷ Es ist also unwahrscheinlich, daß Theodor Hell Menzel Gelegenheit gegeben hätte, seine Kampagne, die er im eigenen *Literaturblatt* so massiv betrieb, bei ihm fortzusetzen. Ein anderer Artikel „Felix Freys“, der sich gegen Tieck richtet („Sinnenkitzel des Lasters“, „Ekel und Widerwillen“, „Verkehrtheit, Sinnlichkeit, Trotz und Gemeinheit“⁶⁸), zeigt ihn

63 Heinrich Leo an Menzel. – In: *Briefe an Wolfgang Menzel*, hrsg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt. – Berlin 1908, S. 176 f.

64 *GB I/II*, S. 404. In seinen *Rückblicken* von 1875 zählt Gutzkow, als er sich an seine Zeit in Frankfurt erinnert, u. a. den „Theodor Hell'schen Kreis in Dresden“ zu seinen erbittertesten Gegnern, deren „Bosheit [...] Alles, was von mir ausging, methodisch herabsetzte“ (S. 20).

65 Wolfgang Menzel: *Erste Abfertigung des Dr. Gutzkow*. – Zitiert nach Estermann: *Avantgarde*, Bd. 1, S. 49.

66 Ebd., S. 42.

67 Im *Literaturblatt* 1830, S. 431. – Zitiert nach: Hellmut Fleischhauer: *Theodor Hell (Winkler) und seine Tätigkeit als Journalleiter, Herausgeber, Übersetzer und am Theater*. – Borna-Leipzig 1930, S. 40 f.

68 Felix Frey: *Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1836*. [Rez.] – [Darin u. a. *Eigensinn und Laune* von Tieck]. – In: *Literarisches Notizenblatt*, Nr. 95 vom 28. November 1835, S. [357] f.

ganz auf der Linie Theodor Hells, dessen Animositäten gegen Tieck ja auf Gegenseitigkeit beruhten⁶⁹. Dabei war es eigentlich Hells feste Absicht, jede Polemik der Kritik zu vermeiden. Ende 1835 wendet sich ein Artikel „Menzel, Wienberg und Gutzkow“ vor allem gegen die „Pöbelhaftigkeit“, mit der diese ihre literarischen Fehden austrügen⁷⁰.

Der Verfasser tritt zunächst als entschiedener Verfechter eines gesunden Rationalismus auf, der sich „viel gefallen lasse“,

„aber wenn die gesunde Vernunft gar zu sehr mit Füßen getreten wird, wenn man Schmutz für Schönheit, Gemeinheit für Erhabenheit, Zügellosigkeit für Genie ausgibt, [...] halte [ich] es für die Pflicht jedes, der es mit der deutschen Literatur ehrlich meint, seine Stimme dagegen zu erheben [...].“

Bin ich auch himmelweit davon entfernt, im Gutzkow'schen Literaturblatte zum Phönix den Ausdruck der Ansichten zu finden, wie sie ein geregelter Geschmack aufstellen würde, so kann ich doch nicht leugnen, daß die Unbesorgtheit und Frische mancher Urtheile darin mich angezogen hat [...]. Um so neugieriger ward ich auf ein Werk, das Gutzkow im Lit. Blatte Nr. 27. gleich als ein Werk des Genies [...] einführt [...].⁷¹

Mit rhetorischem Geschick versteht es der Autor, Gutzkows Lobeshymne auf Büchner durch Zitieren ad absurdum zu führen. Ohne Gutzkows literarisches Programm a priori anzugreifen, beschränkt er sich darauf, dessen Ausführungen zum *Danton* als Betrug am Leser zu brandmarken, dem statt der erhofften „Schönheit“, „Erhabenheit“ und „Eleganz“ rundum nur „Schmutz“, „Gemeinheit“ und „Zügellosigkeit“ geboten würden⁷². Versetzt sich der Leser in die anschaulich geschilderte Lage des Verfassers, dessen vorgeblich „gespannteste Erwartungen“ und „redlichste Unparteilichkeit“, dessen „süße Hoffnung, eine Feststunde mit diesem Genie zu feiern“⁷³, übel betrogen wurden, so muß er auch von der Empörung des Rezensenten angesteckt werden. „Was ich aber gefunden habe!“ ruft dieser aus und häuft dann seine Vorwürfe:

69 Tieck hat 1834 für Hells Unsterblichkeit gesorgt: in der *Vogelscheuche* (Neudruck Frankfurt: Zweitausendeins 1979) ist der ganze Dresdner Kreis Objekt seiner Satire. Gipfelpunkt aber ist die Abrechnung mit dem Übersetzer Hell: „Das sind französische Sachen, schrie er, die muß ich übersetzen! her damit! das sind die göttlichen Melodramen, die Mörderstücke, die zarten Blüten, von Raub und Brand! Ich muß wirken! Ich muß die Welt unterhalten und aufklären“ (S. 423 f.). Als Ledebrinna [= Hell] einmal erkrankt, ist das Übersetzen französischer Dramen ein wirksames Therapeutikum, während Shakespeare eine krampfartige Antireaktion hervorruft, Platen gichtige Zuckungen erregt, Immermann den Zustand nur verschlimmert. Beruhigend wirken hingegen das *Mitternachtsblatt* und die *Abend-Zeitung* (S. 424 ff.).

70 August Schäfer: *Menzel, Wienberg und Gutzkow*. – In: *Abend-Zeitung*, Nr. 304 vom 21. Dezember 1835, S. 1213–1215.

71 Felix Frei: *Georg Büchner: Danton's Tod [...]*. [Rez.] – In: *Literarisches Notizenblatt*, Dresden, Nr. 86 vom 28. Oktober 1835, S. [313]–315, hier S. [313].

72 Ebd.

73 Ebd.

„Eine Musterkarte von Anstößigkeiten; ein Blatt, das aus einem jener Bücher herausgerissen schien, welche jede gute Staatspolizei nie öffentlich auslegen läßt und den geheimen Betrieb möglichst verhindert; ein Brandmal für deutsche Literatur, [...] Auswüchse der Unsittlichkeit, diese Pestbeulen der Frechheit, die jetzt nur zu sehr in unserer schönen Literatur für Genialität angesehen wird [...]“⁷⁴

Anhand einiger Beispiele – bei den „indezenten“ Bezugsstellen sind mit Rücksichten auf weibliche und jugendliche Leser nur die Seitenzahlen genannt – begründet Felix Frei dann seine „schwere Beschuldigung“⁷⁵. Dem möglichen Einwand, das Drama könne dennoch, von einer „anderen [Seite] aus betrachtet, ein Meisterstück seyn“, setzt er entgegen: „nur das Sittliche kann auch schön seyn, das Unsittliche bleibt stets unschön, weil es der höheren Menschennatur uns entfremdet, uns zum Thiere herabwürdigt“⁷⁶ – die normativen Systeme der gesellschaftlichen Moral und einer idealistischen Ästhetik im reduziertesten Sinn greifen in eins. Goethe und Schiller hatten zwar das „schöne Kunstwerk“ im Auge, doch ihnen ergab sich die Schönheit ohne weiteres von selbst, wenn es gelänge, das Allgemeine, die Wahrheit, darzustellen; Stilisierung und Ästhetisierung dürften nicht das Leben im Kunstwerk auslöschen, sondern müßten der Realität gleichgewichtig sein. In diesem Sinne berufen sich die Anhänger „idealer“ Dichtung auf die falschen Autoritäten, wenn sie wie Frei fordern, „Unanständigkeit“ gehörten „allerhöchstens auf eine Drehorgel bei den schmutzigen Orgien irgendeiner Winkelkneipe“.⁷⁷ Es folgen Einwände gegen die losen „dramatischen Bilder“, die es geradezu „lächerlich“ machten, „von einer ‚Aufführung‘ zu sprechen“; ferner gegen die nicht „echt dramatische Zusammenstellung der einzelnen Szenen“, die ohne „langes Suchen [...] aus den vorhandenen Materialien“, den „Schriften aus und über jene Zeit des Schreckenssystemes“ entlehnt werden konnten. Die von Gutzkow apostrophierte Trinität von „Witz, Geist und Eleganz“⁷⁸ (bei Frei: „Kraft, Witz und Eleganz“) läßt der Kritiker nicht gelten. Er finde nicht die „echt männliche, gediegene, ruhige, klare, einfache“ Kraft, nur reichlich „Kraftausdrücke“. Statt des Witzes entdecke er nur „Redensarten der sonderbarsten Gestaltung“ und „unpassendsten Zusammenstellungen“, weshalb ihm Vergleiche von der Art wie „Morgen bist du eine durchgerutschte Hose [...]“ auch nicht als „elegant“ erscheinen.

„Das Schlimmste von alle dem aber ist dieses, daß trotz aller dieser Rohheiten und Verzerrungen und absichtlichen oder unabsichtlichen Nachlässigkeiten doch, wenn auch kein Genie, dennoch ein Talent aus dem Werke hervorblickt, das bloß einer bessern, sittlichen,

74 Ebd., S. [313] f.

75 Ebd., S. 314.

76 Ebd.

77 Vgl. Anm. 71.

78 Vgl. Anm. 43.

auf Wahrheit und Einfachheit begründeter Richtung bedürfte, um gewiß Erfreuliches oder Erhebendes, Belehrendes oder Unterhaltendes hervorzubringen, während es jetzt, Stimmen horchend wie jenen Vergötterungen, es sich bequem machend, und vornehm alles verlachend, was auf dem Wege des Classischen sein Heil sucht, in sich selbst verkohlt und zerfällt.“⁷⁹

Dies wieder ein Berührungspunkt mit Menzel, der es zur selben Zeit ebenfalls bedauerte, daß mit Gutzkow „ein schönes Talent verloren“ gehe.⁸⁰ „Ein Talent, doch kein Charakter“ zu sein, bescheinigte man bekanntlich auch Heine des öfteren⁸¹.

Ein merkantilischer Wider-Willen-Effekt solcher Sittlichkeits-Propaganda ist übrigens nicht auszuschließen. Gutzkow's *Wally* war, wie ein Metternich-Spitzel aus Frankfurt berichtete, bereits drei Monate nach Erscheinen „total [...] vergriffen, denn es waren die Buchhändler nicht imstande, die im geheimen von Privaten begehrten Exemplare für den zwei- und dreifachen Preis – sie kostet drei Gulden – zu liefern. Leihweise geht dieser Roman von Hand zu Hand und selbst achtzigjährige Greise sind lüstern geworden, ihn zu lesen. Übrigens bestand die ganze Auflage nur aus 800 Exemplaren und von einigen Buchhändlern ist der Wunsch eines Nachdrucks ausgesprochen.“⁸² Es gibt keine ähnliche Meldung über den Verkauf von *Danton's Tod*, doch eine negative Rezension war allemal besser als keine. Auffällig ist immerhin, daß Sauerländer sich nicht genierte, nach einer Anstandsfrist von 10 Tagen eine Anzeige „neuer Verlagswerke“⁸³ aus seinem Hause – mit Gutzkows Novellen und Büchners *Danton* – in derselben Zeitung erscheinen zu lassen, die gerade erst der „Sitte und Würde der Literatur“ verletzenden „falschen Richtung“ aus Frankfurt den Krieg erklärt hatte.⁸⁴

Weitere Rezensionen

Verglichen mit Felix Freis (und Gutzkows) aufwendigen Kritiken nehmen sich alle anderen Rezensionen von *Danton's Tod* bescheiden aus. Im ersten Stück des *Literaturblatts von und für Schlesien*, einer Beilage zu den *Schlesischen Provinzialblättern* vom Januar 1836 findet sich unter den 20 Rezensionen „dramati-

79 Vgl. Anm. 71.

80 Wolfgang Menzel: *Erste Abfertigung des Dr. Gutzkow*. – Zitiert nach Estermann: *Avantgarde*, S. 42.

81 Heine greift diesen Vorwurf – satirisch gewendet – u. a. im *Atta Troll* (DHA IV, S. 79) auf.

82 Glossy, S. 47.

83 *Literarisches Notizenblatt*, Nr. 89 vom 7. November 1835, S. 327. Weitere Verlagsanzeigen erschienen u. a. in der *ZEW* vom 31. Oktober 1835 (*Intelligenzblatt* Nr. 13) und im *Phönix* (*Intelligenzblatt* Nr. 5 vom 6. November 1835).

84 Vgl. Anm. 72.

scher Literatur“ an erster Stelle der „von nicht schlesischen Schriftstellern“ verfaßten Dramen Büchners Stück⁸⁵ (daneben von den wenigen bekannteren Autoren Gutzkows *Nero*, Raupachs *Vormund und Mündel* sowie eine Bearbeitung von Hugos *Le roi s'amuse*). Der mit „L.“ zeichnende Verfasser der Sammelbesprechung ist nach Heckel⁸⁶ August Kahlert (1807–1864), ein Hegelianer, der 1836 an der Universität Breslau zum Dr. phil. promovierte, dort im Jahr zuvor die literarhistorische Studie *Schlesiens Anteil an deutscher Poesie* publizierte und schon seit 1831 im *Literaturblatt* „die Besprechung der schöngeistigen Literatur“ übernommen hatte.⁸⁷ Kahlert schätzte Tieck, Brentano und Eichendorff als Novellisten, Lenau (nicht aber Heine) als Lyriker und nannte als bedeutendste nachklassische Dramatiker Kleist, Immermann und Grabbe. Die Jungdeutschen kamen schlecht weg, Gutzkow z. B. machte er zum Vorwurf, sein „Jagen nach Genialität“ und „absichtliches Zerreißen aller Einheit“ bleibe ohne „poetischen Funken“, gebe nur ein „frazzenhaftes Bild“ und werde deshalb dem „Vergessen“ anheimfallen:

„Alles hat seine Zeit und diese ultraliberale Dichtweise liegt ja auch im Geiste der Zeit [...]. Wir können uns mit dieser Manier nicht befreunden [...].“⁸⁸

Daran gemessen überrascht die Bewertung von *Danton's Tod* als eines „mit Recht“ teilweise „nur scizzirten, dennoch recht gut gezeichneten“, „ergreifenden Bildes“ von „oft [...] tief ergreifender Wahrheit“. Auch die Charaktere seien „gut gehalten“, die Sprache „rein [!] und den Situationen meist angemessen, und man wird das Ganze nicht unbefriedigt aus der Hand legen.“ Wenn Kahlert jedoch die „Dichtung“ als „Erinnerungsmittel an die ewigen Lehren der Geschichte [...], die nur zu oft vergessen werden“, empfahl, deutet sich an, daß er das Drama – auf der Folie der *Bilder aus Frankreichs Schreckenherrschaft* – gründlich mißverstanden hat. Der erste „Theil dieser dramatischen Bilder“, wohl der Erste Akt mit seiner „Optik von unten“ (d. h. den plastischen Volksszenen, Marions Monolog etc.), „schmeckt“ Kahlert „ganz nach neueren französischen Dramen“, die der Verfasser „doch wohl nicht nachzuahmen brauche“, habe sein „Talent“ doch „Kraft genug“ bewiesen, „den richtigen Weg zu wandeln“. Die Hauptfigur erscheine „in einer Art von Thorheit und seltsamer Laune“. Kahlert wertete dies zeitkritisch als „Sucht der Zeit [...], originelle Züge zu entwerfen, die dann freilich oft zu Frazzen werden“.⁸⁹ Insofern scheint

85 Dort S. 6–7. Text auch in *GB III*, S. 99 f.

86 Heckel, S. 152.

87 Ebd., S. 147.

88 Vgl. Anm. 85, S. 7–8 (über Gutzkows *Nero*).

89 Ebd., S. 7. – Damit entpuppt sich Kahlert als Menzelianer.

nur ein Mißverständnis Büchner davor bewahrt zu haben, wie Gutzkow der „neueren Poesie“ zugeschlagen zu werden, die „ihren Triumph darin sucht [...] dem gesunden Sinne Hohn zu sprechen und die Schönheit [...] nur in ihren Gegensätzen aufzusuchen [...]“.⁹⁰

Der erste Satz aus Kahlerts Rezension taucht als gekennzeichnete Übernahme in der Bibliographie „Dramatische[r] Gedichte. 1. Danton's Tod. [...]“ auf, einem Bestandteil der etwa am 20. April erschienenen *Beilage zur Literarischen Zeitung* 1836 (Nr. 17)⁹¹. Diese kann als konservatives Konkurrenzunternehmen zum Brockhausschen *Repertorium* bezeichnet werden (Salomon schreibt, sie habe sich später „der Protektion des Ministeriums Eichhorn erfreut“⁹²). Von 1834 bis zu seinem Tod redigierte sie Karl Büchner (1806–1837), „ein in Berlin wirkender unterrichteter Archivar der literarischen Statistik“ (Gutzkow 1836)⁹³. „Zweck der *Literarischen Zeitung*“ als „einer vollständigen Uebersicht über das ganze Gebiet der neuesten Literatur“ war die „früheste Nachricht von allen neuen literarischen Erscheinungen (auch von Dissertationen und Programmen)“ – von deren „interessanteren und wichtigeren“ sie „eine Beurtheilung ihres Inhalts“ gebe –, Nachweis der „in den vorzüglichsten in- und ausländischen Zeitschriften enthaltenen Aufsätze und Recensionen“ und „unter der Rubrik: Miscellen, eine Anzeige der Todesfälle, [...] Bücher-Auctionen und andre liter. Notizen“. Sie sei damit „für alle Gelehrte, Beamte, Militärs, Technologen und Landwirthe [...] ein unentbehrliches Blatt“⁹⁴. Die nur aufgelesene, knappe Kritik von *Danton's Tod* entspricht diesem Programm.⁹⁵

Einige Tage vorher hatte bereits die altehrwürdige Halle'sche *Allgemeine Literatur-Zeitung* unter der Rubrik „Schöne Literatur“ das Drama kurz besprochen.⁹⁶ Dies kann als ungewöhnlich gelten, da in den Jahrgängen 1835 und 1836 beispielsweise Heine⁹⁷, Börne und Gutzkow überhaupt nicht behandelt wurden – möglicherweise erklärt es sich dadurch, daß der anonyme Kritiker dem Drama die historische Authentizität eines Zeit- und Sittenbildes abgewinnen konnte:

90 Ebd., S. 8.

91 Dort Sp. 346.

92 Salomon, Bd. 3, S. 514.

93 [Karl Gutzkow:] *Der Vogel Phönix*. – In: *Frankfurter Telegraph. Blätter für Leben, Kunst und Wissenschaft*, Nr. 14, Februar 1837, S. 3. – Karl Büchner, Kommiss bei Duncker und Humblot, begründete auch das *Deutsche Taschenbuch*.

94 Anzeige in der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, 1835, Bd. 5, S. 579 (zitiert nach Estermann, Bd. 5, S. 457).

95 Zur Tendenz der *Literarischen Zeitung*: Heines *Salon* charakterisiert ein Anonymus (Nr. 2 vom 8. Januar 1834, Sp. 28 f.): „Farblos abgebleichte und abgeschälte Sinnlichkeit“, „widerwärtig“, „schlüpfrig“, „Lauge seines Witzes“.

96 Nr. 72, [um den 10.] April 1836, Sp. 576. Text auch in *GB III*, S. 100.

97 Trotzdem finden sich gelegentlich Heine-Erwähnungen wie z. B. 1835 in einer Varnhagen-Besprechung (Nr. 39, Sp. 305–309) und einer Gaudy-Rezension (Nr. 206, Sp. 430–432); 1836 u. a. in Nr. 94, Sp. 136 (Beurmanns *Bilder*), Nr. 124, Sp. 376 (über Glassbrenner).

„Der Vf. sucht in einzelnen dramatischen Bildern eine Anschauung von dem Treiben der Volksführer und dem Charakter des gemeinen Volks während der Revolution zu geben. Er hat seinen Gegenstand poetisch erfaßt und behandelt und läßt uns die verschiedenen geistigen und politischen Richtungen sehen, welche Frankreich damals erschütterten. Einzelne Parteien, wie die Darstellung der Entsitlichung des Volks, des Atheismus der Gebildeten und der, unter dem Deckmantel der Volksbeglückung handelnden Selbsüchtigkeit oder Sinnesbefangenheit der Demagogen sind recht gelungen zu nennen.“

Solchermaßen auf ein geschichtliches Drama reduziert und entproblematisiert, entsprach Büchner offenbar den Auswahlkriterien der *Allgemeinen Literatur-Zeitung*, die mit „entschiedener Freisinnigkeit“ bei gleichzeitiger „strenger Wissenschaftlichkeit“ wichtige Neuerscheinungen vorstellen und kritisch behandeln wollte.⁹⁸

Etwas verspätet erschien am 30. Juni 1836 die letzte aktuelle Besprechung von *Danton's Tod* in den *Blättern für literarische Unterhaltung*⁹⁹ aus dem Brockhaus-Verlag. Etwa eine Spalte ausmachend, ist sie die Nummer 31 einer auf zwei Heftnummern angelegten Sammelrezension¹⁰⁰, deren Auswahl sich anscheinend an der Schwesterzeitschrift des Brockhaus-Konzerns, dem *Repertorium* orientierte.¹⁰¹ Am Anfang steht der hinlänglich bekannte Einwand, es gehöre nicht viel dazu, „aus der französischen Revolutionsgeschichte effectvolle dramatische Scenen zu ziehen. Das ganze ist ja schon die unmenschlichste aller Tragödien!“ Dem schließt sich das Verdikt an, die Darstellung der „spartanischen Todesverachtung“ sei völlig undramatisch, sie laufe dem Wesen der Tragödie zuwider:

„Wenn man erst erwägt, wie leicht es sei zu sterben, so gibt es weder Tragödie, noch Roman, noch Kunst überhaupt; alle diese Dinge gehören dem Leben an, und sein Gegentheil, der Tod, vernichtet sie. Wird es gleichgültig, zu sterben, so wird auch die Kunst gleichgültig und mit der Tragödie hat es ein Ende. Darum ist der Tod in der Schlacht, in Zeiten einer Pestilenz u.s.w. so wenig tragisch, und die pariser Guillotine war eine Pestilenz. Für den Tragödiendichter, den Leser und den Zuschauer einer Tragödie muß das Leben Wichtigkeit haben, der Tod ein Schreckniß sein, und ich

98 Redaktionelle Notiz in Bd. 2 (1843), Sp. 305. – Wie es mit der „entschiedenen Freisinnigkeit“ tatsächlich bestellt war, mag Konrad Schwencks Rezension der 4. Auflage von Heines *Buch der Lieder* (1841) belegen bzw. widerlegen (ALZ Nr. 19 vom Januar 1843): „widerlich“, „eitelkeitsmorsch, moralisch verlogen und aller Schaam bar“, „widerliche Unverschämtheit“, „Affe der Poesie“.

99 Nr. 182 vom 30. Juni 1836, S. 773–774. Text auch in *GB III*, S. 100 f.

100 Laut Hauke: *Literaturkritik* kann die Tatsache, ob ein Werk einzeln oder innerhalb einer (bis zu 56 Titel umfassenden) Sammelrezension besprochen wird, als „Gradmesser der Wertschätzung“ gelten (S. 33).

101 Die drei aufeinanderfolgenden Nrn. 2380 (Raupach: *Vormund und Mündel*), 2381 (Büchner) und 2382 (Hugo-Bearbeitung) im *Repertorium* entsprechen den Nrn. 33, 31 und 35 in den *Blättern für literarische Unterhaltung*.

werde Den niemals für einen tragischen Helden halten, der in der Schlacht stirbt, oder gleichgültig das Schaffot besteigt.“

Trotz dieses generellen Einwands findet der Rezensent „Bilder von Muth und Seelenkraft“:

„Danton's Tod' ist an solchen vorzüglich reich. Die Energie des Ausdrucks, eine wahre Todesrhetorik, ist es, was dies Stück besonders auszeichnet, so sehr, daß, hätte der Verf. die Mühe des Verses an seine Arbeit gewendet, wir wirklich einige vortreffliche Stellen zu bewundern gehabt hätten. Die letzte Scene der verurtheilten Freunde Danton's in der Conciagerie ist durch Diction ausgezeichnet und gibt ein Gruppencharakterbild, das in jedem einzelnen Zuge durch und durch poetisch hervortritt. [...] Was wir gelesen haben, ist keine Tragödie, und doch erschüttert die Lecture uns tief.“

Zur Verdeutlichung werden Repliken aus der dritten Szene des IV. Aktes zitiert, die jedoch syntaktisch begradigt und von erotischen Bildern gereinigt sind (z. B. „das Licht ihrer Schönheit ist unauslöschbar“; im Journaldruck wie in der Buchfassung steht: „das Licht der Schönheit, das von ihrem süßen Leibe sich ausgießt, ist unlöschbar.“). Dieses auffällige Übergehen, das auch die (ansonsten immer gemäßregelte!) Sprache des Dramas ungerügt läßt, legt es nahe, den nur mit der Chiffre „72“ zeichnenden Verfasser in Gutzkows Umkreis zu suchen.¹⁰²

Nekrologe, Lexika, Literaturgeschichten

Büchners Tod am 19. Februar 1837 markiert eine deutliche Zäsur der Wirkungsgeschichte. Dies betrifft sowohl die Kontinuität als auch die Medien des Rezeptionsprozesses. In bemerkenswerter Weise ändert sich auch die Sichtweise der Kritik. Die These vom „frühvollendeten Genie“ wird zum Topos nicht nur der Lexikonartikel. Die drei wichtigen Nachrufe von Wilhelm Schulz¹⁰³, Karl Buchner¹⁰⁴ und Gutzkow sehen den Autor und sein Werk in den politischen und literarischen Zeitbezügen. Dasselbe gilt für Hermann Marggraffs verspätete *Danton*-Rezension in den *Jahrbüchern für Drama* vom Juli 1837¹⁰⁵. Während

102 Die Dechiffrierliste ist im Archiv des Verlags nicht mehr vorhanden (briefliche Mitteilung des Wiesbadener Verlagshauses vom 10. Januar 1985).

103 Wilhelm Schulz: *Nekrolog*. – In: *Schweizerischer Republikaner*, Zürich, Nr. 17 vom 28. Februar 1837, S. 71–72.

104 Karl Buchner: *Todtenschau*. [2.] *Georg Büchner* [...]. – In: *Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle*, Hamburg, Nr. 1359–1360, Mai 1837, S. 488 und 493–494. Auszug in *GB III*, S. 103.

105 Hermann Marggraff: [Rezension von *Danton's Tod*]. – In: *Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater*, hrsg. von Ernst Willkomm und Alexander Fischer. – Leipzig: Julius Wunder, 1. Jg. 1837, S. 160–162. Auszüge in *GB III*, S. 101 f.

fast alle Konversationslexika und Enzyklopädien bereits ab 1838 kontinuierlich einen Büchner-Artikel enthalten, der sich häufig auf die früheren Rezensionen stützt, übergeht ein Großteil der Literaturgeschichten der 40er Jahre den Dichter von *Danton's Tod*. Ausnahmen sind z. B. Ludwig Wohl: *Geschichte der Deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage*. – Altona 1840; Heinrich Laube: *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. 4. – Stuttgart 1840; Joseph Kehrein: *Die Dramatische Poesie der Deutschen*, Bd. 2. – Leipzig 1840; Karl Friedrich Rinne: *Innere Geschichte der Entwicklung der deutschen National-Litteratur*. – Leipzig 1843; Joseph Hillebrand: *Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts* [. . .], Bd. 3. – Hamburg und Gotha 1846. Offenbar konnten nicht alle Chronisten mit der Produktion Schritt halten. Die kommenden Jahrzehnte werden dieses Defizit dann rasch ausgleichen.

Nachfolgedramen

Nicht zu vergessen schließlich: Rezeption im Sinne von Inspiration, Anregung. Sie vor allem im Bereich des Dramas zu suchen, liegt nahe. Und tatsächlich: nach den Barrikadenkämpfen von Achtundvierzig ist die Revolution auch als künstlerisches Thema wieder en vogue. Die Tendenzdramen der Jahre nach der Februarrevolution sind das Nachspiel auf dem Theater. Freilich unterscheiden sie sich von Büchners Stück schon dadurch, daß inzwischen neue Quellenwerke zur Geschichte der Französischen Revolution zur Verfügung stehen. Für die meisten späteren Revolutionsdichtungen ist Lamartines *L'Histoire des Girondins* (1847) maßgeblich gewesen. Dennoch sind die Dramen Ferdinand von Heinemanns¹⁰⁶ und Robert Griepenkerls¹⁰⁷ (1810–1868) ganz offensichtlich in Büchners Manier verfaßt. Gegenüber ihrem Vorgänger sind die miserablen Stücke der Epigonen z. T. sogar erheblich erfolgreicher¹⁰⁸. Doch das Intermezzo währt nicht lange. Die normative Ästhetik nach der Revolution ist von der politischen Niederlage geprägt. Die Diskussionen um das Drama der Gegenwart spielen sich wieder auf dem Boden der Tatsachen ab. Büchners widerspruchsvolles, problematisches Zeitstück widerspricht der Forderung nach er-

106 Ferdinand von Heinemann: *Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen*. – Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer 1850.

107 Robert Griepenkerl: *Maximilian Robespierre*. – Bremen: Franz Schlotdtsmann 1851.

108 Dies gilt besonders für Griepenkerl, der mit seinem Stück auf Lesetournee quer durch Deutschland gehen konnte. Später wurden in Gotha die ersten drei Aufzüge unter dem Titel *Danton's Tod* [!] aufgeführt. Von Emil Palleske stammt die Bemerkung, bei Griepenkerl sei „Klarheit, Gerechtigkeit, Abwägung in den Charakteren“, wo Büchner nur „trüben Schlamm“ biete, „in dem freilich einzelne schöne Blumenkronen schwimmen“ (*Ueber Griepenkerl's „Robespierre“*. – Braunschweig: Eduard Leibrock 1850, S. 81 f.).

hebendem, ergötzendem Theater. Statt mit Hilfe der Kunst wirklichkeitsverändernd wirken zu wollen, wird die veränderte Wirklichkeit zur Maßgabe der Kunst genommen. „Das Revolutionsdrama des Vormärz und Nachmärz stirbt mit der Revolution“¹⁰⁹.

Dronke und Herwegh

Büchners produktive Rezeption reicht auch in andere, fremde Genres hinüber: in die Lyrik Georg Herweghs und die sozialkritische Erzählprosa von Ernst Dronke¹¹⁰. In beiden Fällen lassen sich einwandfrei Lektürespuren von *Danton's Tod* nachweisen. Bei Dronke mag das besonders frappieren, da sich etwaige persönliche Kontakte zum Büchnerkreis nicht nachweisen lassen. Doch erklärt sich die Aneignung und Umformung aus Dronkes synthetischer Schreibweise, einer Montagetechnik, die bis jetzt erst ansatzweise untersucht worden ist. Sie besteht im unvermittelten Einbeziehen von z. T. verwandten, z. T. fremden Textsorten, und man kann mutmaßen, daß er sich beim Lesen themenbezogene Auszüge angefertigt hat, die er dann an passender Stelle, z. T. nur wenig verändert, in seine eigenen Dichtungen einbaute. Im Fall Büchners hat sich der Verfasser polizeigefährlicher Sozialreportagen von dessen realistischer Darstellung der Prostitution und ihrer Ursachen angezogen gefühlt. In einer der Geschichten des Erzählbandes *Aus dem Volk* hat er Zitate aus der Grisettenszene und dem vorangehenden Marion-Monolog (*Danton's Tod*, I, 5) eingeflochten¹¹¹, und Marions Lebensbeichte ist auch noch in der *Sünderin* aus den *Polizei-Geschichten* verwendet¹¹². In beiden Fällen will Dronke die zerstörenden

109 Horst Denkler: *Revolutionäre Dramaturgie und revolutionäres Drama in Vormärz und Märzrevolution*. – In: Helmut Kreuzer/Käte Hamburger (Hrsg.): *Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte*. – Stuttgart o. J., S. 337.

110 Die Entdeckung der Büchner-Parallelen geht auf Erich Edler zurück (*Ernst Dronke und die Anfänge des deutschen sozialen Romans*. – In: *Euphorion* 56 [1962], Heft 1/2, S. 48–68), sie wurde von Bodo Rollka im Nachwort seiner Dronke-Ausgabe erweitert (Ernst Dronke: *Aus dem Volk*. – Köln 1981, S. 354 f.; den Hinweis verdanke ich Bernd Füllner), wobei zu korrigieren ist: Das Motto des *Hessischen Landboten* wird Dronke kaum gekannt haben; bekanntlich handelt es sich dabei um ein Zitat (Chamfort), das zu dieser Zeit sprichwörtlich gebraucht wurde und sich z. B. auch bei Heine, Herwegh, Ruge und sogar in der *Times* von 1844 findet. Und die von Rollka angeführte „Erzählung Schenks aus den Polizei-Geschichten“ ist kein Anklang an *Leonce und Lena* (die zitierte Stelle wurde erst 1850 gedruckt!), und doch ist sie Büchnerisch: sie findet sich in *Danton's Tod* (IV, 5).

111 Ernst Dronke: *Aus dem Volk*. – Frankfurt/Main: Literarische Anstalt 1846. Darin: *Reich und Arm*, 3. Kapitel: „Das Gastmahl der Rabenväter“, bes. S. 69–76.

112 Ernst Dronke: *Polizei-Geschichten*. – Leipzig: Carl B. Lorck 1846. Darin S. 73 ff. („Die Sünderin“). Diese Episode wurde übrigens nachgedruckt im *Gesellschaftsspiegel. Organ zur Vertretung der besitzlosen Volksklassen [...]*, hrsg. von Moses Heß. – Elberfeld 1846, Bd. 2, S. 155–163.

Auswirkungen der gesellschaftlichen Verhältnisse schildern und zugleich auf die Wurzeln unmoralischen Verhaltens hinweisen, die das „gefallene Mädchen“ eindeutig als Opfer des Sozialsystems erkennen lassen. Daß der Erzähler Dronke dabei ästhetisch dem Dramatiker Büchner unterlegen bleibt, ist eine andere Sache. In seinem *Berlin*-Buch hat er den „so früh verstorbenen Georg Büchner“ übrigens neben Heibel als den „einzigsten Dichter der Neuzeit“ bezeichnet, der, „was geniale Auffassung lebendiger charakturvoller Wahrheit und tief physiologische Ausführung betrifft“, „in höchstem Grad [...] vollendet“ sei¹¹³.

Georg Herweghs Faible für Büchner ist bekannt. Er war im Sommer 1839 als württembergischer Rekrut von Stuttgart in die Schweiz desertiert, wo er zunächst an Wirths *Deutscher Volkshalle* mitarbeitete. Für dieses Blatt schrieb er zahllose kritische Artikel, die auf eine baldige Lösung der „literarischen Wirren“ zielen sollten. In typisch jungdeutsch-idealistischer Überschätzung erklärte er in der „Eröffnung“ des „kritischen Theils der Volkshalle“:

„Wir besitzen die schönste, wahrhaftigste Republik, unsere Literatur“¹¹⁴.

Am gleichen Ort veröffentlichte Herwegh auch sein später oft zitiertes literaturgeschichtliches Credo über *die Literatur im Jahre 1840*:

„Die neue Literatur ist ein Kind der Julius-Revolution. Sie datirt von der Reise Börne's nach Frankreich, von Heinrich Heine's Reisebildern. Sie datirt von der Opposition gegen Göthe [...]“.

„Mit dem *Literaturblatt* zum Phönix“, fährt er fort, sei „eine Reformation in der Literatur“ eingetreten. Dort habe Gutzkow als erster die Forderung aufgestellt, „Schönheit“ und „Freiheit“ müßten „Arm in Arm wandeln“. Gezeigt habe sich dies zuerst in der Lyrik (A. Grün, Lenau, Mosen, Heine), und „in den zwei letzten Jahren“ habe sich „die neue Literatur auch in anderen Gebieten produktiv hervorgethan“ (Laube, Kühne, Mundt). Jetzt sei es „hauptsächlich das Drama, das einer neuen Blüthe entgegen“ sehe¹¹⁵. Beim Erscheinen des „neuesten Meßcatalogs“ von Ostern 1840, des „inhaltsleersten [...] seit Jahren“, muß er allerdings gestehen, daß „im Drama [...] dießmal nichts Bedeutendes“ zu finden sei. Deshalb erscheint ihm die anmahrende Frage berechtigt, „wann [...] endlich [...] eine Sammlung der Georg Büchner'schen Productionen“¹¹⁶ erscheine.

113 Ernst Dronke: *Berlin*. – Frankfurt/Main: Literarische Anstalt 1846, Bd. 2, S. 254.

114 *Deutsche Volkshalle*, Konstanz, Nr. 8 vom 13. September 1839, S. 31.

115 Ebd., Nr. 1 vom 1. Januar 1840, S. 6–7.

116 Ebd., Nr. 102 vom 26. Mai 1840, S. 404.

Wenn zutrifft, was Herwegh bereits am 1. Juli 1839 an Gutzkow schreibt, daß er sich nämlich „die Entwicklung“ seines (Gutzkows) „Geistes zum förmlichen Studium gemacht“¹¹⁷ habe, dann dürfte er mit ziemlicher Sicherheit über dessen Vermittlung (*Phönix*-Rezension, *Telegraph*-Nachruf etc.) mit *Danton's Tod* bekannt geworden sein, dessen dritte Szene des IV. Aktes („Die Conciergerie“) mit Dantons elegischem Monolog:

„Ich werde nicht allein gehn [...]. Doch hätte ich anders sterben mögen, so ganz mühelos, so wie ein Stern fällt, wie ein Ton sich selbst aushaucht, sich mit den eignen Lippen todtküßt, wie ein Lichtstrahl in klaren Fluthen sich begräbt“¹¹⁸

ihn augenscheinlich zu den *Strophen aus der Fremde* von 1839 inspirierte:

„[...] Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken; [...]
Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet, [...]“¹¹⁹

Von Liszt 1843 in Paris vertont¹²⁰, scheint dieses Gedicht trotz seines unpolitisch lamentierenden Tons das Schicksal anderer vertonter und separat gedruckter Lieder aus dem Zyklus der *Gedichte eines Lebendigen* geteilt zu haben, die z. B. in Leipzig mit der Begründung verboten wurden, „Musik steigere noch ihre Durchschlagskraft und mache dadurch erst recht zu unbedachten Handlungen fähig.“¹²¹

Für Herweghs ausgiebige Büchner-Rezeption gibt es weitere Belege: In der *Volkshalle* bekräftigte er insgesamt dreimal in kurzen Erwähnungen sein Interesse an dem Autor.¹²² Von diesen Artikeln sind die letzten beiden schon in Zürich verfaßt: im Mai 1840 verläßt Herwegh Emmishofen, wo er bisher im Hause Heinrich Elsners¹²³, des Redakteurs der *Waage*, lebte, und nimmt im Züricher Stadtteil Enge bei A. A. L. Follen, dem republikanischen ‚Exil-Kaiser‘, Quartier¹²⁴. Durch ihn erhält er Zutritt zur dortigen *Mittwochsgesellschaft*¹²⁵,

117 Gutzkow-Slg., StuUB Frankfurt/Main.

118 HA I, S. 67.

119 Herwegh: *Gedichte*, S. 55 f. (*Strophen aus der Fremde*, II.). Erstdruck u. d. T. „Wunsch und Verhängniß“ in: *Deutscher Musenalmanach*, Leipzig, 1. Jg. [1840], S. 246 f.

120 Vgl. Fleury: *Herwegh*, S. 133.

121 Zitiert nach Richard Walter Franke: *Zensur und Preßaufsicht in Leipzig 1830–1848*. – In: *Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels*, N. F. Bd. 21, Leipzig 1930, S. 182.

122 Vgl. Anm. 114, Nr. 95 vom 14. Mai 1840 und Nrn. 49–50 vom 4. und 11. März 1840.

123 Vgl. Johannes Scherr: *Georg Herwegh. Literarische und politische Blätter*. – Winterthur 1843, S. 7 ff.

124 Wilhelm Marr: *Das junge Deutschland in der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Tage*. – Leipzig 1846, S. 5.

125 Vgl. Fleury: *Herwegh*, S. 50.

wird mit den Professoren Oken, Schönlein, Hitzig, Fröbel und Sell¹²⁶ bekannt und schließt mit einem der Züricher Privatdozenten und seiner Frau sogar Freundschaft: Wilhelm „Schulz [...] ouvrit hospitalièrement les portes de sa demeure au jeune poète“¹²⁷, berichtet Herweghs Biograph Fleury. Ein Brief von Caroline Schulz bestätigt das. Er ist bereits an den berühmten Verfasser der *Gedichte eines Lebendigen* gerichtet: „Ihre Gedichte von einer Welt gelesen, betrachte ich dennoch als wären sie besonders mein, sie haben eine Geschichte für mich, eine Geschichte einer Entstehung u. ersten Mittheilung.“¹²⁸ In der Tat hat das nachweislich schon erhebliche Interesse Herweghs an Büchner¹²⁹ durch die Berichte des Ehepaars Schulz neue Nahrung gefunden. Das von ihm im Februar 1841 erstmals öffentlich vorgetragene Gedicht *Zum Andenken an Georg Büchner, den Verfasser von Danton's Tod*¹³⁰ hat seinen Keim in den Erinnerungen und Aufzeichnungen, die noch am Totenbett Büchners gemacht und Herwegh berichtet worden sind. Es ist dennoch nur ein in seinen aristokratisch-militärischen Metaphern („Fürst“, „Führer“¹³¹) deplaziertes und dem Objekt der Verehrung unangemessenes Produkt. Eine Spur Authentizität findet sich allenfalls in dem „Geheimniß“, das Büchner „uns entdecken“¹³² wollte – vielleicht ein mystifizierter Hinweis auf den Aufenthaltsort des verschollenen Aretino-Dramas, wie Ludwig Büchner es 1850 interpretierte.¹³³ Auch die Büchner von Herwegh unterstellte „Anbetung“ der Natur („Um einen Beter bist Du selbst gekommen“¹³⁴) geht, trotz der mißglückten Vokabel, wohl auf Berichte der Schulzens zurück. Wenn die Rede ist vom „Genius, der Dir [= der Natur, J.-C. H.] so rein verwandt / Sich in dein All wie Hauch in Hauch empfand“¹³⁵, so erinnert das an Wilhelm Schulz' spätere Mitteilung, wonach Büchner sich oft „aus der flachen Menschenwüste hinaus“ gesehnt habe und wünschte, „die Natur in allen Adern“ fühlen zu dürfen¹³⁶.

Typischer für Herweghs Büchner-Bild sind freilich solche Metaphern:

„Hast einen Purpur wiederum zerrissen
 Und eine Krone wiederum geraubt! [...]
 Mein Büchner todt! Ihr habt mein Herz begraben!

126 Vgl. *HB* II, S. 241–243.

127 Fleury: *Herwegh*, S. 51.

128 Caroline Schulz an Herwegh, März 1843 (Herwegh-Archiv, Liestal).

129 Vgl. den Bericht August Lünings in Kapitel III, 5.

130 Erstdruck in: *Europa*, Bd. 2, H. 3 (1841), S. 97–101.

131 Ebd., S. 98.

132 Ebd.

133 *N*, S. 40.

134 Vgl. Anm. 130, S. 100.

135 Ebd.

136 Schulz, S. 222.

Mein Büchner todt, als seine Hand schon offen,
Und als ein Volk schon harrete der Gaben,
Da wird der Fürst von jähem Schlag getroffen;
Der Jugend fehlt ein Führer in der Schlacht,
Um einen Frühling ist die Welt gebracht; [...].¹³⁷

In der gleichen Nummer der *Europa* (April 1841) gibt der Herausgeber August Lewald zum Erstdruck des Gedichts folgende Anmerkung:

„Der junge, kühnbegeisterte Dichter hält in diesem Augenblicke Vorlesungen in Zürich über die neueste Literatur seit Göthe's Tode, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sämtliche Professoren der Hochschule mit ihren Frauen und Töchtern zu den ihren zählt. Einer der letzten Vorträge war B ö r n e gewidmet, und da gerade B ü c h n e r ' s Todestag war, so knüpfte Herwegh einige Betrachtungen über dieß frühverstorbene Genie an, und las zum Schlusse das nachfolgende Gedicht.“¹³⁸

Bei diesen „Vorlesungen“ scheint es sich um Vorträge innerhalb jener „Société du Mercredi“ zu handeln, die von Fleury¹³⁹ erwähnt wird und welcher nach seinem Zeugnis u. a. eben die Züricher Professoren Oken, Schönlein, Hitzig und Henle sowie Julius Fröbel angehörten. Letzterer sollte bald darauf Herweghs erstem Lyrikband zur Publikation verhelfen. Diese *Gedichte eines Lebendigen*, zu deren Verlag im April 1841¹⁴⁰ eigens das „Literarische Comptoir Zürich und Winterthur“ gegründet wurde, stellten einen buchhändlerischen Erfolg ohnegleichen dar. Und dabei waren es keineswegs nur Liberale und Republikaner, die sie verschlangen. So fragte selbst Clemens Brentano am 19. September 1841 bei Emilie Linder in Basel an: „Sind Dir die Gedichte eines Lebendigen von Heerweg, Zürich 41, nicht vorgekommen?“¹⁴¹ Bis zum Sommer 1844 erschienen sieben Ausgaben mit einer Gesamtauflage von 19 250 Exemplaren, von denen zu diesem Zeitpunkt schon über 80 % verkauft waren. Herwegh kassierte über 4 000 Gulden¹⁴², seine Deutschlandreise im Winter 1842 wurde zu einem Triumphzug.

Auf einem Nebengleis fuhr Büchner mit. Herweghs Verherrlichung des Dichters von *Danton's Tod* konnte sich auf die Rezeption nur verstärkend auswirken. Der Zeitschriften- und Buchfassung des Büchner-Gedichts folgte die Aufnahme in die *Lieder der Zeit*¹⁴³, einer 1841 bei Krabbe in Stuttgart erschie-

137 Vgl. Anm. 130, S. 97 f.

138 Ebd., S. 97 (Anm.).

139 Fleury: *Herwegh*, S. 50 f.

140 Ebd., S. 66.

141 Zit. nach: Wolfgang Frühwald (Hrsg.): Clemens Brentano. *Briefe an Emilie Linder*. – Bad Homburg/Berlin/Zürich 1969, S. 155.

142 Belege im Herwegh-Archiv, Liestal.

143 S. 178–185. Unter den weiteren Beiträgern ist auch Friedrich Engels.

nenen Lyrik-Anthologie; die Zahl der Rezensionen geht in die Dutzende. Galt dem einen Teil der Kritiker „Büchner's Feier“¹⁴⁴ als „herrliches Denkmal“¹⁴⁵, als eine „schöne und werthvolle Gabe“¹⁴⁶, mit der Herwegh „das Andenken an Georg Büchner würdig und rührend feier[e]“¹⁴⁷, so fanden selbst Konservative vom Schlage Johann Ludwig Deinhardsteins (1789–1859) darin wenigstens Proben eines „poetischen Geistes“ des sich ansonsten im „Zustand eines periodischen Wahnsinns“¹⁴⁸ befindlichen Dichters. Wilhelm Marr (1819–1904) war von dem Gedicht, „welches Herwegh dem Andenken Georg Büchners, eines talentvollen jungen Dichters, gewidmet hat“, so angetan, daß er es wiederholt las: „und dann nahm ich Feder und Papier und schrieb mir das Ganze ab und lernte es auswendig. --“¹⁴⁹

Theodor Fontane, als Einundzwanzigjähriger ebenfalls vom Herwegh-Fieber ergriffen, machte sich das Motto des Gedichts („Die Guten sterben jung, / Und deren Herzen trocken, wie der Staub / Des Sommers, brennen bis zum letzten Stumpf“) zu eigen, indem er daraus zwei Zeilen seiner „An die Hannoveraner“ gerichteten Verse formte:

„Denn nur die Guten pflegen jung zu sterben,
Ein König brennt bis auf den letzten Stumpf“.^{149a}

Wenn wir künftig von einer breiten Büchner-Rezeption sprechen, tun wir dies nicht zuletzt unter Berufung auf die enorme Wirkung des Herwegh'schen Büchner-Gedichts.

4. Die Hugo-Übersetzungen

Am 1. Mai 1835 ließ Johann David Sauerländer in einer Anzeige des *Börsenblatts* öffentlich bekanntmachen, daß in seinem „Verlage [...] eine wohlfeile, deutsche Taschenausgabe von Victor Hugo's sämtlichen Werken. Mit einer Einleitung von Dr. Karl Gutzkow“¹⁵⁰ baldigst erscheinen werde. Der Mitarbeit

144 [Jakob] [Kau]f[mann]: Rez. von Herweghs *Gedichten eines Lebendigen*. – In: ZEW, Nr. 148 vom 31. Juli 1841, S. 591 f.

145 Ernst Franz Pipitz: *Literaturbriefe aus der Schweiz*. – In: *Der Pilot*, Nr. 70 vom 2. September 1841, S. 553–554.

146 In: *Europa*, Bd. 3, H. 5 (1841) S. 279–281.

147 Thomas Scherr: *Freundlicher Wegweiser durch den deutschen Dichtewald [...]*. – Winterthur 1842, S. 447.

148 Rez. in: *Jahrbücher der Literatur*, Wien, 97 (1842), S. 254–262.

149 S. Anm. 124, S. 6.

149a Vgl. *Der junge Fontane. Dichtung Briefe Publizistik*. – Berlin und Weimar 1969, S. 81.

150 *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Nr. 18 vom 1. Mai 1835, Sp. 458. Menzels Hugo-Verruß in seiner *Deutschen Literatur* (4. Teil, Stuttgart 21836) bestätigt, daß Sauerländer einen guten Griff getan hatte.

Dullers, Wolffs, Laubes, Lewalds, W. Wagners und Adrians hatte sich Sauerländer zu diesem Zeitpunkt offenbar schon versichert. Bereits am 5. Mai machte die Frankfurter *Didaskalia* ihr Publikum auf das „literarische Unternehmen von Bedeutung“¹⁵¹ aufmerksam. Die Übersetzung der wildwestamerikanischen Abenteuerromane Coopers, der Reisebeschreibungen Irvings und nun der Melodramen Hugos war für den Verleger ein gutes Geschäft. In fast allen Fällen wurden Autorenhonorare eingespart, und doch hatten solche Projekte immer auch etwas Verdienstvolles: sie trugen zum Verständnis fremder Kulturen bei und förderten den völkerumspannenden Humanismus. Seine Hugo-Übersetzungen ließ Sauerländer im bewegten Jahre 1835 zu einem jungfranzösisch/jungdeutschen Unternehmen werden:

„Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutschen Metallauten dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden? Dieser junge Titane hat den Perrückenparnaß der alten französischen Literatur erstürmt. Er hat seiner Nation gezeigt, daß nichts so schön ist, als die Natur, und nichts so erhaben, als die Leidenschaft.“¹⁵²

Das sind Vokabeln und Epitheta, wie sie z. B. von Gutzkows oder Wienbargs ästhetischen Schriften und den Programmen der jungen Literatur her bekannt sind. Gutzkow sollte denn auch die Ausgabe mit einer „Biographie und Charakteristik“¹⁵³ Hugos einleiten – eine Aufgabe, die nach der *Phönix*-Krise vom August Johann Valentin Adrian (1793–1864) übernahm. Auf Gutzkows „Anraten“ hin zog Anfang Mai 1835 Sauerländer auch Büchner als Übersetzer „ins Interesse“¹⁵⁴. Obgleich keine diesbezügliche Korrespondenz überliefert ist, liegt es nahe, daß der Verlag sich daraufhin direkt an Büchner wandte (wie überhaupt auch nach Gutzkows Weggang zwischen dem *Phönix* und Büchner noch Geschäftsbeziehungen bestanden haben müssen, so daß Büchner überzeugt war, er könne nach dem Verbot der *Deutschen Revue* seine Beiträge dort erscheinen lassen¹⁵⁵). Nach seiner Zusage wird Büchner erstmals am 16. Mai im *Intelligenzblatt* zum *Phönix* unter den Übersetzern aufgeführt¹⁵⁶. Grabbes Lektüre dieser Anzeige läßt sich nachweisen; allerdings schenkte er den Namen der Übersetzer keine Beachtung, sondern mokierte sich lediglich über den Ausdruck „beiläufig“ („Wohlfeile Taschenausgabe in beiläufig 12 Bänden [...]“). Seine Notiz dazu im Tagebuchbrief an Carl Georg Schreiner aus der zweiten

151 *Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publicität*, Frankfurt, Nr. 124 vom 5. Mai 1835.

152 *Intelligenz-Blatt* Nr. 3 zum *Phönix* Nr. 116 vom 16. Mai 1835.

153 Ebd.

154 *HA* II, S. 478 f.

155 Vgl. *HA* II, S. 451 f.

156 Vgl. Anm. 152.

Julihälfte 1835 lautet kurz und knapp: „Nr. 3 des Intell[igenz]bl[atts] für ohn-
gefähr: beiläufig. Der Gutzkow. –“¹⁵⁷

Büchners (von Gutzkow 1837 aus der Erinnerung ohne Datum zitierter) Ein-
wand, er wisse nicht recht, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen“ solle,
Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen“¹⁵⁸, ist wahrscheinlich eine erste
Unmutsreaktion nach Beginn der Übersetzertätigkeit. Gutzkow, der anschein-
end um sein Renommee als Mentor bangte, antwortete am 12. Mai, Büchner
solle nur ja nicht „glauben [...], daß [er] z. B. durch [s]eine Besorgung einer
Uebersetzung V. Hugos eine große Verehrung vor der romantischen Confusion
in Paris an den Tag legen“ wolle, dies sei „nur eine Gefälligkeit für einen Buch-
händler“¹⁵⁹. Anfang [?] Juli konnte Büchner beschwichtigend nach Hause mel-
den (von wo offenbar Ärger über seine fortdauernde Beschäftigung mit nicht-
fachwissenschaftlichen Dingen laut geworden war): „Mit meiner Uebersetzung
bin ich längst fertig“¹⁶⁰. Dagegen könnte sich jene Erwähnung einer „Überset-
zung“, von der Gutzkow unter dem Datum des 7. April 1835 Büchner abriet
(„Die Uebersetzung lassen sie unterwegs [...]“¹⁶¹), möglicherweise auf den
Lenz beziehen. Zu diesem frühen Zeitpunkt wurde Büchner nämlich noch in
keiner der vielen Verlagsanzeigen als Mitarbeiter genannt¹⁶². Zur insgesamt un-
klaren Chronologie scheint mir folgende Erklärung am wahrscheinlichsten:
Büchner, von Gutzkow stets zu neuen Produktionen aufgefordert, könnte sich
Anfang April in einem verschollenen Brief derart mißverständlich über die ihm
von August Stoeber zur Verfügung gestellten „Familienpapiere“ Oberlins geäu-
ßert haben, daß Gutzkow darunter eine französische Quelle verstand, an der
sich Büchner orientieren wollte. In seinem ebenfalls nicht überlieferten Ant-
wortbrief (April/Mai 1835) ging Büchner dann mit Sicherheit detaillierter auf
sein *Lenz*-Projekt ein, woraufhin sich Gutzkow unter dem Datum des 12. Mai
sofort korrigiert: „Ihre Novelle *Lenz* soll jedenfalls, weil Straßburg dazu anregt,
den gestrandeten Poeten zum Vorwurf haben? Ich freue mich, wenn Sie schaf-
fen.“¹⁶³

Ein „Bibliographischer Bericht“ im *Frankfurter Konversationsblatt* vom
18. Juli erwähnt Büchner („Verfasser des kürzlich herausgekommenen ausge-
zeichneten Trauerspiels *Danton*“), der „mehrere Dramen bearbeiten“¹⁶⁴ werde;
eine Notiz im *Phönix* nennt am 25. August 1835 den „Verfasser von ‚*Danton*‘

157 Grabbe VI, S. 269.

158 Gutzkow, 1837, S. [345].

159 HA II, S. 478 f.

160 HA II, S. 442.

161 HA II, S. 477.

162 S. Anm. 152.

163 HA II, S. 479.

164 Nr. 197 vom 18. Juli 1835.

Tod“ unter den Übersetzern der „noch übrigen Dramen und Gedichte“¹⁶⁵. Anfang Oktober 1835 (vermutlich kurz vor dem 10.)¹⁶⁶ erscheint als sechster Band von „Victor Hugo’s Sämmtlichen Werken“: *Lucretia Borgia. Maria Tudor. Deutsch von Georg Büchner*. Bis Ende 1837 wächst die Ausgabe (zu deren Mitübersetzern inzwischen auch Beurmann, Freiligrath^{166a} und Kottenkamp gehören) auf 14 (von insgesamt 16) Bände an. Außer Gutzkow scheint nur Wilhelm Schulz („sehr gelungene Uebersetzungen“¹⁶⁷), vielleicht noch Georg Herwegh („geschmackvolle (!) Uebersetzungen“¹⁶⁸) die selbständige Leistung des Übersetzers erkannt zu haben, der nicht, wie etwa Friedrich Seybold¹⁶⁹, nur wiedergibt, was Hugo in seinen „wahrscheinlich sehr elenden Dramen“ (Gutzkow)¹⁷⁰ mit wahrlich ‚schaurigem‘ Pathos, mit sprachlichem wie inhaltlichem Klischee vollzieht, sondern mit „ächt dichterischer Verwandtschaft zu dem Original“¹⁷¹ ins Deutsche bringt, was manchmal gar nicht in der Vorlage steht.

Wie bei den meisten zeitgenössischen Übersetzungen wird fast ausschließlich das lexikalische Faktum, daß Büchner „einige Stücke Victor Hugo’s“¹⁷² übersetzt habe, verzeichnet. Nur eine einzige Rezension widmet sich Büchners Übersetzungen so ausführlich, daß man eine intensive Lektüre des Verfassers annehmen darf. Der geht allerdings mit Autor und Übersetzer hart ins Gericht:

„*Maria Tudor*. Drama. Uebersetzt von *Georg Büchner* – ist als Uebersetzung und an sich selbst das schlechteste in diesen sechs Bänden. Hier wird in der katholischen Maria von England die königliche Würde noch frecher als im *le Roi s’amuse* mit Füßen getreten, denn Hr. V. Hugo gefällt sich in Gegensätzen. So wie er öffentliche Buhlerinnen apotheosirt, so strebt er die Kronenträger verächtlich darzustellen. – Ob darin seine Muse ‚die

165 *Phönix*, Nr. 200 vom 25. August 1835, S. 800.

166 An diesem Tag erscheint eine Anzeige in der Frankfurter *Didaskalia*, Nr. 280.

166a Angesichts der Tatsache, daß Freiligrath und Büchner Übersetzerkollegen waren, kann es kaum verwundern, daß in dem *Verzeichniss der von Ferdinand Freiligrath nachgelassenen Bibliothek* sowohl die Erstausgabe von *Danton’s Tod* als auch die *Nachgelassenen Schriften* von 1850 aufgeführt sind, ebenso Gutzkows *Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur* (Stuttgart 1836) mit der wiederabgedruckten *Danton*-Rezension aus dem *Phönix* (Stuttgart 1878, S. 22, Nr. 717 und 718; S. 2, Nr. 64). Ob es indessen auch zu einer produktiven Aneignung des Dramatikers durch den Lyriker kam, wäre erst noch zu prüfen.

167 In seinem Nekrolog im *Schweizerischen Republikaner*, Nr. 17 vom 28. Februar 1837, S. 71.

168 Im Artikel *Ueber Schriftstellerassociationen* (*Deutsche Volkshalle*, Nr. 49 vom 11. März 1840, S. 220).

169 Victor Hugo’s *ausgewählte Schriften*, deutsch bearbeitet von Friedrich Seybold. Zweiter Band. *Lucretia Borgia. Maria Tudor. Angelo, Tyrann von Padua*. – Stuttgart und Leipzig: L. F. Rieger u. Comp. 1835.

170 *HA II*, S. 481.

171 Gutzkow, 1837, S. 345.

172 So wie viele andere Robert Blum im *Allgemeinen Theater-Lexicon*, Bd. 2. – Altenburg und Leipzig 1839, S. 39.

Trägerin nationaler Interesse' ist? – Von *Maria Tudor* und ihrer verworfenen Liederlichkeit wendet man sich mit Schauer und Ekel ab. – [...]“¹⁷³

Ob die Aufführung der *Lucretia Borgia* auf den Brettern der „Conzerthalle, in der Dritten Strasse, über St. Charles Exchange“ in Cincinnati, Ohio (USA) am 19. September 1846¹⁷⁴ auf Büchners Übersetzung zurückgeht, läßt sich zwar vorerst nicht nachweisen, kann aber als möglich gelten, da das Theater große Unterstützung von dem dortigen Theaterverein erfuhr, zu dessen Komitee jener Heinrich Roedter (1805–1857) zählte, der 1847 einen gekürzten Nachdruck von Schulz' *Weidig*-Buch veröffentlichte¹⁷⁵ und möglicherweise durch Karl Zeuner, einen nach Verbüßung von fünf Jahren Haft zwangsemigrierten ehemaligen Schüler Weidigs, mit Schulz in Verbindung stand¹⁷⁶. Wie Zeuner in Cincinnati wohnhaft, war Roedter Redakteur des *Cincinnati Volksblatts* und Gründer des Patriotischen Vereins, der 1846 zur Unterstützung der „Kinder des Märtyrers Weidig namhafte Summen“¹⁷⁷ Geldes nach Deutschland sandte. Dem emigrierten Demokraten dürfte Büchners Name nicht unbekannt gewesen sein.

5. *Leonce und Lena*

Nur auszugsweise in einer kleinen, wenn auch nicht unbedeutenden Hamburger Zeitschrift bzw. später noch in einer Teilsammlung von Gutzkows [!] *Vermischten Schriften*¹⁷⁸ gedruckt, blieb *Leonce und Lena* im Vormärz einer breiten Öffentlichkeit unbekannt. Dabei hätte die Kenntnis des Lustspiels mit Sicherheit zu einer günstigeren Gesamteinschätzung Büchners geführt, wie sich das z. B. in Hermann Marggraffs beiläufiger Bemerkung von 1838 andeutet:

„Büchner [...] hatte [...] Anlage dazu die versöhnende Kunstform zu erreichen, und er würde sie vielleicht, nach einigen von Gutzkow mitgetheilten Partien aus einem Lustspiele zu schließen, erreicht haben [...]“¹⁷⁹

173 *Allgemeine Literatur-Zeitung*, Halle und Leipzig, Nr. 36, Februar 1838, Sp. 287–288 (Rezension von: *Victor Hugo's sämtliche Werke. Erster bis sechster Band*).

174 Vgl. Ralph Wood: *Geschichte des Deutschen Theaters in Cincinnati*. – In: *Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Gesellschaft von Illinois* 32 (1932), S. 424.

175 Vgl. Walter Grab: *Der hessische Demokrat Wilhelm Schulz und seine Schriften über Georg Büchner und Friedrich Ludwig Weidig*. – In: *GBJb* 2 (1982), S. 243 f.

176 Vgl. Wilhelm Schulz: *Ein wichtiges Zeugniß von Karl Zeuner in Nordamerika über die Nichtswürdigkeit des heimlichen deutschen Gerichts*. – Belle-Vue bei Konstanz 1846.

177 Emil Klauprecht: *Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohio-Thales und seiner Hauptstadt Cincinnati in's Besondere [...]*. – Cincinnati: Hof und Jacobi 1864.

178 *Leonce und Lena. Ein Lustspiel von Georg Büchner*. – In: *Telegraph für Deutschland*, Hamburg, Nr. 76–80, Mai 1838, S. 601–640; dann in: Karl Gutzkow: *Mosaik. Novellen und Skizzen* (Vermischte Schriften, Bd. 3). – Leipzig 1842, S. 97–126.

179 Artikel *Deutsche dramatische Literatur*. – In: *Conversations-Lexikon der Gegenwart [...]*,

Wilhelm Schulz schrieb in einem Artikel für die 9. Auflage des Brockhaus, das Lustspiel „voll Geist, Witz und kecker Laune“ sei „im Manuscript hinterlassen“ und „theilweise im ‚Telegraphen‘ abgedruckt“¹⁸⁰ worden. Er hatte es auch als erster in seinem Nekrolog¹⁸¹ erwähnt. Vor allem aber ist bemerkenswert, was der unbekannte Literaturkritiker Wolfram (Pseudonym?) 1848 in einem Artikel der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Kultur und Mode* über „Das deutsche Lustspiel“ darlegte:

„Es genügt nicht, die Schellenkappe aufzusetzen und Latzi zu reißen und auf's Zwerchfell zu spekuliren, um ein Lustspiel zu liefern. Wer ein Lustspiel abfassen will, ohne von der ernstesten Lebensansicht durchdrungen zu sein, empört alle Musen. Vielleicht haben unter den Deutschen nur Gr a b b e und B ü c h n e r – letzterer in einem Lustspielfragment, das Gutzkow mitgetheilt – vermocht, ein Lustspiel zu schreiben. Freilich gellen dem die Ohren vor Weh, der ihre Lustigkeit versteht, und wenn er lacht, so lacht er nur über sich selbst, über die höhnischen Sphinx, die ihn auf seiner Lebenswanderung begleiten. Bei einem solchen Lustspiel überläuft den Leser, der es erfaßt, mitten im Lachen eine Gänsehaut.“¹⁸²

Dies kam den Intentionen des Satirikers Büchner sehr nahe, der sich gegenüber Vorwürfen seiner Familie mit der Erklärung gerechtfertigt hatte: „Man nennt mich einen Spötter. Es ist wahr, ich lache oft, aber ich lache nicht darüber, wie Jemand ein Mensch, sondern nur darüber, daß er ein Mensch ist, wofür er ohnehin nichts kann, und lache dabei über mich selbst, der ich sein Schicksal theile. Die Leute nennen das Spott, sie vertragen es nicht, daß man sich als Narr producirt und sie duzt; sie sind Verächter, Spötter und Hochmüthige, weil sie die Narrheit nur *außer sich* suchen.“¹⁸³

Victor Fleury hat noch auf ein Notizbuch Georg Herweghs aus dem Jahre 1843 hingewiesen, in dem der Dichter die Skizze einer Komödie, eines anti-preußischen Maskenspiels, entworfen hat. Als Titel war offenbar *Der Kreuzkönig oder Viel Lärmen um Nichts* vorgesehen. Dieses Notizbuch befindet sich unter den Materialien des Herwegh-Nachlasses in Liestal. Seine Lektüre erbringt allerdings den Schluß, daß Fleurys Einschätzung: „Les comédies aristophanesques de Platen, *Leonce und Lena* de Büchner lui suggèrent l'idée d'écrire contre le roi de Prusse une satire dialoguée“¹⁸⁴ sich so nicht aufrecht erhal-

7. Heft. – Leipzig [Dezember] 1838, S. 973. Von „höchst interessante[n] Bruchstücke[n] aus einer Reliquie Georg B ü c h n e r ' s “ spricht auch die Braunschweiger *Mitternachtzeitung*, Nr. 92 vom 8. Juni 1838, S. 736 („Notizen.“).

180 A. a. O. (s. Anm. 21).

181 A. a. O. (s. Anm. 167).

182 *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode*, 33. Jg., Nr. 13 vom 18. Januar 1848, S. 30–31.

183 HA I, S. 423.

184 Fleury: *Herwegh*, S. 123 f.

ten läßt. Anregend dürfte in erster Linie das Fiasko von Herweghs Privataudienz beim preußischen König am 19. November 1842 gewirkt haben; weiteres Zeitkolorit ergibt sich aus den Verweisen auf den Kölner Dombau, die Zensur, die „abstracten Literaten“, die Champagnerleidenschaft Friedrich Wilhelms IV. u.s.w. Büchners Einfluß reduziert sich auf die Gestaltung „einer Scene à la Leonce und Lena“: König Peters Auftritt in der zweiten Szene des ersten Akts¹⁸⁵. Die betreffende Stelle in Herweghs Notizbuch lautet:

„[...] Das Ass kommt am Ende gegen das Schloß marschirt, wo die Buben laufen – Der König wird gestochen!

Die Rache des Ass ist gehörig motivirt.

Ecksteine zum Kölner Dom.

Schlussmoral

Und über jedem König steht ein Ass!

Die *abstracten Literaten* nicht zu vergessen! auf de[re]n Beihilfe der König besonders angewiesen wird.

Monolog des Asses, ehe es das Schloß stürmt

Ehe es kommt, der König in einer Scene à la Leonce und Lena. Vorgefühl dessen, was kommen wird, das er in der Bangigkeit des Herzens durch die tollsten und komischsten Anordnungen übertäuben will. Dann erscheint es so à la Gouverneur, worüber der Bube, der bei ihm ist, höchlichst (der ++ ++ geh. Rath hat ihn verlassen) à la Leporello erschrickt. Der König wie Don Juan bei Champagner. [...]“¹⁸⁶

Ob Herwegh sich dabei auf die Kenntnis des *Telegraphen*-Textes stützen konnte, oder ob eine Abschrift des Lustspiels im Schulz-Bekanntenkreis zirkulierte, die er einsehen durfte, muß dahingestellt bleiben. Schulz wußte jedenfalls, was es mit der „Idylle“ von *Leonce und Lena* auf sich hatte: „Versteht sich, daß in diesem Lustspiele das Reich P o p o , unter der Regierung Sr. Maj. des Königs Peter, ein specifisch d e u t s c h e r Musterstaat ist. Sollte wohl gar schon der ahnende Geist des Dichters in der Vergangenheit des ‚mächtigsten rein deutschen Staats‘ [d. i. Preußen, J.-C. H.] dessen glückliche Zukunft erkannt und geweißt haben?“¹⁸⁷ Möglicherweise von Schulz selbst dazu angespornt, könnte Herwegh versucht haben, diesen Gedanken fortzuspinnen. „Par malheur le poète n’acheva pas cette comédie satirique qui promettait d’être pleine de verve.“¹⁸⁸

185 HA I, S. 108 f.

186 Tagebuch von Georg Herwegh (1843), Herwegh-Archiv, Liestal, Ma 73.

187 Schulz, S. 218 f.; zur Möglichkeit einer frühen Abschrift des Lustspiels durch Schulz vgl. meine *Kleine Anmerkung zur Textkritik von Leonce und Lena*. – In: *GBJb* 4 (1984).

188 Fleury: *Herwegh*, S. 124.

6. Lenz

Der Journaldruck des *Lenz* im *Telegraph für Deutschland* vom Januar 1839¹⁸⁹ wurde, verglichen mit *Leonce und Lena*, stärker beachtet. Das vollständige Fragment bot der Kritik offenbar mehr Handhabe als der Teildruck des vollendeten Lustspiels. Aus frischer Erinnerung schöpfte Karl Biedermann in einer Gutzkow-Rezension vom April 1839. Dort heißt es, die Beziehungen zu Büchner hätten Gutzkow schließlich „die gesammelte Ausbeute seines poetischen Talents“ verschafft, „wovon schon ein werthvolles Stück, das Fragment einer Novelle: ‚Lenz‘, neuerdings im Telegraphen mitgetheilt worden“¹⁹⁰ sei. Sicherlich überraschend dürfte sein, daß in Karl Friedrich Rinnes *Innerer Geschichte der Entwicklung der deutschen National-Litteratur* aus dem Jahre 1843 Büchner nicht nur als Dramatiker und Übersetzer aufgeführt, sondern zusammen mit Hoffmann, Tieck, Immermann und den Jungdeutschen bereits dem Genre der „Kunstroman“dichter zugerechnet wird. Dazu zählt Rinne „die betreffenden Schriften [...] hauptsächlich [...] der jüngeren, geistreichen Schriftsteller [...], so wie de[n] größte[n] Theil der auf der Dissonanz zwischen Idee und Wirklichkeit ruhenden und sie unversöhnt lassenden sogenannten Z e r r i s s e n h e i t s r o m a n e.“¹⁹¹ Ein anderer Zweig sei von Tieck begründet worden, die „Kunstnovelle“, und am Ende der nun folgenden Namenliste rangiert, hinter Waiblinger, Georg Büchner.¹⁹²

August Stoeber machte bei Gelegenheit seiner eigenen Veröffentlichungen zu Oberlin/Lenz dreimal auf Büchners Erzählung aufmerksam: „Mein seliger Freund [...] G. B ü c h n e r , hat auf den Grund dieses Aufsatzes eine Novelle geschrieben, [...]“¹⁹³ / „Die [...] Novelle: ‚Lenz‘, von G. B ü c h n e r [...] grundirt völlig auf dem von uns mitgetheilten Aufsatz [...]“¹⁹⁴ / „Dieser [...] Aufsatz bildet die Grundlage der leider Fragment gebliebenen Novelle ‚Lenz‘ meines verstorbenen Freundes G e o r g B ü c h n e r.“¹⁹⁵

Einen Hinweis auf *Lenz* enthält auch das Buch *Die beiden Friedericken in Sesenheim. Wahrheit und Dichtung* von Johann Christoph Freisen (Zürich

189 *Lenz. Eine Reliquie von Georg Büchner.* – In: *Telegraph für Deutschland*, Nr. 5, 7–11, 13 und 14, Januar 1839, S. 84 ff.

190 Karl Biedermann: [Rezension von] *Karl Gutzkow: Götter, Helden, Don Quixote [...]*. – In: *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst*, Leipzig, 2. Jg., Nr. 85–88 vom 9.–12. April 1839.

191 Zweiter Theil. – Leipzig 1843, S. 597 f.

192 Ebd., S. 599 ff.

193 Fußnote zu: [August Stoeber:] *Der Dichter Lenz, im Steinhale.* – In: *Erwinia. Ein Blatt zur Unterhaltung und Belehrung [...]*, hrsg. von August Stoeber, Straßburg, 1. Jg., Nr. 1 vom 5. Januar 1839, S. 6.

194 Ebd., *Kleine Chronik* (Nr. 12 vom 23. März 1839, S. 96).

195 August Stoeber (Hrsg.): *Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim [...]*. – Basel 1842, S. 11.

1838), einem im Frühjahr 1834 zunächst nach Straßburg, dann weiter in die Schweiz geflohenen Vorstandsmitglied des Frankfurter „Männerbundes“. Es heißt dort u. a.:

„Georg Büchner aus Darmstadt, der sich einige Zeit im Elsaß aufgehalten, und dem leider die unerbittliche Sense des Schnitters nicht verstattete, seinen reichen, frischen, kraftvollen Geist vor uns weiter auszubreiten, trug sich mit einer Novelle herum, die den Dichter Lenz zum Gegenstande haben sollte.“¹⁹⁶

Obwohl Büchner und Freieisen sich höchstwahrscheinlich persönlich kannten, gehen zumindest diese Informationen eindeutig auf Gutzkows Nachruf zurück (in der Fassung von 1838¹⁹⁷), doch könnte hierbei Wilhelm Schulz den Vermittler gespielt haben.

Schulz selbst schließlich erinnerte in einer Schrift über *Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz in verderblichem Bunde* daran, daß der Verfasser des *Hessischen Landboten* auch der Dichter „des Fragments einer Novelle ‚aus dem Leben des Dichters Lenz‘, eines Meisterwerks in Auffassung und Schilderung von Seelenzuständen“¹⁹⁸ war. Schulz zog Büchners „tief eindringende Menschenkenntniß“, von der ja „bedeutende Proben öffentlich vorl[ä]gen“, sogar zum Beweis heran, um die gerichtlichen Aussagen Gustav Clemms, die Noellner für seine Verteidigung des Weidig-Prozesses benutzte, als ohne „jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit“¹⁹⁹ zu entlarven.

196 A. a. O., S. 152 (aufgefunden von Hubert Gersch).

197 Gutzkow: *Götter*, S. 41 und 49.

198 S. Anm. 20.

199 Ebd., S. 83 („derselbe Büchner, von dessen tief eindringender Menschenkenntniß so bedeutende Proben öffentlich vorliegen, bezeichnete zugleich diesen C l e m m als eitel in hohem Grade, so wie als leidenschaftlich und leichtsinnig“).

B. Programmatischer Realismus (1850–1875)

1. Einleitung

Von 1850 bis zur Gesamtausgabe von Karl Emil Franzos bildeten die *Nachgelassenen Schriften* fast die einzige Grundlage der Büchner-Rezeption. Georg Büchners Schriften erlebten bezeichnenderweise selbst dann keine Neuauflage, als aufgrund eines Beschlusses der Bundesversammlung mit dem 9. November 1867 alle „vor dem 9. November 1837 verstorbenen Autoren frei von jeglicher Urheber- oder verlagsrechtlichen Bindung“ wurden¹. Schon Jahre vorher war auf diesen Stichtag hin produziert worden – für Büchner tat sich weder unmittelbar davor noch danach etwas. Abgesehen von den vereinzelt Auszügen in Anthologien, bietet sich also das Bild einer recht schmalen Textbasis, der die insgesamt eher zwiespältige Aufnahme seines literarischen Nachlasses genau zu entsprechen scheint. *Danton's Tod* wurde als eigentlich undramatisches, regellooses, aber immerhin doch: Meisterwerk nur mit gemischten Gefühlen betrachtet, *Leonce und Lena* überwiegend unterschätzt bzw. im satirischen Gestus verkannt; der *Lenz* wirkte, je nach Perspektive, meisterhaft oder irritierend. Zwei Jahre nach Erscheinen der Sammlung kehrte Stille ein. Hätte es nicht schon längst die positiven Artikel in den Lexika und (überwiegend) in den Literaturgeschichten gegeben, wäre der Name Büchners wohl für noch längere Zeit aus den Annalen der deutschen Literatur verschwunden.

2. Klassiker *Danton*

Der Teilnachdruck von *Danton's Tod* in der von Carl Arnold Schloenbach (1807–1866) herausgegebenen *Bibliothek der Deutschen Klassiker. Mit literarisch-geschichtlichen Einleitungen, Biographien und Porträts* (Bd. 22: *Die Dramatiker der Neuzeit*. – Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1863), der dem Text von 1850 folgt und immerhin den I. und III. Akt vollständig wiedergab (dazu die letzte Szene des II. Akts; IV. fehlt ganz)², verdient daher besondere Aufmerksamkeit, zumal 1870 sogar eine 2. Auflage erschien. Den Auszügen voran-

¹ *RuG* I, S. 178.

² S. 149–186.

gestellt ist eine kurze Biographie des Autors³, die mit Auszügen aus Georg Herweghs („der Büchner unter den Lyrikern“⁴) Büchnergedicht schließt.

Der Verfasser des *Danton* wird hier zusammen mit Grabbe als „Repräsentant des Gewaltdrama“ vorgestellt, „und dies ebenso in der Bedeutung, daß sie der dramatischen Poesie Gewalt anthaten, als daß sie gewaltigen Stoffen ein gewichtiges Gepräge aufzudrücken wußten“.⁵ Der nachfolgende weitschweifige Identitätsbeweis wiederholt dann eigentlich nur, was Schloenbach schon 1845 in einem Epigramm in gedrängter Kürze sagte:

„Du Hannibal bist der Dämon
Der in der Weltgeschichte hauset;
Du Danton, Dämon einer Zeit,
Die mit Gewittern uns umbrauset.“⁶

„Beide durchglüht und umglänzt von dem echten, wahrhaftigen Glutstrom keuscher Schöpfungskraft, und dabei Pech und Schwefel und anderen Höllengestank verbreitend. Beide mit gewaltigen Gewittern die versumpfte und vernebelte Luft der damaligen Dramenpoesie reinigend; neue Kräfte entzündend, höhere Ziele mit Flammenlettern vorschreibend und die gefährlichsten Gifte zur Unnatur, zum Bizarren, Ungeheuerlichen und Cynischen austreuend“⁷.

Beide „Genies“ und „Titanen“ seien aber auch Erben der Romantik, ihrer „ganzen Willkür, Abenteuerlichkeit und Fratzenhaftigkeit“, freilich „ohne deren Poesie“⁸. Schloenbach will nur „ein einziges Drama“ Büchners kennen, eben den *Danton*, aber auf ihn will er den Vers angewendet wissen:

„Ein Sprößling nur, allein es ist ein Löwe'. Aber es ist ein verwundeter, hungriger Löwe, der mit furchtbarem Gebrüll, mit dampfendem Rachen und blutigen Tatzen durch die Zeit der ‚Schreckenherrschaft‘ schreitet. – In wüster, wilder Nacktheit, in cynischer Grausamkeit, aber auch in ungeheurer, erschütternder Wahrheit, in gewaltigem, historischen Geiste werden die Bilder aus der Schreckenherrschaft vorgeführt; jedes Bild zwar ein Torso; aber jedes einzelne Glied dieses Torso's ein Stück blut- und glutgetränkter Geschichte.“⁹

Während ein publizistisches Echo auf diesen Nachdruck bisher nicht nachgewiesen werden konnte, haben sich beim jetzigen Forschungsstand immerhin

3 S. 143–148.

4 S. 145.

5 S. 143.

6 C[arl] A[rnold] Schloenbach: *Widmungen*. – In: *Mittheilungen aus Oldenburg*, 11. Jg., Nr. 48 vom 29. November 1845, S. 204.

7 S. 144.

8 S. 143.

9 S. 144.

schon sechs Rezensionen der *Nachgelassenen Schriften* auffinden lassen, die sehr anschaulich belegen, wie man im Nachmärz das literarische Vermächtnis Georg Büchners begriff und interpretierte, welche Vorbehalte man seiner Ästhetik entgegenbrachte und weshalb er dennoch, geradezu widerspruchslos, zu den bedeutenden Dramatikern gezählt wurde.

3. Rezensionen der *Nachgelassenen Schriften*

Den Anfang macht am 29. November 1850 das *Frankfurter Konversationsblatt*, die *Belletristische Beilage zur Ober-Postamts-Zeitung*, wo Eduard Sattler, der spätere Redakteur des Blatts, die *Nachgelassenen Schriften* in seiner „Kritischen Umschau als Anleitung bei der Wahl von Festgeschenken“¹⁰ empfiehlt – Büchner auf dem Gabentisch. *Danton's Tod* wird hier als „ein geniales Werk“ gepriesen, „welches nicht vom Standpunkt einer politischen Partei, sondern nur in seiner literaturgeschichtlichen und ästhetischen Bedeutung beurteilt sein will“, was denn auch durch ein längeres Zitat aus Joseph Hillebrands Literaturgeschichte (s. u.) sogleich geschieht. „Von verhältnißmäßig minderem Belang“ sei „Büchner's zweite dramatische Arbeit, das Lustspiel ‚Leonce und Lena‘“, während „das Novellenfragment ‚Lenz‘ [...] wieder unser größtes Interesse erwecken“ müsse: „Die Schilderungen der Natur und des Seelenlebens sind unübertrefflich.“ Sogar die Beteiligung „an den süddeutschen geheimen politischen Verbindungen in den dreißiger Jahren“ wird erwähnt, Büchners mitunter eminent politischen Briefen dagegen „mehr biographischer als literarischer“ Wert zugestanden. Sattler schließt seine Rezension mit der Aufforderung: „Alle Freunde der deutschen Literatur mögen sich dieses Testament von Georg Büchner angelegentlich empfohlen sein lassen.“¹¹

Der anonyme Kritiker in Gustav Kühnes *Europa* vom 21. Dezember 1850¹² nimmt zwar Ludwig Büchners Einleitung zur Grundlage für seinen biographischen Abriss, aber „die von Büchner gestiftete Verbindung in Gießen“, die „sich ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘ nannte“, sowie der „Landbote“, „eine Flugschrift welche die Gesellschaft herausgab“, werden nur ganz beiläufig erwähnt. Dieser Tendenz zur Entpolitisierung entspricht die Beurteilung des *Danton*, der „in seiner uncensurirten Gestalt keineswegs eine erfreuliche Erscheinung“ biete. Immerhin könne er „die Acten über die poetischen Ausartungen unserer crassen

10 Nr. 285, S. 1138.

11 Ebd.

12 Nr. 101, S. 806.

Genialitäten“ vervollständigen. „Ein Drama“ sei *Danton's Tod* eigentlich nicht, obgleich es an „Originalität“ und einzelnen „keck und genial hingestellten Charakterzügen Dantons und Robespierres“ nicht mangle und Büchner schon dadurch einen „sicheren poetischen Takt und Griff“ bewiesen habe, daß er „nicht Robespierre den Tiger, sondern Danton den Löwen zum tragischen Helden“ gemacht habe. *Leonce und Lena* wird dagegen als Lustspiel „von weniger Bedeutung“ abgetan; bei der Erwähnung des *Lenz* ist mehr von Büchners Affinitäten zu dem Stürmer und Dränger die Rede als von einer literarischen Bewertung der Novelle, deren Verdienst es aber sei, daß sie von Lenz' „schon halb wahnsinnigen Zuständen bei dem pietistischen Pfarrer Oberlin in Waldbach ein getreues Bild“ gebe.¹³

Wilhelm Schulz hatte schon im Vormärz in diversen (nicht-literarischen) Veröffentlichungen mit dafür gesorgt, daß Büchner zumindest unter Demokraten nicht so bald vergessen wurde. In seinem Nekrolog für den *Schweizerischen Republikaner*¹⁴, einem Lexikonartikel für Brockhaus¹⁵, einer „geschichtlich-statistischen Abhandlung“¹⁶, die Marx später benutzte und lobend erwähnte¹⁷, und mehreren Schriften zum Justizmord an Friedrich Ludwig Weidig griff er aktiv auch in die literarische Wirkungsgeschichte Büchners ein. Besonders *Danton's Tod* hielt er für „eins der wenigen Werke“, „die noch nicht anerkannt genug sind“.¹⁸ Bereits 1838 äußerte er privatim die Absicht, einmal etwas Ausführlicheres über Büchner zu schreiben. Am 3. April beantwortete er die Bitte August Stoebers, ihm Beiträge für seine *Erwinia* zu liefern, mit der Entschuldigung, er habe momentan noch keine Zeit gefunden, in seinem „vorrätigen papiernen Kram gehörig nachzusuchen, ob vielleicht etwas für die *Erwinia* Brauchbares darin zu entdecken sei“, um dann an Gutzkows Versprechen zu erinnern, Büchners literarischen Nachlaß veröffentlichen zu wollen. Sollte Stoeber sich angesprochen fühlen, als Schulz dann bemerkte: „Über sein inneres Leben, seine Ansichten u. Meinungen, könnte man wohl auch gelegentlich etwas ganz Interessantes sagen“¹⁹? Die gemütvolle *Erwinia* wäre freilich kaum der rechte Ort dafür gewesen. Erst dreizehn Jahre später hat Schulz sich seinen Wunsch erfüllen können. 1851 stimulierte das Erscheinen der *Nachgelassenen Schriften* den nach der Niederlage der Revolution wieder nach Zürich zurück-

13 Ebd.

14 Nr. 17 vom 28. Februar 1837, S. 71 f.

15 *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon.* – Leipzig 1843, Bd. 3, S. 2.

16 Wilhelm Schulz: *Die Bewegung der Production.* – Zürich und Winterthur 1843, S. 162.

17 Vgl. Grab, S. 211–241.

18 S. Anm. 15.

19 Nach einer Fotokopie, die mir Th. M. Mayer freundlich zur Verfügung stellte. Vgl. auch Lehmann/Mayer, S. 186.

gekehrten Paulskirchenabgeordneten zu einem umfangreichen Essay, der im Februarheft von Adolph Kolatscheks (1821–1899) *Deutscher Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben* erschien²⁰ und in der Tat mehr von Büchners „innerem Leben, seinen Ansichten und Meinungen“ handelte, als eine Besprechung erwarten ließ.

Durchgehend zieht Schulz Parallelen zwischen Ansichten Büchners aus den dreißiger Jahren und den Ergebnissen der Politik von 1848. Vor allem kommt es ihm darauf an, einen Menschen vorzustellen, der „in der ungleichen Vertheilung der materiellen und geistigen Güter“ und „in den schneidenden Gegensätzen des Reichthums und der Armuth die Quelle *aller* Uebel“ erkannt und bekämpft habe und ein Beispiel dafür sei, daß sich „die größte Selbstständigkeit des Charakters, die reichste Begabung des Geistes mit der hingebendsten Achtung vor dem Volke wohl verträgt“.²¹ „In der ganzen breiten Wüste neudeutscher Literatur“, so leitet Schulz den eigentlichen Rezensionsteil seines Essays ein, „sieht man sich wohl vergebens nach einem zweiten Bändchen von 300 Sedezseiten um, das gleich diesen ‚nachgelassenen Schriften‘ des Bedeutenden so viel nach so vielen Seiten hin enthielte.“²² Zunächst wendet er sich der *Probevorlesung* zu, aus der er den Schlußabschnitt in *N* mitteilt, um daraufhin Auszüge aus dem *Hessischen Landboten* folgen zu lassen, den er als „ein Meisterstück in seiner Art und unbedingt das Bedeutendste, was seit den s. g. Befreiungskriegen die revolutionäre und populäre Presse Deutschlands aufzuweisen hat“²³, bezeichnet, um daraus das Fazit zu ziehen: „Dort findet sich also Büchner so leicht im Gebiete der Wissenschaft zurecht, als hier im Gebiete des Volkslebens, bis in alle Einzelheiten der Denkweise des Volks hinein. Dort ist er Gelehrter mit den Gelehrten, hier Bauer mit den Bauern; dort spricht er die Sprache der Hochschule, aber mit jenem poetischen Anhauche, wie er selten aus dem Munde ordentlicher und außerordentlicher Professoren kommt, hier die Sprache der Dörfer und des gemeinen Lebens, die bei aller Faßlichkeit doch edel bleibt, die an keiner einzigen Stelle in das Gemeine herabsinkt.“²⁴

Die drei Hauptwerke aus den *Nachgelassenen Schriften* müssen Schulz zufolge als Einheit begriffen werden, so „daß erst jede einzelne Schöpfung durch die anderen, daß erst der schöpferisch umfassende Geist des Dichters durch alle in's rechte Licht gesetzt wird“²⁵. Die „Novelle Lenz“ schildere „in einer kranken Menschenseele die mit unerbittlicher Consequenz fortschreitende Entwicklung

20 S. 210–233.

21 S. 228, 233.

22 S. 216.

23 S. 217.

24 Ebd.

25 S. 218.

des Wahnsinns. Eine Vogesenengegend, in den schärfsten und feinsten Umrissen mit allen Farben und Farbenschattierungen der wirklichsten Wirklichkeit dargestellt, ist der Boden, auf dem die innere Tragödie ihre Fäden äußerlich abspinnt; so daß Geist und Natur bald in trübseliger Harmonie zusammenstimmen, bald in schneidenden Contrasten auseinandergehen“. *Lenz* sei insgesamt ein recht „düsteres Nachtgemälde“²⁶. „Durch und durch heiteren“ Charakter besitze dagegen „die keck lustige Humoreske *Leonce und Lena*“, die Schulz als Satire auf einen „specificisch deutschen Musterstaat“ interpretiert, wofür er aus der Perspektive des Jahres 1851 Preußen einsetzt. König Peter, der sich ganz auf das Denken verlegt hat, denke – so vermutet Schulz ironisch – „wahrscheinlich [...] sieben und zwanzig Jahre lang darüber nach, ob er die versprochene Constitution geben soll“, während *Leonce* als „romantischer Kronprinz“ definiert wird, „der auch zuweilen denkt, aber nur darüber, in welchem Weine er sich heute betrinken will.“²⁷ Daß die Komödie dramaturgischen Prinzipien vielleicht nicht ganz entspreche, will Schulz nicht bestreiten, liege doch „die komische Kraft nicht sowohl in den Situationen und thatsächlichen Verwicklungen, als in dem behaglichen Gerede, womit die Leute sich selbst und ihre seltsamen Gefühle zum Besten geben. Dennoch ist der sorgenbefreiende Humor, der darin sprudelt, nicht minder ergötzlich.“²⁸ Den größten Platz räumt Schulz *Danton's Tod* ein, „von Büchner's Schriften [...] am meisten gelesen, beachtet, gerühmt und auf die unverständigste Weise getadelt“. Den Unsittlichkeitsvorwurf weist er entschieden an die Adresse der Ankläger zurück, wobei er sich u. a. der Argumente Büchners aus dessen Briefen an die Familie bedient. Er gesteht zu, daß „im *Danton*, unbeschadet der geschichtlichen und psychologischen Wahrheit, so wie der Forderung der Schönheit, in der *Summe* der üppigen Auswüchse einige wenige [hätten] wegbleiben dürfen! Aber es verlohnt sich nicht der Mühe, darüber ein Wort zu verlieren“. Diskutierfähiger erscheint ihm der Vorwurf, daß die Einbeziehung der Geschichte „in die psychologische Entwicklung des Charakters“ die „Oekonomie des Kunstwerks zerstört habe“. Doch dann seien „sogar die eigentlich geschichtlichen Dramen *Shakespeare's* [...] keine eigentlichen Dramen“. Man könne nämlich „die ewige Arbeit der Weltgeschichte“, die „nur in ihren massenhaften Wirkungen bewegt und erschüttert“, nicht einfach „in den Käfig eines Dramas einfangen und sie leibhaftig vor Lesern oder Zuschauern [...] produciren“²⁹. In *Danton's Tod* dagegen trete dem Leser „mit der gesprochenen Selbstbiographie eini-

26 Ebd.

27 S. 219.

28 S. 221.

29 S. 219, 221.

ger Hauptträger der Revolution und mit den Volksscenen, eine in engen Rahmen gefaßte Reihe von Bildern entgegen, die uns ein gut Stück Revolutionszeit so unmittelbar vor Augen rücken, wie es nur der Dichter, nie aber der Historiker vermag. Seien wir also keine ästhetischen Philister, die sich allzu viel um den Namen bekümmern. Wer Danton's Tod kein Drama, wer Leonce und Lena kein Lustspiel heißen will, mag sie anders heißen. Aechte und rechte Poesie bleiben sie doch.³⁰ Nach 24 Seiten (davon die letzten 8 gedrängt mit kleinerem Zeilenabstand) muß Schulz abbrechen: „es ist ebenso schwer, mit tausend und tausend anderen Schriften nur anzufangen, als mit diesen ‚nachgelassenen Schriften‘ aufzuhören. Mögen sie denn bald in allen Händen sein, den Aristokraten zum Aerger, den Demokraten zur Lust!“³¹

Karl Ohly (1825–1881), Darmstädter Demokrat und Bekannter der Geschwister Büchner, bezeichnet die *Nachgelassenen Schriften* in seiner über sechs Spalten langen Rezension in der *Kölnischen Zeitung* vom 4. April 1851³² (bzw. dem *Mannheimer Unterhaltungsblatt* vom 12. und 13. April 1851)³³ ebenfalls vom Züricher Exil aus und in ganz ähnlichen Worten wie Schulz als „Oase des Genius in dem mitunter so sandigen und unerquicklichen Getriebe unserer modernen Literatur“³⁴. Mangels eigener Kenntnisse muß er zwar auf Ludwig Büchners Einleitung zurückgreifen, um einen Abriss von Büchners äußerem Leben geben zu können, er versteht es aber, an den entscheidenden Stellen Akzente zu setzen. So verweist er auf die verblüffende „Virtuosität“, mit der Büchner es nicht nur in seinem politischen Engagement und in der Poesie, sondern auch in der Medizin „zu hoher Vollkommenheit“ gebracht und sich daneben noch „gleich Schiller mit besonderer Vorliebe den cardinalen und fundamentalen Wissenschaften der Philosophie und Geschichte“ gewidmet habe – was Ohly nachdrücklich begrüßt, da er die Ansicht vertritt, „daß gerade der moderne Dichter einer praktischen Unterlage des Wissens nicht entbehren könne, wenn er anders sein Talent nicht in logischer Einseitigkeit verpuffen lassen, sondern seine Subjectivität wahrhaft zum Spiegel einer ganzen breitenreichen Weltwirklichkeit machen will“. So wie Büchner „in poetischer Beziehung die ganze damalige Literatur“ überragte, so habe er „in politischer Beziehung alle seine politischen Partei-Genossen an genialem Scharf- und Einblick in die letzten Gründe politischer Unzufriedenheit und in Kenntniß der Hebel übertroffen, welche einzig einer Revolution zum Siege verhelfen können“. Büchner erscheint

30 S. 221 f.

31 S. 233.

32 Nr. 81, S. 3–5 (*Ein Denkstein*).

33 Nr. 88–89, S. 350–351 und 354–356 (Nachdruck aus der *Kölnischen Zeitung*). Diese Quelle verdanke ich Alfred Estermann.

34 S. Anm. 33, S. 3.

daher auch als Typus des „modernen Poeten“, der „sich weit mehr“ von den „socialen“ als den „exclusiv-politischen Strebungen der Zeit“ berührt sehe: „so richtete sich Göthe's Poesie, wo sie polemisch war, gegen ‚die gute Gesellschaft‘, nicht gegen den Staat, welcher nur das Product, der Ausdruck dieser Gesellschaft ist; so unterschieden sich die Strebungen G. Büchner's von denen Weidig's und der übrigen Bewegungsmänner der dreißiger Jahre durch entschiedenes Ueberwiegen des socialen Elementes. Es lebte in ihm [...] ein warmes, lebendiges Gefühl für die Leiden des Volkes [...].“³⁵ Auch die Darmstädter Untersuchungsrichter hätten zugestehen müssen, daß er „unter all' den damaligen politisch Angeklagten der Einzige gewesen“ sei, „der wahrhaft verstanden habe, wie man wirksam revolutioniren müsse, und die hinterlassenen Fragmente seines ‚Landboten‘ sind von einer durchaus volksmäßigen, gracchischen Beredsamkeit“³⁶.

Als bedeutendstes unter Büchners Werken gilt Ohly „das berühmte Drama ‚Danton's Tod‘“³⁷, dem wegen der „auf der genialsten dichterischen Intuition, verbunden mit dem gewissenhaftesten Detail-Studium, ruhenden historischen Treue der Darstellung“ seine „bewundernde Anerkennung“ gilt. „Alle Elemente der Zeit- und Literatur-Periode, in welcher die Dichtung entstand – die Weltmüdigkeit, die jungdeutsche Pointe und die Kühnheit der philosophischen Consequenz, mit welcher jene spielt, die Lust an der Bizarrerie der Contraste endlich finden sich in dem Büchner'schen Drama wieder, aber gespiegelt in einem Dichtergeiste, der von allen deutschen Poeten, die sich je am Marke Shakespeare's genährt haben, unstreitig der dem großen Briten wahlverwandteste-ebenbürtigste war“. Bei aller Bewunderung und Verehrung seien doch gewisse „Mängel“ nicht zu verkennen: die Formlosigkeit, die das Stück mehr zu einem „dramatischen Gemälde“ geraten lasse, auch „einzelnes ästhetisch Verletzendes“. Dennoch rage das Drama, dem man „so garnichts von dem Staube des Handwerks, von Gezwungenheit der Tendenz, von musivischer Tüftelei anschmecke“, „titanisch“ über andere Produkte der jungdeutschen Periode hinaus.³⁸ Während *Lenz* ganz kurz als „von der feinsten psychologischen Auffassungs- und genialer Darstellungsgabe zeugendes Novellen-Fragment“ charakterisiert wird, bleibt das Lob von *Leonce und Lena* verhalten; das Lustspiel kranke „an dem Cardinal-Gebrechen der deutschen Comödie“, „dem Mangel an Realität“. Auch die „tiefen, poetischen Silberblicke“ und die mal „köstlich humoristische“, mal „psychologisch feine [...] Ausmalung der Situationen und

35 Ebd.

36 Ebd., S. 4.

37 Ebd., S. 3.

38 Ebd., S. 4.

Charaktere“ könnten darüber nicht hinwegtäuschen.³⁹ Aus Büchners Briefen schließlich spreche überall „ein ganzer, ungemeiner, seltener Mensch: nie der eigentlich politische Tendenzler, sondern stets das schöne, große, mit allem Menschlichen empfindende Herz, eine unserer classischen Humanitäts-Periode würdige, volle, runde Persönlichkeit“⁴⁰. „Warum“, so Ohly am Ende seiner Rezension, „mußte unserer Literatur ein so verheißungsreiches Genie, unserer Nation ein so bedeutender Mensch so früh entrissen werden?“⁴¹

Etwas über drei Spalten lang ist die mit der Chiffre „19“ gezeichnete Rezension in den *Blättern für literarische Unterhaltung* vom 11. Oktober 1851⁴², als deren Verfasser Willibald Alexis (1798–1871) gilt⁴³, der ehemalige preußische Kammergerichtsreferendar, Scott-Übersetzer, Zeitschriftenherausgeber und Romanschriftsteller, der in den vierziger Jahren eine bemerkenswerte Wandlung zum Liberalismus vollzogen hatte. Büchners Werke werden hier nur flüchtig gestreift: „das Hauptinteresse dieses Buchs beansprucht einstweilen die Biographie des Dichters“⁴⁴. Und dabei steht dessen politisches Engagement ganz im Mittelpunkt, obgleich er „einer Partei“ angehörte, „zu der der Schreiber Dieses nicht gehört, er suchte im entschiedensten Radicalismus das Heil für sein Vaterland. Er war Ultrademokrat, ja Socialist, mit dem entschiedensten Bewußtsein, daß auf diesem Wege allein das Volk zum Aufstande zu bewegen sei“, und trotzdem „ein Mann vom klarsten Verstande [. . .], und weit davon entfernt ein Utopist zu sein“. Zum Beleg dienen Auszüge aus August Beckers Verhörprotokollen, die Ludwig Büchner aus Noellers Schrift nachgedruckt hatte, und der Brief an Gutzkow vom Sommer 1836. Ludwig Büchners Biographie könne künftigen Geschichtsschreibern, die den „innern Zusammenhang“ der „großen Gährung“ in den 30er Jahren „mit den einzelnen Bewegungen“ dieser Zeit beleuchten wollten, „zu Hülfe kommen“. „Die Zeit der Gährung ist in ihrer Totalität überhaupt noch zu wenig im Allgemeinen gekannt“⁴⁵. Für die Würdigung des Dichters bleibt, wie gesagt, wenig Raum. Aber der Rezensent hält *Danton's Tod* ohnehin für „genügend gewürdigt [. . .] als daß es hier nöthig wäre noch ein mal leicht berührend darauf zurückzukommen“. Der einzige kritische Einwand richtet sich gegen die Rhetorik des Stücks, gegen die allzugroße Shakespearomanie, die den Autor „oft versucht dem Gedanken einen so stark metaphorischen Ausdruck zu geben als die Natur des Lebens und der wahren

39 Ebd.

40 Ebd.

41 Ebd., S. 5.

42 Nr. 122, S. 959–961.

43 Vgl. Goedeke: *Grundriß*, IX, S. 481.

44 S. Anm. 42, S. 960.

45 Ebd.

Volkssprache ihn nicht bedingt. Bei seinem Ringen nach der Natürlichkeit, bei seiner Bewunderung und Liebe für das Volkslied würde er in einer fernern Entwicklungsstufe auch hierin das Richtige getroffen haben“. (*Woyzeck* wäre dieses Stück wohl gewesen.) Von wirklich eigenem Geiste (nicht dem Shakespeares also) zeuge dagegen „sein nachgelassenes Lustspiel ‚Leonce und Lena‘“. „Es ist indeß seltsam, daß der Volksmann gerade diese phantastische Form ergriff, die ganz andern Bildungsperioden angehört, um seine Anschauungen von Welt und Menschen auszusprechen. Daß er aber überhaupt noch in seiner Bedrängniß ein Lustspiel dichten konnte ist ein a priori Zeugniß für den nicht zu beugenden Dichtergeist“. Den *Landboten* bezeichnet der Rezensent als „eine Probe“ von Büchners „populärer publicistischer Schriftgabe die später freilich mannichfach übertroffen ward an Ungemessenheit, nicht aber immer an Wärme und Kraft“, während „das sehr interessante Novellenfragment ‚Lenz‘“ als „bekannt genug“ vorausgesetzt wird; auch diese Probe lasse „wieder das Untergehen des begabten Dichters bedauern“.⁴⁶

Die einzige intensiv poetologische Auseinandersetzung mit Büchners Œuvre stammt – wen mag es wundern – von Julian Schmidt (1818–1886), dem Mitherausgeber der Leipziger *Grenzboten*, in denen am 24. Januar 1851 seine ausführliche Kritik der *Nachgelassenen Schriften* auch zuerst erschien⁴⁷. Schmidt begreift Büchner als „Typus der Zeit“ und „Vertreter einer bestimmten Richtung“, deren „chronologischen Zusammenhang“ er in einer Fußnote ins Gedächtnis ruft. Der Bogen spannt sich etwa von Heines *Reisebildern* über Victor Hugo's *Cromwell*, Lenz' *Werke*, herausgegeben von Tieck, Börnes *Briefe aus Paris* und die Hauptschriften der Jungdeutschen bis zu Immermanns später Prosa. Aus seiner Anerkennung des dichterischen Talents macht Schmidt keinen Hehl, und darum heißt er es letztlich auch gut, daß „die gegenwärtige Ausgabe“ von Büchners Werken „wieder auf ihn aufmerksam“ mache. „Wir sehen nicht allein ein wirkliches, sehr bedeutendes Talent vor uns, sondern auch einen ganz eigenthümlichen Charakter“, der „trotz seiner Jugend, fast alle Poeten seiner Schule an Talent wie an Tiefe des Gefühls [übertragt]“⁴⁸. Mit Sympathie hat das freilich nicht das geringste zu tun, wollte Büchner doch – und dies stellt in Schmidts Augen „die schlimmste Seite seiner Thätigkeit“⁴⁹ dar – „eine Revolution heraufbeschwören aus Langeweile und Blasirtheit!“⁵⁰ Der ideologischen Blindheit und den jugendlichen Exaltationen entspreche eine verkehrte Poetik, eine „falsche ästhetische Ansicht“, die der ehemalige Berliner Realschullehrer

46 Ebd.

47 10. Jg., 1. Semester, Bd. 1, Nr. 4, S. 121–128.

48 S. 121.

49 S. 125.

50 S. 128.

glaubt „nicht genug bekämpfen“ zu „können“⁵¹, was er dann auch sogleich unternimmt, um an allen drei Werken (*Lenz*, *Leonce und Lena*, *Danton's Tod*) zu illustrieren, wie der Dichter sein eminentes „Talent [...] verschwendet“ habe⁵². Ausgangspunkt ist Büchners „Selbstrecension über Danton“⁵³ im Brief an die Familie vom 28. Juli 1835⁵⁴ (dessen Inhalt hier als bekannt vorausgesetzt werden kann). Schmidt will den Einwand gegen den poetischen Idealismus, wonach „Gott doch wohl gewußt haben müsse, was er schuf“, nicht gelten lassen, „denn für Gott ist die Welt Totalität, in der ein Unvollkommenes das Andere ergänzt. Der Dichter aber, der nur ein Fragment der Welt darstellt, kann sich mit dem Empirischen, dem Unvollkommenen nicht begnügen. Wenn die Dichtung ein Duplicat des Wirklichen gäbe, so wüßte man nicht, wozu sie da wäre.“ Büchners Kritik an den „Idealdichtern“ kontert er mit dem Hinweis, daß Dichtung stets „erheben, erschüttern, ergötzen“ müsse, das aber könne sie nur „durch Ideale“. Die Schiller'schen „Marionetten mit himmelblauen Nasen und affectirtem Pathos“ könnten diese Wirkung freilich nicht hervorrufen, aber „darum eben“ seien sie auch gar „keine Ideale“⁵⁵. In der Ablehnung des „subjectiven Idealismus“, wie Schmidt dies „verschrobene Denken“ an anderer Stelle nennt⁵⁶, treffen sich Autor und Rezensent, nur glaubt Schmidt, daß es dem Dichter unmöglich sei, „einen bloßen Abklatsch des Wirklichen zu geben“, denn „das bloße Wirkliche“ sei „zu elend, um die Seele dauernd zu erregen“, daher müsse er „idealisieren, er mag wollen oder nicht“⁵⁷.

Was als Maßgabe dafür zu gelten hat, können wir verschiedenen Äußerungen der Epoche entnehmen, es führt uns immer wieder auf dieselbe Wurzel zurück: es ist der „gesunde Menschenverstand“, der Sinn für den „wahren“ Inhalt der Dinge. „Sophokles Spruch“, heißt es bei Schmidt ein Jahr später, bleibt „ewig wahr: der Dichter soll die Menschen darstellen, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollen. [...] Er soll der Natur ablauschen, was sie aus ihnen machen wollte, was aber vollständig zu erreichen, ihr durch zufällige, nicht zur Sache gehörende Umstände, versagt blieb.“⁵⁸ Die „materielle Nachahmung der Natur“ habe nur „eine untergeordnete Stelle innerhalb der Kunst“⁵⁹. Das „wirklich Ekelhafte“ – also alles, was bürgerlichen Tugenden zuwiderläuft – dürfe „auf der Bühne keinen Platz finden, und was nicht in einer idealen Form dargestellt

51 S. 123.

52 Ebd.

53 Ebd.

54 *HA* II, S. 443 ff.

55 Vgl. Anm. 47, S. 123.

56 *RuG* II, S. 85.

57 S. Anm. 47, S. 123.

58 *RuG* II, S. 89.

59 Zit. nach Ruckhäberle/Widhammer, S. 49.

werden kann, hat überhaupt nicht das Recht, künstlerisch dargestellt zu werden“⁶⁰. Die Lebenstotalität wird folglich verengt auf das Moralische, Positive, Gesunde. Der „gesunde Menschenverstand“ entlarvt sich so als das bürgerliche Wunschbewußtsein seiner Zeit. Zur literarischen Darstellung fortschreitender Schizophrenie im *Lenz* sagt Schmidt deshalb:

„Ich halte den Versuch, den Wahnsinn darzustellen, wenn er etwas mehr sein soll, als das deutlich erkannte Resultat eines tragischen Schicksals, oder als eine vorübergehende Staf-fage, um die augenblickliche Stimmung auszudrücken, für den Einfall einer krankhaften Natur. Die Darstellung des Wahnsinns ist eine unkünstlerische Aufgabe, denn der Wahnsinn, als die Negativität des Geistes, folgt keinem geistigen Gesetz; die Willkür hat einen unermesslichen Spielraum, und die hervorzurufenden Stimmungen contrastiren so gewalt-sam mit einander, daß ein lebendiger Eindruck nicht möglich ist. Ueber das Widersinnige müssen wir lachen, und doch schaudert es uns vor diesem unheimlichen Selbstverlust des Geistes. Der Wahnsinn als solcher gehört in das Gebiet der Pathologie, und hat ebenso wenig das Recht, poetisch behandelt zu werden, als das Lazareth und die Folter.“⁶¹

Büchners Talent will Schmidt damit keineswegs leugnen, es sei sogar „im höch-sten Grade anzuerkennen“⁶². Aber dies reiche nicht hin, ebensowenig wie der entschuldigende Hinweis auf die Empirie und Faktentreue der Darstellung. Wenn der Autor auch „über *Lenz* die gewissenhaftesten Studien gemacht“ habe, „um in der Schilderung seines Wahnsinns so naturgetreu als möglich zu sein, so ist dieses Studium doch nur die Nebensache; eigentlich ist seine Productivität in der Reihenfolge der Seelenzustände, und in dem Rapport, in welchen dieselben zu den entsprechenden Stimmungen der Natur gesetzt werden“. Dies bringt Schmidt auf den Verdacht, Büchner habe an derselben Krankheit gelitten wie der *Lenz* seiner Novelle: „Wie lebhaft sein Gefühl in dem Herausfinden dieses Rapports war – die Eigenschaft eines krankhaft reizbaren Nervensystems – ze-igen verschiedene halb im Scherz halb im Ernst geschriebene Stellen seiner Brie-fe“⁶³. In eben dieser Geistesverwandtschaft liege einer der kardinalen ästheti-schen Fehler des Fragments begründet; denn „am schlimmsten ist es, wenn sich der Dichter so in die zerrissene Seele seines Gegenstandes versetzt, daß sich ihm selber die Welt im Fiebertraum dreht. Das ist hier der Fall.“⁶⁴

An *Leonce und Lena* kritisiert Schmidt die Hamletstimmung und die „frosti-gen, mit einer wahren Leichenbittermiene vorgetragenen Späße“, wofür die Deutschen von jeher „die wunderlichsten Sympathien gehegt“ hätten.

60 *RuG* II, S. 89.

61 S. Anm. 47, S. 122.

62 S. 123.

63 Ebd.

64 S. 122.

„Wir schwärmten unsere eigene stofflose Unendlichkeit an, wir wiegten uns mit einer gewissen schadenfrohen Selbstzufriedenheit in diesem gemischten Gefühl der Größe und Erbärmlichkeit. [...] Es ist ein Spiel der Freiheit, mit dem unheimlichen Abgrund des eignen Innern zu scherzen, und darum angenehm, aber auch bedenklich. Denn wie die Realität sich in Visionen verliert, so bemächtigen sich die Visionen der Wirklichkeit. Wo das Leben zu einem bloßen Schein herabsinkt, wird es ein Reich des Bösen“⁶⁵.

In einem zweiten Schritt wird Leonce mit Danton verglichen: „Danton spricht und benimmt sich gerade wie Leonce, aber es wird uns viel unheimlicher dabei, denn wir fühlen Leben und Zusammenhang heraus.“⁶⁶ [...] Danton ist eine wirkliche Gestalt von Fleisch und Blut“, die sich freilich als ebenso lebensmüde und blasiert erweise und daher in Robespierre auch unbedingt einen scharfen Gegensatz verlange, eine poetische Forderung, die der Dichter aber nicht erfüllt habe. „Bücher zersetzt mit dem Scheidewasser seines Skepticismus auch die härtesten Gestalten“⁶⁷. Überhaupt widerstrebe *Danton's Tod* „allen Gesetzen der Kunst“:

„Es enthält eine Menge episodischer Figuren und Handlungen, die weder zum Verständniß des Ganzen etwas beitragen, noch an sich einen selbstständigen Werth beanspruchen dürfen. Die einzelnen Szenen sind lose an einander gefädelt, der Ausgang ist ein vollkommen leerer, ja verrückter“.⁶⁸

Was die „ethische Seite des Dramas“ angeht, so ergibt sich für Schmidt der Gesamteindruck, „daß die Revolution etwas Entsetzliches und Verabscheuungswürdiges“ sein müsse, und dies glaubt er auch in dem bekannten Brief an die Braut („gräßlicher Fatalismus der Geschichte“⁶⁹) wiederzufinden⁷⁰. Doch Büchners Tätigkeit zu eben dieser Zeit sei seinem Vernunftschluß genau entgegengesetzt gewesen, was Schmidt durch Sperrung besonders deutlich macht: „Und in dieser Stimmung stand er an der Spitze einer ziemlich verbreiteten geheimen Gesellschaft, welche Brandpamphlete in die Hütten des Volks schleuderte, um einen Krieg der Armen gegen die Reichen zu erregen“. Wieder zitiert er aus einem Brief, diesmal an Gutzkow: „Das ganze Leben [der „abgelebten modernen Gesellschaft“] besteht nur in Versuchen sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben“⁷¹, und daraus ergibt sich für

65 S. 125.

66 Ebd.

67 S. 126.

68 S. 125.

69 HA II, S. 425 f.

70 Vgl. Anm. 47, S. 127.

71 Vgl. HA II, S. 454 f.

ihn der Schluß: „Die eigne Stimmung wird der Gesellschaft imputirt“. „Schlug ihm nicht das Gewissen [...] Hamlet-Leonce an der Spitze eines Jacobinerklubbs kommt mir vor wie Nero, als er Rom anzündete, um einen schauerlich schönen Anblick zu haben“⁷².

Schmidts gekürzte und überarbeitete *Grenzböten*-Rezension erscheint zwei Jahre später im 4. Kapitel seiner *Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert* (Leipzig 1853)⁷³, 1856 in 3. Auflage⁷⁴ und 1867, noch einmal gestrafft, in 5. Auflage⁷⁵. Hier wird einleitend, an Vorangehendes anknüpfend, „der mephistophelische Witz“ als „das charakteristische Kennzeichen“ des Autors bezeichnet, „der in der Tendenz Grabbe sehr nahe kommt, der aber an Talent [...] ihm bedeutend überlegen ist“⁷⁶. Im übrigen hält sich Schmidt an seinen alten Text, der nur geringfügig, hauptsächlich zur Verdeutlichung, variiert ist (wie z. B. bei der Identifizierung von Leonce mit Lenz: „Lenz war ein Wahnsinniger, Leonce leidet an der Modekrankheit des Spleens und der Blasirtheit“⁷⁷). Auch macht Schmidt nun klar, warum der Tod Dantons „kein dramatischer Abschluß“ sei: „Der Wendepunkt der Revolution war vielmehr der 9. Thermidor. Danton's Tod ist nur die wesentliche und nothwendige Einleitung zu Robespierre's Fall“, was dann im nächsten Abschnitt als Verdienst von Griepenkerls Drama ausdrücklich belobigt wird. Überhaupt hat Schmidt aus einer Griepenkerl-Rezension Teile in das Büchnerkapitel transferiert, um vorzuführen, wie ein Drama der Französischen Revolution auszusehen habe.⁷⁸

4. Literaturgeschichten

Während Julian Schmidt immerhin die *Nachgelassenen Schriften* insgesamt behandelt, beschränken sich die meisten seiner Zunftkollegen allein auf *Danton's Tod*. Johannes Scherr, der schon im Vormärz, wahrscheinlich 1841 durch seinen Freund Herwegh, auf Büchner aufmerksam geworden war und seit 1843 mehrfach auf den Autor bzw. dessen Hauptwerk hinwies⁷⁹, bezeichnet ihn in seiner

72 Vgl. Anm. 47, S. 127 f.

73 Bd. 2, S. 213–221.

74 Bd. 3, S. 49–56.

75 Bd. 3, S. 252–257.

76 Vgl. Anm. 73, S. 213.

77 Ebd., S. 215.

78 Ebd., S. 217.

79 U. a.: *Briefe eines Deutschen aus dem Exil*. – Winterthur 1843; *Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau*. – Stuttgart 1844.

Literaturgeschichte von 1851⁸⁰ als „großes dramatisches Talent“, das „der Tod hinweggenommen“ habe, „bevor seine Anlagen, die sich in dem dramatischen ‚Danton’s Tod‘ so genial ankündigten, zur Entfaltung gelangen konnten“⁸¹. In Scherrs *Geschichte der deutschen Literatur*⁸² von 1854 erhält diese Erwähnung noch eine polemische Pointe: Bevor nicht das „Nationalleben“ sich frei entfalten dürfe, eine Nationalbühne die launischen Hofbühnen ersetze, werde es keine neuen Anregungen auf dem Theater geben, und „die Zeit scheint [. . .] ferne, wo dramatische Dichtungen, wie der Tod Danton’s von dem allzu früh weggerafften Georg Büchner (1813–1837), die ihnen innewohnende Wirkung von der Bühne herab geltend machen können.“⁸³ In diesem Sinne hatte Scherr übrigens in seinem spöttischen Versepos *Deutscher Parnaß* (unter dem Pseudonym Ilius Pamphilius) den damals umfeierten Griepenkerl ironisch über Shakespeare und Büchner gestellt⁸⁴. Ein weiterer Beweis für Scherrs Wertschätzung ist der Nachdruck der Conciergerie-Szene IV, 3 aus *Danton’s Tod* in seinem *Bildersaal der Weltliteratur*.⁸⁵

Theodor Mundt, der sich im Vormärz anscheinend nicht über Büchner geäußert hat, nennt ihn in seiner *Geschichte der Literatur der Gegenwart* (Leipzig 1853⁸⁶) „ein nicht minder bedeutendes dramatisches Talent“ als Heibel. Dagegen müßten die Leistungen Robert Griepenkerls („gesuchte Originalität“) und Karl [d. i. Rudolf] Gottschalls („hochtönende Phrase“) zurückstehen. „Sein Trauerspiel ‚Danton’s Tod‘ (1835) hat Ideenfülle, historischen Witz und Humor, und eine lebensvolle dramatische Charakterzeichnung, die zugleich auf einer tiefen Kenntniß der französischen Revolutionszustände beruht“. Das Urteil kommt von kompetenter Seite: 1859 legte Mundt den historischen Roman *Robespierre* vor; als Theoretiker und Historiker des Dramas war er schon Ende der 40er Jahre hervorgetreten.⁸⁷

Joseph Hillebrand lobt in der überarbeiteten 2. Auflage seiner *Geschichte der deutschen Nationalliteratur*⁸⁸ (1851) Büchner als „eigenthümliche dramatische Kraft“, seinen *Danton* als „schätzbares Vermächtniß für unsere dramatische Li-

80 Johannes Scherr: *Allgemeine Geschichte der Literatur*. – Stuttgart 1851.

81 Ebd., S. 497.

82 Johannes Scherr: *Geschichte der deutschen Literatur*. – Leipzig ²1854 (1. Auflage 1853).

83 Ebd., S. 187. Dasselbe auch in der 3. Auflage (Stuttgart 1869), Bd. 2, S. 302.

84 Zürich 1854, S. 27. Ein Exemplar dieser Schrift befindet sich in Heines Nachlaßbibliothek, Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf.

85 Stuttgart ¹1869, Bd. 1, S. 363 f.; ³1885 (1. Auflage 1848).

86 S. 716.

87 Theodor Mundt: *Dramaturgie oder Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst*. – Berlin 1848.

88 1. Auflage u. d. T.: *Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts*. – Hamburg und Gotha 1846.

teratur⁸⁹. Noch in seiner durch Gutzkow mehr oder weniger verstümmelten Gestalt zeuge das Drama von einer „ungewöhnlichen Gabe dramatischer Auffassung und Belebung“.

„Mit fortreißender Eile werden uns die revolutionären Ideen, Personen und ihre Schicksale vergegenwärtigt. Das Ganze ist fast nur Charakteristik und Situation, wobei die Handlung bloß auf vereinzeltten Haltpunkten ruhet. [...] Die Szenen fliegen an uns vorüber, gleichsam, um nur auf die Katastrophe hinzuweisen, ohne sie eigentlich zu motiviren. Der Dialog ist belebt und von großer dramatischer Energie“.

Nach dieser knappen Charakteristik findet Hillebrand nur noch ein paar Worte für *Leonce und Lena*, „eine Art komödische Ironisierung des Lebens im Spiegel der Narrheit, voll treffender Shakspeare'scher Einfälle, jedoch nicht frei von gesuchtem Witze. –“ Immerhin verschweigt Hillebrand nicht, daß Büchner „in der Verbannung“ starb, „wohin ihn die demagogischen Untersuchungen getrieben“ (man beachte: nicht etwa die Agitation selbst), was seinen Parteistandpunkt⁹⁰ deutlich macht. Das kommt nicht von ungefähr: der Literaturhistoriker war 1850 selbst Opfer der Reaktion geworden.⁹¹ Nachdem vor kurzem eine Studienbescheinigung Hillebrands aufgetaucht ist, die bezeugt, daß Büchner im Sommersemester 1834 seine „Vorlesungen über die Logik u. das Naturrecht mit lobenswerthem Fleiße gehört“ hat⁹², ist nicht auszuschließen, daß er sich seines ehemaligen Schülers erinnerte. War der Büchner-Abschnitt in der 1. Auflage seines Werks noch weitgehend von Joseph Kehreins *Dramatischer Poesie der Deutschen* (1840)⁹³ abhängig, so fällt er in der Überarbeitung positiver aus.

Rudolf Gottschall beschränkt sich in seiner Literaturgeschichte von 1855⁹⁴ wiederum auf *Danton's Tod*, dem er unter allen „Dramen dieser Richtung einen hohen Rang“ zugesteht. Das Stück zeichne sich durch „drastische Gestaltungskraft“, „kühnen Wurf“ und „gewaltige Unmittelbarkeit“ aus⁹⁵, „wenn auch mehr der wüste Hauch einer pathologischen Atmosphäre über dieser Tragödie schwebt“⁹⁶. Besonders im Verständnis des „Cynismus“, der „in solchen Epochen berechtigt“ sei, und mit dem Lob der „schlagenden Charakteristik“ unterscheidet sich Gottschall auffällig von Julian Schmidt und seinen Anhängern. Was Schmidt bemängelte, wertet Gottschall als Vorzug:

89 Bd. 3, S. 416.

90 Vgl. z. B. Fendt, S. 114 u. ö., und die Monographie von Hans Ulrich Schreiber: *Joseph Hillebrand. Sein Leben und Werk*. – Phil. Diss. Gießen 1937, bes. S. 20 f. und 25 f.

91 S. *ADB*, Bd. 12, S. 415; Schreiber (s. Anm. 90), S. 17.

92 S. *GBJb* 1 (1981), S. 195 f.

93 S. vorläufig *GB I/III*, S. 109.

94 Rudolf Gottschall: *Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts*. – Breslau 1855.

95 Bd. 2, S. 368.

96 Ebd., S. 367.

„Bei dem Zusammensturze aller Institutionen wittert man immer den Modergeruch der Materie, die sich dann in behaglichem Wohlgeföhle als das ewig Bleibende und jeden geistigen Bau Ueberlebende in den Vordergrund drängt. [...] All dies ist in Büchner's genialen Revolutionsskizzen schlagend ausgedrückt, nicht blos das äußere Costüm der Zeit, sondern auch der Nerv ihres innersten Lebens“.

Die Konfrontation von Robespierre und Danton (I,6) empfindet Gottschall als „Muster contrastirender Charakteristik“. „Diese Scene ist die glänzendste Bürgerschaft für Büchner's dramatisches Talent [...]“⁹⁷. – Unverändert geht das Büchner-Kapitel 1861 in die 2. Auflage des inzwischen auf drei Bände angewachsenen Werks ein.

Schon 1852 gab Gottschall in einem mehr als 40 Seiten langen Aufsatz über *Das neue deutsche Drama* eine übersichtliche Darstellung von „Tragödie und Schauspiel“, „Lustspiel und Posse“ der Neuzeit⁹⁸, wobei letztere weniger Beachtung fanden. Am Anfang des ersten Teils stehen „Immermann, Grabbe und Büchner“, die eine „Brücke“ vom alten zum neuen Drama schlugen. Blieben Immermanns Schöpfungen jedoch kalt, „marmorglatt“ und „lebloß“, so bezeichneten Grabbe und Büchner „eine neue Sturm- und Drangperiode“⁹⁹. Dabei erhält Büchner entschieden den Vorzug: sein „Talent, Menschen zu schaffen, mit wenig Aufwand poetischer Mittel Charaktere hinzustellen, übertrifft noch das Talent Grabbes, der zu der Ungeheuerlichkeit der Zeichnungen leicht ein zerfließendes und verschwindendes Element mit hinzubringt“¹⁰⁰.

Die folgenden Belege sind von minderer Bedeutung und geringerer Ausführlichkeit. Friedrich M. Gredy zählt Büchner in seiner *Geschichte der deutschen Literatur für höhere Lehranstalten* (Mainz 1856) wie selbstverständlich zum Jungen Deutschland und stellt ihn gleichberechtigt neben Heine, Börne, Grabbe, Gutzkow, Laube, Wienbarg, Mundt und Pückler-Muskau. In seinen Werken offenbare sich „große Lebhaftigkeit“ und ein „mephistophelischer Witz“¹⁰¹, eine Formulierung, die von Julian Schmidt abhängig ist.¹⁰²

Georg Weber läßt Büchner in der *Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwicklung in einem leicht überschaulichen Grundriß*¹⁰³ nur

97 Ebd., S. 367 f.

98 [Rudolf Gottschall:] *Das neue deutsche Drama*. – In: *Die Gegenwart*, Leipzig 1852, Bd. 7, S. 1–45.

99 Ebd., S. 4.

100 Ebd., S. 4 f.

101 S. 119.

102 Vgl. Julian Schmidt: *Geschichte der deutschen Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert*. – Leipzig 1853, Bd. 2, S. 213: „Der mephistophelische Witz ist das charakteristische Kennzeichen des Dichters [...] Georg Büchner“.

103 Leipzig ⁵1857, S. 131. Dasselbe ⁶1859, S. 110.

als hessischen Autor auftreten, der in der Verbannung starb; so noch in der 10. Auflage von 1874.¹⁰⁴

Bemerkenswert ist, daß sich 1859 auch Wolfgang Menzel zu Wort meldet. In der 2. Auflage der *Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit* heißt es jetzt im Kapitel „Revolutionäre Dichtung“ (zu der offenbar auch die Dichtung der Revolution zählt):

„Büchner kokettirt in seinem Trauerspiel, Dantons Tod (1835), mit der philosophischen Weltverachtung, welche in der Welt nich[t]s anders sieht, als das Chaos, aus welchem das Nichts geboren werden soll. Dadurch wird der demokratische Unsinn, der hier seine Schlagwörter auswirft, ziemlich wieder neutralisirt.“¹⁰⁵

In Karl Schützes 1862 erschienener tabellarischer Übersicht *Deutschlands Dichter und Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart* figuriert Büchner als „reichbegabter Dichter“, *Danton's Tod* als „wilde, aber geniale Dichtung“.¹⁰⁶

J. J. Honegger geht in *Literatur und Cultur des Neunzehnten Jahrhunderts* (1865) dagegen sehr hart mit den „ungebärdigen Genies“¹⁰⁷ des deutschen Dramas ins Gericht. Grabbe, Hebbel und Büchner gelten ihm immerhin noch als die hervorragendsten von den Naturen,

„die aus der Blasirtheit und dem Scepticismus wieder eine eigene widersinnige Leidenschaftlichkeit emportreiben, und so fixiren sie, in ihre wahnwitzigen Kreise gebannt, auch nur ein widerspruchsvolles Moment ohne alle Entwicklung. Es sind sammt und sonders Gestalten einer raffinirten Cultur, die kein anderes Triebrad mehr in Bewegung zu setzen weiß, als ein unbestimmtes Gefühl, daß etwas Neues kommen muß, und den wilden Drang danach“.¹⁰⁸

Das *Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur* von Ferdinand Seinecke aus dem Jahr 1866 schließt sich ganz dieser Meinung an und zählt den *Danton* mit zu der am Beispiel Hebbels als „blasirt und skeptisch“ definierten Richtung¹⁰⁹.

In Otto Langes *Literaturgeschichtlichen Lebensbildern und Charakteristiken* (1870), einem *Biographische[n] Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur*, werden u. a. die Standardwerke von Hillebrand, Koberstein und Schmidt ausgewertet, zusätzlich die Lexika. Daraus entsteht die Kurzinformation, Büch-

104 S. 241.

105 Stuttgart 1859, Bd. 3, S. 455.

106 Berlin 1862, S. 39.

107 Leipzig 1865, S. 231.

108 Ebd., S. 233.

109 Hannover 1866, S. 250 f.

ner gehöre „zu den früh verstorbenen Dichtern, welche bei längerem Leben sich aus dem Sturm und Drang ihrer einseitigen Zeitanschauung zu bedeutenden Leistungen hätten herausarbeiten können.“¹¹⁰

Ganz auf Julian Schmidt fußt auch der Büchnerartikel in Heinrich Kurz' *Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart*¹¹¹.

5. Lexika

Sachlicher und daher überwiegend positiv sind die Beiträge in den Lexika der Zeit. In der 10. Auflage des *Brockhaus* von 1851 ist Wilhelm Schulz' Artikel durch einen Hinweis auf die eben erschienenen *Nachgelassenen Schriften* ergänzt¹¹². Als aktueller Nachtrag zu den älteren Lexika ist auch der Büchnerartikel im *Ergänzungs-Conversationslexikon* von 1852 gedacht¹¹³. Der anonyme Verfasser hat immerhin vier Seiten zur Verfügung. Als schwächstes Werk beurteilt er *Leonce und Lena*, ein „Lustspiel im Geschmack der romantischen Schule“. Zwar sprühe es „von geistreichen Witzen und prächtigen Einfällen“, aber es fehle „der verbindende Faden“, „und selbst der geistig verwandte Strom heitern Humors, der die aristotelische Einheit ersetzt, wird mehrmals jählings unterbrochen durch einen düstern Gegenstrom von Melancholie, der ohne Motiv aus der Tiefe hervorbricht“¹¹⁴. Ebenso „formlos“ sei *Danton's Tod*, wenigstens „kein Kunstwerk aus einem Guß“, weder „bühnengerecht“ noch „den ästhetischen Ansprüchen an die Gattung entsprechend“. „Die Szenen reihen sich ohne innern Zusammenhang an einander, oder thürmen sich, richtiger gesagt, über einander empor [...]. Die menschlichen Figuren lassen sich nicht überall von ihren blutigen Maximen unterscheiden, das Drama ist eigentlich ein Hexenkessel, dessen Quirl der Terrorismus führt“. Doch die „genialen Blitze“ seien überwiegend, und kein Leser könne sich der Faszination des Dramas entziehen: „die ausgezeichnete Kraft des Dichters, der wunderbare Bilderreichtum und Glanz seiner Sprache üben eine mächtige Anziehungskraft.“ Sehr pointiert wendet sich der anonyme Kritiker gegen den „häufig“ erhobenen Vorwurf des „Cy-

110 Berlin 1870, S. 27.

111 Leipzig 1872 (*Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. 4), S. 495; ²1873.

112 *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon.* – Leipzig ¹⁰1851–1855, Bd. 3, S. 395 f.

113 *Ergänzungs-Conversationslexikon.* – Leipzig und Meißen 1851, Bd. 7, H. 1, Nr. 316, S. 61–64.

114 Ebd., S. 63.

nismus der Sprache“. Dies könne man nicht tadeln, denn habe ein Dichter einmal diesen Stoff gewählt (wobei die Frage, „ob die furchtbarste Epoche der Französischen Revolution überhaupt darstellbar ist“, vorläufig unbeantwortet bleibt),

„so darf er nach den gewöhnlichsten Vorschriften den Lokaltön nicht vernachlässigen. Jede tiefere Wahrheit würde einem Revolutionsdrama fehlen, das nicht zeigte, wie tief vom Rost ihrer Zeit angegriffen die geschwungenen Klingen seiner Helden waren. [...] Wer [...] die Sündfluth zu seinem Vorwurf macht, der hat uns die aus der Tiefe aufgerührten Schlammwirbel und den spritzenden Gischt der unreinen Brandung zu zeigen“.¹¹⁵

Ebenso überraschend wie diese Verteidigung wirkt die nachfolgende Hochbewertung des *Lenz*, zumal verglichen mit Julian Schmidts normativer Realästhetik. *Lenz* wird als die „gelungenste, mit plastischer Rundung ausgestattete Schöpfung Büchners“ bezeichnet.

„Die Charakteristik in diesem Fragment, die gehaltene Kraft der Darstellung und namentlich die innere Harmonie, in der hier die Seele des sterbenden Dichters mit dem sie erfüllenden Kunstideal und mit der umgebenden Natur erscheint, machen das Bedauern sehr lebhaft, daß wir einen solchen Dichter so früh verlieren mußten.“¹¹⁶

In beiden Fällen ist vom Defizit an idealem Realismus nicht die Rede – der Verfasser weicht also von der herrschenden Literaturdoktrin der Zeit deutlich ab.

Der (bisher) erste französische Rezeptionsbeleg findet sich, von dem Dänen Peder Ludwig Møller verfaßt, in der *Nouvelle Biographie Générale* von 1855¹¹⁷ (als Vorlage diente Brockhaus' *Conversations-Lexikon*). An weiteren Nachschlagewerken sind zu nennen: *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart*¹¹⁸, *Meyers Neues Konversations-Lexikon*¹¹⁹, die 11. Auflage von Brockhaus' *Allgemeiner deutscher Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände*¹²⁰, das Pariser *Grand Dictionnaire Universel du XIX^e Siècle*¹²¹, *Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens in einem Band*¹²² und das bei Spamer

115 Ebd.

116 Ebd.

117 Paris 1855, Bd. 7, S. 702. Zwar war Büchner bereits ein Jahr zuvor in der Pariser *Revue Britannique* (Tome 24) beiläufig unter den deutschen Dramatikern erwähnt worden, doch handelt es sich hier um eine Übernahme aus der *British Quarterly Review*, mithin um die französische Übersetzung eines englischen Rezeptionsbelegs.

118 Altenburg ⁴1857, Bd. 3, S. 414 f.

119 Hildburghausen ²1863, Bd. 4, S. 122; ³1874, Bd. 3, S. 946 f.

120 Leipzig ¹¹1864, Bd. 3, S. 819 f.

121 Paris 1867, T. 2, S. 1376 (basiert auf *Brockhaus*).

122 Hildburghausen 1871, 1. Hälfte, S. 362.

erschienene *Illustrierte Konversations-Lexikon*¹²³, ein dem Untertitel nach „vergleichendes Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch“, „Hausschatz für das deutsche Volk und ‚Orbis pictus‘ für die studirende Jugend“, dessen Artikel ebenfalls auf dem *Brockhaus* beruht.

6. Vermischte Wirkungszeugnisse

Auch andere verstreute Äußerungen über Büchner lassen sich ohne weiteres den bisher genannten Bewertungen zuordnen. So spricht Hermann Hettner in der unter Mitarbeit Gotfried Kellers entstandenen Studie über *Das moderne Drama* 1852 ganz im Sinne von Wilhelm Schulz davon, es sei nur natürlich, wenn „sich unsere neuesten Dramatiker so unwiderstehlich zu den Bildern der ersten französischen Revolution hingezogen fühlen!“ Allerdings hätten „bisher weder Büchner’s Danton, noch Griepenkerl’s Robespierre, noch sonst irgend ein anderes deutsches oder französisches Drama diesen großartigen Stoff zu bemestern verstanden“.¹²⁴

Auf Rudolf Gottschalls Vergleich mit Grabbe verweist der Aufsatz eines Anonymus in der *Abend-Zeitung* von 1853, der im Zusammenhang mit dem Dichter des *Napoleon* noch „eines etwas spätern Dichters“ gedenkt, „der in Grabbeschen Fußtapfen wandelte: Georg Büchner aus Frankfurt a. M. [sic!], der Schöpfer des gewaltigen Trauerspiels ‚Dantons Tod‘. Die revolutionäre Glut und Leidenschaft, welche dasselbe durchweht, ist noch der geringste Werth desselben, eine Tiefe und Schärfe der Charakteristik, wie man sie selten findet, erregte mit Recht große Erwartungen“, und so habe Büchner neben Grabbe „documentirt, daß die dramatische Befähigung in unsern Dichtern noch nicht untergegangen sei, sie hatten unsere Literaturgeschichte mit Originalen bereichert, die Staunen und Verwunderung erwecken – unserm Theater hatten sie nicht aufgeholfen“.¹²⁵

Feodor Wehl schließlich notiert am 28. Februar 1868 in sein Tagebuch, was ihm anlässlich der Beerdigung Otto Ludwigs zu der von diesem repräsentierten Schule einfällt, der „realistischen“ mit der Unterspezies (die wir u. a. schon von Schloenbach kennen) „originelles Kraftdrama“. Darunter versteht Wehl z. B. Lenz, Klinger, Werner, Kleist, Grabbe und Büchner, an der Spitze sieht er Heb-

123 Leipzig und Berlin 1872, Bd. 2, Sp. 1433.

124 Braunschweig 1852, S. 52.

125 Artikel „Neue Theaterbriefe. An eine Dame“. – In: *Abend-Zeitung*, Dresden, 37. Jg., Bd. 2, Nr. 15 vom 6. Oktober 1853, S. 231 f.

bel und Otto Ludwig.¹²⁶ Im selben Sinn äußert er sich noch zehn Jahre später in einer Aufzeichnung vom 29. November 1878.¹²⁷

Friedrich Hebbel, bereits im Vormärz unter den Büchner-Verehrern, kannte natürlich auch die *Nachgelassenen Schriften*. Ein Exemplar ist in seiner Nachlaßbibliothek erhalten¹²⁸. 1859 begegnet Hebbel zufällig Büchners Jugendfreund Ludwig Wilhelm Luck, ein Briefwechsel ergibt sich¹²⁹. Emil Kuh hat das in seiner Lebensbeschreibung Hebbels, wie Lucks Biograph Gustav Pfannmüller mitteilt, „auf Grund einer Denkschrift“ geschildert, „die Luck selbst verfaßt und Kuh zur Verfügung gestellt hatte“¹³⁰. Das Original verfiel offenbar mit Lucks gesamtem Nachlaß dem Trödler, doch läßt sich auch aus Kuhs Zusammenfassung entnehmen, daß Lucks Bekenntnis, er sei „ein Jugendfreund G e o r g B ü c h n e r s gewesen“¹³¹, Hebbels Interesse weckte. Kuh berichtet: „Aus dem Leben Büchners gab er ihm interessante Details, über dessen skeptische Eigenart, womit er sowohl seine eigene Zerfallenheit, als auch die philosophische Terminologie verspottete, über Büchners Verwicklungen in das Frankfurter Attentat, über dessen Angst, Verfolgung und Flucht, sowie den heilenden und befreienden Einfluß seiner Braut und die schließliche Annäherung an den christlichen Glauben durch die Paulinischen Briefe.“¹³² Hebbel notiert diese Begegnung im Tagebuch unter dem 19. Oktober 1859.¹³³ Ins selbe Jahr fällt noch eine marginale Erwähnung Büchners in dem Artikel *Schöne Verse für Adolph Kolatscheks Stimmen der Zeit, eine Monatsschrift für Politik und Literatur*¹³⁴.

Seit den 60er Jahren gibt es auch wieder bescheidene Ansätze von poetischen Beiträgen zu Büchner. Herweghs Gedicht von 1841, das, soweit ich sehe, nur in den Folgeauflagen der *Gedichte eines Lebendigen* und Schloenbachs biographischer Einleitung zum *Danton*-Teilnachdruck von 1863¹³⁵ (auszugsweise) bzw. 1870¹³⁶ (vollständig) nachgedruckt wird, scheint also nicht stimulierend, sondern eher lähmend gewirkt zu haben. Dagegen ließ sich das von einer Danton-Replik inspirierte Herwegh-Gedicht *Ich möchte hingehn wie das Abendrot* bis jetzt in etwa einem Dutzend Anthologien nachweisen. Von den Rezipienten hat

126 Feodor Wehl: *Zeit und Menschen*. – Altona 1889, Bd. 1, S. 17.

127 Ebd., S. 247.

128 Vgl. Hayo Matthiesen: *Systematischer Katalog der Hebbel-Sammlung der Stadt Kiel*. – Kiel 1964, Nr. 657.

129 S. Kapitel II. A. 3.

130 Pfannmüller, S. 22.

131 Ebd., S. 24.

132 Emil Kuh: *Biographie Friedrich Hebbels*. – Wien und Leipzig 21907, Bd. 2, S. 443.

133 Hebbel, *Tagebücher*, Bd. 4, S. 144; vgl. S. 156.

134 Gotha, 1. Jg., Bd. 2, Juli 1859, S. 113.

135 S. Anm. 3.

136 *Handbuch der Deutschen Literatur der Neuzeit*. – Hildburghausen 21870, Bd. 3, S. 48–52.

allerdings nur Karl Ohly¹³⁷ die poetische Anleihe bei Büchner erkannt. Zwei weitere, diesmal auf Büchner selbst bezügliche Gedichte (*Am Grab des Bruders, Die Züricher Glocken*¹³⁸) und das Fragment eines Romans über die Studentenverfolgungen in den 30er Jahren (mit Büchner-Bezügen) stammen von dessen Schwester Luise. Sie war es auch, die *Rosetta's Lied* aus *Leonce und Lena*¹³⁹ in die Lyrikanthologie *Dichterstimmen aus Heimath und Fremde. Für Frauen und Jungfrauen*¹⁴⁰ (1859) aufnahm. Möglicherweise davon angeregt, tat Theodor Storm in seiner „Codification“ *Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther* vom selben Jahr¹⁴¹ und noch 1870 im *Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius*¹⁴² das gleiche. Während sich Luise Büchners Wertschätzung der Lyrik ihres Bruders sozusagen von selbst versteht, muß das Interesse des herben Lyrikers und poetischen Realisten an den „kraftgenialen“ Dichtungen überraschen. Schon am 22. März 1852 hatte Storm an Hartmuth Brinkmann geschrieben, er empfehle ihm „Georg Büchners nachgelassene Schriften“ zu lesen „(kosten nur 1 Taler)“, um „dann darüber ein bißchen [korrespondieren]“ zu können¹⁴³. Und *Rosetta's Lied* war (mit) gemeint, wenn er, fast 20 Jahre später, gegenüber Paul Heyse auf seine editorische Leistung hinwies, auch wenig bekannte schätzbare Lyrikproben „salonfähig“ gemacht zu haben: „Meinen Trüffelhund-Instinkt aus unbedeutenden Sammlungen oder sonstwie einzelne Perlen gefunden zu haben, denke ich documentirt zu haben [...]“¹⁴⁴.

Sein Freund Emil Kuh wußte das zu schätzen. Nachdem ihm Storm 1875 die „Prachtausgabe“ seines *Hausbuchs* geschenkt hatte, war er beim Vergleich mit der anderen Auflage auf „Einschränkungen und Erweiterungen des Materials“ gestoßen. Eine Streichung war ihm dabei „völlig unbegreiflich“:

„die Beseitigung des ergreifend schönen, in seiner Besonderheit einzigen Gedichtes von Georg Büchner, des Liedchens aus dem phantastischen Lustspiel, welches entdeckt zu haben ich Ihnen hoch anrechne“.¹⁴⁵

137 S. Anm. 32.

138 In: *Frauenherz. Gedichte* von Luise Büchner. – Hamm 1864, S. 79–82.

139 Vgl. *HA I*, S. 111.

140 Frankfurt/Main 1859, S. 172; ²1864 (nicht nachweisbar); ³1866, S. 226.

141 Berlin 1859, S. 179.

142 Hamburg 1870, S. 531.

143 Theodor Storm: *Briefe*. – Berlin und Weimar 1972, Bd. 1, S. 153.

144 Clifford Albrecht Bernd (Hrsg.): *Theodor Storm – Paul Heyse. Briefwechsel*. – Berlin 1969, S. 35, dazu S. 118.

145 Emil Kuh an Theodor Storm, Meran, 31. Oktober 1875. Zitiert nach: Paul R. Kuh (Hrsg.): *Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh*. – In: *Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart*, Braunschweig, 34. Jg., Bd. 67 (1889/90), S. 549.

Storm notierte auf Kuhs Brief an dieser Stelle: „aus Versehen weggeblieben. Theodor Storm“¹⁴⁶ und antwortete entschuldigend, sein Verleger Mauke habe „leider die Korrektur des ‚Hausbuches‘ besorgt, gut für meine Nerven, schlecht fürs Buch; dadurch ist, ganz zufällig wohl, das schöne Lied von Büchner ausgefallen, was ich zu meinem Schrecken erst durch Ihren Brief gewahr wurde; bitte, schweigen Sie das für diese Auflage tot!“¹⁴⁷ Tatsächlich sind die Verse in der vierten Auflage von 1878 dann wieder enthalten¹⁴⁸.

Über die Verbreitung und Aufnahme von Büchners Hugo-Übersetzungen, die in den *Nachgelassenen Schriften* nicht enthalten waren, wissen wir nicht das geringste. Weder von Seiten der Theaterhistoriker noch der Hugo-Spezialisten ist bekannt geworden, ob im 19. Jahrhundert jemals *Lucrece Borgia* oder *Marie Tudor* in der Übersetzung Georg Büchners auf dem Spielplan stand. Nur einer Studie über *Das deutsche Theater in Philadelphia* vor 1860 ist zu entnehmen, daß dort in der Spielzeit 1855/56 neben Stücken wie Nestroys *Lumpazivagabundus* und Schillers *Räubern* auch *Lucretia Borgia* aufgeführt wurde, sogar „mehr als zweimal“¹⁴⁹. Angaben zum Übersetzer fehlen allerdings.

7. Produktive Rezeption

Über „Dichtungen in der Nachfolge von ‚Danton’s Tod‘“¹⁵⁰ aus dieser Periode hat Goltschnigg, auf Hirschstein¹⁵¹ fußend, bereits ausführlich informiert. Sehen wir von Rudolf Gottschalls neunstrophiger Ballade *Lucile Desmoulins*¹⁵² einmal ab, die Büchners (z. T. unhistorischer) Darstellung weitgehend folgt und ein Beweis für stillschweigende produktive Rezeption ist; – bei den Dramatikern im Zeitalter des programmatischen Realismus hat die Lektüre von *Danton’s Tod*, im Unterschied zu ihren Vormärz-Kollegen, keine direkten Wirkungsspuren hinterlassen. Die Stücke von Hamerling¹⁵³ und Oskar Welten¹⁵⁴

146 Ebd.

147 Ebd., S. 549 f.

148 Theodor Storm (Hrsg.): *Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius*. – Braunschweig 1878, S. 521.

149 C. F. Huch: *Das deutsche Theater in Philadelphia vor dem Bürgerkriege*. – In: *Mitteilungen des Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia*, IV (1907), S. 13–31. Hier S. 20.

150 Goltschnigg, S. 136–154.

151 Vgl. Hirschstein, S. 119 ff.

152 In: Rudolf Gottschall: *Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe*. – Hamburg 1853, S. 175–178.

153 Robert Hamerling: *Danton und Robespierre*. – Hamburg 1871; 1877.

154 Oskar Welten [d. i. Georg Doleschal]: *Ein Weib der Revolution*. – Wien 1871.

sind dennoch ein Reflex auf Büchners Werk. Beide gaben ihrem Opus jeweils eine Verstehenshilfe mit auf den Weg, in der sie u. a. auch begründeten, weshalb *Danton's Tod* für sie kein Vorbild war, warum sie ästhetisch einen anderen Weg gehen mußten. Sie zogen damit, wie Goltschnigg richtig vermerkt, nur die Konsequenz aus entsprechenden Urteilen der Büchner-Kritik, die bis dahin laut geworden waren¹⁵⁵. Robert Hamerling betrieb im Sommer 1869 ausführliche Quellenstudien zu seinem Drama *Danton und Robespierre*, während derer er auch *Danton's Tod* las¹⁵⁶. Sein Stück, in dessen Vorrede er sich literarhistorisch durchaus positiv über Büchner äußerte („bestechendes Muster“ für den „romantischen Kraftstil“¹⁵⁷), wurde in der kurzen Zeit von drei Monaten geschrieben und erschien entgegen dem Vermerk auf dem Titelblatt bereits im November 1870.¹⁵⁸ Ebenso wie Hamerling die Eigenständigkeit seines Versuches betonte und sich damit gegen seine Vorgänger abgrenzte, setzte sich auch Oskar Welten fast zur selben Zeit in der Vorrede seines Schauspiels mit den Revolutionsdramen Büchners, Ponsards, Gottschalls und Hamerlings auseinander, die seiner Meinung nach nur „Bruchstücke eines großen Ganzen“ gaben, „denen Anfang und Ende fehlt“¹⁵⁹. Sein eigenes Stück – eine trivial-sentimentale Liebestragödie, in der die Französische Revolution zur Kulisse gerät, heißt eher bescheiden *Ein Weib der Revolution* (Wien 1871).

8. Büchner als Verschwörer

Bleibe noch etwas zu sagen über den *Hessischen Landboten* und Büchners Rolle in der Opposition der dreißiger Jahre. Trifft es denn zu, daß die Erinnerung an ihn „zunächst durch die Geschichte der revolutionären Bewegungen des 19. Jahrhunderts wachgehalten“ wurde?¹⁶⁰ Im Gegenteil: Progressive Amnesie wäre die treffendste Beschreibung dessen, was die Geschichtsschreibung in Bezug auf den Flugschriftenautor zwischen 1850 und 1875 an den Tag gelegt hat. Daß es dennoch eine Reihe von Berichten über Büchners „demagogische Um-

155 Vgl. Goltschnigg, S. 136.

156 Vgl. Michael Maria Rabenlechner: *Hamerlings Tragödie ‚Danton und Robespierre‘ und die Geschichte. Eine Studie.* – Wien 1906 („Separatabzug aus dem 23. Jahresbericht des k. k. Carl Ludwig-Gymnasiums“), S. 5 f.

157 Vgl. Anm. 153, S. II.

158 Vgl. Robert Hamerling: *Stationen meiner Lebenspilgerschaft.* – Hamburg ²1889, S. 343 und 347.

159 Vgl. Anm. 154, S. I.

160 Henri Poschmann (Hrsg.): *Büchners Werke in einem Band.* – Berlin und Weimar ⁵1980 (Bibliothek deutscher Klassiker), S. V.

triebe“ gibt, ist auch nicht ihr Verdienst, sondern hat seine Ursache im Zeitbedürfnis nach Aktenkundigem. Von marginaler Bedeutung sind die entsprechenden Passagen in einem *Pro Memoria über die politisch-revolutionären Verbindungen in den Jahren 1815–1852* des Polizeikommissars Lorenz Nover¹⁶¹, in Leopold Eichelbergs (Mitredaktor der 2. Auflage des *Hessischen Landboten*) Erinnerungen (*Nachtrag zum Jordan'schen Criminalproceß, zugleich ein Beitrag zur Zeitgeschichte*¹⁶²) und der 3. Auflage des *Corpus Iuris Confoederationis Germanicae*¹⁶³, der Auszüge aus der bereits 1839 erschienenen Schrift der Frankfurter Bundeszentralbehörde enthält (*Darlegung der Hauptresultate aus den wegen der revolutionären Complotte der neueren Zeit in Deutschland geführten Untersuchungen*¹⁶⁴). In seiner Bedeutung nicht zu überschätzen ist dagegen Leopold Friedrich Ilse's *Geschichte der politischen Untersuchungen, welche durch die neben der Bundesversammlung errichteten Commissionen, der Central-Untersuchungs-Commission zu Mainz und der Bundes-Central-Behörde zu Frankfurt in den Jahren 1819 bis 1827 und 1833 bis 1842 geführt sind*¹⁶⁵. In den „letzten Untersuchungen der Bundes-Centralbehörde vom 1. Oct. 1840 bis zum 31. Jan. 1842“, betreffend die „im Großherzogthum Hessen geführten politischen Untersuchungen“ gegen den „Bund der Geächteten“ und seine Vorläufer, wird u. a. aus einem Verhör Adam Kochs zitiert, der 1834 Mitglied der von Büchner in Darmstadt gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte“ war und später einem Zelt des „Bundes der Geächteten“ (als der dortigen Nachfolgeorganisation der „Gesellschaft“) angehörte. „Die Ueberreste der Büchnerschen Gesellschaft“, so der Bericht resümierend, „und ihre gleichgesinnten Freunde boten in Darmstadt ein ersprießliches Terrain für das neue Verbindungswesen dar“.¹⁶⁶

Die von Ilse zitierten Auszüge aus Kochs Geständnissen werfen ein Licht auf Büchners zentrale Rolle bei der geheimen Agitation des Jahres 1834 in Darmstadt, die schon in den *Nachgelassenen Schriften* skizziert worden war¹⁶⁷. Büchner wird von

161 Unveröff. Ms., Gießen o. J. (1853?), Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (Fotokopie durch Th. M. Mayer).

162 Frankfurt/Main 1853. Vgl. auch Wilhelm Rehmann: *Ein neues Dokument zur Hessischen Demagogiezeit 1832 bis 1835*. – In: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft*, 18 (1949), S. 104–117.

163 Hrsg. von Philipp Anton Guido von Meyer, fortgeführt von Heinrich Zöpfl, Teil 2. – Frankfurt/Main 1860.

164 S. Anm. 17 zu Kapitel II. A. 2.

165 Frankfurt/Main 1860.

166 Ebd., S. 515.

167 Vgl. N, S. 7 ff. und 19 f.

„Adam Koch als ein Mann von überwiegendem Geiste und einer hinreißenden Beredsamkeit geschildert: er betrachtete eine republikanische Verfassung als die einzige, der Würde des Menschen angemessene, und stiftete deßhalb eine Verbindung, welche mit der Zeit die Herstellung einer Republik herbeiführen sollte; als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks bezeichnete er die Verbreitung von in diesem Sinne verfaßten Flugschriften und die durch diese zu erreichende Einwirkung auf die niederen Volksklassen, indem er der Ansicht war, das materielle Elend des Volkes sei es, wo man den revolutionären Hebel der geheimen Presse ansetzen müsse; die aus ihr hervorgegangenen Flugschriften müßten ihre Ueberzeugungsgründe aus der Religion des Volkes hernehmen, in den einfachen Bildern und Wendungen des neuen Testaments müsse man die heiligen Rechte der Menschen erklären. Diese Ideen veranlaßten das Erscheinen der Flugschrift ‚der hessische Landbote‘ [...].“¹⁶⁸

Außerdem sei Büchner, der selbst „früher Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte zu Straßburg gewesen sein und dort deren Grundsätze eingesogen haben soll“¹⁶⁹, der Gründer einer Darmstädter „Section“ der „Gesellschaft der Menschenrechte“ gewesen, über deren Organisation, Statuten und Mitglieder Koch detaillierte Angaben macht. Die „in 13 oder 14 Artikeln abgefaßte“ „Erklärung der Menschenrechte“, „angeblich wie sie sich in geschichtlichen Werken über die französische Revolution vorfindet“, soll das Statut der Gesellschaft gebildet haben. Er „erwähnt aber überdieß eines von Büchner selbst verfaßten Aufsatzes, in welchen derselbe seine Grundsätze niedergelegt hatte, und welcher als Constitution der Gesellschaft gelten sollte. Dieser Aufsatz verblieb, als Büchner später flüchtig geworden war, in den Händen des Adam Koch“, der ihn noch Jahre später im ‚Bund der Geächteten‘ benutzte und zuletzt aus Angst vor Entdeckung verbrannte.¹⁷⁰ „Mit dem Ausscheiden des Büchner“ hatte die Verbindung jedoch „ihre Seele verloren und hörte allmählich auf zu bestehen“.¹⁷¹

168 Vgl. Anm. 165, S. 427 f.; vgl. Schaub, S. 183 ff.

169 Ebd., S. 427.

170 Ebd., S. 428 f.; vgl. hierzu Th. M. Mayer in *GB I/III*, S. 44.

171 Ebd., S. 430.

C. Naturalismus der Gründerzeit (1875–1900)

1. Einleitung

Franzos begann 1875 mit der Vorbereitung seiner *Büchner-Gesamt-Ausgabe* und lieferte damit den für die weitere Wirkungsgeschichte entscheidenden Impuls. Seine gegenüber den *Nachgelassenen Schriften* geradezu voluminöse Edition erweiterte nicht nur die Textbasis (vor allem um *Woyzeck*), sondern Franzos brachte auch mit seinen vielen Essays den Autor Büchner wieder ins literarische Gespräch.

Daß er Büchner allerdings überhaupt erst rezeptionsfähig gemacht hätte¹, möchte ich bezweifeln. Zwar ist seine Büchner-Interpretation keineswegs rein apologetisch: neben Lob steht Tadel, was bei den Grenzfällen des literarisch Tolerierbaren (*Woyzeck*, *Landbote*) sicherlich auch prophylaktisch eingesetzt wurde. Doch hätte es anderer Thesen bedurft, um aus Büchner etwa einen deutschen Chatterton zu machen – was Franzos' Absicht aber nicht war. Für ihn war der Autor ein „Genie“², in dessen Werken „das Kunstprinzip des Realismus herrliche Triumphe und zugleich bizarre Orgien“ feiere³. Dies erklärte Büchner von vornherein zum literarischen Oppositionellen.

Man muß dazu wissen, daß Franzos sich auch selbst als „romantischer Realist“ verstand, womit er eine Formulierung Richard M. Meyers aufgriff. Die Sympathie für den Autor entsprach also seinem „innersten Wesen“⁴. In seinem Essay aus dem Jahre 1901 betonte er die ästhetische Verwandtschaft, die ihn mit Büchner, Lenz, Grabbe und dem jungen Goethe verband. Man möge einmal „die herrschende Litteratur“ der 1870er Jahre mit seinen „Jugend-Arbeiten“ vergleichen, dann werde man unmittelbar verstehen, wie stark er sich „zu den romantischen Realisten“ hingezogen fühlte. Er sei „in einer Zeit, die sich so weit, als überhaupt möglich, vom Realen abgewendet hatte, einer der zeitlich ersten Schriftsteller“ gewesen, „die sich wieder der Wirklichkeits-Schilderung zuwandten“, weil er „von Anbeginn darnach strebte, ‚die Wahrheit künstlerisch zu gestalten‘“⁵.

1 Demmel, S. 132.

2 F, S. III.

3 Karl Emil Franzos: *Georg Büchner als politischer Agitator* [jüngerer Anfang], unveröff. Ms., StuLB Wien, I. N. 175.384.

4 DD, S. 289.

5 Ebd.

Es hätte z. B. auch in seiner Hand gelegen, die Identität des Verfassers des *Hessischen Landboten* mit dem Dichter von *Danton's Tod* vergessen zu machen. Gerade dies zog er von Anfang an nicht in Betracht. Man kann daher Franzos nicht die Tendenz zur Entpolitisierung Büchners unterstellen.⁶ „Nur der Politiker Büchner“, heißt es bei ihm deutlich, „vermag den Dichter zu kommentieren“⁷.

Mit der Wiederentdeckung des *Landboten* erzielte Franzos, rezeptionsgeschichtlich gesehen, einen entscheidenden Erfolg. Er hatte, bei vielerlei Vorbehalten, auch nicht gespart mit Anerkennung:

„Zum ersten Male in Deutschland tritt darin ein Demokrat nicht für die geistigen Güter der Gebildeten ein, sondern für die materiellen der Armen und Unwissenden, zum ersten Male ist hier nicht von Preßfreiheit, Vereinsrecht und Wahlcensus die Rede, sondern von der ‚großen Magenfrage‘, zum ersten Male tritt hier an die Stelle der politisch-demokratischen Agitation die social-demokratische Klage und Anklage.“⁸

Der Begriff „social-demokratisch“⁹ hat dabei keine parteifixierte Bedeutung. Das Recht der Sozialdemokratie, Büchner als einen der ihren zu feiern, schien Franzos ein „unbegründetes und lediglich äußerliches“¹⁰:

„für den uniformirenden Socialstaat, welcher den Trägen und den Fleißigen, das Genie und die stumpfe, lebendige Maschine nach demselben Maße messen und Allen den Zwang seiner Fürsorge auferlegen soll, hätte er gewiß nur Worte heftigster Gegenwehr gehabt.“¹¹

Nicht Entpolitisierung, sondern Umdeutung also, Interpretation im Sinne des Nationalliberalismus: Büchner als Vorkämpfer des Deutschen Reichs Bismarckscher Prägung.

Daß sich auch andere Einschätzungen geltend machten, konnte Franzos freilich nicht verhindern, eine Tatsache, die auch für die poetischen Werke gilt. Greifen wir *Woyzeck* heraus: trotz unzähliger Verfälschungen¹² sollte das Stück in den folgenden Jahrzehnten eine Wirkung erzielen, die Ende der siebziger

6 Demmel, S. 102.

7 Karl Emil Franzos: *Georg Büchner als politischer Agitator*, unveröff. Ms., StuLB Wien, I. N. 175.385.

8 F, S. CXIX.

9 „Social-demokratische Tendenz“, heißt es auch S. CXV.

10 F, S. CXXXIII.

11 F, S. CXXIV. Man bedenke, daß dieser Teil der Biographie zuerst in der Wiener *Neuen Freien Presse* veröffentlicht wurde, nach Lim „das Sprachrohr der Liberalen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, das „jedoch mehr oder weniger die Politik Bismarcks und seiner Nachfolger“ unterstützte (Lim, S. 89).

12 S. Kapitel I. C. 11.

Jahre kaum zu vermuten war. Und es war der von Franzos hergestellte Text, der die Bewunderung nicht nur von Hauptmann und Wedekind, sondern auch von Rilke und Hofmannsthal, Eulenberg und Csokor, Becher und Brecht¹³ erregte, den sie als authentischen Büchner-Text verstanden. Denn bis 1920 war Franzos' Edition die alleinige Lektürebasis; Landaus (bedeutend stärker verbreitete) Ausgabe ging wie alle andern Teilsammlungen der Zeit ebenfalls auf sie zurück.

Was Georg Büchner für einen Teil der Leserschaft am Ausgang des 19. Jahrhunderts interessant, attraktiv oder doch akzeptabel macht, läßt sich nicht auf einzelne Phänomene reduzieren. Gewiß spielen außerliterarische Faktoren eine Rolle. Hinzu kommt eine Ästhetik (ablesbar an den Literaturgeschichten), die weit weniger normativ eingestellt ist als im Nachmärz. Büchners realistische Intentionen bleiben keineswegs unwidersprochen, doch wird daraus kein Verdammungsurteil.

Daß die Bühnen sich dem Autor auch weiterhin versperren, ist nur z. T. durch ästhetische Vorbehalte begründet. Ein anderes Hindernis ergibt sich aus der noch mangelhaften Bühnentechnik. 32 Umbauten, wie sie der *Danton* verlangte, waren damals kaum realisierbar¹⁴. Auch an Regisseure stellte Büchners Dramaturgie vorerst noch zu hohe Anforderungen. Ingeborg Strudthoff sieht in der geringen Zahl von Regieanweisungen im *Danton* einen weiteren Grund.¹⁵ Schließlich ist daran zu erinnern, daß der Schauspieler Eduard Devrient sich mit der Rhetorik des Stücks nicht im geringsten befreunden konnte¹⁶.

Was den Autor (und Buchdramatiker) nach wie vor faszinierend machte, war sein jäher Tod, sein eigentümliches Schicksal, vor dessen Hintergrund sein Werk erst richtig faßbar erschien. Kaum eine Rezension der Franzos-Ausgabe hat sich der Faszination von Büchners Biographie entziehen können, fast jede referiert, was die Persönlichkeit des Autors an merkwürdigen Details zu bieten hat.

Dazu kommen dichterische Merkmale, die Büchner mit der linksoppositionellen Schriftstellergeneration der 80er und 90er Jahre verbanden: Technik, Stoffwahl, Motive. Die produktive Rezeption Büchners, die bereits im Vormärz begann und sich um die Jahrhundertwende auf breitester Basis durchsetzt, zeigt dies am besten.

13 In Brechts Nachlaßbibliothek befindet sich der erste Band von Landaus Ausgabe (mit der Biographie und *Danton's Tod*), „er enthält jedoch keinerlei Bearbeitungsspuren“ (Mitteilung von Dr. Günter Glaeser, Brecht-Archiv, Berlin).

14 Vgl. Ingeborg Strudthoff: *Die Rezeption Georg Büchners durch das deutsche Theater*. – Berlin 1957 (Theater und Drama, Bd. 19), S. 7.

15 Ebd., S. 15.

16 S. oben S. 182.

Der vorliegende dritte Abschnitt des Rezeptionsteils kann nicht mehr als einen Ausblick geben.¹⁷ Solange die anschließende Wirkungsgeschichte nicht ähnlich breit dokumentiert ist, kann auch eine Zwischenbilanz nur vorläufig sein.

2. Gesamt- und Einzelausgaben nach Franzos

Ende November 1886 erschien in New York *Danton's Tod. Ein Drama in 3 Akten* von Georg Büchner. – New York: W. L. Rosenberg, 8°, 92 S., mit Gutzkows Rezension von 1835 im Anhang¹⁸. Beide Texte fußen auf der Franzos-Ausgabe, von der ja gleichzeitig auch eine amerikanische Ausgabe ausgeliefert wurde¹⁹. Obgleich weder Titelblatt noch Umschlagtitel auf die Zugehörigkeit des Buchs zu einer Publikationsreihe hindeuten, konnte Ralph P. Rosenberg den Titel anhand des Katalogs der New Yorker Public Library doch als die Nr. 10 einer Serie namens ‚Socialistic Library‘ identifizieren.²⁰ Diese Monatschriftenreihe, von der offenbar nur ein Jahrgang mit insgesamt 11 Nummern erschien, wurde im Auftrag der Socialistic Labor Party of North America von Wilhelm Ludwig Rosenberg (1850 – um 1930) herausgegeben und verlegt, der damals als ihr New Yorker Sekretär fungierte. Mit Nr. 11 der Reihe steuerte er auch ein eigenes Werk bei, das Drama *Vor der Wahlschlacht*²¹. Derselbe W. L. Rosenberg hatte 1880 in Frankfurt/Main einen Band Lieder und Gedichte veröffentlicht, in dem sich neben Heine-Anklängen auch ein „Lied. (Frei nach Georg Büchner.)“ findet²², das einem Monolog Dantons nachempfunden ist, ähnlich Herweghs *Strophen aus der Fremde* (s. Kapitel II. A. 3). Und bereits im

17 Aus diesem Grund habe ich auch auf eine Analyse von Hans Landsbergs *Danton*-Monographie (die erste Dissertation über Büchner) verzichtet. Sie steht nur am Anfang der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Autor, die mit den Arbeiten von Rudolf Majut (1912), Max Zobel von Zabeltitz (1915), Walther Kupsch (1920), Karl Hoppe (1920), Gerhardt Schulz (1921), Walter Hoyer (1922), Anna Jaspers (1922) und Kurt Voss (1922) auf breiterer Basis fortgesetzt wird.

18 Erscheinungsdatum bei Christine Heiß: *Zur Rezeption von Danton's Tod durch die deutsch-amerikanische Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert*. – In: *GBJb* 4 (1984) (im Druck). Von deutschen Bibliotheken ist nur die Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt im Besitz eines Exemplars, ein weiteres soll sich noch 1912 in der Arbeiter-Zentralbibliothek Bremen befinden haben.

19 Vgl. die bibliographische Anmerkung in der *Nation*-Rezension der *Sämtlichen Werke* (s. u. S. 255).

20 Ralph P. Rosenberg: *Georg Büchner's Early Reception in America*. – In: *JEGP* 44 (1945), S. 270–273. – Hier S. 270.

21 Eine gekürzte Fassung in: Friedrich Knilli/Ursula Münchow (Hrsg.): *Frühes deutsches Arbeitertheater 1847 bis 1918*. – Berlin 1970, S. 187–198.

Sommer 1877 hatte er in einem Aufsatz über *Die moderne deutsche Dramatik und unser Theater* den „früh verstorbenen Georg Büchner“ unter den Vertretern der „neuen Dichtung“ genannt, „die die poetische Darstellung des Menschen und des Lebens für veraltet und überwunden erklärte und die höchste Aufgabe der Literatur dahin bestimmte, Spiegelbild des Augenblicks zu sein“ (*Die Neue Welt*, Leipzig, 2. Jg., Nr. 29, Mitte Juli 1877, S. 338).

Dieser Hinweis auf Rosenbergs individuelle Affinität zu Büchner soll keineswegs den Blick auf die größeren Zusammenhänge verstellen. Denn im Kontext der anderen Veröffentlichungen der ‚Socialistic Library‘ (Nr. 2: *Platform and Constitution of the Socialistic Labor Party*, 1886; Nr. 3: *Offizielles Protokoll der 5. National-Konvention der Soz. Arbeiter-Partei von Nord-Amerika*, 1886 [erweiterte Übersetzung von Nr. 2]; Nr. 4: *Die Erzeugung des Arbeitsertrages in den Vereinigten Staaten*, 1886; Nr. 6: *Socialism and Anarchism. Antagonistic Opposites*, 1886²³) kommt Büchners Stück programmatische Funktion zu: als sozialistischer Klassiker wird es zum Argument in der Auseinandersetzung um die Parteistrategie.

Die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) war im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts der dominierende Faktor innerhalb der sozialistischen Bewegung in den USA, obgleich sie von ihrer Gründung an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte²⁴. Unter dem Sozialistengesetz hatte sich die Zahl der deutschen

22 „O Mägdlein, süßestes Mägdlein, / Laß mich ruh'n in deinem Schooß, / Denn dorten, wie im Grabe, / Bin aller Sorgen ich los. / Dorten möcht' ich ruhen / Wohl bis zum jüngsten Tag, / Weil dein Herz, o süßestes Mägdlein, / Ist mein Sarkophag, / Weil meines Grabes Hügel / Ist deine blühende Brust, / Worunter ich ruhend träume / In wonneseligster Lust, / Weil meine Todtenglocke / Ist deiner Lippen Paar, / Die, mich zu Grab zu läuten, / Deine Stimme regt wunderbar. – /

O Mägdlein, süßestes Mägdlein, / Du mein lebendiges Grab, / Du weißt nicht, kannst nicht fühlen, / Wie lieb, wie lieb ich dich hab'“ (S. 189). Vgl. „D a n t o n . [...] Die Leute sagen im Grab sey Ruhe und Grab und Ruhe seyen eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooß schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Todtenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg“ (*HA I*, S. 9). Rosenbergs Gedicht zitiere ich aus einem Widmungsexemplar für Friedrich Stoltze, auf das mich Alfred Estermann aufmerksam gemacht hat.

23 Thomas Dieckmann danke ich für die Beschaffung von Kopien dieser Titel aus der Public Library in New York. Eine vollständigere Aufstellung gibt inzwischen Chr. Heiß (s. Anm. 18).

24 Vgl. Sartorius Freiherr von Waltershausen: *Der moderne Socialismus in den Vereinigten Staaten von Amerika*. – Berlin 1890; Morris Hillquit: *Geschichte des Sozialismus in den Vereinigten Staaten*. – Stuttgart 1906; Carol J. Poore: *German-American Socialist Literature 1865–1900*. – Bern/Frankfurt am Main 1982 (New York University Ottendorfer Series, N. F. Bd. 16), bes. S. 48–62, dort auch neueste Literaturhinweise. Die SAP war 1876 durch eine Vereinigung der Marxisten und Lassalleaner gegründet worden, spaltete sich aber Ende der 80er Jahre wieder, weil die internen Flügelkämpfe nicht zur Ruhe kamen, auch nicht nach dem Sturz der „Clique Rosenberg“ (Engels 1890, *MEW* 37, S. 351), die im September

Auswanderer in die Vereinigten Staaten mehr als verdoppelt. Doch im Gegensatz zu den ersten Einwanderergenerationen fanden sie nur noch in den über-völkerten Fabrikstädten Arbeit und in eilig errichteten Mietskasernen Quartier. Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit und Streiks führten zu einer Aufschwung der organisierten Arbeiterbewegung. Nach New York war für deutsche Beobachter vor allem Chicago mit einem besonders hohen Prozentsatz an deutschen Immigranten (1/3 der Gesamteinwohnerschaft) interessant. Hier hatten die Anarchisten ihr Hauptbetätigungsfeld: von den etwa 7000 aktiven Mitgliedern der anarchistischen autonomen Gruppen rekrutierten sich etwa 3000 aus der Stadt am Michigensee. Das Gespenst des Anarchismus führte zur Krise innerhalb der SAP, besonders seit der Ankunft Johann Mosts in New York. Nach dem Pitts-burgher Vereinigungskongreß der Sozialrevolutionäre und Anarchisten lichten sich die Reihen der SAP-Mitglieder zusehends, während die Zahl der autonomen Gruppen, die sich unter dem Namen „Internationale Vereinigung des arbeitenden Volkes“ zusammengeschlossen hatten, ständig wuchs. Der 4. Kongreß der SAP von 1883 zog eine scharfe Trennungslinie zwischen Sozialismus und Anarchismus und ging in die publizistische Offensive. Neben mündlicher Propaganda wurde die Agitation gegen den Anarchismus durch Broschüren und Flugschriften betrieben, „die unter der Aufsicht des nationalen Exekutivausschusses redigiert und in vielen tausend Exemplaren verteilt wurden“²⁵. Dies hatte tatsächlich Erfolg: nach dem 5. Kongreß der SAP von 1885 schien das Rennen um die Führungsrolle innerhalb der sozialistischen Bewegung wieder offen.

Daß die ‚Socialistic Library‘ ebenfalls im Rahmen dieser publizistischen Bemühungen um die Festigung der SAP zu sehen ist, leuchtet unmittelbar ein. Büchners Stück dürfte 1886 als klassisches sozialistisches Drama verstanden worden sein, das in den Personen Robespierres und Dantons zwei ebensolche „Antagonistic Opposites“ beschrieb, wie sie die SAP in der sozialistischen Bewegung auf der einen und der anarchistischen Bewegung auf der andern Seite sah.

Kurz zuvor war es gerade in Chicago zu den tragischen Ereignissen um den 1. Mai des Jahres 1886 gekommen (daher der Maifeiertag als internationaler Kampftag der Arbeiterbewegung), nachdem die Polizei wahllos Schüsse auf eine Versammlung streikender Arbeiter abgegeben hatte²⁶. Aus Protest berief dar-

1889 aus der SAP ausgeschlossen wurde. Die anhaltenden Kontakte Wilhelm Liebknechts zu dem „Esel“ Rosenberg (*MEW* 36, S. 77) wurden von Engels mit Argwohn beobachtet (vgl. *MEW* 38, S. 80).

25 Hillquit (s. Anm. 24), S. 234.

26 Vgl. Horst Karasek (Hrsg.): *1886, Haymarket. Die deutschen Anarchisten von Chicago. Reden und Lebensläufe*. – Berlin 1975.

aufhin das anarchistische Exekutivkomitee der Central Labour Union in einem „Rache! Rache! Arbeiter zu den Waffen“ überschriebenen Flugblatt²⁷ eine Massenversammlung auf den Haymarket ein, wo am Abend des 4. Mai drei anarchistische Redner diesen „neuesten Schurkenstreich der Polizei“ „geißeln“ sollten²⁸. Kurz vor Schluß der Zusammenkunft wurde von unbekannter Hand eine Bombe gegen eine heranrückende Polizeieinheit geworfen; bei dem anschließenden Feuergefecht kamen mindestens elf Menschen ums Leben, über 100 wurden verwundet. Die Tragödie von 1886 bildete den vorläufigen Schlußpunkt in der Geschichte des Anarchismus in den USA. Der Vorfall wurde zehn Männern in die Schuhe geschoben, die „nicht nur das Rückgrat der lokalen anarchistischen Bewegung“ bildeten, sondern „auch zu den hervorragendsten und einflußreichsten Führern in der Agitation für den Achtstundentag“ zählten²⁹. Ihnen wurde vorgeworfen, „durch Wort und Schrift große Volksklassen zum Morde angestiftet zu haben“³⁰, ein Gericht verurteilte sieben von ihnen zum Tode. Während die obersten Justizbehörden über die Zulässigkeit einer Berufungsverhandlung berieten, kam aus Detroit Robert Reitzel³¹, der Herausgeber des *Armen Teufel* nach Chicago, um seine Gesinnungsgenossen in der Haft zu besuchen. Wieder zurück in Detroit, publizierte er, wie sein Biograph mitteilt, einen Brief des Hauptangeklagten August Spies in seinem Blatt, „who“, nach Reitzels Empfinden, „sounds like a monolog from Büchner's Danton's Tod“³². Dabei dürfte Reitzel allerdings kaum an eine Sentenz des im Stück triumphierenden Robespierre, sondern des Titelhelden gedacht haben³³. Als Quelle kommt selbstverständlich Rosenbergs Druck in Betracht. Büchners Drama also auch hier das poetische Vor- bzw. Erinnerungsbild, diesmal freilich für die Gegenseite reklamiert.

In einer Serie von Fortsetzungen (21. August – 30. Oktober 1886) hatte bereits der *Sozialist*, das offizielle Organ der SAP (Chefredakteur: W. L. Rosenberg) dieses Werk „revolutionärer Poesie“ vorabgedruckt; am 10. April kündig-

27 Faksimile bei Karasek (Umschlagrückseite).

28 Faksimile bei Karasek, S. 24.

29 Hillquit (s. Anm. 24), S. 240.

30 Ebd. S. 243.

31 Geb. 1849, gest. 1898, Spitzname: „Amerikas Heine“ (Karasek, S. 179). Eine Auswahl seiner Schriften erschien 1919–23 im Verlag „Der Syndikalist“, Berlin.

32 Adolf Eduard Zucker: *Robert Reitzel*. – Phil. Diss. Philadelphia 1917 (*Americana Germanica*, Vol. 258), S. 45.

33 Spies' letzte Worte (er wurde am 11. November 1887 zusammen mit drei weiteren zum Tode Verurteilten gehängt) lauteten, im Pathos mit Danton verwandt: „Die Zeit wird kommen, wenn unser Schweigen mächtiger sein wird, als die Stimmen, welche Sie heute erdrosseln“ (*Reminiscenzen von August Spies*. – Chicago 1888, S. 168). 1893 wurden alle Angeklagten vom neugewählten Gouverneur des Bundesstaates Illinois rehabilitiert, die Hingerichteten zu Opfern eines Justizmordes erklärt.

te außerdem der in Milwaukee erscheinende *Freidenker*, der zum fünfzigjährigen Todestag Büchners mit einer dreispaltigen Würdigung von Leben und Werk aufwarten konnte, eine weitere Separatausgabe an. Christine Heiß, der diese Funde zu danken sind, hat in der deutschsprachigen Arbeiterpresse der USA insgesamt ein rundes Dutzend Belege ermittelt, die das bisherige Bild der deutschamerikanischen Büchnerrezeption stark erweitern³⁴. Erst während der Drucklegung vorliegender Arbeit sind mir durch Walter Grab Büchnerfunde in deutschamerikanischen Zeitschriften von Robert E. Cazden bekannt geworden, die ich noch nicht im Original einsehen konnte. Cazden zufolge druckte bereits 1856/57 *Die Turn-Zeitung* in Cincinnati *Danton's Tod* ab, und zwischen 1863 und 1867 brachte *Die Fackel* (St. Paul, Minnesota bzw. Cincinnati, Ohio) nicht nur ebenfalls das Drama, sondern auch Büchners Biographie und Briefe von ihm (vgl. Robert E. Cazden: *A Social History of the German Book Trade in America to the Civil War*. – Columbia/South Carolina 1984, S. 542, 564, 578). Wahrscheinlich handelt es sich um Nachdrucke aus den *Nachgelassenen Schriften*.

1890, also gegen Ende bzw. unmittelbar nach Ablauf des 1878 erlassenen Sozialistengesetzes, erschien als Doppelband 703/704 in der Reihe von „Meyers Volksbüchern“ (Preis: 20 Pfennig) *Dantons Tod. Ein Trauerspiel in drei Akten von Georg Büchner*. – Leipzig: Bibliographisches Institut o. J. Dabei handelt es sich wieder um einen Nachdruck aus der Franzos-Ausgabe.

Den *Hessischen Landboten* legte Eduard David 1896 im Rahmen einer Studie über Büchners politische Anschauungen vor: „einerseits, weil der Abdruck in der Gesamtausgabe der Büchner'schen Werke für einen weiteren Leserkreis zu schwer zugänglich ist“, und andererseits weil seine „Bedeutung für die Erkenntniß derjenigen Regungen, die als Vorläufer der socialistischen Bewegung in Deutschland angesehen werden können, groß genug [ist], um eine Beleuchtung vom socialistischen Standpunkt aus beanspruchen zu dürfen“³⁵. Auf dessen Textgrundlage und mit Hilfe von Franzos' Angaben in den Lesarten gab David den vermutlich von Weidig herrührenden Text in gotischer, den Rest in Frakturschrift wieder, „sodaß die Bruchstücke des B ü c h n e r'schen Originals sich dem Leser in ihrem einheitlichen Charakter wenigstens leicht zusammenfügen“³⁶.

34 Ich verweise auf ihre Ergebnisse (s. Anm. 18) hier summarisch, ohne mich den Befunden in allen Punkten anzuschließen.

35 *Der hessische Landbote*. Von Georg Büchner. Sowie Des Verfassers Leben und politisches Wirken von Dr. Eduard David. – München ²1896 (Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze, hrsg. von Eduard Fuchs, H.10), S. 4. Der Reihenherausgeber Fuchs hatte 1895 an der Münchner *Leonce und Lena*-Aufführung mitgewirkt, unter den weiteren Autoren ist auch Heinrich Lux (s. Kapitel II. C. 8).

36 Ebd., S. 30.

Abgesehen von der „zweiten billigen Ausgabe“ der Franzos-Edition von 1902 (s. Kapitel I. C. 19) erschien die nächste deutschsprachige Gesamtausgabe erst 1909: Paul Landaus zweibändige *Gesammelte Schriften*³⁷ (Biographie [163 S.], *Danton's Tod, Leonce und Léna, Wof[y]zeck, Lenz, Oberlins Bericht*³⁸, *Landbote, Briefe*).

Französische Leser konnten 1889 den größten Teil von Büchners Werk in Übersetzung kennenlernen. In diesem Jahr legte Auguste Dietrich einen über 400 Seiten starken Band vor, der auf Franzos' *Gesamt-Ausgabe* basierte³⁹. Er enthält *Danton's Tod*, „*Wozzeck*“, *Lenz*, den *Hessischen Landboten*, die Briefe an die Familie, an Gutzkow und an Minna Jaeglé, dazu in Prosaübersetzungen die Gedichte von Herwegh (*A la Mémoire de Georges Büchner*) und Luise Büchner (*Au Tombeau de mon Frère / Les Cloches de Zürich*). Vorangestellt ist eine einhundertvierzigseitige, mit vielen Werk- und Briefzitate durchsetzte Biographie des Dichters, die Franzos meist wörtlich folgt und nur an vereinzelten Stellen über das hinausgeht, was dieser (als damals maßgeblich) mitgeteilt hatte. So erinnern Dietrich die (seines Erachtens von Weidig hinzugefügten) „phrases bondées de versets bibliques et secouées de frémissements religieux“ an Görres' *Athanasius* (1838) und noch mehr an die „*Paroles d'un Croyant de notre Laménais*“ (April 1834)⁴⁰. Als Landsmann Zolas, dem die durch diesen ausgelöste Literaturmode natürlich vertraut ist, fühlt er sich außerdem verpflichtet, Franzos' Einschätzung des „*Wozzeck*“⁴¹ zu korrigieren:

„C'est là non seulement du réalisme, mais du naturalisme au sens actuel de l'expression.“⁴²

Das Lustspiel nahm Dietrich nicht in seine Sammlung auf. „*Léonce et Léna* [...] est ce que les Allemands appellent un ‚Buchdrama‘ – une pièce de théâtre faite pour la lecture, et non pour la scène“⁴³, das Vergnügen am Dialog und an der Phantasie des Dichters sei wichtiger als die Handlung und die Regeln der Komödie. Es werden also nur einige entsprechende Auszüge mitgeteilt. Sie könnten hinreichend beweisen, „que *Léonce et Léna* [...] n'est pas indigne de

37 Berlin: Paul Cassirer.

38 Nach August Stoeber: *Der Dichter Lenz und Friedericke von Sesenheim*. – Basel 1842, S. 11–31 (vgl. Kapitel II. A. 6).

39 Georges Büchner: *La Mort de Danton* [...]. – Paris: Louis Westhausser 1889 (zitiert als *Œuvres*).

40 Ebd., S. 48 f.

41 *NFP* Nr. 4022 vom 5. November 1875.

42 *Œuvres*, S. 113.

43 Ebd., S. 114.

l'adolescent qui a buriné la *Mort de Danton*, et que la nature lui avait départi le sens du comique non moins peut-être que la forte imagination tragique.“⁴⁴

Schon daraus erhellt, daß Dietrich *Danton's Tod* die größte Bedeutung unter Büchners Schriften beimißt, „une des plus curieuses et la plus puissante, quoique en même temps la plus singulière“ der Revolutionsdichtungen der Zeit. „A sa suite viennent les autres œuvres de l'auteur, [...] qui forment en quelque sorte le commentaire inséparable de son drame“⁴⁵.

Dem entspricht die formale Gestaltung des Titelblatts der Sammlung, die typographisch sofort signalisiert, wo Dietrich die Bedeutung Büchners bzw. den Anreiz für das französische Publikum sieht (in Klammern die Höhe der Buchstaben, die größer als 2 mm sind):

Georges Büchner (3 mm)
La Mort (7 mm)
de
Danton (12 mm)
Drame en Trois Actes et en Prose
suivi de
Wozzeck, Lenz, Le Messenger Hessois, Lettres, etc. (3,5 mm)
Traduit de l'Allemand
Et précédé d'une étude
par
Auguste Dietrich (3 mm)
Préface
Par Jules Claretie (2,5 mm)
De l'Académie française

Eingeleitet wird das Buch durch eine Widmung Auguste Dietrichs an Albert Regnard („Mon cher ami“), der Ludwig Büchners *Kraft und Stoff* als erster ins Französische übertrug, durch die „Préface“ von Jules Claretie (seit 1885 Direktor der Comédie-Française) und ein „Avant-propos“ Dietrichs. Aus diesen Texten lassen sich Aufschlüsse über die Entstehung des Buches entnehmen, die ich kurz resümieren will.

In seinem 1868 erschienenen Buch *Libre Parole*⁴⁶, das die literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich untersucht, schilderte der französische Schriftsteller Jules Claretie (1840–1913) die Adaption der französischen Geschichte in der deutschen Literatur und erwähnte bei dieser Gelegenheit „un

44 Ebd., S. 118.

45 Ebd., S. XXVI.

46 Vgl. Jules Claretie: *Libre Parole*. – Paris 1868. „Qui de vous connaît la *Mort de Danton*, de Georges Büchner“, läßt Claretie dort einen fiktiven Deutschen seine Landsleute fragen, der sich dann allerdings zu Unrecht darauf beruft, dies Stück werde in seiner Heimat „jouée [...] avec grand succès“ (S. 25).

drame célèbre de Georges Büchner, la *Mort de Danton*, qui n'a jamais été traduit, et qui nous serait fort utile à connaître pour voir comment on juge, à l'étranger, et surtout outre Rhin, nos hommes et nos idées.⁴⁷ Claretie schätzte Büchner außerordentlich. Mit dem *Danton* seien ihm „pages animées d'un souffle éloquent et superbe“ gelungen. Man glaube zuweilen etwas „comme un écho de la grande voix de Shakespeare“ zu hören⁴⁸.

Im Jahre 1878 traf Claretie dann im Pariser Salon Victor Hugos den jungen Schriftsteller Auguste Dietrich, der ihm erzählte, *Danton's Tod* inzwischen übersetzt zu haben. Er war Schüler Alexander Büchners am Collège in Valenciennes gewesen; die Idee „de faire passer dans notre langue la *Mort de Danton* vint au traducteur à la suite de quelques mots que lui dit, un jour, au sujet de cette pièce, M. Alexandre Büchner, son professeur d'allemand“⁴⁹. Claretie nahm Einsicht in das Manuskript, und die Lektüre regte ihn zu einem „feuilleton dramatique“ in der *Presse* vom 5. August 1878 an⁵⁰, in dem er der „Uebertragung [...] volle Anerkennung zollte“⁵¹.

Anfang 1879⁵² hielt sich Dietrich studienhalber in Österreich auf und besuchte auch Wien, wo er wahrscheinlich mit Franzos zusammenkam. Jedenfalls überarbeitete er seine Übersetzung (die er noch aufgrund der *Nachgelassenen Schriften* angefertigt hatte) und ergänzte sie, als Franzos' Ausgabe erschienen war. In Graz machte er auch Station bei Robert Hamerling. Sein Artikel „Une visite à Robert Hamerling“ für die *Jeune France* vom 1. September 1881 machte die Franzosen zum ersten Mal mit diesem Autor bekannt. Übersetzungen von Hamerlings *Danton und Robespierre* und Griepenkerls *Maximilian Robespierre* waren in seiner Büchnerausgabe bereits angekündigt („A paraître prochainement“). Insgesamt beabsichtigte Dietrich, den Franzosen eine repräsentative Auswahl aus den etwa 40 Stücken deutscher Autoren zu bieten, die sich mit der Französischen Revolution beschäftigt hatten.

„On verra ainsi comment les dramaturges de langue allemande ont envisagé le mouvement révolutionnaire aux divers points de vue politique, social, voire même esthétique et ,impressionniste“⁵³.

47 *Œuvres*, S. III f.

48 Ebd., S. XII.

49 Ebd., S. XI f.

50 Ebd., S. IV.

51 Vgl. die redaktionelle Notiz in *Mehr Licht!*, Berlin, 1. Jg., Nr. 20 vom 15. Februar 1879, S. 314.

52 Vgl. ebd., S. 312.

53 *Œuvres*, S. XXV.

3. Rezensionen der *Sämmtlichen Werke*

Die erste nachweisbare Besprechung von Franzos' Edition findet sich in der Frankfurter *Didaskalia*, der Beilage des *Frankfurter Journals*. Sie beginnt mit den elegischen Worten:

„Ueber sechsundvierzig Jahre sind bereits dahingegangen, seitdem Georg Büchner aus Darmstadt, fast noch ein Jüngling, den Zoll der Sterblichkeit entrichtete, und noch ist der geniale Schöpfer des Dramas ‚Danton's Tod‘ in unserer Nationalliteratur, der kühne Agitator in unserer politischen Geschichte, der scharfsinnige Forscher in den Naturwissenschaften unvergessen; noch lebt das Andenken des edlen Charakters in vielen Herzen fort; noch sind die Klagen nicht verstummt über den so frühzeitigen Ausgang eines mit den seltensten Gaben geschmückten Menschenlebens.“⁵⁴

Der Autor ist Büchners Darmstädter Jugendfreund Georg Zimmermann (1814–1881), der 1838 selbst als Biograph vorgesehen war⁵⁵. Das Erscheinen der *Gesamt-Ausgabe* nimmt er nun zum Anlaß, die Lebensgeschichte Büchners „nach der Darstellung des Herrn Franzos und zum Theil nach unseren Erinnerungen in gedrängten Zügen vorzuführen“⁵⁶. Eine ästhetische Würdigung liefert Zimmermann nicht; er holt dies jedoch schon kurze Zeit später in einer fünfpaltigen Rezension für die *Allgemeine Zeitung* nach. Dort heißt es einleitend:

„Die sämmtlichen bisher einzeln gedruckten Werke und der handschriftliche Nachlaß Georg Büchners liegen jetzt, soweit sie der Dichtung und der politischen Geschichte angehören, in der sorgfältigen kritischen Bearbeitung des Hrn. Karl Emil Franzos vor uns. [...] Wie viel die deutsche Poesie, namentlich auf dem dramatischen Felde, und eine sowohl von exacter Beobachtung als von urkräftigem philosophischem Geiste getragene Naturforschung an diesem fast noch im Jünglingsalter dahingegangenen außerordentlichen Menschen verloren haben, wird dem kundigen Leser aus den vorliegenden Schriften unmittelbar einleuchten.“⁵⁷

Es folgt ein zweispaltiger biographischer Abriß, in dem Zimmermann „die von uns auf Grundlage der Einleitung von Franzos und unserer persönlichen Erinnerungen geschriebene, in der ‚Didaskalia‘ Nr. 13–16 erschienene ausführliche Biographie zusammengedrängt und ergänzt“ hat⁵⁸.

54 58. Jg., Nr. 102/103–106 vom 13.–16. April 1880, S. 2.

55 S. Kapitel I. B. 7.

56 Vgl. Anm. 54. Diesen auch als Lebenszeugnis interessanten, bisher unbekanntem Text werde ich vollständig im *Büchner Jahrbuch* 4 (1984) veröffentlichen.

57 *Georg Büchner und die Gesamtausgabe seiner Werke*. – In: *Allgemeine Zeitung*, Stuttgart, Beilage Nr. 143 vom 22. Mai 1880, S. [2081].

58 Ebd., S. 2082.

Doch nicht nur die Bekanntschaft mit dem Autor macht ihn zu einem interessanten Zeugen und Kritiker. Da Zimmermann zeitlebens ein „emsiger Schriftsteller“ war, der zahlreiche Aufsätze über die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts schrieb, selbst poetische Arbeiten verfaßte und sich darüber hinaus als Rezitator und Vortragsreisender einen Namen machte⁵⁹, ist auch sein Urteil über die Einzelwerke von Bedeutung.

Danton's Tod sei eine „glänzende Probe des Genie's“ und fessle mit jener „unwiderstehlichen Gewalt“, „die das Werk eines großen ursprünglichen Dichter- und Denkergeistes“ ausübe. „Einzelne Szenen und Stellen verrathen eine dramatische Begabung, wie nach Heinrich v. Kleist bei uns Deutschen keine größere hervorgetreten ist“. Das Lob des Stücks als eines sich entfaltenden „Organismus“, seiner „Kernhaftigkeit und Frische, Ideentiefe und Gestaltungskraft“ bei vollkommenem Verzicht auf „Lückenbüßer“, Gespreiztheiten und „rhetorische Phrasen“ erinnert übrigens an Gutzkows Besprechung des *Danton* vom Juli 1835, die ja im Anhang von F wiederabgedruckt ist. Der Charakter „des Ganzen“ sei geprägt durch eine „pessimistische und auf die Seite des Materialismus geneigte Weltanschauung“, nur in die Seelen von Julie und Lucile hätten sich „Ueberreste des Idealismus“ geflüchtet, hier blühe eine „zarte, innige Lyrik“. Als „kühn und gewaltig, aber auch elegant und fein, wohl lautend, ohne Schwulst reich an genialen Metaphern“ bezeichnet Zimmermann die Sprache des Dramas. Freilich sei sie auch mit „widerwärtigen, vielfach Shakespearisirenden Cynismen übersät“, was das Stück „als eine für das größere Publikum nicht geeignete Lectüre erscheinen“ lasse.

Doch so genialisch *Danton's Tod* insgesamt auch sei, „als Kunstwerk im Ganzen, besonders vom dramatischen Gesichtspunkte beurtheilt“, bleibe es „unbefriedigend“. Als Ursache gibt Zimmermann an, es sei Büchner nicht gelungen, die Fabel des Dramas „auf den Mittelpunkt der Hauptperson und ihres gefährlichsten Antipoden“ hin straff zusammenzuziehen; auch hätte dazu „die Beseitigung aller für die Entwicklung des Ganzen überflüssigen Personen und Betrachtungen gehört“. Die Volksszenen äußerten „keine Wirkung auf das Schicksal der Hauptperson und ihrer Freunde“, die Deputiertenversammlungen seien „einander zu ähnlich“ und die eingestreuten „allgemeinen Betrachtungen“ zwar „geistvoll, tief“ und „sehr anregend; aber die Handlung wird von ihnen überwuchert“. Die Handlung des Stücks könne nur als „dürftig“ bezeichnet werden, die Tragödie verlange aber „den Uebergang des Helden vom Glücke [...] in das Unglück oder von der Hoffnung [...] in die Enttäuschung“.

„Aber davon gewahren wir in ‚Dantons Tod‘ nur verlorne Spuren [...]. Danton ist, wie ihn Büchner auffaßt, der tragischen Hauptrolle unwürdig. [...] Wir verlangen von dem

⁵⁹ Vgl. *ADB*, Bd. 45, S. 263 f.

Helden der den Mittelpunkt einer Tragödie einnimmt, wenn wir ihm einen dieser Kunstgattung entsprechenden Antheil zuwenden sollen, eine im Kern tüchtige sittliche Kraft.“

Doch genau dies hätte dem Grundton von Büchners Drama zuwiderlaufen müssen, welcher „Aussichts- und Hoffnungslosigkeit, Fatalismus“ heiße. „Das Werk zeigt nur eine in der Auflösung begriffene Nation, an deren Verjüngung nicht zu denken ist. Das Ganze ist ein beständig aufgewühlter Sumpf, dem giftige Dünste entsteigen“⁶⁰.

Die anderen Werke werden kürzer abgehandelt. Im *Woyzeck* liest Zimmermann „Stellen die an erschütternder Naturwahrheit eine Vergleichung mit dem ersten Theile des Goethe'schen Faust zulassen“. Zwar vermißt er auch hier eine „dramatische Entwicklung“, doch als Fragment bleibt das Stück vor allzu herber Kritik bewahrt: die Szenen seien immerhin „von der Grundmelodie des Werkes einheitlich zusammengehalten“. Der „urwüchsige Humor“, der sich mit einem „furchtbaren Ernste“ verbinde, überspringe freilich „die Grenzen des Anstandes mit rücksichtsloser Kühnheit“⁶¹.

Ausdrücklich als „Fragment“ beurteilt Zimmermann auch den *Lenz*, der zwar „reich und tief in der psychologischen Auffassung“, „eindringlich“ und „unwiderstehlich“ in der Sprache sei, doch so, „wie das Fragment vor uns liegt“, nämlich „an äußerlicher Handlung arm“, sei es „trübselig und niederdrückend; vielleicht hätte sich bei der Fortsetzung und Vollendung des Werkes die Verstimmung in Harmonie aufgelöst“⁶².

Hoch bewertet wird *Leonce und Lena*: „die scenische Gliederung ist vortrefflich, die Darstellung lebendig und spannend, die geistvolle Charakterzeichnung durchaus gelungen. Die anmuthige Sprache hat in einzelnen Stellen eine Zartheit und Innigkeit wie sie nur bei den größten Dichtern zu finden ist [...]. Der übersprudelnde Witz hat eine Shakespear'sche Färbung und ist mit seinem erhabenen Vorbilde leider auch in dem abstoßenden Cynismus verwandt“. Doch „nach Beseitigung dieser Auswüchse und mancher zu beißenden politischen Anspielung“ könne man sich das Lustspiel durchaus als „prächtiges Bühnen-Répertoire-Stück“ vorstellen.⁶³

Lieber ganz gestrichen hätte er den *Hessischen Landboten* gesehen, der die Leser höchstens „von der Sammlung abschrecken“ werde. Zimmermann schließt seine Rezension mit einem Hinweis auf die philosophischen Schriften und den Inhalt des Anhangs der *Sämmtlichen Werke*⁶⁴.

60 A. a. O. (s. Anm. 58).

61 Ebd., S. 2083.

62 Ebd.

63 Ebd.

64 Ebd.

Diese Besprechung wird in der Folge weder an Substanz noch an Ausführlichkeit überboten. Im *Literarischen Centralblatt für Deutschland* stellt ein nur mit „C“ zeichnender Verfasser in einem 40-Zeilen-Artikel Franzos' Verdienste um eine authentische Darbietung von Büchners Werken heraus. „Die hochbedeutende Persönlichkeit Büchner's, dieses kühnen und genialen Vertreters der Zeit des jungen Deutschland tritt uns hier zum ersten Male rein und unverfälscht entgegen“⁶⁵. Dadurch seien auch angemessenere Urteile über diesen Dichter möglich, die allerdings nicht nur zu dessen Gunsten ausfielen. So sei an *Woyzeck* unschwer zu erkennen, daß „diejenigen, welche Büchner als einen großen Dramatiker feierten, die Grenzen seines Talents doch wohl kaum richtig erkannt hatten, denn der *Wozzek*⁶⁶ wäre gewiß ebensowenig wie Büchner's Erstlings-Tragödie ‚Danton's Tod‘ ein wahrhaft künstlerisch aufgebautes Drama geworden“. Auch der *Landbote* figuriert nur als ein „wunderliches Pamphlet“, die „unklaren demagogischen Bestrebungen“ seines Verfassers seien „aus gänzlicher Unkenntniß der Bedürfnisse des Volkes entsprungen“.

A[dolf] G[erstmann] (1855–1921) widmet den *Sämmtlichen Werken*, besonders aber ihrem Herausgeber Franzos, der damit „die deutsche Literaturgeschichte um einen werthvollen Schatz bereichert“ habe, eine überschwengliche Rezension, die am 27. Juni 1880 in der *Vossischen Zeitung* erscheint:

„Einen sorgfältigeren Herausgeber hätte Georg Büchner [...] nicht finden können, als K. E. Franzos. In einer liebevollen, auf genauem Quellenstudium beruhenden Darstellung entwirft Franzos ein bis in die Details sauber ausgeführtes Lebensbild des Verblichenen, der, eine jener Feuerseelen, welche die reactionaire Polizeiwirtschaft im ersten Drittel dieses Jahrhunderts mit zornigem Ingrimme erfüllte, die Beseitigung derselben durch die That und in Vorbereitung durch das Wort zu erstreben suchte“⁶⁷.

Daß Franzos „*Wozzek*“ „vor dem Untergang rettete“, sei ein bleibendes Verdienst, dessen literaturhistorischer Lohn „nicht ausbleiben“ werde.

Den Inhalt des Buchs streift der als Redakteur und Dramaturg in Berlin lebende Rezensent, der 1876 selbst ein Lustspiel veröffentlichte, nur kurz. *Danton's Tod* gilt ihm als Probe der „originellen Kraft des Genies“. „Mögen auch heutigen Tages Theaterdirektoren das Drama für nicht bühnenfähig erklären, mögen zimperliche Schöngeister vor der Urwüchsigkeit des Ausdrucks zurückschrecken, die fortreißende poetische Gewalt wird Niemand ihm absprechen“. Auch „*Wozzek*“, „ein merkwürdiges, von echtem, poetischem Sturmhauch durchwehtes Werk“, erfülle mit Staunen und Bewunderung für diesen

65 Leipzig, Nr. 23 vom 5. Juni 1880, S. 758.

66 Diese auch zeitgenössisch falsche Schreibweise (in F heißt es „Wozzeck“) findet sich bei den meisten Rezensenten.

67 Berlin, Beilage Nr. 26.

„genialen Feuergeist“. Schlecht fällt allein das Urteil über „das unverständliche Lustspiel: ‚Leonce und Lena‘“ aus, ein Beispiel dafür, wie „ein Dichter, dessen schlummernder Genius erst durch den Zwang der Umstände wachgerüttelt worden, im Anfang seiner Laufbahn auch in Gefahr gerathen kann, Verfehltes zu schaffen“. Nur mit ihrem Titel werden „die übrigen Schriften Büchner's“ erwähnt, dabei ist immerhin der *Landbote* hervorgehoben als „historisch denkwürdige Schrift, mit welcher der junge Feuerkopf die trägen Gemüther zur Empörung gegen Willkür und Unrecht zu entflammen suchte“.

Ganz auf die Auseinandersetzung mit dem Autor, in zweiter Linie auf sein Hauptwerk und erst zuletzt den Herausgeber Franzos zielt die siebenseitige Rezension in den *Grenzböten*⁶⁸, die sich in den vorangegangenen Jahren zum Sprachrohr der Nationalliberalen entwickelten, aber immer noch – bei allerdings geschrumpfter Auflage – von dem Nimbus zehrten, den sie sich als literarisch-politische Revue unter der Ägide Gustav Freytags/Julian Schmidts erworben hatten. Der mit einem Fragezeichen siglierende Verfasser, worunter sich der Literaturhistoriker Adolf Stern verbirgt (s. u. S. 259), verzichtet fast völlig auf poetologische Gesichtspunkte und widmet sich deshalb ganz Büchners politischen Anschauungen, weil von jeher „das Interesse an seinen Fragmenten und Anläufen viel mehr social-politischer, ja wenn man das viel mißbrauchte Wort anwenden will, culturgeschichtlicher als ästhetischer Natur im engeren Sinne gewesen ist“⁶⁹.

„Seine frühe trotzige Wendung zu den realistischen Wissenschaften, sein skeptischer Pessimismus, seine revolutionäre Rolle, seine socialistischen Ueberzeugungen und republikanischen Träume – das alles, was nachher Tausende ergriffen und erfüllt hat, ist in den individuellen Anfängen bei ihm von Wichtigkeit und wesentlichem Interesse.“⁷⁰

Der Rezensent hält Büchners Engagement zwar für erklärlich, bezeichnet den *Hessischen Landboten* aber als „sophistische und mit bewußter Lüge in die Massen hinaus geschleuderte Brandschrift“, die den „gedrückten unteren Volksclassen [. . .] mit bewußter Lüge“ vorspiegelte, „daß sie die ganze Last des Staates trügen, ohne auch nur einen Vortheil derselben zu haben“. In der Flugschrift seien „alle die Mittel aufgeboden [. . .], mit welchen bis diesen Tag der Klassenhaß geschürt und gefördert wird“.⁷¹

Am Schluß seines Artikels ordnet Stern Büchner literarhistorisch zwischen Kleist und Grabbe ein: das plötzliche Auftreten des Talents erinnere „an den

68 Leipzig, 39. Jg., 2. Quartal, S. 500–507.

69 Ebd., S. 501.

70 Ebd., S. 502.

71 Ebd., S. 504.

romantischen Dramatiker und dessen Debut mit der ‚Familie Schroffenstein‘, während „die Sucht, neben der Vorführung echten Lebens durch Paradoxien und geistreiche Einfälle Effect zu machen“, ihn in Grabbes Nähe rücke – den er „übrigens [...] rasch überragt haben würde“⁷².

Die „poetischen Qualitäten“ Büchners werde „niemand verkennen“⁷³, *Danton's Tod* sei eine „Skizze von unzweifelhafter Genialität“⁷⁴. Daß der Dichter jedoch nicht, wie er wähnte, ein „Tendenzdrama für die Revolution“ geschaffen habe, sei auf seinen „reinen und unbestechlichen“ Wahrheitssinn zurückzuführen: „ohne jede Idealisierung, mit vollem Leben treten uns Danton in seiner genialen Verlumptheit und sanguinischen Zuversicht, Robespierre [...] in der impotenten Nüchternheit und der essigsauen Tugend seines engen Wesens entgegen, mit fast erschreckender Nacktheit und dem stärksten naturalistischen Cynismus wandelt sich in Büchners Szenen das unsterbliche Volk von 1793 zum kreischenden, lastervollen, grotesken Pöbel“⁷⁵. In der Tat war das von Anfang an eine der möglichen Auslegungen des Stücks, was zu seiner Anerkennung nicht wenig beigetragen haben dürfte.

Vom Ende des Jahres 1880 datiert eine kurze und sehr polemische Rezension von Erich Schmidt (1853–1913) in der *Deutschen Litteraturzeitung*⁷⁶. Der soeben als Professor nach Wien berufene Literaturhistoriker betrachtet die Edition nüchtern-kritisch. Mit sicherer Hand greift er sich die Makel der Franzos-Ausgabe heraus, vor allem jenen, daß „recht geschmacklos [...] die Großtaten aller Geschwister, besonders des Verfassers von ‚Kraft und Stoff‘“ in der Ausgabe „paradiieren“ mußten, „damit der Leser staunend ausrufe: eine Familie von lauter Genies!“⁷⁷

Schmidt erkennt durchaus das „emsige Bemühen“ des Herausgebers „um den gedruckten und den schwer zu entziffernden h[and]s[chrift]lichen Nachlass“ an. „Aber seine Einleitung schwelgt nicht nur zu häufig in der Phrase, sondern ist auch durch große Weitschweifigkeit geschädigt“. Wie zahlreiche seiner Vorgänger weist auch Schmidt auf das eigentümliche Schicksal der *Sämtlichen Werke* hin, doch bei ihm klingt es doppelt höhnisch:

„Die letzten Seiten der Einleitung sind nicht mehr aus Franzos flinker Feder geflossen“.

Daß Georg Büchner als „kraftgenialer Dramatiker“ neuerdings in Mode gerate und maßlos verherrlicht werde, hält er geradezu für ein Unglück. „Welche

72 Ebd., S. 506 f.

73 Ebd., S. 507.

74 Ebd., S. 505.

75 Ebd., S. 507.

76 Berlin, 1. Jg., Nr. 11 vom 11. Dezember 1880, Sp. 371–372.

77 Ebd., Sp. 372.

Uebertreibung S. XXIV, er sei „einer der glänzendsten Stilisten, die je unsere Muttersprache gemeistert! Und als Dichter hat ihn doch sein früher Tod nicht über die erste wilde Gährung hinauskommen lassen“. Allerdings will Schmidt nicht ausschließen, daß Büchner sich „aus dem Sturm und Drang zu künstlerischer geklärter Production allmählich emporgearbeitet“ hätte.⁷⁸ Zu den einzelnen Werken, die er nach ihrer Reihenfolge in der Ausgabe aufzählt, äußert er sich nicht, nur *Woyzeck* tut er als „tolles, wüstes Zeug“ ab.⁷⁹

Die Rezension eines mit „B“ zeichnenden Verfassers in der „Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst“ *Im neuen Reich*⁸⁰ hält ihre literarisch-ästhetische Würdigung knapp, wobei kritische Momente überwiegen. Dem „feurigen Geist“ fehle es an Abklärung und Zügelung, um „künstlerische Reife zu zeigen. Gar manches“ in seinen Werken berühre „den Leser nicht erquicklich“, ein „düsterer Grundton, der alle Dichtungen durchklingt, weht uns oft herb und unbefriedigend an; es ist eine schwermüthige, zerrissene Gemüthsstimmung, in die der Dichter sich mit gewisser Lust am Wehe hineinzuwählen scheint; immer spielt seine Phantasie am liebsten mit Tod und Verwesung und der raschen Vergänglichkeit des Irdischen. Dazu kommt eine Hinneigung zum Realistischen, Natürlichen und ein Haß gegen den Idealismus, der ihn mehr als zulässig von dem idealen Standpunkte der Kunst entfernt“. Demgegenüber werden die „kräftige Schönheit und Gewandtheit seines Stils“ gerühmt, „die Schilderungen der Natur“, die „Seelenmalerei, die Darstellung des inneren Lebens der Menschen, ihrer Leidenschaften und Neigungen, ihrer Schwächen und Tugenden“⁸¹.

Im Vordergrund steht auch bei diesem Rezensenten die Biographie Büchners. Passend zur Tendenz der Zeitschrift wird der Dichter als „glühender Patriot, Deutscher mit Leib und Seele“ bezeichnet, der aus dem „Arbeiter- und Bauernstand [...] eine Armee der Freiheit“ „rekrutiren“ wollte.

„Nicht aus frivoler Freude am gewaltsamen Umsturze, kein Sozialdemokrat im heutigen Sinne der Internationale, sondern ein Nationaler, begeistert für die Idee der Freiheit und des Rechtes der Individualität [...] ward er der Verfasser jenes berühmten Pamphlets, des ‚Hessischen Landboten‘ [...].“⁸²

Auch dies war also möglich: eine Interpretation im Sinne des Nationalliberalismus; sie war in Franzos' Biographie, wenn man sie genau liest, ja auch geradezu vorgezeichnet:

78 Ebd., Sp. 371.

79 Ebd., Sp. 372.

80 Leipzig, 10. Jg., Nr. 51 vom 23. Dezember 1880, S. 1004–1006.

81 Ebd., S. 1006.

82 Ebd., S. 1005.

„Er war ein Nationaler und verhöhnte den Kosmopolitismus als einen knabenhaften Traum, er war ferner begeistert von der Idee der Freiheit und des Rechtes der Individualität, er war für die Republik nur, weil sie ihm dies höchste Recht am besten zu garantiren schien [...]“⁸³

Fritz Lemmermayer (1857–1932) verzichtet im *Magazin für die Literatur des In- und Auslandes*⁸⁴ auf alle biographischen Details, die er an anderer Stelle zu veröffentlichen hoffte⁸⁵, und gibt stattdessen in seiner pathetisch-enthusiastischen Rezension kurze Beurteilungen der Einzelwerke: *Danton's Tod* („das genialste was er geschaffen“), „*Wozzeck*“ („aphoristisch geschrieben“), *Leonce und Lena* („Einfluss der deutschen Romantiker“), *Lenz* („eine Naturschilderung, welche nur dem Besten vergleichbar ist“)⁸⁶. Den *Hessischen Landboten* habe der „Hass gegen die Unterdrücker, die Liebe zu den Unterdrückten dem Dichter diktiert“⁸⁷. Das Verdienst von Franzos sei es, daß durch seine Ausgabe erstmals „die Möglichkeit geboten“ werde, „ein erschöpfendes Charakterbild dieses Geistesverwandten Kleists, Grabbes und Hebbels zu entwerfen und ein endgiltiges Urteil über seine dichterische Wirksamkeit zu fällen“. Das sei lobens- und lohnenswert, denn Büchner dürfe „nicht übersehen werden“. „Was er geschrieben, weist hin auf eine poetische Kraft, wie sie nur Wenige ihr Eigen nennen können, auf eine Grösse und Energie der Gedanken, wie sie nur dem gottbegnadeten Genie gegeben sind“⁸⁸. „Was uns vorliegt, ist ein Torso“, schließt Lemmermayer, „aber ein Torso, der wie jener des griechischen Altertums auf einen Herakles hindeutet“⁸⁹.

Die *Blätter für literarische Unterhaltung* bringen im Mai 1881 die letzte deutschsprachige Rezension⁹⁰. Im Anschluß an eine Kurzbiographie des Dichters läßt der Verfasser Reinhard Mosen *Danton's Tod* lediglich literarisch gelten („für die Bühne ist dies Drama bei seinen Sprüngen und dann wieder langen Pausen in der Handlung unmöglich“), während dem Lustspiel *Leonce und Lena* „der richtige Druck“ fehle, „durch den alles zusammengeht und sich zu einem Gesamtbilde gestaltet“. Nur insofern sticht Mosens Rezension von seinen Vorgängern ab, als er „*Wozzeck*“ nachdrücklich als das „Wichtigste und Beste“ bezeichnet, „was uns Büchner hinterlassen hat“.

83 F, S. CXXIV.

84 Leipzig, 50. Jg., Nr. 6 vom 5. Februar 1881, S. 94 f.

85 Vgl. seinen Brief an Franzos vom 24. November 1881 (StuLB Wien, I. N. 42948). Lemmermayer dachte dabei an die *Gartenlaube*.

86 Vgl. Anm. 84, S. 94.

87 Ebd., S. 95.

88 Ebd., S. 94.

89 Ebd., S. 95.

90 Leipzig, Nr. 20, S. 309–313.

„Freilich ist es nur ein Fragment, [...] freilich ist das Ganze noch roh, zerfahren und zerflattert, aber abgesehen von einigen schrullenhaften, ja verrückten Szenen, bietet es wahrhaft Ergreifendes und unvergeßlich Schönes. [...] Eine einfache, grausige Mordgeschichte, aber mit eminenter Kraft psychologischer Wahrheit vorgetragen und im Kämpfen der Charaktere gegen den aufsteigenden Entschluß zu Treuebruch oder Mord, in der furchtbaren Qual der Gewissensangst nach vollbrachter, vom Geschick fast aufgezwungener Missethat wahrhaft tragisch“⁹¹.

In Maries Monolog (H 4, 16)⁹² habe Büchner „die Sprache der höchsten Poesie, die Sprache der Natur“ gefunden⁹³. Auch Mosen schließt mit einem Ausblick auf die andern Werke, darunter das „psychologisch interessante Novellen-Fragment“ *Lenz*, und den „tollen“ *Landboten*⁹⁴.

Zur selben Zeit erscheint in der *New Yorker Nation*⁹⁵ eine Rezension der Franzos-Edition, wobei auf deren amerikanische Ausgabe (New York: Westermann) in einer Fußnote verwiesen ist.⁹⁶ Drei Viertel der Besprechung von knapp zwei Spalten gelten Büchners Leben. Von den Werken wird hauptsächlich *Danton* erwähnt:

„In Büchner's ‚Danton‘ his gloomy and pessimistic conception of history is poured forth with great intensity and vehemence. Though the subject can scarcely be called dramatic in its nature, the play is full of life and passion, and in spite of all its imperfections it bears the stamp of a powerful creative mind“.

Den Vorwurf der Immoralität weist der Verfasser entschieden zurück:

„To us it appears to be merely the result of artistic immaturity, of the want of sufficiently refined artistic taste“⁹⁷.

Lenz „is a masterly delineation of the mental sufferings of the unhappy young poet [...]. The descriptions of nature in this fragment are truly poetical“; *Leonce und Lena* „is full of brilliant wit and drollery, while in ‚Wozzeck‘ [...] the author dwells upon the dark and painful side of human nature, though the grotesque and the heroic are brought into close proximity“⁹⁸.

91 Ebd., S. 312.

92 Vgl. *HA I*, S. 180.

93 Vgl. Anm. 90, S. 313.

94 Ebd.

95 Nr. 822 vom 31. März 1881, S. 224 f.

96 Ebd., S. 224.

97 Ebd., S. 225.

98 Ebd.

4. Literaturgeschichten

Etwa zwei Dutzend Literaturgeschichten aus dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts liegen vor. Bei den Werken von Hillebrand, Gottschall, Menzel, Scherr und Lindemann, die uns zunächst beschäftigen, handelt es sich um (nur zum Teil überarbeitete) Neuauflagen der bekannten Standardwerke, deren Erstveröffentlichungen in die fünfziger oder gar noch in die vierziger Jahre fallen.

Joseph Hillebrands *Deutsche Nationalliteratur im XVIII. und XIX. Jahrhundert*⁹⁹ ist nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohn Karl in dritter Auflage herausgebracht worden. Der Artikel über Büchner folgt dem Text der 2. Auflage (s. Kapitel II. B. 4), eingefügt ist, daß man mit diesem Dichter „schon beinahe in die Gesellschaft des jungen Deutschlands über[trete]“¹⁰⁰, außerdem wird nun auch auf Lenz hingewiesen, eine „Erzählung, die von diesem wunderlichen Helden selbst geschrieben sein [dürfte]“¹⁰¹.

Die „vierte vermehrte und verbesserte Auflage“ von Rudolf Gottschalls *Deutscher Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts*¹⁰² wiederholt zu Büchner wörtlich den Text der 1. Auflage von 1855 (s. Kapitel II. B. 4); dasselbe auch in der vom Verlag Louis Zander in Leipzig zwei Jahre nach dem Tode Wolfgang Menzels (1873) in einer „Neuen Ausgabe“ gedruckten *Geschichte der Deutschen Dichtung*¹⁰³.

In der Ablehnung des Jungen Deutschland, im Antisemitismus und im Demokratenhaß als Menzel sehr ähnlich erweist sich die *Geschichte der Deutschen Literatur* des Niederkrüchtener Oberpfarrers Wilhelm Lindemann.¹⁰⁴ Zu Büchner heißt es dort, in ihm „meinte das junge Deutschland“ seinen „größten Dramatiker [...] gefunden zu haben [...]. Aber der Dichter, ein Geistesverwandter des unglücklichen Lenz, fand ein jähes Ende, und sein Strebensgenosse Herwegh hat ihm einen phrasendurchklingelten Grabgesang gesungen“¹⁰⁵. Eine siebte Auflage (1898) ist von dem Benediktinerpater Anselm Salzer bearbeitet, der in einer Fußnote auf die Franzos-Ausgabe verweist und im Text einige biographische Ergänzungen anbringt¹⁰⁶, ohne Lindemanns Wertung zu verändern.

1876 erscheinen in Skandinavien zwei literaturhistorische Übersichten, in denen Büchner gleichfalls erwähnt wird. Die dänische *Almindelig Literaturhistorie*

99 Gotha 1875.

100 Ebd., Bd. 3, S. 346.

101 Ebd., S. 347.

102 Breslau 1875, Bd. 3, S. 390 f.

103 Bd. 3, 1875, S. 455.

104 Freiburg 1876.

105 Ebd., S. 669.

106 Freiburg 1898, S. 902.

von Johannes Scherr¹⁰⁷ ist eine von Fr. W. Horn besorgte Übersetzung der 3. Auflage seiner *Allgemeinen Geschichte der Literatur* (s. Kapitel II. B. 4). Jener eine Satz über den Autor, der hier im 3. Band (1869) stand, hat dort im 2. Band seine Entsprechung¹⁰⁸. Ebenfalls hauptsächlich auf Scherr beruht die zweibändige schwedische *Verldslitteraturens Historia* von Arvid Ahnfelt¹⁰⁹, durch die Scherrs Ein-Satz-Bewertung weiter kolportiert wird.

Otto Roquette (1824–1896), der Büchner in seine zuerst 1862/63 erschienene *Geschichte der deutschen Literatur* nicht aufnahm, billigt auch 1879 in der 3. Auflage nur *Danton's Tod* einen aner kennenden Satz zu¹¹⁰.

Ebenso lakonisch wird Büchner (wiederum mit diesem Werk) in Ludwig Salomons (1844–1911) *Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts* von 1881 angeführt¹¹¹. Selbst das Erscheinen der Franzos-Ausgabe hat den Historiker des deutschen Journalismus nicht zu mehr Ausführlichkeit angeregt. Unverändert geht sein Artikel auch in die 2. Auflage von 1887 ein.¹¹²

Ein differenzierteres Urteil findet sich erst 1882 bei Robert Koenig (1828–1900), auch wenn es an Vorgänger anknüpft¹¹³. So erscheint *Danton's Tod* auch in der von Franzos „mit kritischer Treue wiederhergestellten“ Gestalt als „unerquickliche Lektüre: eine fieberhaft aufgeregte Darstellung einer fieberhaft aufgeregten Zeit ohne irgend welche versöhnenden Züge und ohne jegliche ethische Beleuchtung und Vertiefung“¹¹⁴. Als „am einheitlichsten abgeschlossen“ gilt Koenig „das politisch-satirische Lustspiel ‚Leonce und Lena‘“, während der *Lenz* ebenso wie der *Landbote* nur flüchtig erwähnt, *Woyzeck* ganz übergangen wird¹¹⁵. Zwei Drittel des Artikels sind ohnehin durch einen Lebensabriß beansprucht. Die 20. Auflage von 1889 fügt dem nichts Neues hinzu, kürzt aber, wo es dem Verfasser möglich erschien (Zitat aus Herweghs Gedicht). War Büchner 1882 einführend noch als „Dichter von Dantons Tod“¹¹⁶ etikettiert, so fehlt dies 1889. Der Verzicht auf die Revolutionsdichter-Fixierung deutet einen Wandel der Einschätzung an, der nicht nur auf die *Gesamt-Ausgabe* zurückzuführen ist.

107 Kopenhagen 1876.

108 Bd. 2, S. 236.

109 Stockholm 1876, Bd. 2, S. 436.

110 Stuttgart ³1879, S. 437; dass. Frankfurt 1882 (Titelaufgabe).

111 Stuttgart 1881, S. 852.

112 Stuttgart ²1887, S. 402.

113 *Deutsche Litteraturgeschichte*. – Bielefeld und Leipzig ¹²1882, S. 694 f.

114 Ebd., S. 695.

115 Ebd.

116 Ebd., S. 694.

Robert Pröllß' *Geschichte des neueren Dramas*¹¹⁷ ragt aus der Reihe der Literaturgeschichten heraus: als Spezialuntersuchung zur Gattung Drama, und als qualifiziertester Beitrag zu Büchner, was übrigens keine Frage der Sympathie für diesen Autor ist. Trotz politischer und ästhetischer Vorbehalte wird Büchner als der „von allen Dichtern, die uns statt wahrer Kunstwerke nur Curiositäten gegeben haben [...] weitaus genialste und bedeutendste“ bezeichnet¹¹⁸. Grabbe und Lenz, seinen Geistesverwandten, sei er „an Geist, wahrer Originalität, künstlerischem Feingefühl, Kenntniß der menschlichen Seele und, was die Hauptsache ist, an lebendiger Gestaltungskraft überlegen“¹¹⁹. Der Politiker Büchner erscheint Pröllß nur als ein aus psychologischen Motiven zum Handeln Getriebener. Seine Zugehörigkeit zur „revolutionären Parthei“ erklärt er kurzerhand durch seine „pessimistische Weltanschauung“, einen fatalistischen Grundzug in seinem Wesen, durch den er sich „in den Strudel der revolutionären Bewegung reißen ließ“¹²⁰. „Aus dieser selben pessimistischen Weltanschauung ist nun auch sein Trauerspiel ‚Danton's Tod‘ hervorgegangen“.¹²¹

Biographische Hinweise liefern folglich den Hintergrund für die ästhetische Betrachtung des Stückes, das Pröllß für Büchners „weitaus bedeutendstes“ hält. Zwar könne von „dramatischer Composition, von dramatischem Aufbau“ nicht die Rede sein, doch schließe sich die Flut der „rasch hintereinander [...] folgenden Bilder [...], jedes eine lebendige Situation bildend, zu einem großen Gemälde zusammen“¹²².

„Es ist Alles individuelles, unmittelbar aus den Charakteren und ihren Zuständen hervorgequellendes Erlebniß“¹²³.

An *Leonce und Lena* mißfällt Pröllß hingegen das „Gesuchte der Charakteristik“, das sich „in der Sprache“, „in den Gedanken und Bildern“ und „in den Wortspielen“ zeige. „Der Begriff, den Büchner vom Lustspiel überhaupt oder doch von der Gattung hatte, die ihm hierbei vor Augen stand, erklärt dies allein. Er wollte darin das Groteske mit dem Anmuthig-Poetischen verbinden“¹²⁴.

Dieser Subjektivismus („viel von Büchner's eignen Natur und eigem Wesen“) finde sich zum Glück nicht bei „*Wozzeck*“¹²⁵.

117 Bd. 3, 2. Hälfte: „Das neuere Drama der Deutschen“. – Leipzig 1883, S. 287–293.

118 Ebd., S. 292.

119 Ebd., S. 290.

120 Ebd., S. 288 f.

121 Ebd., S. 289.

122 Ebd., S. 290.

123 Ebd., S. 290 f.

124 Ebd., S. 291.

125 Ebd.

„So abstoßend, ja abschreckend diese Dichtung auch wirkt, so hat man doch noch den Eindruck, daß sie nur der Seele eines wirklichen Künstlers entsprungen sein kann. Daher man sich von ihren wechselnden Bildern wie von einem wilden Traum gefangen genommen fühlt, den man mit athemloser Spannung verfolgt und aus dem man hochaufathmend, wie erlöst, endlich erwacht.“¹²⁶

Pröbß ist es auch, der als erster den Begriff „Naturalismus“ auf dieses Stück anwendet. Hier mache sich ein an Heinrich Leopold Wagner erinnernder „cynischer, bis zur Brutalität gehender Naturalismus“ geltend, was „*Wozzeck*“ aber gerade deswegen „ganz objectiv in der Darstellung“ sein lasse:

„Es ist die Brutalität des Lebens, welche der Dichter hier halb mit Schauer halb aus Mitleid mit dem darunter leidenden Theil der Menschheit schildert“¹²⁷.

Adolf Stern, Literaturprofessor am Dresdner Polytechnikum, bringt 1884 in seiner *Geschichte der neuern Litteratur*¹²⁸ unter der Kapitelüberschrift „Nachwirkungen des ‚jungen Deutschland‘ in der Poesie“ zwar einen angemessenen Abschnitt über Büchner, der jedoch ganz auf seiner *Grenzboten*-Rezension von 1880 basiert und von den Werken nur auf *Danton's Tod* eingeht. In seiner *Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung* (1888) hat Stern aus dieser Fassung noch ein Exzerpt gezogen, das jetzt allein auf *Danton* zentriert ist,

„eine wilde Skizze voll Anschauung, voll Pathos, voll Schlagkraft des Ausdrucks, voll unterschiedenen Talents der Charakteristik, aber zugleich auch voll unbestechlicher Wahrheit [...], so daß der revolutionär gesinnte Poet die Schreckenstage Frankreichs mit ihren eigensten Farben – Schmutz und Blut – nicht wie er wollte, anziehend, sondern abschreckend schilderte.“¹²⁹

Ähnlich klingt es 1889 bei Heinrich von Treitschke¹³⁰. Der Historiker darf hier nicht übergangen werden, denn er berücksichtigt doch in größerem Umfang auch die Literaturgeschichte der Zeit. Seine Büchner-Kenntnisse verdankt er Franzos' Biographie und offenbar auch Julian Schmidts Standardwerk.

Büchner wird von Treitschke als „radicaler Atheist“¹³¹ vorgestellt, als „Dichter von außerordentlicher Gestaltungskraft, zugleich begeistert und blasirt“¹³²,

126 Ebd., S. 292.

127 Ebd., S. 291 f.

128 Leipzig 1884, Bd. 6, S. 311–313.

129 Stuttgart 1888, S. 695.

130 *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*. – Leipzig 1889, Bd. 4 (Staatengeschichte der neuesten Zeit, Bd. 27).

131 Ebd., S. 310; vgl. F, S. XXXI.

132 Vgl. Julian Schmidt: *Geschichte der Deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert*. – Leipzig 1856, Bd. 3, S. 49 („verfrühte Blasirtheit“).

eine jener Hamletsnaturen¹³³, wie sie in der literarischen Gährung der Zeit gediehen¹³⁴. Diese erste Erwähnung steht im Zusammenhang mit den „oberhessischen Umtrieben“¹³⁵ von 1833/34. Zunächst werden kurz Büchners politische Anschauungen charakterisiert:

„Er hatte als Student in Straßburg die St. Simonisten kennen gelernt und sprach die socialistischen Gedanken, welche sich schon in Wirth's Verteidigungsrede und einzelnen liberalen Flugschriften leise ankündigten, zum ersten male in Deutschland mit Bestimmtheit aus. Realist in der Politik wie in der Dichtung, erwartete er den Sieg der Revolution nur von der rohen Gewalt; er lachte der Thoren, die das Volk gegen die Sechs Artikel des Bundestags aufzuregen dachten, und wollte sich vielmehr an den hungernden Magen der Masse wenden. Sein Mitleid für die kleinen Leute kam aus dem Herzen, und nicht ganz mit Unrecht ward er späterhin als der Johannes des Messias Lassalle gefeiert.“¹³⁶

Dem *Landboten* gesteht auch Treitschke eine herausragende Stellung zu. Er habe alle vergleichbaren Flugschriften „bei Weitem“ übertroffen, „ein Meisterstück gewissenloser demagogischer Beredsamkeit“¹³⁷.

„So blind war schon die Wuth der Parteien: der Constitutionelle Weidig trug keine Bedenken an diesem wild-radicalen Machwerke mitzuhelfen, der Atheist Büchner ließ sich von seinem gläubigen Freunde Bibelstellen und erbauliche Redewendungen in den Text einflechten. Die gesammte Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft ward hier als ein Zustand des Raubes geschildert: [...] selbst den Ertrag der Domänen rechnete Büchner mit zu den Abgaben, die dem darbenden Volke abgepreßt würden. Die Brandschrift streute den ersten Samen eines Unkrauts, das erst nach Jahren aufgehen sollte. Für den Augenblick wirkte sie wenig [...].“¹³⁸

Die zweite Erwähnung steht im Zusammenhang eines Kapitels über das Junge Deutschland. Treitschkes Haßtiraden gegen diese angeblich durch und durch jüdische Bewegung sind bekannt. Interessant für uns ist, daß Büchners *Danton* als (einziger) Beleg dafür herangezogen wird, „wie heillos alle sittlichen Begriffe in diesen jungdeutschen Kreisen sich verwirrt hatten“. Das Stück bekunde dies mit „cynischer Frechheit“¹³⁹. Freilich sei Büchner den Jungdeutschen „nur mittelbar“¹⁴⁰ verbunden gewesen, deren wenig „durchgebildete Ueberzeugung“ er nicht geteilt habe. „Zum entschiedenen Socialismus bekannte sich unter den Schriftstellern des Jungen Deutschlands nur Einer: Georg Büchner“¹⁴¹.

133 Vgl. ebd., S. 52 („Geist des alten Hamlet“).

134 Vgl. Anm. 131.

135 Ebd., S. 434.

136 Ebd., S. 310; vgl. F, S. CXXXII f.

137 Ebd.

138 Ebd., vgl. F, S. CVIII, CXII, CXVII, CXLVII.

139 Ebd., S. 434.

140 Ebd., S. 435.

141 Ebd., S. 600.

Treitschkes Interpretation des *Danton* greift die Methode Adolf Sterns auf, indem sie Absicht und Wirkung zu trennen versucht. Gerade weil Büchner „das Treiben der Blutmenschen des Conventes Zug für Zug nach dem Leben“ geschildert habe, „getreu wie ein Chronist“, sei ihm nicht, wie beabsichtigt, ein Tendenz-Drama gelungen, er habe das Gegenteil erreicht: Abschreckung und Ekel.

„So erschreckend wahr vermochte unter allen Zeitgenossen nur noch Carlyle die Greuel jener Tage darzustellen; aber während der Schotte seinen sittlichen Ekel leidenschaftlich aussprach, währte der Deutsche allen Ernstes, die Revolution zu verherrlichen durch ein Werk, das doch nur Abscheu erwecken konnte.“¹⁴²

Treitschkes Sicht der Dinge blieb nicht unwidersprochen. Der als Jean Paul-Forscher bekannt gewordene Literaturhistoriker Paul Nerrlich (1844–1904) konterte schon im nächsten Jahr mit der bissigen Broschüre *Herr von Treitschke und das junge Deutschland*¹⁴³, in der er dem Historiographen eine Reihe sachlicher Fehler nachwies.

„Büchner wird von niemandem zum ‚jungen Deutschland‘ gerechnet, und er selbst hat energisch gegen diese Klassifizierung protestiert; allein wir freuen uns um so mehr über Treitschkes Gewaltakt, als er auch damit wieder einen trefflichen Beitrag zu seiner eigenen Charakteristik liefert“¹⁴⁴.

Außerdem bestreitet Nerrlich, daß Büchner im *Danton* die Revolution habe verherrlichen wollen. Als Beleg zitiert er aus Büchners Brief an die Familie vom 28. Juli 1835¹⁴⁵, wo dieser sich wegen des *Danton* rechtfertigt (Dramatiker als Geschichtsschreiber)¹⁴⁶.

Ohne Bedeutung für uns ist Gustav Brugiers katholische *Geschichte der deutschen National-Litteratur*, die in 7. (1884) und in 9. Auflage (1893) Georg Büchner lediglich nominell unter den Dichtern des Jungen Deutschland aufführt.¹⁴⁷ In der 1. Auflage¹⁴⁸ fehlte er ganz.

Lapidar sind auch die Büchner-Erwähnungen in der posthum neu herausgegebenen *Deutschen Literaturgeschichte* Edmund Höfers (1819–1882), die 1885 allein auf *Danton's Tod* rekurriert („wild, aber genial“¹⁴⁹), in G.-A. Heinrichs

142 Ebd., S. 434; vgl. F, S. CLIII f. und oben Adolf Sterns *Grenzboten*-Rezension.

143 Berlin 1890.

144 Ebd., S. 61.

145 Vgl. HA II, S. 443 f.

146 Vgl. Anm. 143, S. 62.

147 S. 554.

148 Freiburg 1865.

149 Stuttgart 1885, S. 351.

Histoire de la Littérature Allemande (Paris 21891), die ebenfalls nur den Revolutionsdichter kennt („s'est surtout fait connaître par sa tragédie de La Mort de Danton“¹⁵⁰), und in der *Deutschen Nationallitteratur des Neunzehnten Jahrhunderts* von Friedrich Kirchner (1848–1900), wo der Dichter des Danton nur in einer Fußnote erscheint („wilde Energie, aber auch Kraft der Charakteristik“¹⁵¹).

Robert Pröllß' Sohn Johannes (1853–1911) begründete dann mit seinem Buch über *Das junge Deutschland*¹⁵² die literaturwissenschaftliche Erforschung der Vormärzdichtung. Ursprünglich als Biographie Karl Gutzkows angelegt, wuchs sich das Werk zu einer 800seitigen „literarischen Rettung“ dieser „mit Polizeigewalt unterdrückten Literaturperiode“¹⁵³ aus, „in der auf allen Gebieten geistigen Strebens [...] der brausende Keimwind einer neuen Zeit für Deutschland diejenigen Ideen zu knospender Entfaltung brachte, deren Blüten und Früchte dem nun zur Rüste sich neigenden Jahrhundert seinen Charakter verliehen“¹⁵⁴. Wenige Jahre später sollte sich ein allgemeines Interesse an der Biedermeierkultur entwickeln. Was die wissenschaftliche Forschung zum Jungen Deutschland angeht, so fanden sich in Geiger und Houben Fortsetzer von Pröllß' Pioniertat. Dessen besonderes Verdienst bestand darin, daß er vor allem Primärquellen heranzog: alte, damals längst in Vergessenheit geratene Zeitschriften und Broschüren, Korrespondenzen, Memoiren. Auf den Namen Georg Büchners mußte er zwangsläufig des öfteren stoßen. In ihm und Karl Gutzkow, so seine These, hätten sich das „politische“ und das „literarische“ Junge Deutschland berührt.¹⁵⁵ *Danton's Tod* ist für Johannes Pröllß der „erste Versuch eines realistischen Geschichtsdramas aus dem Stoff der französischen Revolution“¹⁵⁶. Büchner habe damit „eine Probe von so ausgesprochen genialer Begabung“ geboten, „wie sie seit Schillers Räufern kein junger deutscher Dramatiker hervorgebracht hatte“¹⁵⁷. Ansonsten zeugen die Bemerkungen zu Büchner von Oberflächlichkeit. Auf S. 34 wird Georg mit seinem Bruder Ludwig Büchner verwechselt, S. 586 nennt als Mitverfasser des „Hessischen Volksboten“ anstatt Weidig Wilhelm Schulz, als Verfasser des Dramas *Sturm und Drang* figuriert anstelle von Klinger Reinhold Lenz.¹⁵⁸

150 Bd. 3, S. 186.

151 Heidelberg 1894, S. 298.

152 Stuttgart 1892.

153 Ebd., S. IV.

154 Ebd., S. V.

155 Ebd., S. 584.

156 Ebd.

157 Ebd., S. 585.

158 Ebd., S. 587.

Taucht bei Pröll nach langer Zeit erstmals der Begriff des „realistischen Geschichtsdramas“ wieder auf, so spricht Ernst Martin, der Bearbeiter und Voller der von Wilhelm Wackernagels (1806–1869) *Geschichte der deutschen Litteratur* (1894) gleichfalls von Büchners Versuch, im *Danton* die „historische Treue zu wahren [...]“. In rascher Szenenfolge stellte er die Menschen der Schreckenszeit dar, wie sie waren, blutig, liederlich, energisch, cynisch, und der Leser fühlt sich zugleich empöert und gefesselt¹⁵⁹, wobei Martin sich auf Büchners eigenes Bekenntnis¹⁶⁰ beruft.

Die *Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit* des 1886 verstorbenen Julian Schmidt aus dem Jahre 1896 ist gegenüber den früheren Auflagen unverändert¹⁶¹. Einen neuen Akzent enthält dagegen die 4. Auflage von Otto von Leixners (1847–1907) *Geschichte der Deutschen Litteratur* vom folgenden Jahr. Seine Grundthese behauptet eine enge Verwandtschaft Büchners zum Sturm und Drang. Besonders *Danton's Tod* sei eigentlich eine Fortsetzung der „Sturmperiode“:

„Die Art, einzelne Gestalten durch stark gesalzene Cynismen zu kennzeichnen, erinnert an Lenz und Genossen. Noch mehr drängt sich dieser Vergleich in dem Bruchstücke eines Trauerspiels, ‚Wozzek‘ auf, das sich nicht nur in der Technik, sondern ebenso in der Sprache wie ein Gemisch von den ‚Soldaten‘ von Lenz und von Klingers ‚Sturm und Drang‘ oder ‚Leidendem Weib‘ darstellt.“

Für diese Affinität spräche schließlich auch die Themenwahl des *Lenz*, der „ebensogut 1775 geschrieben sein könnte, so merkwürdig ist Ton und Stimmung getroffen“, während *Leonce und Lena* „den Stempel Tieckscher Romantik an sich“ trage¹⁶².

An der Wende des Jahrhunderts steht die fakten- und kenntnisreiche *Deutsche Litteraturgeschichte des Neunzehnten Jahrhunderts* von Richard M. Meyer¹⁶³ (1860–1914), dessen Versuch, die Literatur aus den Zeitströmungen und -stimmungen heraus zu erklären, größer und umfassender angelegt ist als der von Johannes Pröll, aber auch gelungener ausfällt. Meyer verzichtet auf Rhetorik und Polemik, beschränkt sich auf das Wesentliche. In Büchner sieht er den „ersten konsequenten Realisten“ der deutschen Literatur¹⁶⁴. Sein politisches En-

159 Basel 1894, S. 664 f.

160 Vgl. Büchners Brief an die Familie vom 5. Mai 1835: „[...] bitte ich euch [...] vorerst zu bedenken, daß ich der Geschichte treu bleiben und die Männer der Revolution geben mußte, wie sie waren, blutig, liederlich, energisch und cynisch“ (HA II, S. 438). Martin zitiert diesen Brief in einer Anmerkung.

161 Berlin 1896, Bd. 5, S. 254–263.

162 Leipzig 1897, S. 862 f.

163 Berlin 1900.

164 Ebd., S. 165.

gagement erklärt er nicht, wie viele seiner Vorgänger, aus einem Hang zum Pessimismus oder Fatalismus, sondern sieht es in Konsequenz seines Naturstudiums als Anatom und Physiologie, den „die Leidenschaft für das Lebendige“ vom „animalischen Leben des Menschen“ zum „animalischen Leben des Staates“ geführt habe.

„Er wird glühend-eifriger Politiker, und indem er die Funktionen seines heimischen Staatslebens so genau unter Seciermesser und Mikroskop nimmt wie die Fischmuskeln, packt ihn hier und da ein ungeheurer Ekel“¹⁶⁵.

„Dem Physiologen, dem Materialisten war es natürlich, eine Heilung auch der Volkskrankheiten mit der ‚Magenfrage‘ zu beginnen, in den niedersten Muskeln und Geweben die eigentlichen Träger der Leiden zu sehen, die an den höheren Organen nur zum deutlichen Ausdruck kommen.“¹⁶⁶

Von den poetischen Werken betrachtet Meyer zuerst die Erzählung über J. M. R. Lenz, der Büchner als „Typus des rechten Dichters überhaupt“ gegolten und dem er deshalb „seine charakteristische Kunstlehre in den Mund“ gelegt habe. Besser als hier sei „das Dogma des Realismus niemals formuliert worden“¹⁶⁷. In Lenz' Bekenntnis erkenne man, „wie der Pessimismus dieser Realisten in letzter Linie doch auf eine leidenschaftliche Freude am Leben, an der ‚unendlichen Schönheit‘ des Seins“ zurückgehe.¹⁶⁸

Danton's Tod, fast eine „heroische Tragikomödie“, handelt Meyer auffällig kurz ab, das Stück leide „an der Krankheit so vieler neuerer Realisten: an dem Mißbrauch ‚echter Dokumente‘“, d. h. an der exzessiven Verwendung von Quellen. Dem „heroischen Trauerspiel“¹⁶⁹ stehe als Ergänzung der *Wozzeck*, das bürgerliche Trauerspiel, zur Seite.

„Ein ganz beliebiger Mensch aus dem Volke, arm, schwach, verachtet, ist der Held. Er wird eben deshalb zur symbolischen Gestalt; er ist das Volk selbst, und sein Schicksal das des Volkes in den Händen seiner Machthaber“¹⁷⁰.

„Wie ‚Danton's Tod‘ ist dies Bruchstück mit wilden Cynismen übersät, aus denen die Verzweiflung des am Leben haftenden Realisten über die Unsauberkeit des Lebens herausklingt“¹⁷¹.

165 Ebd., S. 164.

166 Ebd., S. 165.

167 Ebd.

168 Ebd., S. 166.

169 Ebd., S. 167.

170 Ebd.

171 Ebd., S. 168.

Ein bisweilen „grotesker Humor“ weise Büchner als „tiefernste[m] Satiriker einen Platz in der berühmten Reihe hessischer Humoristen“. Zu bedauern sei eigentlich nur, daß er sich durch Cottas Komödienwettbewerb habe verleiten lassen, „in einem romantischen Lustspiel [...] die Wortwitz und gesuchten Versteckspiele des ‚Ponce de Leon‘ und ähnlicher Produktionen nachzuahmen“¹⁷².

5. Lexika

Die Fortschritte der Büchnerphilologie sind von den acht hier vorgestellten Lexika des Untersuchungszeitraumes nur allmählich mitvollzogen worden. Beginnen wir mit dem berühmtesten Personallexikon des 19. Jahrhunderts, von dem 1875 der erste Band erschien. Die Aufnahme Büchners in die *Allgemeine Deutsche Biographie* war rezeptionsgeschichtlich von allergrößter Bedeutung. Rochus von Liliencron (1820–1912), ein Großonkel des Dichters Detlev v. L. ist der Verfasser des als zuverlässig zu bezeichnenden Artikels, der sich im 3. Band der *ADB* von 1876 findet¹⁷³. Liliencron folgt generell Ludwig Büchners Biographie in den *Nachgelassenen Schriften*, aber setzt auch eigene Akzente (Nicht-Verwicklung in den Wachensturm, Kritik des konstitutionellen Systems, Vorbehalte gegen das Junge Deutschland, Sozialismus, Geschichtstreue des *Danton*).

Was die Brockhaus-Enzyklopädien angeht, so ist es im Grunde immer noch der Artikel von Wilhelm Schulz aus dem Jahre 1843, der Jahrzehnte nach dem Tod seines Verfassers tradiert und auch in der 14. Auflage von 1894 nur auf den neuesten Stand gebracht wird. Die Modernisierung der Artikel vollzieht sich mit großer Schwerfälligkeit. Das *Conversations-Lexikon* von 1876 (12. Auflage) sorgt zunächst für eine sprachliche Glättung und Verknappung, fügt dem Text der 11. Auflage von 1864 (s. Kapitel II. B. 5) aber nur den Hinweis auf die in Vorbereitung befindliche Franzos-Edition bei¹⁷⁴. Fast wortwörtlich dasselbe steht in der 13. Auflage von 1882, der Schlußsatz weist jetzt auf das inzwischen erschienene Werk hin¹⁷⁵. Die 14. Auflage von 1894 bringt weitere sprachliche Verbesserungen, Versachlichungen des Artikels, das Pathos der vierziger Jahre entsprach nicht mehr den Vorstellungen einer modernen Realenzyklopädie.

172 Ebd.

173 S. 488–490.

174 Bd. 4, S. 48.

175 Bd. 3, S. 676 f.

Außerdem kann nun Büchners literarischer Nachlaß aufgrund der Franzos-Ausgabe eingehender beschrieben werden. Neu ist die Erwähnung des „Soldatenstücks ‚Woizeck‘“¹⁷⁶. Daß die Artikel über den Philosophen Ludwig Büchner die seines Bruders an Länge inzwischen übertroffen haben, sei am Rande erwähnt.

Meyers Konversations-Lexikon bringt in der 4. Auflage von 1890 einen gegenüber 1843 zwar völlig veränderten Artikel zu Büchner¹⁷⁷, der allerdings, z. T. wörtlich, auf dem *Brockhaus* fußt, weshalb einige Formulierungen von Schulz auch hier noch bis zur Jahrhundertwende erhalten geblieben sind, denn auch die 5. Auflage von 1895 bringt nur ganz unerhebliche Verbesserungen und sprachliche Modernisierungen¹⁷⁸. Beide Male wird natürlich auf Franzos' *Gesamtausgabe* verwiesen, während sich *Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens* (1878) in einer achtzeiligen Notiz noch auf die *Nachgelassenen Schriften* bezieht¹⁷⁹. Der anschließende Artikel über Ludwig Büchner ist doppelt so lang wie der seines Bruders.

Das dritte große Nachschlagewerk der Zeit, *Pierers Konversations-Lexikon*, dessen Artikel von jeher nicht besonders ausführlich waren, enthält in der von Joseph Kürschner bearbeiteten 7. Auflage von 1889, wie in den älteren Auflagen auch, nur einen stichwortartigen Beitrag mit Hinweisen auf die Editionen von 1850 und 1879¹⁸⁰.

Im benachbarten Ausland ist es ähnlich. Georg Büchner ist zu einem lexikalischen Begriff geworden, das beweisen sowohl das schwedische *Uppslagsbok för alla*¹⁸¹ (1887), als auch die französische *Grande Encyclopédie*¹⁸² (ca. 1885) und der *Nouveau Larousse illustré*¹⁸³ (ca. 1896); doch nur die *Grande Encyclopédie* verweist auf die damals maßgebliche Franzos-Ausgabe, die Titel der Einzelwerke bzw. Übersetzungen (zumal wenn sie, wie *Leonce und Lena*, frankophon klingen) sind für das französische Publikum vor der Hand noch interessanter.

176 Bd. 3, S. 680 f.

177 Bd. 3, S. 579 f.

178 Bd. 3, S. 631 f.

179 S. 360.

180 Sp. 385 f.

181 Stockholm 1887, Sp. 328 f.

182 Paris o. J., Bd. 8, S. 314 f.

183 Paris o. J., Bd. 2, S. 323.

6. Produktive Rezeption

Revolutionsdramen

Das Interesse der deutschen Dramatiker am Thema der Französischen Revolution geht im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts leicht zurück. Es fehlten die damit in Beziehung zu bringenden historischen Wendemarken, wie sie im Vor- und Nachmärz mit 1830 und 1848 gegeben waren. Schließlich übernahmen es auch statt der Dichter inzwischen Publizisten und Historiker, die Gestalten der Revolutionszeit in ein objektiveres Licht zu stellen¹⁸⁴.

Für Max Bowers (1861–1921) „Trauerspiel“ *Danton*¹⁸⁵, Karl Bleibtreus „Tragödie“ *Weltgericht*¹⁸⁶ und Theodor Alts „Schauspiel“ *Freiheit*¹⁸⁷ gilt in etwa, was bereits in Kapitel II. B. 7 zu Hamerling und Welten resümiert wurde: es handelt sich um ausgewiesene Gegenentwürfe zu Büchners Drama, das nur bei Bower im Vorwort respektvoll als „geniales Werk“¹⁸⁸ anerkannt wird. Der Bezug auf das große Vorbild beweist, daß *Danton's Tod* weiterhin als Paradestück des Genres gilt. Goltschnigg hat über Bowers Einwände gegen Büchners These vom „Dramatiker als Geschichtsschreiber“ hinreichend informiert und sowohl auf Parallelen als auch auf Unterschiede zwischen beiden Stücken hingewiesen¹⁸⁹.

Karl Bleibtreus (1859–1928) *Weltgericht* ist ein Monumentalschauspiel, das in fünf Akten die ganze Geschichte der Revolution anvisiert und einen historischen Zeitraum von drei Jahren umspannt (1792–1794). In dem (ungeheuer selbstbewußten) Nachwort, das Büchner einen „gezierten Kraftstil“ vorhält¹⁹⁰, erklärt Bleibtreu, dies dramaturgische „Kunststück“ [...] spielend gelöst“ zu haben, „und zwar ohne dem Lauf der Ereignisse irgendwie Gewalt anzutun“¹⁹¹. Allerdings hat bis heute noch keine Bühne das Kunststück fertigge-

184 Vgl. Beatrix W. Bouvier: *Französische Revolution und deutsche Arbeiterbewegung. Die Rezeption des revolutionären Frankreich in der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung von den 1830er Jahren bis 1905.* – Bonn 1982, S. 146 ff. (Lassalle), 175 f., 185 f., 261 f. (Liebknecht). Auch Karl Brunnemann wollte Robespierre in einer Biographie für *Die Zukunft* (Berlin, 1. Jg. 1877/78, S. 45 ff.) „dem deutschen Publikum“ so zeigen, „wie er wirklich war“ (S. 45).

185 Hamburg 1880.

186 Leipzig 1888.

187 Mannheim 1895.

188 Vgl. Anm. 185, S. III.

189 Goltschnigg, S. 146–150; Hirschstein, S. 332–335.

190 Vgl. Anm. 186, S. 80 (zit. nach Goltschnigg: *Materialien*, S. 79 ff.; das von mir benutzte Exemplar aus der UB Bonn wies kein Nachwort auf).

191 Ebd., S. 80.

bracht, sein Stück aufzuführen. Eine Kurzanalyse liefert ebenfalls Goltschnigg¹⁹², auf die verwiesen werden kann.

Theodor Alts (1858–1939) Büchner-Rezeption ist zwiespältig. Einerseits hat er viele „Redewendungen [...] wörtlich übernommen“, weil er sie „für unüber-trefflich“ hielt¹⁹³, andererseits wirft er dem Autor vor, daß er „kein klares Bild von Robespierre“ gebe, „der Charakter ist dort einfach aufgestellt, nicht erklärt, sein Haß gegen Danton beruht beinahe völlig auf Eifersucht; wenigstens läßt sich nicht mehr erkennen“¹⁹⁴. Trotz der Übernahmen aus *Danton* bleibt Alts Drama ein matter Versuch, „aus dem Getriebe der Leidenschaften weniger Menschen [...] die großen Begebenheiten“¹⁹⁵ der Geschichte herzuleiten, wie er es sich im Nachwort vornahm.

Wedekind

Verzichten will ich auf die Darstellung der Büchner-Rezeption Frank Wedekinds, der in einem Notizbuch aus dem Beginn der 1890er Jahre *Leonce und Lena* und „*Wozzek*“ zu „seinen literarischen Heiligtümern, seinen Arcana“ zählte¹⁹⁶. Gegenüber Wilhelm Herzog soll er ferner geäußert haben, ohne *Woyzeck* wäre *Frühlings Erwachen* „nicht entstanden“¹⁹⁷. Goltschnigg hat, gestützt auf Klotz und Emrich, eine ausreichende Zahl von Belegen angeführt¹⁹⁸, die sich wohl erst dann ergänzen lassen, wenn die Arbeiten an der Historisch-kritischen Wedekind-Ausgabe weiter fortgeschritten sind.

Hauptmann

Wedekind ist nicht der erste von den wirklich bedeutenden Autoren des ausgehenden 19. Jahrhunderts, dem Büchner ästhetische Anregung gab. Einige Jahre vor ihm holte sich schon Gerhart Hauptmann vom Dichter des *Lenz* Gestalten, Motive und Erzählformen; es ist möglich, daß er es war, der Wedekind in Zürich überhaupt erst mit seinem Idol bekannt machte. In Gerhart Haupt-

192 Goltschnigg, S. 150 f.; vgl. Hirschstein, S. 232–240.

193 Nachwort zur 2. Auflage u.d. T. *Völkerdämmerung*. Zwei Dramen. – Mannheim 1896, S. 193.

194 Ebd., S. 192.

195 Ebd., S. 184. Vgl. dazu Hirschstein, S. 327–330. Ein „Plagiat übelster Sorte“ (Goltschnigg, S. 152) kann ich darin allerdings nicht erblicken.

196 Vgl. Arthur Kutscher: *Frank Wedekind*. Sein Leben und seine Werke. – München 1922, Bd. 1, S. 263.

197 Vgl. Wilhelm Herzog: *Büchner*. – In: ders.: *Große Gestalten der Geschichte*. – München und Bern 1961, Bd. 3, S. 160–184. – Hier S. 184.

198 Vgl. Goltschnigg, S. 164–169.

manns Person schneiden sich verschiedene Kreise, in denen Büchner als künstlerisches Vorbild gefeiert wurde, wir werden in seinem Umkreis noch häufig auf Namen stoßen, die in Büchners Wirkungsgeschichte eine Rolle spielen.

Wie sehr Hauptmann den Autor schätzte, ist zunächst durch Franzos überliefert. Ihm zufolge zollte er „beim Kennenlernen“ Büchner ein „feuriges Lob“ und sagte: „Ich habe Büchner viel zu danken. Auch von ihm habe ich entscheidende Anregungen empfangen“¹⁹⁹.

Inzwischen weiß man, in welche Zeit die „entscheidenden Anregungen“ fallen. In seinen Jugenderinnerungen hat Hauptmann es selbst erzählt. Der Fünf- und zwanzigjährige wohnte damals mit seiner Familie in Erkner, einem märkischen Dorf am Rande der Reichshauptstadt.

„Von Erkner aus kam ich oft nach Berlin. Und dort war ich in einen weiteren Kreis junger Literaten hineingezogen. Er schloß sich zu einem Verein zusammen. Bezeichnenderweise hieß er ‚Durch!‘. Die Harts, Karl Bleibtreu und andere gehörten ihm an. Wir lasen einander Arbeiten vor, disputierten und hielten Vorträge. Eine neue Ausgabe von Georg Büchner, besorgt durch Karl Emil Franzos, lag damals vor. Ich besprach sie in unserem Vereine.“²⁰⁰

Der literarische Verein ‚Durch!‘ war am 6. Mai 1886 in Berlin ins Leben gerufen worden, er sollte „einen Sammelplatz vornehmlich für die jungen modernsten Dichter und Schriftsteller bilden“²⁰¹. Gründungsmitglieder waren der Arzt Konrad Küster, der sich durch „kulturreformerische Tätigkeit“²⁰² einen Namen in den akademischen Kreisen Berlins gemacht hatte, der Schriftsteller Leo Berg (1862–1908) und der Literaturhistoriker Eugen Wolff. „Der gesellige Verkehr im Verein orientierte sich an den traditionellen Formen studentischen Gemeinschaftslebens, dem burschenschaftlichen Komment“²⁰³. Von einer literarischen Gruppe des Berliner Naturalismus im strengen Sinne läßt sich nicht sprechen, eher von einer „Plattform der Aussprache“²⁰⁴ ohne festes Programm. Man hatte sich noch nicht „dem Weltbild des konsequenten Naturalismus verschrieben“, man huldigte ganz allgemein einem „Realismus“, der „bei aller Wahrhaftigkeit der Darstellung“ doch ideal verklärte^{204a}. Verschiedene Debatten über Idealis-

199 Karl Emil Franzos: *Georg Büchners ‚Dantons Tod‘*. – In: *Vossische Zeitung*, Berlin, Nr. 5 (Morgenausgabe) vom 4. Januar 1902. C. F. W. Behl hat in seinem Tagebuch ein Gespräch mit Hauptmann festgehalten, in dem er sich an Unterhaltungen mit Hofmannsthal über Büchners *Lenz* erinnerte (Agnetenorf, 27. September 1941); vgl. C. F. W. Behl: *Zwiesprache mit Gerhart Hauptmann*. Tagebuchblätter. – München 1949, S. 73 f.

200 Hauptmann, S. 356.

201 Liepe, S. 1.

202 Ebd.

203 Requardt/Machatzke, S. 39.

204 Vgl. Liepe, S. 2.

204a Ebd., S. 4.

mus/Realismus/Naturalismus zeugen von entsprechendem Meinungspluralismus.

Auf den Kommersen des Vereins traf sich alles, „was sich in und um Berlin zum jungen und jüngsten Deutschland zählte“²⁰⁵, u. a. Conrad Alberti, Karl Bleibtreu, Wilhelm Bölsche, die Brüder Hart, Arno Holz, John Henry Mackay, Johannes Schlaf, Bruno Wille²⁰⁶. Hauptmanns Kontakte zum ‚Durch!‘ sind erst für den 21. Januar 1887 belegt, im Mai desselben Jahres trat er „dem Verein als ordentliches Mitglied bei“.

Mit dem Werk Georg Büchners war er (in Form der Franzos-Ausgabe) offenbar 1886 in Hamburg bekannt geworden; der „Kultus“, den er dort – und nach seiner Rückkehr auch in Erkner – mit dem Dichter „trieb“, mündete schließlich in den erwähnten „Vortrag über Georg Büchner“, den Hauptmann am 17. Juni 1887 vor den (allerdings nur zum Teil anwesenden) Mitgliedern (Leo Berg, Eugen Wolff, Julius Türk) und Gästen des ‚Durch!‘ (Carl Hauptmann, Meyer, Mark, Eduard Grosse) hielt²⁰⁷. Nachdem er seine Zuhörer mit den „wichtigsten Lebensdaten des Dichters“ und einem „kurzen Zitat aus Gutzkows Besprechung“ des *Danton* bekannt gemacht hatte, trug er in „ausgezeichneter Deklamation“ zwei Auszüge vor: „zunächst aus dem Novellenfragment ‚Lenz‘, alsdann einige Szenen aus ‚Dantons Tod‘. Die kräftige Sprache, die anschauliche Schilderung, die naturalistische Charakteristik des Dichters erregen allgemeine Bewunderung“. Hauptmann erntete für die Bekanntmachung „mit dem Kraftgenie Büchner [...] den Dank der Durcher“. Allerdings war das Lob der Anwesenden keineswegs ungeteilt. Eugen Wolff fühlte sich durch die Eintönigkeit der vorgelesenen *Lenz*-Passage „ermüdet“, die „Schilderung“ sei „nicht konzentriert genug“, eine Ansicht, die von einigen andern, wenngleich „nicht von allen geteilt“ wurde.

Während Hauptmanns Mitarbeit am ‚Durch!‘ und damit an der internen Theoriebildung des Vereins peripher blieb (er nahm nur an drei Sitzungen teil), scheinen ihm aus den persönlichen Kontakten mehrere Publikationsmöglichkeiten erwachsen zu sein. So war es wahrscheinlich Karl Bleibtreu, der den Erstdruck des *Bahnwärter Thiel* in seiner und Michael Conrads *Gesellschaft* vermittelte²⁰⁸. Entstanden im Frühjahr 1888, wurde sie dort im Oktoberheft gedruckt²⁰⁹. Von Conrad wissen wir, daß er sich als einer der ersten Naturali-

205 Ebd., S. 1 f.

206 Vgl. Requardt/Machatzke, S. 39.

207 Zitate nach: *Verein Durch. Facsimile der Protokolle 1887*. Aus der Werdezeit des deutschen Naturalismus. Hrsg. vom Institut für Literatur- und Theaterwissenschaft zu Kiel. – Kiel 1932 (ohne Pag.).

208 Vgl. Requardt/Machatzke, S. 41 f.

209 Gerhard [!] Hauptmann: *Bahnwärter Thiel*. Novellistische Studie aus dem märkischen Kiefernforst. – In: *Die Gesellschaft*, Leipzig, 4. Jg., Oktober 1888, S. 747–774.

sten um die Anerkennung Büchners bemühte. Schon im Oktober 1885 reklamierte er den Autor als „unsern genialen G e o r g B ü c h n e r“, der bereits 1835²¹⁰ die richtige Antwort auf den Frivolitätsvorwurf gegeben habe²¹¹.

Etwa zur selben Zeit wie der *Thiel* entstanden auch die Novellen *Der Apostel*²¹² (zu der Hauptmann während seines Züricher Aufenthalts angeregt wurde) und *Fasching*, die wiederum ein gelegentlicher Gast des ‚Durch!‘, Eduard Grosse (1858–um 1922), 1887 in seiner Zeitschrift *Siegfried* erstveröffentlichte²¹³.

Schon die Entstehungszeit legt es nahe, an Einflüsse Büchners zu denken, die sich während Hauptmanns Arbeit an seinen frühen Novellen (auf dem Höhepunkt des „Kultus“) hätten geltend machen können. Heinz Fischer hat mit seiner Untersuchung über *Lenz. Woyzeck. Thiel. Spiegelungen der Werke Georg Büchners in Gerhart Hauptmanns Bahnwörter Thiel* überzeugende Wirkungsspuren im *Thiel*²¹⁴, Gerolf Demmel (im Anschluß an Goltschnigg²¹⁵, der wiederum auf Neuse²¹⁶ fußt) ansatzweise für den *Apostel* nachweisen können²¹⁷, und Requardt/Machatzke haben sie für die *Fasching*-Novelle reklamiert²¹⁸. Ihrer Ansicht nach wäre das Jahr 1887 ohne die intensive Nutzung der „Identifikation mit dem Werk Büchners [...] wohl nicht zum Wendepunkt“ von Hauptmanns „Schaffen geworden“²¹⁹.

Daß Hauptmann dann im Jahr darauf seinen Wohnsitz kurzfristig in die Stadt verlegte, in der Büchner die letzten Monate seines Lebens verbrachte, hatte in erster Linie ein politisches Motiv, war aber von doppeltem Nutzen. Einmal, weil sich in Zürich, der heimlichen Hauptstadt der Sozialdemokratie, revolutionär-literarische und revolutionär-politische Zeittendenzen äußerst nahe gekommen waren, was man auf Schritt und Tritt verspüren konnte, besonders wenn man sich wie Hauptmann in einschlägigen Kreisen bewegte. „An der Hochschule Zürichs“ traf sich „eine ungeduldige, mit den heimatlichen Verhältnissen unzufriedene Jugend, einig im Willen, eine sozial gerechtere Ordnung herbeizu-

210 Vgl. den Brief an die Familie vom 28. Juli 1835 (*HA II*, S. 443 ff.).

211 *Zola und Daudet*. – In: *Die Gesellschaft*, München, 1. Jg., Nr. 40 vom 3. Oktober 1885, S. 804.

212 Erschien zusammen mit dem *Thiel* als *Novellistische Studien* 1892 bei S. Fischer in Berlin.

213 In: *Siegfried*, Mainz, Nr. 3, August 1887 (in bundesdeutschen Bibliotheken nicht nachweisbar).

214 Fischer, S. 41–61.

215 Goltschnigg, S. 159 ff.

216 Werner Neuse: *Hauptmanns und Rilkes ‚Der Apostel‘*. – In: *Germanic Review* 18 (1943), S. 196–201.

217 Demmel, S. 303–311.

218 Requardt/Machatzke, S. 89–91.

219 Ebd., S. 91.

führen, einig auch in der Opposition gegen das egoistische Wohlstandsstreben eines satten Bürgertums, doch noch unklar in bezug auf Weg und Ziel künftiger Umgestaltung“²²⁰. Zum andern hatte die Stadt für Hauptmann echten Exilcharakter. Er hatte sich nämlich während des Sozialistengesetzes durch seine Beziehungen zu Breslauer Sozialdemokraten bzw. Sozialutopisten verdächtig gemacht, darunter Heinrich Lux (1890 Redakteur der Magdeburger *Volkesstimme*, deren Feuilletonredakteur wegen eines *Danton*-Nachdruckes ins Gefängnis wanderte, s. u.), Alfred Ploetz (der 1884 in Chicago „die sozialistischen und anarchistischen Kreise der Unterrichtung halber aufgesucht“ hatte²²¹) und sein eigener Bruder Carl. Während der in Untersuchungshaft genommene Lux im November 1887 durch das Landgericht Breslau zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, hatten sich die beiden letzteren rechtzeitig in die Schweiz absetzen können. Ende Januar 1888²²² folgte ihnen Gerhart Hauptmann nach Zürich, wo sein Bruder Carl in der ‚Freien Straße‘ in Hottingen am Fuße des Zürichbergs schon eine Wohnung bezogen hatte, in der sich neben den geflüchteten Breslauer Ikariern die Schriftsteller Peter Hille, Wilhelm Bölsche, Karl Henckell, John Henry Mackay und Frank Wedekind häufig trafen.

In seinen Erinnerungen²²³ hat Hauptmann den politischen Aspekt seiner Reise unterschlagen. Dort heißt es:

„Georg Büchners Werke, über die ich im Verein ‚Durch!‘ einen Vortrag gehalten habe, hatten mir gewaltigen Eindruck gemacht. Das unvergleichliche Denkmal, das er nach nur dreiundzwanzig Lebensjahren hinterlassen hat, die Novelle Lenz, das Wozzek-Fragment hatten für mich die Bedeutung von großen Entdeckungen. Bei dem Kultus, den ich in Hamburg sowohl wie in Erkner mit Büchner trieb, kam in meine Reise nach Zürich etwas von der sakralen Vergeistigung einer Pilgerfahrt. Hier hatte Büchner gewirkt, und hier war er begraben. Ich kannte die Abbildung seiner Grabstätte. Sie befand sich in freier Natur, nicht auf einem Kirchhofe, am Zürichberg. Bald nach meiner Ankunft [...] waren [wir] an Büchners Grab gezogen. Der meine war wohl seit Jahren der erste Kranz, den jemand hier niederlegte. Georg Büchners Geist lebte nun mit uns, in uns, unter uns. Und wer ihn kennt, diesen wie glühende Lava aus chthonischen Tiefen emporgeschleuderten Dichtergeist, der darf sich vorstellen, daß er, bei allem Abstand seiner Einmaligkeit, ein Verwandter von uns gewesen ist. Er ward zum Heros unseres Heroons erhoben. Das Grab Georg Büchners wurde für unseren Kreis, die werdenden Forscher und werdenden Dichter, ein ständiger Wallfahrtsort.“²²⁴

Im Herbst 1888 kehrte Hauptmann nach Erkner zurück. Sein Abgang von Zürich ging mit Veränderungen im Selbstverständnis der dortigen Studenten- und

220 Urner, S. 269.

221 Requardt/Machatzke, S. 44.

222 Ebd., S. 48.

223 In der Druckvorlage sind diese Passagen noch enthalten; vgl. Requardt/Machatzke, S. 46.

224 Hauptmann, S. 364 f.

Künstlerkolonie einher. „Unter den Jüngeren begann eine radikalere Tonart den Mangel an Ursprünglichkeit wettzumachen. [...] Studentische Ausgelassenheit und Trinkfreudigkeit verbanden sich hier mit einer schon akzentuierten sozialkämpferischen Grundstimmung“²²⁵. Dafür gab es vor allem eine Ursache: die Realisierung der Ideen der künstlerischen Avantgarde in Berlin durch die Erben des Vereins ‚Durch!‘, die Friedrichshagener.

7. Anfänge der Theaterrezeption

Man hat sich angewöhnt, den Durchbruch Georg Büchners als Klassiker mit dem Tag der Uraufführung von *Danton's Tod* im Jahre 1902 gleichzusetzen. Karl Emil Franzos notierte damals, das Schicksal „füge“ jetzt „mit das Seltsamste“ in der ohnehin außergewöhnlichen Wirkungsgeschichte des Dramas:

„Durch 67 Jahre blieb ‚Dantons Tod‘ ein Buchdrama, und nun wird es plötzlich in zwei Bearbeitungen aufgeführt werden: am 5. Januar von der ‚Neuen freien Volksbühne‘, am 12. Januar von der ‚Freien Volksbühne‘.“²²⁶

Die Pläne zu diesen Aufführungen gingen jedoch bis ins Jahr 1890 zurück. Schon in der konstituierenden Versammlung der ‚Freien Volksbühne‘ am 29. Juli 1890 im Böhmischem Brauhaus an der Landsberger Allee in Berlin hatte der ‚Friedrichshagener‘ und Ex-‚Durcher‘ Bruno Wille (1860–1928) vor 2000 Zuhörern Programm und Aufgaben der ‚Volksbühne‘ umrissen und dabei unter den „guten Stücken, die von edlem, volksthümlichen Geiste, von dem Geiste der Wahrheit durchweht“ seien, *Danton's Tod* genannt. Es handelte sich dabei um Vorschläge, denn die „Wahl der Stücke“ sollte „in letzter Linie dem Ermessen, dem Geschmacke und Geiste der Majorität der Mitglieder überlassen“ bleiben. Doch er glaubte sich „nicht zu irren, wenn er annehme, daß sich die Majorität für Stücke entscheiden werde, die aus dem Wahrhaftigkeitsdrange geboren sind und einer Richtung angehören, die man so gern mit dem Schlagwort ‚Realismus‘ bezeichnet, für Stücke, in denen der Geist der heutigen Zeit mit ihren Ideen und Kämpfen lebt, die sich mit den Problemen der Gegenwart beschäftigen“²²⁷.

225 Urner, S. 270.

226 Vgl. Anm. 199.

227 Wille nannte außerdem Tolstojs *Macht der Finsternis*, Ibsens *Nora*, *Gespenster* und *Stützen der Gesellschaft*, Griepenkerls *Robespierre*, Hauptmanns *Vor Sonnenaufgang*, Holz/Schlafs *Familie Selicke*, J. Harts *Sumpf* und Albertis *Brot*, alles Stücke, in denen „ein sozialkritischer Hauch wehe“ (*Berliner Volksblatt*, Beilage, Nr. 175 vom 31. Juli 1890, S. 3).

In der nächsten Versammlung, in der es um die Abstimmung über die inzwischen erarbeiteten Statuten der ‚Volksbühne‘ ging, hielt Julius Türk (1865–1926), gleichfalls früher beim ‚Durch!‘, jetzt ‚Friedrichshagener‘, das einleitende Referat.

„Er sagte zunächst einiges Grundsätzliche und wandte sich besonders gegen den Gedanken, eine auf deutsche Werke begrenzte Volksbühne zu schaffen. Einig sei sich aber die mit den Vorarbeiten beauftragte Kommission, daß Operetten, Schwänke und Possen aus dem Programm auszuschalten seien. ‚Wahre Poesie‘ müsse die Parole sein. Als Stücke, deren Aufführung zunächst ins Auge gefaßt sei, nannte er ‚Danton’s Tod‘, ‚Die Macht der Finsternis‘, Zolas ‚Therese Raquin‘, Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang‘, Ibsens ‚Gespenster‘ und seinen ‚Volksfeind‘, ferner von Holz und Schlaf ‚Die Familie Selicke‘“.²²⁸

Das Programm wurde nur ansatzweise realisiert. Man brachte zwar zwischen Oktober und Dezember 1890 Ibsen und Hauptmann auf die Bühne, doch im Jahr 1891 gab es u. a. Stücke von Schiller, Sudermann, Fulda, Anzengruber, Hebbel und Gogol, also nicht den avisierten Autoren. Immerhin kündigte das *Magazin für Litteratur* noch am 3. Oktober 1891 an, daß „die freie Volksbühne [...] in nächster Spielzeit unter anderm auch die Dramen ‚Franz von Sickingen‘ von Lassalle und ‚Danton’s Tod‘ von Büchner zur Darstellung bringen“ werde.²²⁹

Als dann wenige Tage später in Magdeburg der Feuilletonredakteur der *Volksstimme* zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt wurde, weil er *Danton’s Tod* nachgedruckt hatte, weshalb das Stück künftig als „staatsanwaltsgefährlich“ angesehen werden müsse (wie dasselbe *Magazin* schrieb²³⁰), entschied man sich im Vorstand der ‚Volksbühne‘ offenbar gegen die Inszenierung, um einen Konflikt mit den Behörden zu vermeiden. Dieser Verzicht fiel den (überwiegend sozialdemokratischen) Mitgliedern wahrscheinlich um so leichter, als sich die SPD mit dem Genre „Revolutionstragödie“ ja ohnehin schwer tat.

Es ist auffällig, daß das Arbeitertheater anfänglich keine Tragödien spielte. Ursula Münchow führt das auf den programmatischen Zukunftsoptimismus der Sozialdemokratie als einer aufsteigenden Bewegung zurück. Sollten im bürgerlichen Trauerspiel die Zuschauer, durch Furcht und Mitleid gereinigt, zur ‚befreienden Tat‘ schreiten, so mußte der Entschluß dazu beim Arbeitertheater „im Stück selbst vollzogen“ werden²³¹. Damit einher ging eine neue Auffassung vom dramatischen Helden: „Er ist kein Held im überlieferten Sinne, bestenfalls Mittelpunktfigur, vorbildlicher Vertreter seiner Klasse“²³², mithin ein „Held neuen

228 Nestriepke, S. 20.

229 Berlin, 60. Jg., Nr. 40, S. 638.

230 Nr. 46 vom 14. November 1891, S. 734.

231 Münchow, S. 153.

232 Ebd., S. 134.

Typus“. In diesen Zusammenhang gehört auch, was Franz Mehring 1893 in einer Rezension zweier proletarischer Schauspiele schrieb: sei es dem einen Autor zwar gelungen, die „Unterjochung des geistigen und künstlerischen Proletariats durch den Kapitalismus“ darzustellen, so habe er es doch nicht verstanden, „den rettenden Ausweg aus dem traurigen Wirrsal“ aufzuzeigen. Den andern Autor lobte er dagegen, weil er „nicht bloß die versinkende, sondern auch die aufsteigende Welt“ sehe und erstmals statt des „Lumpenproletariats aus dem Bordell und der Schnapskneipe [. . .] das in hoffnungsfrohem Optimismus trotz alledem“ arbeitende Volk auf die Bühne gebracht habe²³³.

Mehring riet auch von einer Aufführung des *Danton* ausdrücklich ab²³⁴. Er war 1892 Nachfolger Bruno Willes geworden, der im Oktober aus dem Amt des Vorsitzenden des ‚Vereins Freie Volksbühne‘ ausschied und mit einigen Anhängern die ‚Neue Freie Volksbühne‘ begründete. Dessen Demission kam nicht überraschend. Hinter einer internen Auseinandersetzung um Organisationsform, Spielplangestaltung und Stellung zur SPD stand der Konflikt, den die Sozialdemokratie damals mit ihrer radikalen Linken austrug, den ‚Jungen‘.

Kaum ließ der Druck des Sozialistengesetzes nach, das am 25. Januar 1890 nicht mehr verlängert worden war und zum 30. September auslief, da hatte sich die SPD mit einem Gegner aus den eigenen Reihen auseinanderzusetzen. Die ‚Jungen‘ warfen der Mutterpartei vor, daß sie sich de facto immer mehr von der revolutionären Praxis entferne und Gefahr laufe, zur kleinbürgerlichen Massenpartei zu degenerieren. Von der Reichstagsfraktion forderte man statt willfähriger Mitarbeit im Parlament eine klassenkämpferische Konfrontationspolitik, die auch das Mittel der Obstruktion nicht scheuen sollte. Soweit bei den ‚Jungen‘ die künstlerische Avantgarde repräsentiert war, übte man auch Kritik an den kulturellen Vorstellungen der Partei. Analog zu ihrem erfolgreichen politischen Partizipationsstreben hatte die SPD das kurzfristig erwogene Konzept aufgegeben, der bürgerlichen eine proletarische Kunst entgegenzusetzen. Denn gerade im Naturalismus hatte man vorübergehend die „Kunst des vierten Standes“ erblickt²³⁵. Später waren jedoch die Einwände immer größer geworden: nach Wilhelm Liebknecht stand diese jüngstdeutsche Literatur mit den Bestrebungen

233 Zit. nach Münchow, S. 436.

234 In der Zeitschrift *Freie Volksbühne* hat Mehring, wie F. P. Schiller mitteilt, die Aufführung von *Danton's Tod* mit der Begründung abgelehnt, „daß die gewiß genialen Szenen abgerissen nebeneinander stünden und der dramatische Aufbau fehle. Dem genialen Drama Büchners [. . .] spricht Mehring einen künstlerischen Wert ab, äußert sich aber anerkennend über seinen revolutionären Inhalt“ (F. P. Schiller: *Franz Mehring und die marxistische Literaturwissenschaft*. – In: *Internationale Literatur*, Moskau, 2 [1932], S. 88).

235 „Die freie Volksbühne war 1890 gegründet worden, weil man auf den Naturalismus die Hoffnung gesetzt hatte, er würde sich zur Kunst des vierten Standes entwickeln, wenn man ihm den befruchtenden Boden biete“ (Selo, S. 73).

der Sozialdemokratischen Partei in keinem rechten Verhältnis, und Mehring brachte vor, daß sie zwar den Mut gehabt habe, das Vergehende zu schildern, wie es sei, nicht aber „den höheren Mut und die höhere Wahrheitsliebe“, um „auch das Entstehende zu schildern, wie es werden muß“²³⁶.

Daß sich die SPD auf dem Erfurter Parteitag vom Oktober 1891 ihrer innerparteilichen Linksoption entledigte und so der „Literaten- und Studentenrevolte“ (Engels)²³⁷ der ‚Jungen‘ ein Ende setzte, bedeutete gleichzeitig den Abschied von der engen Verbindung zur literarischen Opposition. Mit Wille zogen sich viele ‚Friedrichshagener‘ von der Partei zurück.

Ogleich der Versuch, *Danton's Tod* an einem Arbeitertheater aufzuführen, 1891 gescheitert war, kam es etwa zur selben Zeit in Zürich zu einer Privataufführung einiger Szenen aus dem Drama – ob als Reaktion auf die ausgebliebene Premiere oder als erfolgreicherer Parallelversuch dazu, muß noch offenbleiben. Zwar hatten Wedekind und die Gebrüder Hauptmann die Stadt an der Limmat längst verlassen, doch der Geist der künstlerischen Avantgarde blieb auch nach ihrem Fortgang wirksam. Man erlebte durchaus mit Bewußtsein etwa Otto Brahm's (1856–1912) Gründung der ‚Freien Bühne‘, jenes bürgerlichen Theatervereins auf Abonnentenbasis, der – in geschlossenen Vorstellungen von der Zensur unbehelligt – dem Naturalismus zum Durchbruch verhalf und der zum Modell der ‚Freien Volksbühne‘ Bruno Willes wurde.

Otto Hinrichsen (1870–1941), Psychiater und Dramatiker, damals gerade als Student in Zürich, erinnerte sich später:

„Es war die Zeit der ‚Freien Bühne‘ als Zeitschrift und Berliner Theaterunternehmen, des jungen Hauptmann-Holz'schen Naturalismus – über Zola, Ibsen usw. wurde diskutiert, sehr sich für Hauptmann interessiert, wo Plötz²³⁸ usw. dessen nächste Jugendfreunde doch waren. [...] Bei einer russischen Abendunterhaltung wurden auf der Platte Szenen aus Büchners *Danton's Tod* gespielt, mit mir als Danton.“²³⁹

Daß Hinrichsen's Mitspieler aus seinem Freundeskreis stammten (u. a. Alfred Ploetz, Ferdinand Simon, Heinrich Lux; alle drei Breslauer Studienfreunde

236 Zit. nach Selo, S. 74.

237 MEW 22, S. 68. – Vgl. insgesamt Hans Manfred Bock: *Die „Literaten- und Studentenrevolte“ der Jungen in der SPD um 1890.* – In: *Das Argument* 13 (1971), Heft 1–2, S. 22–41.

238 Alfred Ploetz (1860–1940), als Student Interesse am utopischen Sozialismus, dann Eugeniker, 1905 Initiator der ‚Gesellschaft für Rassenhygiene‘, Nationalsozialist.

239 Brief Otto Hinrichsen's an L. Wille, Herisau, 14. April 1938 (Schweizerisches Sozialarchiv Zürich, Nachlaß Otto Lang). Auf den Inhalt dieses Briefes hat Klaus Urner (s. Anm. 220) mehrfach hingewiesen. Hinrichsen's Nachlaß in St. Gallen, dem möglicherweise weiteres Material hierzu enthält, ist noch nicht aufgearbeitet (Briefauskunft von A. Stadler, Kantonsbibliothek, vom 11. April 1985).

Gerhart Hauptmanns), ist eine naheliegende Vermutung. Die Kolonie der russisch-polnischen Studierenden in Zürich war mit ihren Abendunterhaltungen in Fluntern eines der Zentren, um die sich die antibürgerliche Jugend sammelte. Leider gibt es zu diesem Abend, der irgendwann zwischen 1889 und 1895 stattfand²⁴⁰, keine weiteren Quellen, die über den Hintergrund der Aufführung nähere Aufschlüsse gäben. Doch das Faktum an sich ist bemerkenswert genug.

Der Züricher Ur-Inszenierung (denn von Premiere kann man wohl kaum sprechen) kommt dennoch kaum mehr Bedeutung zu als der exklusiven Münchner Aufführung von *Leonce und Lena* am Abend des 31. Mai 1895 vor 40–50²⁴¹ (bzw. über 100²⁴²) geladenen Gästen. Axel Bornkessel hat den Schwabinger Theaterabend und seine Mitwirkenden

König Peter vom Reiche Popo	Ernst von Wolzogen
Prinz Leonce, sein Sohn	Max Halbe
Prinzessin Lena vom Reiche Pipi	Anna Gigl
Valerio	Franz Held (d. i. Franz Herzfeld)
Rosetta	Rosa Ensinger
Gouvernante	Alice Stoltzenberg
Hofmeister	} Oskar Panizza
Hofprediger	
Landrat	Wilhelm Hegeler
(sowie O. E. Hartleben, Ludwig Scharf, Eduard Fuchs, Hans Olden, Max Fels, Ludwig Landshoff, Georg Schaumberg und Wilhelm Rosenthal, Regie: Ernst von Wolzogen)	

aufgrund des Theaterzettels (Max-Halbe-Archiv, StB München), der Erinnerungen von Max Halbe sowie der Berichte von Max Fels und Wilhelm Hegeler zu rekonstruieren versucht²⁴³. Eine weitere, bisher unberücksichtigte Quelle ergänzt dies noch um einige farbige Details. Julius Schaumberger, damals der Souffleur, erinnerte sich im Jahre 1921 anlässlich einer erneuten Münchner *Leonce und Lena*-Aufführung:

„Ein im äußersten Norden, am Würmkanal, gelegener Park, der heute völlig verwildert ist, aber schon damals im Dornröschenschlaf befangen lag und nur von den Geistern der

240 Vielleicht 1893, zum 80. Geburtstag Büchners?

241 Vgl. Max Halbe: *Jahrhundertwende*. Geschichte meines Lebens 1893–1914. – Danzig 1935, S. 150.

242 Vgl. Wilhelm Hegeler: *Intimes Theater*. – In: *Neue Deutsche Rundschau*, Berlin, 6. Jg., Heft 7, Juli 1895, S. 727.

243 Axel Bornkessel: *Georg Büchners ‚Leonce und Lena‘ auf der deutschsprachigen Bühne*. Studien zur Rezeption des Lustspiels durch das Theater. – Phil. Diss. Köln 1970, S. 40–43. Einige Ergänzungen ergeben sich durch Michael Bauer: *Oskar Panizza. Ein literarisches Porträt*. – München und Wien 1984, S. 146 ff. Es war vielleicht kein Zufall, daß Panizza im Züricher Exil eine Wohnung „nahe dem Grab Georg Büchners“ bezog, Turnerstr. 32 in Untersträß (S. 193).

Einsamkeit bevölkert war, erschien uns wie geschaffen zur Aufführung des romantischen Spiels ‚Leonce und Lena‘, das wir an einem wunderschönen Maiabend des genannten Jahres [1895] in Szene gehen ließen. Den Schauplatz bot eine Wiese, von dichtem Gebüsch umrahmt, in dessen Lichtungen die Mitwirkenden ihre Verkleidungen vornehmen konnten, und aus dem nachher die Gestalten der Dichtung hervortraten. [...] Einen Wechsel der Szenerie gab es da natürlich ebensowenig wie auf der Shakespearebühne. Dafür wurde der Ort der Handlung jeweils durch einen Herold in witzig gereimten Versen dem Auditorium illusorisch vor Augen geführt. Den Zuschauern, geladenen Gästen aus kunst- und literaturfreundlichen Kreisen, war der größte Teil der Wiese eingeräumt, wo sie auf leichten Feld- und Gartenstühlen Platz fanden.“

Auf die Mitwirkung von Berufsschauspielern verzichtete man bewußt. „Ein kleines Zugeständnis“ wurde nur „hinsichtlich der weiblichen Hauptrollen gemacht [...], die von zwei jungen Schauspiel-Elevinnen dargestellt wurden“. Als die hereinbrechende Abenddämmerung dem Schauspiel ein vorzeitiges Ende zu bereiten drohte, schaffte man schnell aus Schwabing per Fahrrad farbige Lampions und Kerzen herbei, derweil sich die Gäste an einer Maibowle gütlich taten. „Kunstgerechtere Aufführungen“, versichert Schaumberger, „mag ‚Leonce und Lena‘ nachher wohl gefunden haben, sicher aber keine, die den Veranstaltern so viel Freude bereitete“^{243a}.

Bornkessel hat sicher Recht, wenn er annimmt, daß die „ganze Atmosphäre des Abends mehr zum Gelingen der Aufführung beigetragen [hat] als der Inhalt des Lustspiels selbst“²⁴⁴. Tatsächlich kreierte Max Fels dem Stück damals, „trotz vieler hervorragender schöner Stellen“, „manche Längen und veraltete Eigenarten“ an.²⁴⁵ Wilhelm Hegeler hielt es für einen „glänzenden Fetzen, aber kein abgerundetes Kunstwerk“, auch wenn es sich durch „Witz“, „Laune und große Stimmung“ auszeichne:

„‚Leonce und Lena‘ ist, so lange Büchner lebte, nie gespielt worden, und es wäre wohl auch jetzt nicht gespielt worden, wenn er noch ein Lebender wäre, sondern man hätte ihm geraten es umzuarbeiten und zu vertiefen.“²⁴⁶

Es ist bemerkenswert, daß unter den Mitwirkenden, deren Durchschnittsalter bei 35 lag, drei ehemalige „Friedrichshagener“ waren (Hegeler, Hartleben, Halbe). Fünf von ihnen (Wolzogen, Halbe, Held, Hartleben und Hegeler) hatten ein paar Jahre zuvor noch zum Beraterkreis der Berliner ‚Freien Volksbühne‘

243a Julius Schaumberger: ‚Leonce und Lena‘ im Grünen. – In: *Münchener Neueste Nachrichten* vom 14. Dezember 1921.

244 Bornkessel, S. 42.

245 Max Fels: „Aus dem Münchener Kunstleben“. – In: *Die Gesellschaft*. Leipzig, Nr. 7, Juli 1895, S. 980–982. – Hier S. 982. Ähnlich Rudolph Lothar in der *NFP* vom 19. Juli 1895: „eine elegische Posse, zuweilen genial auflachend, leider oft langweilig [...]“.

246 Vgl. Anm. 242, S. 727.

bzw. ‚Neuen Freien Volksbühne‘ gehört – auch dies ein Indiz für die personelle Kontinuität des Rezeptionsprozesses.

8. Büchner und die Sozialdemokratie

Auch wenn Adolf Stern 1880 in seiner *Grenzboten*-Rezension der *Sämtlichen Werke* schrieb, daß sich „neuerdings eine Art Büchnercultus ausgebildet“ habe, der „von der sozialdemokratischen Partei“ ausgehe, „welche in dem jugendlichen Poeten und Verschwörer der dreißiger Jahre [...] einen ihrer Vorläufer“ erblicke²⁴⁷, so ist doch nicht zu übersehen, daß sich die Partei schwer tat, Büchner als einen der ihren zu reklamieren. Stern hatte bei seiner Polemik auch offensichtlich nur jenen *Neue Welt*-Artikel aus dem Jahre 1876 vor Augen, der seitdem als fast einziger Beleg für die These dient, wonach „die Rezeptionsgeschichte Büchners im ausgehenden 19. Jahrhundert einen stark sozialistischen Akzent“ trage²⁴⁸ – was in dieser vorsichtigen Formulierung durchaus zutrifft, andererseits aber nicht zu dem Schluß verleiten darf, Büchner habe seitdem widerspruchsflos zu den von den Linksparteien anerkannten und auch tatsächlich gelesenen Klassikern der sozialistischen Literatur gehört. Das gilt weder für die offizielle Parteidoktrin noch für die proletarische Leserschaft selbst. Jürgen Kuczynski hat mir aufgrund seiner Kenntnis von mehreren Tausend Autobiographien aus dem 19. und 20. Jahrhundert auf meine Frage nach überlieferten „proletarischen oder andern Leseerlebnissen“ mit einem „definitiven Nein“ geantwortet: „Büchner gehörte nicht zur ‚Alltagslektüre der Deutschen‘, auch keineswegs etwa der Arbeiterklasse“²⁴⁹.

Die Traditionsbegründung Georg Adlers, der 1885 eine 350 Seiten starke *Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien* vorgelegt hatte²⁵⁰, blieb folgenlos – wenigstens vorläufig. In seinem auch heute weitgehend unbeachteten Buch versammelte der Nationalökonom und Sozialpolitiker Adler (1863–1908; 1890 auch in der Volksbühnenbewegung tätig) alle Namen, die in der Arbeiterbewegung zwischen 1834 und den 50er Jahren einen Klang hatten, „Georg Büchners sozial-republikanischer Agitation“ war sogar ein eigener Abschnitt gewidmet²⁵¹. Adler beschreibt Büchners Stellung zu den „bestehenden

247 Vgl. Anm. 68, S. 501.

248 Goltschnigg, S. 43.

249 Brief vom 15. April 1982.

250 Breslau 1885 (Neudruck Frankfurt/M. 1966).

251 Ebd., S. 7–10.

Einrichtungen“ als „eine tiefkritische, ganz im Sinne des Sozialismus eingenommene“. Der „junge Sozialist“ habe „auch auf die Massen wirken“ wollen, „um auf diese Weise die sozial-republikanische Revolution vorzubereiten“²⁵², zu welchem Zweck er eine Flugschrift von „fürchterlich aufreizendem, sozialistischem Charakter“ verfaßte²⁵³.

„Der Landbote war und blieb sein einziges politisches Pamphlet. Soweit Büchner in seinen andern Schriften, besonders in dem von genialer Kraft übersprudelnden Drama ‚Danton’s Tod‘, die soziale Frage streift, bekannte er sich zum Sozialismus.“²⁵⁴

Die Bedeutung der Büchner’schen Bewegung sieht Adler vor allem darin, daß sie „nicht spurlos vorüber“ gegangen sei: „zwei bedeutendere Persönlichkeiten der kommunistischen Agitation des folgenden Jahrzehnts [...] hatten in Gießen unter Büchner das sozialistische Prinzip in sich aufgenommen, um es nie wieder in ihrem Leben zu verleugnen“ – August Becker und Karl Schapper²⁵⁵.

Was den letzteren anging, irrte Adler allerdings. Karl Schapper hatte sich keineswegs „als Gießener Student an den Büchnerschen Umtrieben beteiligt“²⁵⁶, zu diesem Zeitpunkt befand er sich längst im Schweizer Exil. Gerade dieser Irrtum sollte es aber sein, den wenig später Friedrich Engels in seiner Einleitung („Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten“) zu Marx’ *Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln*²⁵⁷ kolportierte, wo es heißt: „Schapper aus Weilburg in Nassau, als Student der Forstwissenschaft in Gießen 1832 Mitglied der von Georg Büchner gestifteten Verschwörung“²⁵⁸. Den Bearbeitern der *MEW* ist sowohl Engels’ Lapsus, der schon in Mehrings Ausgabe der *Enthüllungen* mit Engels’ Vorwort (Berlin 1914) korrigiert wurde²⁵⁹, als auch Adlers Buch als Quelle des Irrtums entgangen.

Zahlreiche Verbreitung und daher auch breite Wirkung fand die Biographie Georg Büchners in der von Wilhelm Liebknecht redigierten *Neuen Welt*, dem „illustrierten Unterhaltungsblatt für das Volk“²⁶⁰. Sie basiert, wie es einleitend heißt, auf der „von L o u i s B ü c h n e r verfaßte[n] Biographie, welche sich

252 Ebd., S. 8.

253 Ebd., S. 9.

254 Ebd.

255 Ebd., S. 10.

256 Ebd., S. 15.

257 Hottingen 1885.

258 *MEW* 21, S. 206.

259 S. 145; auch in *Gesammelte Schriften*. – Berlin 1980, Bd. 4, S. 278.

260 *Georg Büchner*. – In: *Die Neue Welt*. Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk. Hrsg. unter der Redaktion vom Wilhelm Liebknecht. – Leipzig, 1. Jg., 1.–5., 7. und 8. Heft, Januar/Februar 1876, S. 2–4, 11–14, 19–21, 27–29, 37–39, 55–58, 63–67.

in den „Nachgelassenen Schriften von Georg Büchner, Frankfurt a/M. bei Sauerländer 1850“ finde²⁶¹. Wie ein Brief Wilhelm Liebknechts²⁶², des 1826 in Gießen geborenen Großneffen Weidigs, beweist, bestand zwischen ihm und Ludwig Büchner eine herzliche Freundschaft, die sich wohl noch aus der gemeinsamen Gießener Studienzeit herleitete²⁶³. Es liegt also nahe, daß der eine dem andern mit der Artikelserie einen Gefallen erwies. Dieser persönliche Hintergrund der Veröffentlichung wird noch durch die Tatsache gestützt, daß die erste Nummer der *Neuen Welt* einen Holzstich des Büchnerporträts von A. Hoffmann brachte, und zwar „nach einer im Besitz der überlebenden Geschwister befindlichen Zeichnung“²⁶⁴ – übrigens die erste Reproduktion seines Porträts, die, soweit ich sehe, bislang unbeachtet geblieben ist, dem Original aber jedenfalls näher kommt als der so oft (und so schlecht)²⁶⁵ reproduzierte Kupferstich A. Limbachs²⁶⁶.

Die Gründung eines belletristischen Wochenblatts war von der sozialdemokratischen Arbeiterpartei bereits auf ihrem Eisenacher Kongreß von 1873 beschlossen worden, konnte aber erst 1876 realisiert werden. Die *Neue Welt* sollte als sozialistisches Familienblatt ein Gegengewicht zur bürgerlichen *Gartenlaube* bilden²⁶⁷, wurde als Sonntagsbeilage den meisten lokalen sozialdemokratischen Parteizeitungen beigelegt und war damit das meistverbreitete Organ der SDAP. Ihre Auflage betrug im März 1876 35 000, 1896 200 000 und 1911 550 000 Exemplare²⁶⁸. Aufgabe des reich illustrierten Blattes war es, die „Prinzipien und Anschauungen“ der Sozialdemokratie „in die weiteren Volkskreise und in die

261 Ebd., S. 11. Man sollte daher künftig nicht mehr von Liebknechts Autorschaft sprechen und die Veröffentlichung auch nicht rundweg als „ersten Versuch der jungen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung“ bezeichnen, „ein Verhältnis zu Büchner als einem Vorläufer der eigenen Anschauungen zu gewinnen“ (Goltschnigg, S. 43 f.): Zum Zeitpunkt dieses Wiederabdrucks ist der Text, abgesehen von den wenigen Kommentaren Liebknechts, bereits 25 Jahre alt.

262 [Leipzig], 21. April [1870] (HLuHB Darmstadt).

263 Vgl. Fendt, S. 28, 29 und 139.

264 A. a. O. (s. Anm. 261).

265 Den Gipfel, den wir schon bei Grab, nach S. 244, erreicht glaubten (Backengeschwulst), stellt in dieser Hinsicht die Abb. in Marianne Beeses Bildbiographie dar (*Georg Büchner*. – Leipzig 1983, S. 97: Porzellanmaske).

266 „Auerbach“ ist eine Fehlesung, zuerst bei Fischer, S. 7; ebenso *GB I/III*, S. 6 und S. 15, Anm. 12.

267 Von einer „sozialistischen Gartenlaube“ spricht explizit die *Chemnitzer Freie Presse*, Nr. 1, 1876 (zit. nach Demmel, S. 151).

268 Auflagenhöhen nach: Hans-Wolfgang Wetzel: *Presseinnenpolitik im Bismarckreich (1874–1890)*. Das Problem der Repression oppositioneller Zeitungen. – Bern/Frankfurt/M. 1975, S. 169 (Europäische Hochschulschriften, Serie III, Bd. 57); Herbert Scherer: *Bürgerlich-oppositionelle Literaten und sozialdemokratische Arbeiterbewegung nach 1890*. – Stuttgart 1974, S. 246 f., und Dieter Fricke: *Die deutsche Arbeiterbewegung 1869–1914*. – Berlin 1976, S. 449.



Familie zu tragen²⁶⁹ und „namentlich auf die Frauen“ Einfluß zu erlangen²⁷⁰, ferner „den Übergang aus der alten in die neue Welt erleichtern und befördern“ zu helfen. Dazu gehörte auch, daß man „den Vorkämpfern der Menschheit im Herzen des Volkes ein Denkmal“ setzte²⁷¹. Demgemäß wurden neben Erzählungen, populärwissenschaftlichen Aufsätzen und volkskundlich-geographischen Beiträgen auch zahlreiche Biographien gedruckt. Daß die neue Zeitschrift die Lebensskizze Büchners gleich in ihren allerersten Heften brachte, weist dieser Veröffentlichung eine Sonderstellung zu.

Im großen und ganzen war es das Büchnerbild des Jahres 1850, das Liebknecht unversehrt passieren ließ. Bis auf ganz wenige eingefügte Briefzitate, Auszüge aus der *Probevorlesung* und gelegentliche Erläuterungen handelt es sich um einen ziemlich wortgetreuen, leicht gekürzten Wiederabdruck aus der biographischen Einleitung zu den *Nachgelassenen Schriften*²⁷². Nur an drei Stellen erlaubte sich Liebknecht, wie aus dem Vergleich mit seiner Vorlage ersichtlich wird, relevante eigene Kommentare. So schob er vor Büchners Brief an Gutzkow²⁷³ den Satz:

„Er glaubte nicht, durch Verschwörungen etwas zu erreichen“²⁷⁴,

womit er dem Mißverständnis vorbeugte, er huldige hier einem organisationsfeindlichen Geheimbündler. Sodann erläuterte er im Anschluß an denselben Brief (Arm und Reich, Moses/Messias, Huhn/Hahn):

„Unter ‚Revolution‘ ist hier die Julirevolution, überhaupt die ganze bürgerliche Scheinrevolution verstanden. Und diese bringt dem Bauern kein ‚Huhn‘ in den Topf, raubt ihm, im Gegentheil, noch die Butter vom Brod.“²⁷⁵

Schließlich merkte er zu einem Brief an Gutzkow vom Juni 1836²⁷⁶ („Unsere Zeit braucht Eisen und Brod“) noch an:

„Blut und Eisen“, sagte Bismarck²⁷⁷.

269 *Berliner Freie Presse*, 28. Oktober 1877 (zit. nach Demmel, S. 151).

270 Aus den Protokollen des Gothaer Kongresses von 1875 (zit. nach Demmel, S. 151).

271 Abonnementseinladung vom September 1876, zit. nach Fricke (s. Anm. 268), S. 449.

272 Demmels Resümee, daß „das Bild, das von Georg Büchner hier in der ‚Neuen Welt‘ entwickelt wurde [...], dem der ‚Nachgelassenen Schriften‘ in weiten Bereichen entspricht“ (S. 158), erfaßt dies noch zu wenig. Auf 17 Seiten analysiert Demmel die Biographie von 1876 und deutet sogar einzelne Formulierungen, ohne ihre wortwörtliche Übernahme aus N zu erkennen.

273 N, S. 28; HA II, S. 441.

274 A. a. O. (s. Anm. 260), S. 38.

275 Ebd.

276 N, S. 34 ff.; vgl. HA II, S. 454 f.

277 A. a. O. (s. Anm. 260), S. 56.

Eduard David²⁷⁸, früher Gymnasiallehrer in Gießen, gab als sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter Hessens 1896 eine Studie zum *Hessischen Landboten* heraus²⁷⁹, in der er bestritt, daß Büchner ein „Vorkämpfer“ der Sozialdemokratie gewesen sei²⁸⁰. Im einzelnen monierte er den (dem nüchternen Inhalt) unangemessen rhetorischen Stil der Flugschrift, die „brutale Derbheit einzelner Ausdrücke“, die „agitatorische Uebertreibung einzelner Anklagen“²⁸¹, was einem Genossen alles nicht anstehe²⁸².

Was den von Franzos unterstellten „socialistischen“ Charakter des *Landboten* angehe, so sei weder der intendierte „Klassenhaß“²⁸³ noch die Verwendung statistischer Mittel etwas „s p e c i f i s c h Socialistisches“²⁸⁴.

„Der Socialismus ist eine bestimmte, kritische Auffassung von den Zusammenhängen des wirtschaftlichen und des socialen Lebens; dementsprechend arbeitet er in seinen positiven Zielen auf eine bestimmte Gestaltung der menschlichen Produktionsthätigkeit hin. Nach beiden Seiten hin, nach der kritischen sowohl wie nach der positiven Seite des Socialismus, läßt uns der Landbote völlig im Stich.“²⁸⁵

Da die ökonomischen Ursachen (Privateigentum an Produktionsmitteln) und die Möglichkeiten ihrer Veränderung ganz außer acht blieben, sei der Anspruch einer sozialistischen Flugschrift nicht gerechtfertigt²⁸⁶. Vollends aber beweise die Wahl der Adressaten, „die Thatsache allein, daß B ü c h n e r sich an die b ä u e r l i c h e B e v ö l k e r u n g wandte, [...] daß er kein Socialist war“²⁸⁷. Sonst hätte seine Agitation „bei der großstädtischen Arbeiterschaft einsetzen müssen“²⁸⁸.

278 (1863–1930), seit 1893 Mitglied der SPD, deswegen als Gymnasiallehrer in Gießen entlassen, 1893–96 Hrsg. der Gießener *Mitteldutschen Sonntagszeitung*, seit 1896 ständiger Mitarbeiter der *Sozialistischen Monatshefte*, seit 1897 Parteisekretär für Hessen, 1896–1908 Landtags-, 1903–1918 Reichstagsabgeordneter, danach in wechselnder Funktion Minister, 1920–30 Mitglied des Reichstags. Seit 1899 offener Anhänger des Revisionismus, dessen Theoretiker er wurde, vor allem in Agrarfragen. Sprach sich für eine sozialistische Kolonialpolitik aus, stimmte 1914 für die Kriegskredite und zeichnete sich bis zu seinem Tode durch eine unverhüllt opportunistische, sozialchauvinistische und antikommunistische Politik aus, die in der Ernennung zum Reichsinnenminister (Juni–Oktober 1919) gipfelte.

279 S. oben Anm. 35.

280 Ebd., S. 74.

281 Ebd., S. 46.

282 Vor solchen Auswüchsen warnte er auch in seinem *Referentenführer*. Anleitung für sozialistische Redner. – Berlin ⁵1919, bes. S. 46–49.

283 S. Anm. 34, S. 49.

284 Ebd., S. 52.

285 Ebd.

286 Ebd., S. 53.

287 Ebd., S. 60.

288 Ebd., S. 61.

David sieht in Büchner einen resignierenden bürgerlichen Revolutionär, der „an die Möglichkeit einer bürgerlich-demokratischen Republik, als Lösung der sozialen Noth, an einen bürgerlichen Volksstaat, in welchem der Besitz keine Machtrechte hat, an politische Freiheit bei wirtschaftlicher Knechtung“ geglaubt habe; „d e n Glauben hätte er als Socialist, auch als u t o p i s t i s c h e r Socialist, nicht haben können“²⁸⁹.

Davids kritische Studie forderte sogleich eine Replik des zweiundsiebzigjährigen Ludwig Büchner heraus. Er überschrieb seinen Artikel provokativ mit *Georg Büchner, der Sozialist*²⁹⁰ und insistierte darauf, daß Büchner „durch seine Gegenüberstellung von Arm und Reich gezeigt“ habe, „daß er das eigentlich bewegende Moment aller sozialistischen Reformbestrebungen, die Ungleichheit des Besitzes, richtig erkannt hatte“²⁹¹.

Wie wirkungsmächtig Davids Untersuchung zum *Landboten* tatsächlich war, zeigt Franz Mehrings *Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie*²⁹². Büchner wird hier zwar als „so klar in politischen Dingen, wie Keiner sonst von allen, die im damaligen Deutschland politisch hervorgetreten sind“, charakterisiert. Doch Sozialist sei er nicht gewesen, weder „im englisch-französischen oder gar im heutigen Sinne des Wortes“²⁹³. Die „von revolutionärer Leidenschaft gesättigte“ Sprache der Flugschrift Büchners wird gelobt: „Jedoch sozialistische Anklänge enthält sie nicht“²⁹⁴. Andere Parteien machten es sich da leichter: so wird Büchner von Friedrich Naumann, einem der Sympathie zum revolutionären Sozialismus unverdächtigen Zeitzeugen, als radikalliberaler Vorfahr begriffen. In seinem Buch *Demokratie und Kaisertum* (Berlin-Schöneberg: Buchverlag der „Hilfe“ 1900) behauptete er, daß „kein Dokument“ besser lehre,

„wie [seinerzeit] von den radikalen Elementen des bürgerlichen Liberalismus negativ demokratische Stimmung gepflegt wurde, [...] als der von Georg Büchner, dem Bruder des bekannten Gelehrten, 1834 verfaßte ‚Hessische Landbote‘“,

wobei „negativ“ hier im Sinne von „negierend“ zu verstehen ist, als „Kampf gegen“. Zwei Zitate aus der Flugschrift (entspricht HA II, S. 44, Z. 22 – S. 46, Z. 8; S. 38, Z. 29 – S. 40, Z. 6) sollten Naumann zufolge „denen, die über jeden Hauch von unbotmäßiger Gesinnung zetern, an bürgerlich radikalem Beispiele

289 Ebd., S. 63.

290 In: *Die Zukunft*, hrsg. von Maximilian Harden, Berlin, Nr. 37 vom 26. September 1896, S. 598–601.

291 Ebd., S. 599.

292 „Erster Teil. Von der Julirevolution bis zum preußischen Verfassungskstreite 1830 bis 1863“. – Stuttgart 1897 (Die Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen, Bd. 3, T. 1).

293 Ebd., S. 61.

294 Ebd., S. 62.

[...] zeigen, was demokratisch-negative Stimmung leisten konnte, ohne daß die Welt deshalb untergegangen ist“ (*Werke*, Bd. 2, bearb. von Wolfgang J. Mommsen. – Köln und Opladen 1964, S. 64).

Einen innerparteilichen Konflikt löste dagegen jener Nachdruck von *Dantons Tod* in der Feuilletonbeilage *Schauinsland* der Magdeburger *Volksstimme* aus, der 1891 zugleich den Staatsanwalt auf den Plan rief²⁹⁵. Das erst im Juli 1890 begründete Blatt wurde von Paul Kampffmeyer und Hans Müller redigiert, die beide zur ‚jungen‘ Parteiopposition gehörten. Sie machten die *Volksstimme* einige Wochen lang zum Sprachrohr ihrer Interessen, und erst der aus Leipzig herbeigeeilte August Bebel konnte auf einer lokalen Parteiversammlung ihren Rücktritt erzwingen. Als ihr Nachfolger wurde im September 1890 der mit ihnen befreundete Heinrich Lux benannt. Der Breslauer Mathematikstudent und Bekannte Gerhart Hauptmanns war nach seiner Haftentlassung (s.o.) wahrscheinlich im Winter 1888/89 zunächst nach Zürich gegangen, wohin sich auch andere Breslauer ‚Ikariert‘ ja noch rechtzeitig hatten flüchten können. Dort sah man ihn bald wieder im alten Freundeskreis verkehren. Daß er hier auch die Bekanntschaft von Müller und Kampffmeyer machte, kann als sicher gelten, denn er teilte ihre Ansicht, daß die Sozialdemokratie auf dem besten Weg sei, zu verbürgerlichen. Lux erinnerte sich später:

„Im Jahre 1890 übernahm ich die Chef-Redaktion [der *Volksstimme*]. In dem Bestreben deren Lesern im Feuilleton ernstere literarische Kost vorzusetzen anstelle der zwar überaus gesinnungstreu, aber dabei innerlich verlogenen und sentimental, ‚sozialdemokratischen‘ Romane, kam ich u. A. auch auf Dantons Tod von Georg Büchner. Ich ließ das geniale Werk szenenweise nachdrucken und hatte hierbei bei einem Teile meiner Leser entschiedenen Erfolg, bei dem weitaus größten Teile dagegen einen ebenso entschiedenen Mißerfolg. In einer Volksversammlung [...] wurde ich wegen des Abdruckes dieses Dramas überaus heftig angegriffen, und mir wurde u. a. vorgeworfen, daß ich in die Familien der Genossen eine unsittliche Lektüre hineintrüge; man müßte deshalb die ‚Volksstimme‘ ängstlich vor den Frauen und Kindern wegschließen, die durch solches ‚Schmutzwerk‘ nur verdorben würden. Auf meine Einwände, daß es sich hierbei um ein Kunstwerk handle, um die markige Äußerung eines Kraft-Genies etc. etc. las einer meiner Gegner die Szene vor, in der von dem Treiben der Hunde auf der Straße die Rede ist. –

Die überwachenden Polizeibeamten protokollierten eifrig, und das Resultat der öffentlichen Volksversammlung war die Anklage gegen den verantwortlichen Feuilleton-Redakteur Friedrich Köster wegen Vergehens gegen § 184 des R.St. G.B. und seine Verurteilung zu 4 Monaten Gefängnis.“²⁹⁶

295 Es ist mir trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen, in einer deutschen Bibliothek die betreffenden Nummern der Zeitung nachzuweisen. Eine Anfrage an das Verlagsarchiv blieb leider unbeantwortet.

296 Aus einem Brief von Lux an Anton Büchner vom 30. März 1912 (zit. nach *WuB*, S. 541).

In der linken Presse löste das Urteil Empörung aus. Das *Magazin für Litteratur* berichtete: „Dantons Tod von Georg Büchner ist im neuen deutschen Reich staatsanwaltsgefährlich. Redakteur Köster von der sozialdemokratischen ‚Volksstimme‘ ist wegen Abdrucks des ein halbes Jahrhundert alten Dramas zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden; so geschehen am 7. November 1891“²⁹⁷; der *Vorwärts*, das Parteiorgan der SPD, schrieb, dieses Urteil bringe wieder „mit peinlichster Lebhaftigkeit die rechtlosen Zustände zu Bewußtsein, welche in Deutschland noch herrschen – und zwar ganz besonders auf dem Gebiete der Tagespresse. [...] Man sollte doch wenigstens denken, der Abdruck unserer Literaturschätze, die in den Sammlungen seit Jahrzehnten sogenanntes ‚Gemeingut der Nation‘ sind, sichere gegen strafrechtliche Verfolgung. Allein auch das ist eine irrige Annahme“²⁹⁸. Beide Blätter machten die Anklagebehörde ironisch auf weitere staatsgefährliche Literatur aufmerksam, z. B. das „republi[k]anische Trauerspiel ‚Fi[e]sco‘ eines gewissen Herrn von Schiller“²⁹⁹.

Eine Revision gegen das Urteil wurde vom Reichsgericht als nicht zulässig verworfen. „Durch das Verhalten der Volksversammlung wäre ja der Beweis geliefert worden, daß die eigenen Leser der Volksstimme sittlichen Anstoß an dem Abdrucke von Dantons Tod genommen hätten“³⁰⁰. Die Justiz machte sich also die interne Auseinandersetzung unter den Magdeburger Genossen zunutze, um ihr Einschreiten zu legitimieren. Werner R. Lehmann, der die Diskussionen der Magdeburger Volksversammlung von 1891 mit dem Fiasko des *Landboten* von 1834 verbindet, übersieht, daß es dort um eine Prinzipienfrage ging³⁰¹.

Eindeutig zu Georg Büchner und seinem Werk bekannte sich der mit dem Pseudonym „Tristram“ zeichnende Verfasser des Artikels *Ein Dichter und Revolutionär der dreißiger Jahre* in der *Beilage der Leipziger Volkszeitung* vom 3. Juli 1895³⁰². „Sturmglöcke der Revolution“, „dichterisches Genie“, „stahlharter Charakter“, „überzeugter Republikaner und Socialist“, „geborener Dramatiker“, „Sprachmeister“, „Dichter ersten Ranges“, „glühender Freiheitskämpfer“, „beredter Anwalt der Enterbten und Unterdrückten“, „weitschauender Politiker“: Tristrams Eloge hat unter allen positiven Wirkungszeugnissen nicht ihresgleichen, ihrem Enthusiasmus kommt allenfalls Herweghs Gedicht von 1841 nahe. Ihr beschwingt-pathetischer Ton entspricht freilich einer Rezeptionshal-

297 Vgl. Anm. 230.

298 *Vorwärts*, Berlin, 11. November 1891.

299 Vgl. Anm. 230.

300 Vgl. Anm. 296.

301 Einige Dokumente bei Barth, S. 165 ff.

302 Nr. 151. Das noch junge Blatt war, nach den Worten Franz Mehrings, das „Ideal einer sozialdemokratischen Tageszeitung“; vgl. Fricke (s. Anm. 268), S. 421.

tung, wie sie damals in der SPD gepflegt werden sollte. Nicht von ungefähr zitierte Rudolf Lavant in seinem Vorwort zu einer Arbeiterlyrik-Anthologie die Worte Saint-Simons: „Erinnere Dich stets, mein Sohn, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen“³⁰³. Wenn alle Helden Büchners diesen revolutionären Elan vermissen ließen, weil sie ihren Blick nicht „auf das große Endziel hin“ richteten, „dem das Proletariat aller Kulturländer im rastlosen Vorwärtsmarsche“ zustrebe³⁰⁴, dann mußte es eben die Person des Dichters selbst sein, an der sich „Begeisterung und Leidenschaft“³⁰⁵ entzünden konnten.

303 Rudolf Lavant: Vorwort zu: „Vorwärts!“ Eine Sammlung von Gedichten für das arbeitende Volk. – Hottingen 1886 (zit. nach Barth, S. 188).

304 Ebd., S. 187.

305 Ebd., S. 188.

III. Teil

SPUREN ZU
LEBEN UND
WERK

III. Teil

WERK
LEBEN UND
SPUREN ZU

Verehrt – verkannt – verdammt
Probleme und Möglichkeiten der biographischen
Büchner-Forschung

Ebenso wie die Büchner-Philologie hat auch die biographische Forschung noch beträchtliche Defizite. Vieles, was für Dichter wie Hölderlin, Kleist, Grabbe und Heine bereits geleistet ist, muß im Falle Büchners – nicht zuletzt bedingt durch langandauernde Vorbehalte gegen den Autor – noch nachgeholt werden. Dabei hätte sich ein Gutteil der Fehler und Versäumnisse vermeiden lassen, wenn es von Anfang an um Kooperation und Kommunikation besser bestellt gewesen wäre. Dieses Lamento gilt schon den Zeitgenossen Büchners: Gutzkows tragisch ignorante Einschätzung von *Leonce und Lena* in seinem Brief an Büchners Braut¹ hat mit Sicherheit entscheidend zu deren beharrlicher Weigerung beigetragen, selbst Jahrzehnte später Franzos Einblick in die in ihrem Besitz befindlichen Originalmanuskripte zu gewähren; unter Berufung auf Verfehlungen Gutzkows wurde Wilhelm Schulz' Nachlaß von dessen Witwe vernichtet (s. Kapitel I. B. 8). Ganz zu schweigen von dem, was der Familie in Darmstadt passierte bzw. was sie unterließ. Eine nüchtern-realistische Betrachtung der damaligen Verhältnisse fehlte bis heute. Als Hauptwidersacher der Büchnerphilologie galt seit Jahrzehnten die Verlobte des Autors, die Pastorentochter Minna Jaeglé. Über die Wurzeln dieser zählebigen Legende, deren Urheber die Geschwister Büchner sind, als deren Verbreiter aber Karl Emil Franzos anzusehen ist, gibt Kapitel I. B. 12 Auskunft. Betrachten wir an dieser Stelle die unmittelbaren Folgen der Affäre.

Als im Sommer 1875 Ludwig Büchner Franzos den literarischen Nachlaß seines Bruders Georg zur Bearbeitung übergab, bemerkte er in seinem Begleitschreiben, „Anderes habe möglicherweise noch die Braut des Dichters, Fräulein Jaeglé.“² Als mögliche Hüterin des sagenhaften „*Aretino*“-Dramas und von Büchners Tagebuch war Minna für Franzos allemal interessant. Entsprechende Mitteilungen Ludwig Büchners dürften ihn allerdings darauf vorbereitet haben, daß er es mit einer halsstarrigen, frömmelnden Alten zu tun haben würde. Die direkte Kontaktaufnahme mit Minna scheint denn auch unergiebig gewesen zu sein. Franzos konnte aber seinen Verleger dafür gewinnen, sich der Sache anzunehmen. Anfang 1877 erwog Remy Sauerländer eine Reise nach Straßburg, und Franzos drängte:

1 Vgl. Andler, S. 193 und oben S. 72.

2 *DD*, S. 291.

„Ich bitte, machen Sie den Versuch! Hat die Dame, wie ja h ö c h s t wahrscheinlich, den ‚Pietro Aretino‘ in Händen und gelingt es uns, ihn zu erwerben, so ist ein großer buchhändlerischer Erfolg der Ausgabe außer Zweifel.“³

Doch auch dieser Kontakt, wenn er überhaupt zustande kam, brachte nicht die erwünschten Ergebnisse. Zwei Tage vor Büchners 40. Todestag unternahm Franzos darum brieflich einen erneuten Versuch. Diesmal appellierte er an die moralische Verpflichtung Minna Jaeglés, die sie als Besitzerin von unveröffentlichten Büchnermanuskripten gegenüber der Öffentlichkeit habe. Hier könne kein privater Anspruch geltend gemacht werden, die Werke Büchners gehörten dem Publikum, und er müsse erwarten dürfen, daß sie ihn bei seiner Büchner-Ausgabe unterstütze. Auf dieses Schreiben antwortete Minna Jaeglé mit einem kurzen, aber schlagenden Brief, der als beispielhafte Abfertigung zugleich Zeugnis für die tatsächliche moralische Verpflichtung ist, die sie Georg Büchner gegenüber empfand. Von Frömmelei, die ihr später immer wieder unterstellt wurde, keine Spur; dagegen die nicht unberechtigte Befürchtung, dem Nimbus des Schriftstellers Büchner durch Preisgabe von „Auszügen“ und „unvollendeten Notizen“ zu schaden – diese Erfahrung hatte sie ja 1838 tatsächlich gemacht⁴.

„Straßburg, 2. April 1877.

Geehrtester Herr!

In Ihrem geehrten Schreiben vom 17. Februar reden Sie von der moralischen Verpflichtung, die ich habe, durch Mittheilung derjenigen Papiere G. Büchner's, die in meinen Händen sind, die Herausgabe seiner Werke zu befördern.

Hierauf habe ich die Ehre, Ihnen zu antworten, daß ich durchaus keine moralische Verpflichtung fühle, die besagten Papiere zur Oeffentlichkeit zu bringen, theils sind es solche, die nur mich persönlich angehen, und die es eine Indiscretion wäre drucken zu lassen, theils sind es unvollständige Auszüge und unvollendete Notizen. Das Andenken an G. Büchner ist mir zu theuer, als daß ich wünschen könnte, etwas Unfertiges von ihm der Kritik der Recensenten auszusetzen.

Durch schwere Krankheit verhindert, Ihnen früher zu antworten, mußte ich es bis heute aufschieben.

Sie werden mich, geehrter Herr, verpflichten, wenn Sie sich für die Zukunft mit dieser Erklärung genügen lassen wollten.

Hochachtungsvoll zeichnet

L. W. Jaeglé.“⁵

3 Franzos an Remy Sauerländer, Wien, 1. Februar 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

4 S. Anm. 1.

5 Text nach dem Erstdruck: O[tilie] F[ranzos]: *Büchners verlorene Handschriften. Mit einem unveröffentlichten Brief seiner Braut.* – In: *Das Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung*, Nr. 198 vom 24. August 1928. Der Abdruck in den Ausgaben Bergemanns ist unvollständig.



Louise Wilhelmine („Minna“) Jaeglé

Von diesem Mißerfolg seiner Bemühungen setzte Franzos den Verleger und auch Ludwig Büchner in Kenntnis. An Sauerländer berichtete er:

„Frl. Jaeglé hat mir geschrieben, sie gebe uns nichts, weil Sie Indiscretionen befürchte und weil sie nur Fragmente besitze. Ich habe ihr sofort, halb im Guten, halb im Bösen, einen dringlichen Brief geschrieben – es wird nichts nutzen, ich weiß es. Der Hauptinstinct ist ihre Frömmerei, daneben scheint ihr so überaus gespanntes Verhältniß zur Familie Büchner auf ihre Haltung eingewirkt zu haben.“⁶

⁶ Franzos an Remy Sauerländer, Wien, 20. April 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

Ludwig Büchner kommentierte Minnas Weigerung dagegen mit der geheuchelt-erleichterten Feststellung:

„Es liegt doch eine gewisse Befriedigung hierin, daß wir sie endlich, endlich wenigstens zum Sprechen gebracht haben.“⁷

Es war nicht der letzte Versuch, den Franzos unternahm. Sein Kontaktmann, über den er mit Minna doch noch ins Gespräch zu kommen hoffte, hieß Charles Schmidt, der Mann ihrer Cousine Julie⁸. Ihn bat er, sich für ihn einzusetzen und Minna umzustimmen – wozu Schmidt sich jedoch nicht in der Lage sah.

„Aus verschiedenen Gründen bin ich durchweg nicht geeignet, mich in diese Sache zu mischen. Überdies ist M^{lle} Jaeglé seit einigen Tagen so schwer erkrankt, daß der Arzt nur wenig Hoffnung mehr hat; dies ist nicht der Moment, sie zu drängen.“⁹

Davon berichtete Franzos Ludwig Büchner, und der wiederum fragte bei Sauerländer an:

„Wäre es [...] nicht angezeigt, daß Sie, Ihre persönliche Bekanntschaft mit Herrn Schmidt benutzend, nochmals persönlich oder brieflich Herrn Schmidt zu bewegen suchen würden, daß er im Todesfall der Frl'n Jaeglé Ihnen das, was unter Ihrem Nachlaß mit meinem Bruder Bezug hat, zur Benutzung bei der neuen Herausgabe überlassen würde?“¹⁰

Aus einer handschriftlichen Notiz Sauerländers geht hervor, daß er in der Tat noch am selben Tag in diesem Sinne an Schmidt geschrieben und „um Nachricht des Todes d[es] F[räu]l[ein] Jäckle“ gebeten hat¹¹. Das war denn des Guten bzw. Bösen doch wohl zuviel, das ging über das Maß des Legitimen hinaus. Da sollte am Bett einer Todkranken schon über ihren Nachlaß verfügt werden. Die Todkranke aber genas wieder, und möglicherweise reagierte sie erst jetzt in radikaler Weise auf dieses Drängen der Nachlaßmarder. Wenn zutrifft, was Otilie Franzos, die Witwe des Büchner-Herausgebers 1928 in einem Zeitungsartikel mitteilte, dann hätte Minna Jaeglé als Antwort auf diese Ungeheuerlichkeit kurzerhand alle Manuskripte vernichtet. Otilie Franzos bezog sich dabei auf einen (nicht überlieferten!) Brief Ludwig Büchners an ihren Mann vom 24. Juni 1877, aus dem dies einwandfrei hervorgehe¹². Franzos selbst schrieb ein Jahr

7 Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 7. April 1877 (StuLB Wien, I. N. 111.495).

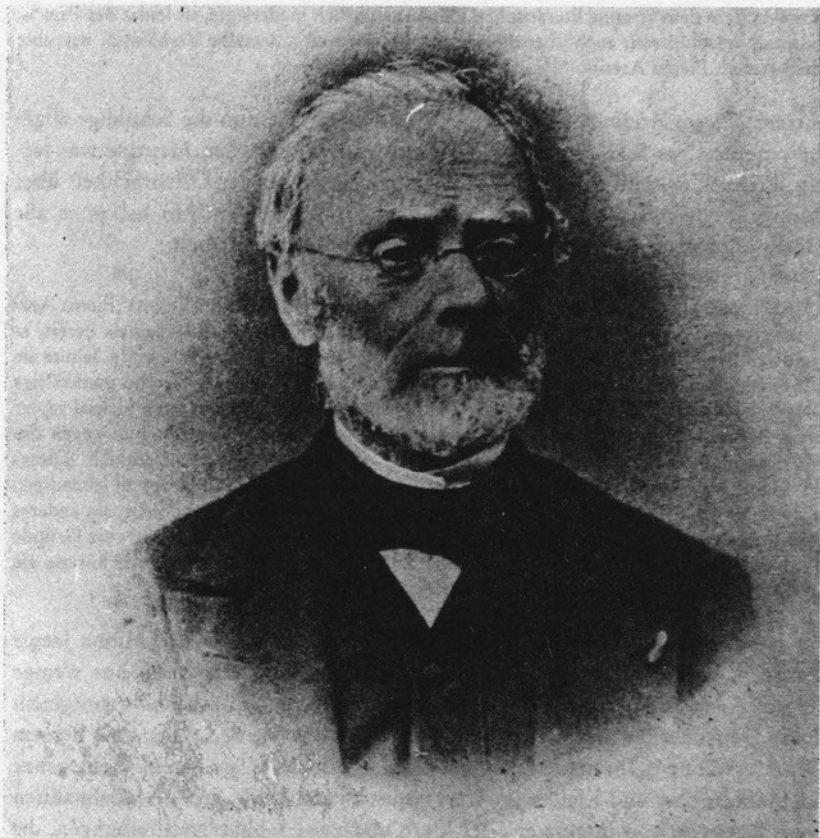
8 Karl (Charles) Wilhelm Adolph Schmidt, geboren in Straßburg am 20. Juni 1812, gestorben ebd. am 12. März 1895. Heiratete am 12. April 1840 Julie Pauline Strohl (29. Oktober 1820–18. Februar 1859). Theologe und Kirchenhistoriker, 1872–1877 Prof. d. Theologie an der Univ. Straßburg.

9 Charles Schmidt an Franzos, Straßburg, 19. Mai 1877 (GSA Weimar, I, I e).

10 Ludwig Büchner an Remy Sauerländer, Darmstadt, 24. Mai 1877 (GSA Weimar, 10/N 5).

11 Notiz auf dem o. a. Brief von Ludwig Büchner.

12 Vgl. Anm. 5.



Charles Schmidt

später allerdings nichts von einem solchen Autodafé. Stattdessen beließ er es bei den uns schon bekannten verschwommenen Mutmaßungen und Andeutungen:

„[‚Pietro Aretino‘ ist] dasjenige Drama, auf welches Büchner selbst größten Werth gelegt, wahrscheinlich sein reifstes und bestes Werk. Es ist fast tragisch, daß gerade dieses Werk der Oeffentlichkeit für immer entzogen ist. Der Dichter hatte das Manuscript seiner Braut, Minna Jaeglé in Straßburg, zur Durchsicht anvertraut. Als er starb, blieb das Manuscript in ihren Händen. Es ist keine Mühe gescheut worden, die Auslieferung dieses Manuscriptes zu erwirken, es ist Alles vergeblich gewesen. Aus Schonung für das Mädchen, welches Büchner so sehr geliebt, seien hier die näheren Umstände dieser seltsamen literarischen Affaire verschwiegen, sie sind interessant genug. [...] Sein sorglich geführtes

Tagebuch, in dem er seine literarischen Pläne ausführlich niederlegte, ist leider der Familie und mir verschlossen; auch über diesem Manuscript waltet dasselbe Verhältniß, wie über dem armen „Pietro Aretino“¹³.

Armer „Pietro Aretino“ – und arme Minna Jaeglé, die nun die Schuldige abgeben mußte. Das Bild der bockig-sittenstrengen, pietistischen Matrone war fertig. Franzos' abschließender Bericht, das letzte, was er der Öffentlichkeit über Minna Jaeglé mitteilte, stammt aus dem Jahre 1901. Von ihm haben es alle Büchnerforscher, Germanisten wie Schriftsteller, abgeschrieben.

„[1837] wäre [...] die Frucht [von Büchners] letzte[r] Lebenszeit, das Drama ‚Pietro Aretino‘ erreichbar gewesen; seine Braut, die das Manuskript besaß, war damals bereit, es veröffentlichen zu lassen. Als ich mich, fast vierzig Jahre später, an sie wandte, lehnte sie die Auslieferung des Manuskriptes ab. Aus zwei Gründen. Die geistvolle und thatkräftige Dame, die ihrem Verlobten zeitlebens die Treue hielt und ihr schweres Schicksal tapfer trug, hatte Trost in einem innigen Gottvertrauen gefunden; es ging ihr nun gegen das Gewissen, ein Werk veröffentlichen zu lassen, das atheistische Stellen enthielt. Dieses Hindernis hätte ich vielleicht – sie lebte in einer höchst gebildeten Familie voll lebendigen Anteils an der Litteratur – mit Hilfe ihrer Umgebung hinwegräumen können; ein anderes war unbesieglich. Das war ihre tödtliche Verfeindung mit der Familie Büchner; die Gründe sind mir bekannt, sie betreffen zum Theil auch litterarische Dinge und ich könnte sie getrost mitteilen, doch will ich dies nicht thun [...].“¹⁴

Er tat es auch später nicht. Das letzte Dokument, das wir von Minna Jaeglé besitzen, ist ihr Testament. Sie ließ es am 9. Mai 1877 aufsetzen, nur wenige Wochen, nachdem sie Franzos ihre unwiderrufliche Entscheidung mitgeteilt hatte. Manuskripte oder Papiere Georg Büchners werden darin mit keinem Wort erwähnt¹⁵. Ihr materieller Besitzstand ist klein: an barem Geld ganze 28 Mark, Möbel und Kleider im Wert von etwa 650 Mark, drei Eisenbahnaktien zum Kurswert von insgesamt 1422 Mark und zwei Schuldverschreibungen, die sich auf 1840 Mark belaufen. Sie hatte das Geld über vier Jahrzehnte zuvor einem Weber in Olwisheim und Bauern in Eckwersheim geliehen, Leuten aus elsässischen Dörfern nördlich von Straßburg¹⁶. Als Universalerbin benannte sie, „unter Ausschluß jedes anderen Mitglieds der Familien Jaeglé oder Strohl“, die Tochter ihrer 1859 verstorbenen Cousine Julie Pauline Schmidt, Marguerite, die verheiratet als Frau Picard in Neuilly bei Paris lebte. Allerdings sollte diese das

13 Karl Emil Franzos: *Wozzeck. Trauerspiel-Fragment von Georg Büchner*. – In: *Mehr Licht! Eine deutsche Wochenschrift für Literatur und Kunst*, Berlin, Nr. 1 vom 5. Oktober 1878, S. 5 f.

14 *DD*, S. 200.

15 S. Anm. 17.

16 Vgl. „Enregistrement de Strasbourg. Déclaration de Succession“, Vol. 136, No. 99 (Archives Départementales, Strasbourg).

Erbe mit Minnas Neffen Christian Emil Eduard Strohl teilen, der sich während der letzten Jahre um seine mehr und mehr hinfällige Tante gekümmert hatte.

„Ceci est mon testament.

Je lègue mon petit avoir, tout ce que je possède, à l'exclusion de tout autre membre de la famille Jaeglé ou de la famille Strohl, à Madame Marguerite Picard, née Schmidt, la fille de Monsieur le Professeur Schmidt et de ma défunte cousine Mad. Schmidt née Strohl. Mon héretin habitant Neuilly-Paris, je le prie de partager avec Mr. le Professeur Strohl, et pour tous les soins qu'il m'a donnés depuis de longues années, je ne l'avais jamais payé.

Strasbourg ce 9 Mai 1877 rue des Cordonniers

L. W. Jaeglé.“¹⁷

In späteren Kodizillen bedachte sie auch noch ihre Cousine Julie, Internatsleiterin in St. Dié, ihre Köchin und zwei weitere Frauen, die sie umsorgt hatten, mit Geld und anderen Legaten¹⁸. Minna Jaeglé lebte dann noch über drei Jahre. Obwohl sie sich nach dem Tod ihres Bräutigams selbst ein rasches Ende gewünscht hatte¹⁹, war sie siebzig, als sie am 14. Dezember 1880 starb. Ihr Nachlaß und die in ihrem Besitz befindlichen Papiere Georg Büchners sind seitdem verschollen, wenn auch nicht restlos.

Franzos hatte damals noch nicht aufgegeben. Im Jahre 1881 wurde einer seiner ehemaligen Grazer Kommilitonen, der Kunsthistoriker Hubert Janitschek, als Professor an die „Kaiser-Wilhelm-Universität“ Straßburg berufen. Mit seiner Hilfe unternahm er sieben Jahre nach Minna Jaeglés Tod noch einmal einen Versuch, der gesuchten Papiere habhaft zu werden. Dazu setzte er seinen Duzfreund zunächst auf die Spur der beiden ihm aus Minnas Umkreis bekannten Straßburger Theologen Schmidt und Reuss, mit denen er seinerzeit erfolglos korrespondiert hatte²⁰. Erstaunlich nur, welchen Auftrag er Janitschek gab. Nach allem, was wir aus Franzos' Veröffentlichungen wissen, hätte es doch wohl gegolten, dem „Aretino“ und dem Tagebuch auf die Spur zu kommen – doch eben davon war allem Anschein nach nicht die Rede. Franzos' Interesse richtete sich allein auf eine mysteriöse erste Fassung von *Danton's Tod*, also auf einen älteren Entwurf des im Februar 1835 ins Reine geschriebenen Dramas.

Janitschek sondierte sehr vorsichtig. Er erfuhr schon bald, daß weder Schmidt noch Reuss Teile des Nachlasses besaßen, sondern daß alle Papiere und Dokumente Minna Jaeglés an ihren Neffen Eduard Strohl gegangen waren, den wir

17 Nach der Fotokopie einer zeitgenössischen urkundlichen Abschrift (Notariatsarchiv Straßburg).

18 Ebd.

19 Vgl. Minna Jaeglés Brief an Eugen Boeckel, Straßburg, 5. März 1837 (Strohl, S. 78 f.).

20 S. Anm. 9 und Kapitel III. 1.

schon aus ihrem Testament kennen. Zu ihm begab sich Janitschek; sein Bericht, den er wenig später Franzos übermittelte, lautet:

„Prof[essor] Strohl, der sehr liebenswürdigen Naturells ist und als sehr aufrichtig gilt, sagte mir nun: daß der ganze Nachlaß, den er erhalten habe, aus nichts weiter als aus einigen sehr intimen Briefen bestände, die eine Publication nicht vertragen. Auf meine ganz directe Frage: ob thatsächlich nichts von jener ersten Redaction von Danton's Tod vorhanden wäre, antwortete er entschieden mit nein – nochmals betonend daß er aus dem Nachlaße seiner Nichte [i. e. Tante, J.-C. H.] nichts als einige intime Briefe erhalten habe.

Ich bedaure sehr, daß ich Dir kein besseres Ergebnis mitzutheilen habe – aber es ist damit dennoch reine Tafel gemacht“²¹.

Tabula rasa also? Noch nicht ganz. Die „intimen“ Briefe, von denen da vermutlich die Rede ist, sind nicht viel später doch noch aufgetaucht: ein Konvolut von 16 Stück aus der Zeit zwischen Februar 1835 und Juni 1838, doch darunter nicht ein einziger von der Hand Georg Büchners oder seiner Verlobten. Es dürfte sich um jene Briefe Karl Gutzkows handeln, die dieser an Büchner und nach seinem Tod an Minna Jaeglé geschrieben hatte. Der ihnen von Strohl zugeschriebene „intime“ Charakter ließe sich treffender durch „vertraulich“ ersetzen, und in diesem Sinne boten sie tatsächlich Anlaß genug für Empfindlichkeit. Immerhin kamen Details zur Sprache, denen man aus verschiedenerlei Gründen und Rücksichten keine Publizität wünschen konnte: Büchners Flucht, Gutzkows Gefängnishaft, und vor allem die vielen Metaphern, mit denen Gutzkow auf die Lektüre des *Danton* reagiert hatte (besonders im Brief vom 3. März 1835: „Quecksilberblumen“, „Veneria“ usw.²², auch die „Ferkeldramen“ im Brief vom 10. Juni 1836²³). Nicht Franzos zog sie ans Licht, sondern der in Straßburg geborene Historiker, Publizist und spätere Professor am Collège de France Charles Andler, der sehr weitläufig zur Verwandtschaft Minnas zählte: seine Frau Elisabeth, die er 1895 geheiratet hatte, war Enkelin jenes Charles Schmidt, der mit Minnas Cousine Julie verheiratet war. Elisabeth Andler hatte ihre Großtante noch persönlich, und wie es heißt, sehr gut gekannt. Die Papiere und der literarische Nachlaß aus Minna Jaeglés Besitz sollen nach ihrem Tod angeblich doch in den Besitz der Schmidts gelangt sein, Andler bekam die Briefe von dem damaligen Besitzer zur Verfügung gestellt²⁴. Abschriften davon sandte er an Erich Schmidt (1853 in Jena geboren und nicht mit der Elsässer Familie verwandt), damals Professor in Berlin, der sie an August Sauer zur Veröffentli-

21 Hubert Janitschek an Franzos, Straßburg, 12. August 1887 (StuLB Wien, I. N. 122.432).

22 HA II, S. 474 f.

23 HA II, S. 490 f.

24 Vgl. Ernest Tonnelat: *Charles Andler. Sa Vie et son Œuvre.* – Paris 1937.

chung in dessen Zeitschrift *Euphorion* weitergab²⁵. Die Originale tauchten erst 1957 im Autographenhandel auf; daß sie aus Frankreich stammten, ist sicher, aber es ließ sich nicht feststellen, aus wessen Besitz²⁶.

Ludwig Büchner, der zu Lebzeiten viel berühmter war als sein ältester Bruder Georg, überlebte Minna Jaeglé um fast 20 Jahre. Wenige Wochen vor seinem Tod noch gab er einem jungen Literaturwissenschaftler, der über *Danton's Tod* promovieren wollte und sich beiläufig auch nach dem Schicksal des „*Aretino*“-Dramas erkundigt hatte, die Auskunft:

„Das Manuskript von ‚Pietro Aretino‘ ist im Nachlaß vergeblich gesucht worden. Man glaubt, daß es die seiner ganz unwürdige Braut zurückbehalten habe. Sie war eines Pfarrers Tochter, pietistisch erzogen, nicht schön, weit älter als Georg und nach seinem Tode sehr unzufrieden mit den ihn betreffenden Veröffentlichungen. Sie ist längst tot. Es scheint auch, daß sie seine an sie gerichteten Briefe vernichtet hat, obgleich dieselben wohl das Werthvollste des ganzen Nachlasses gewesen sein mögen“²⁷.

Das war Ludwig Büchners letztes Wort in dieser Angelegenheit. Ob in seiner bzw. seines Sohnes Georg Hand noch Aufzeichnungen oder Manuskripte waren, von denen weder Franzos noch die Büchnerforscher des 20. Jahrhunderts etwas ahnten, kann man nur vermuten. Das Büchnersche Wohnhaus in der Steinstraße, das Ludwig für seine Nachkommen gekauft hatte, brannte in der Nacht des 11. September 1944, in der Darmstadt durch einen Fliegerangriff zerstört wurde, bis auf die Grundmauern ab, wobei ein Teil der Familie den Tod fand²⁸.

Wir wissen nicht, was dort verbrannte. Sicher ist nur, daß auch nach dem Verkauf des Nachlasses von Georg Büchner im Jahre 1918 an den Leipziger Insel-Verlag noch Restmaterialien im Besitz der Familie geblieben waren: neben Minnas Porträt das Original der Zeichnung Adolf Hoffmanns²⁹, der „Hammelmausbrief“ an den 14jährigen Bruder Ludwig von Neujahr 1835/36³⁰ und der Brief Wilhelm Büchners an seinen Bruder von 1831³¹. Die beiden letztgenannten Autographen sind in den sechziger Jahren aufgetaucht, die beiden Porträts

25 Andler, S. 181.

26 *Auktionskatalog Stargardt*, Nr. 532, 3. Mai 1957, S. 5, Nr. 10. Vom selben Anbieter auch Nr. 9 (Sebastian Brant).

27 Ludwig Büchner an Hans Landsberg, Anfang 1899. – Zitiert nach: Hans Landsberg: *Ein Frühverstorbenen*. – In: *Das literarische Echo*. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde, 13. Jg., Heft 8 vom 15. Januar 1911, Sp. 556 f.

28 Briefauskunft von Dipl.-Ing. Ludwig Büchner, dem Enkel Ludwig Büchners, vom 3. August 1981.

29 Vgl. den Briefwechsel Dr. Georg Büchners mit dem Insel-Verlag, Leipzig (GSA Weimar).

30 S. unten S. 412, Anm. 9.

31 *HA II*, S. 467 f. (1963 im Besitz von Dr. Anton Büchner).

offenbar 1944 verbrannt. Sie teilten damit das Schicksal jener Schulhefte, von denen Bergemann noch 1922 berichtete:

„Einiges andere von Büchners Schularbeiten befindet sich in dem Archiv des Ludwig-Georg-Gymnasiums zu Darmstadt [...], sowie in dem Besitz von Dr. Georg Büchner, einem Neffen des Dichters, ebenfalls in Darmstadt; von beiden Seiten kam der Bescheid, daß darunter Wesentliches nicht mehr enthalten ist [...].“³²

Daß in der Hand von Nachfahren Büchners in Darmstadt, Bensheim sowie Ingelheim außerdem diverse Sekundärmaterialien sind, darf man mindestens vermuten. „Zwei Bände familiengeschichtlicher Aufzeichnungen“ von Büchners Vater sollen sich noch in diesem Jahrhundert im Besitz einer Goddelauer Gastwirtsfamilie befunden haben, „bis sie Pfarrer Otto Fischer übergeben wurden. Seitdem fehlt jede Spur von ihnen“³³. Die Chance, hier eines Tages fündig zu werden, ist nicht sehr groß.

Ende der dreißiger Jahre war es in jeder Hinsicht noch besser bestellt. Ich denke dabei in erster Linie an den Züricher Zoologieprofessor Jean Strohl (1886–1942), einen literarisch vielseitigen Mann, der durch seine berufliche Tätigkeit und gesellschaftliche Stellung mit zahlreichen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens bekannt war (u. a. Martin Bodmer, Carl J. Burckhardt, Benedetto Croce, André Gide, Wilhelm Hausenstein, Wilhelm Lehmann, Rainer Maria Rilke, Auguste Rodin, Albert Schweitzer, Emil Staiger, Herbert Steiner). Ihm war es gelungen, zu Angehörigen von Personen aus Büchners Umkreis Beziehungen zu knüpfen. Sogar den alten Reinhold Rüegg, der schon Franzos wichtige Aufschlüsse über Büchners Züricher Zeit vermittelt hatte³⁴, kannte er noch gut („Es ist wirklich immer ein grosser Genuss für mich mit Ihnen zusammen zu sein“³⁵). Dessen „Begeisterung für Büchner“ war auch Strohl's „Interesse an dieser Gestalt entsprungen“³⁶. Durch Ernest Tonnelat, den Schüler und Biographen von Charles Andler, erhielt er dann Zugang zum Familienarchiv der Stoeber und konnte aus deren „Fonds littéraire“ zwei Briefe Büchners an Adolph bzw. August Stoeber veröffentlichen³⁷. Einen dritten Büchnerbrief an Eugen Boeckel³⁸ und weitere Quellen spürte er in Hamburger (Wegener-Baum), Berner (König-Boeckel), Lausanner (Devrient-Lambossy) und Pariser

32 Bergemann¹, S. 760.

33 Heinrich Wenner: *Georg Büchner*. – In: *Goddelau. Heimat im Ried*. – Goddelau o. J., S. 99–107. Hier S. 103.

34 Vgl. Franzos an Reinhold Rüegg, Wien, 11. Januar 1880 (ZB Zürich, Ms. Z II, 402 a).

35 Jean Strohl an Reinhold Rüegg, o. O., o. J. (ZB Zürich, Ms. Z II, 402 b).

36 Strohl, S. 93, Anm. 44.

37 Strohl, S. 71 f. und 72 ff.

38 Ebd., S. 74 ff.

Familienbesitz (Schmidt) auf³⁹. Strohl's Tod im Jahre 1942 verwehte die Spuren, die er in jahrelanger Arbeit freigelegt hatte, und es ist fraglich, ob sich das damals vorhandene Material über den Zweiten Weltkrieg hinaus komplett erhalten hat. Selbst Hans Mayer, der in den dreißiger Jahren mit Strohl in Verbindung stand, konnte „biographisch Neues über Georg Büchner [...] nicht bieten“⁴⁰. Er hatte während seines langjährigen Exils „in Zürich und Basel verschiedene vage Spuren zu Büchner-Dokumenten verfolgt. Im Kreise des Basler Patriziats“, berichtete er 1947 im Nachwort seiner Monographie, „erhält sich das Gerücht, es existierten noch Büchner-Dokumente im Basler Privatbesitz; in Form von Geheimarchiven“⁴¹. Wie Thomas Michael Mayer brieflich erfuhr, beruhte sein Wissen auf einer vor dem Zweiten Weltkrieg gemachten Mitteilung Carl Jacob Burckhardts⁴². Ob darunter nur das zwischenzeitlich für zwei Jahrzehnte verschollene *Leonce und Lena*-Manuskriptbruchstück (heute Fondation Martin Bodmer, Cologny) oder das Material im elsässischen Privatarchiv der Stoeber zu verstehen ist, bleibt ungewiß. Der später in Leipzig lehrende Literaturprofessor hatte bei seinen Recherchen jedenfalls kein Glück: „Wir müssen jedoch gestehen, daß sich Näheres nicht feststellen ließ“, und er vermutete, „wesentliche Entdeckungen“ seien auch „wohl nicht mehr zu machen“⁴³.

Sie waren doch noch zu machen: u. a. die Büchner-Porträts und die Aufzeichnungen von Alexis Muston (Heinz Fischer), die Prozeßakten zum *Hessischen Landboten* und das Protokoll der ‚Eugenia‘ (Thomas Michael Mayer), Büchneriana aus dem Stoeber-Archiv (Lehmann/Mayer) sowie die hier erstmals vorgelegten zwei Briefe Büchners und weitere Quellen.

Heinz Fischer, ausgehend von einer Anmerkung Ludwig Büchners, wonach „ein französischer Flüchtling, der am Savoyer-Zuge theil genommen hatte“, namens Muston einen umfangreichen Briefwechsel mit Büchner geführt haben soll (N, S. 251), begann in den 60er Jahren mit der Suche nach dessen möglicherweise überliefertem Nachlaß. Nachdem es ihm gelungen war, den Verfasser einer waldensischen Kirchengeschichte (*L'Israël des Alpes*), Jean-Baptiste Alexis Muston (1810–1888), zu identifizieren, erforderte es noch langwierige Nachforschungen, ehe er einen Nachkommen Mustons aufspüren konnte, in dessen Hand Papiere seines Vorfahren sind, darunter „handgeschriebene Memoiren, die Alexis Muston nach 1870 aufgrund von Aufzeichnungen aus seinen Studienjahren zusammengestellt hatte. In diesen Memoiren, besonders im dritten

39 Vgl. Jean Strohl: *Georges Büchner à Strasbourg*. – In: *La Vie en Alsace*, Strasbourg, Nr. 9, September 1936, S. 193–196.

40 Hans Mayer: *Georg Büchner und seine Zeit*. – Berlin [1947], S. 397.

41 Ebd.

42 *GB I/II*, S. 425.

43 Vgl. Anm. 40.

Heft mit Aufzeichnungen aus den Jahren 1833 und 1834, hat Alexis Muston seine Erinnerungen an Georg Büchner aufbewahrt⁴⁴.

Muston, der von April bis Juli 1833 Mitglied der Straßburger ‚Theologischen Gesellschaft‘ war, zu der u. a. auch Büchners Freunde Baum, Boeckel und die Stoeber gehörten bzw. gehört hatten, kannte Büchner seit dessen erstem Straßburger Aufenthalt und war Ende September/Anfang Oktober 1833 etwa eine Woche lang bei ihm in Darmstadt zu Besuch, wo er, mit Einwilligung du Thils, Akten der Waldenserkirche studierte. Auf dem Rückweg nach Straßburg begleitete ihn Büchner bis kurz vor Heidelberg. Fischer fand auch das Skizzenheft, das Muston bei dieser Wanderung durch den Odenwald mit sich führte und das zwei oder drei Porträtskizzen Büchners enthält. Eine weitere Zeichnung ist als Ausschnitt eines Briefes erhalten⁴⁵.

Diese lebendigen Zeichnungen wurden 1979 zur Illustration von Thomas Michael Meyers Korrekturen des bisherigen Büchnerbildes⁴⁶. Einige seiner Thesen, die als „ganz neues Porträt“ mit Mustons Spontanskizzen korrespondieren sollten, sind nicht unbedingt originell: „ein (sozial)revolutionärer, ein praktischer Demokrat, ein parteilicher Historiker, Poet, Materialist und ein Erotiker“⁴⁷; neu und von großer Tragweite war der Hinweis auf den Zentralbegriff des Neobabouvismus, die „Gütergemeinschaft“ (denn das ist der Kern von Meyers These, wonach Büchner „Frühkommunist“ gewesen ist), zu der sich die ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘ nach mehreren übereinstimmenden Zeugnissen bekannt habe⁴⁸.

Mayer, der durch einen Aufsatz Karl Obermanns aus dem Jahre 1956⁴⁹ auf die Spur spezieller Merseburger Archivalien zum *Hessischen Landboten* gekommen war, konnte Anfang der siebziger Jahre in insgesamt über 20 Archiven rund 14.000 Seiten Verhörprotokolle und andere Akten aus den Prozessen gegen die revolutionär-demokratische Oppositionsbewegung in Hessen ermitteln und fand später auch in Zürich und Wien Material, das sozusagen nur darauf wartete, entdeckt zu werden. 1979 zog er das Resümee, „daß nirgends und zu keiner Lebensphase Büchners je ernsthaft biographische Forschung stattgefunden haben kann“⁵⁰; eine Einschätzung, die sich inzwischen bestätigen läßt.

44 Fischer, S. 80.

45 Vgl. Fischer, S. 79–83 u. Abb. nach S. 80; *GBJb* 2 (1982), S. 51–61.

46 *GB I/II*, S. 5.

47 Ebd.

48 Ebd. und S. 25 f.

49 Karl Obermann: *Zur Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung (1833–1836)*. – In: Fritz Klein/Joachim Streisand (Hrsg.): *Beiträge zum neuen Geschichtsbild. Zum 60. Geburtstag von Alfred Meusel*. – Berlin 1956, S. 201–235.

50 *GB I/II*, S. 358.

Es ist auch unbegreiflich, daß sich seit Heinrich Hubert Houben, d. h. seit den zwanziger Jahren, kein weiterer Forscher um das Archiv von Büchners wichtigstem Verleger kümmerte: Johann David Sauerländer in Frankfurt, bei dem nicht nur die erste Ausgabe von *Danton's Tod*, sondern auch die *Nachgelassenen Schriften* und Franzos' *Gesamt-Ausgabe* erschienen waren. Es war zwar zu spät, um dort noch Originale ans Tageslicht zu bringen (die Druckerei, früher von Sauerländer selbst betrieben, hatte der Verlag schon Mitte des 19. Jahrhunderts veräußert), doch konnten jetzt aufgrund der vorhandenen Geschäftsunterlagen einige offene Fragen beantwortet und überraschende Einzelheiten zu den merkantilen und technischen Aspekten der drei frühen Büchner-Ausgaben aufgedeckt werden. Die Durchsicht der Handbibliothek Sauerländers erbrachte u. a. eine bislang unbekannte Verlagsanzeige zur Edition Ludwig Büchners, die für die Konstruktion des Handschriften-Stemmas von *Danton's Tod* von Bedeutung ist (s. oben Kapitel I. B. 11). Daneben fanden sich geschäftliche Unterlagen aus der Buchhaltung (Rechnungsbücher, Bilanzen, Lagerverzeichnisse, Verträge, Korrespondenzen etc.). Anderes wurde 1955 versteigert und damals vom Goethe- und Schiller-Archiv erworben: so eine umfangreiche Korrespondenz zur Franzos-Ausgabe (s. Kapitel I. C. 1) und ein eigenhändiger Wechselbrief Büchners über 10 Friedrichsd'or (Honorar für die Hugo-Übersetzungen, s. Kapitel III. 7). Der Verbleib weiterer Handschriften (Korrespondenz Büchners mit Sauerländer zur Hugo-Ausgabe, Druckvorlage der Edition von 1850) ist unbekannt. 1955 sind noch weitere Briefe und Werk-Manuskripte aus der Zeit zwischen 1835 und 1858 zur Versteigerung gekommen (s. Kapitel III. 7), möglicherweise alles damals noch Vorhandene.

1. Der Straßburger Großonkel

Die beiden im folgenden erstmals mitgeteilten Briefe Georg Büchners sind nach über 150 Jahren aus dem Nachlaß eines Mannes zum Vorschein gekommen¹, der zeitlebens nie einen Hehl daraus machte, wie sehr er Indiskretionen verabscheute – etwa die Veröffentlichung von „Interiora“ eines intimen Briefwechsels oder das posthume „prärentöse Aufputzen“ von Persönlichem (s. Kapitel I. B. 12). Das galt für andere, das galt vor allem aber auch für die eigene Person. Edouard Reuss hielt auf Selbstdisziplin. So heißt es etwa in einem Brief an Adolph Stoeber vom 26. November 1832:

¹ Daß ich diesen Fund machen konnte, ist mit das Verdienst von François Schwicker, Archivar der Archives de la Ville de Strasbourg, dem ich für sein spontanes Engagement in Sachen Büchner sehr herzlich danke.

„Ich beobachte mich selbst daß mir nichts entschlüpft, was mich wenn es mißverstanden oder mißbraucht würde, lächerlich machen oder andre beleidigen müßte“².

Dieselbe Vorsicht bestimmte auch sein späteres Verhalten in der Affäre um die Veröffentlichung bzw. den Nachdruck der Briefe Georg Büchners an Minna Jaeglé (vgl. Kapitel I. B. 12).

Als Reuss, in der Mitte seines Lebens stehend, damit begann, die *Erinnerungen aus meinem Leben* aufzuzeichnen, da tat er es vorgeblich in dem Bewußtsein, daß dieses Leben bisher „für die Welt nur sehr geringe Wichtigkeit gehabt“ hatte, „und für den welcher nach ungewöhnlichen Erscheinungen suchte, gar keine. Es hat auch kein Ansehn als ob noch etwas Merkwürdiges und Außerordentliches in den übrigen Jahren folgen sollte.“ Ohne dieses *Understatement* war es ihm offenbar nicht möglich, die Hoch- und Tiefpunkte seines (allen gegenteiligen Beteuerungen zum Trotz) ereignisreichen Lebens festzuhalten.

„Wenn ich mich also nach langem Zaudern endlich doch entschliefße einiges davon aufzuzeichnen so geschieht es keinesfalls zur Belehrung oder Unterhaltung eines weitern Kreises und mittelst der Oeffentlichkeit. Möglich, daß einst meine Kinder wenn sie einmal gereift sind und Sinn haben für ernstere Betrachtungen, diese Blätter zur Hand nehmen und sich darüber das Bild des Vaters zurückrufen. Allein auch für sie schreibe ich weniger als für mich selber. Ich habe alle meine Tage gerne mit mir selbst gelebt, gerne der Erinnerung eine stille Stunde gewidmet und habe auch oft genug vereinzelt in der Welt gestanden um dieser Neigung froh werden zu können. [...]

Den Stoff zu meiner Erzählung schöpfe ich aus einem reichen und lebendigen Gedächtnisse. Für die frühern Jahre hilft mir auch das Tagebuch meiner Mutter aus, das ich nach ihrem Tode mit hohem Genusse las u. welches mir über manche einzelne Bilder meiner Erinnerung ein ordnendes Licht verbreitete. Seit meinem siebzehnten Jahre fing ich selbst an das mir zu jeder Frist interessanteste in meinen Erlebnissen aufzuzeichnen und setzte diese Gewohnheit fort bis vor zwei Jahren wo ich, unter meinen Papieren aufräumend, auch diese Aufzeichnungen bis auf wenige in der Eile gemachte Auszüge vernichtete. [...] [G]erne und häufig [werde ich] auf Dinge zu sprechen kommen von denen ich sicherlich schweigen würde wenn ich für das Publicum schriebe dem es Armseligkeiten sein würden und das sich höchstens bei Sternen erster Größe einreden läßt – denn es ist nur eine unter den Büchermachern angenommene Sache – jedes Loch im Strumpfe eines großen Mannes müsse der Nachwelt einbalsamirt überliefert werden. Auf der andern Seite habe ich auch nichts zu bemänteln und zu verschweigen, was wenn es gesagt würde meine Biographie pikanter machen würde auf Kosten der Moral oder meiner Berufsehre. Es gibt also hier nur Wahrheit, vielleicht sogar langweilige [...].“³

Auf Anfragen nach biographischem Material pflegte Reuss grundsätzlich immer abschlägig zu antworten: weder verfüge er über eigene biographische Aufzeich-

2 Eigh. Abschrift (Collegium Wilhelmitanum, Straßburg).

3 Edouard Reuss: *Erinnerungen aus meinem Leben* (Ms.), 1850 ff.; zitiert wird mit Buch-, Kapitel- und Seitenangabe, hier I, 1, S. 1-3 (Collegium Wilhelmitanum, Straßburg).



A handwritten signature in dark ink, reading "Ed Reuss". The signature is written in a cursive style with a long, sweeping tail.

Edouard Reuss (1804–1891)

nungen, noch sei er an derlei, am allerwenigsten über seine Person, interessiert. Im Jahre 1871, unmittelbar nach der Okkupation Elsaß-Lothringens durch preußische Truppen, verspürte plötzlich Reuss' Großnichte Luise Büchner das „Herzensbedürfnis“, ihren „Gefühlen und Erinnerungen an und für das Land Ausdruck zu geben“. Im Begriff, „Erinnerungen und Biographien bedeutender Männer des Elsaßes“ zu verfassen, bat sie ihren Verwandten brieflich um Unterstützung und Förderung: „denn S i e dürften doch wirklich nicht fehlen, in dem kleinen Unternehmen“⁴. Der aber entgegnete, höflich und entschieden zugleich, Luise möge ihre „literarische Thätigkeit andern, unmittelbar nützlichen Dingen“ zuwenden und die „Biographien berühmter Elsässer‘ einstweilen ruhig schlafen“ lassen.

„Zudem kann ich Ihnen zu Ihrem Troste sagen daß ausreichende Materialien, namentlich zu den von Ihnen genannten, vorderhand nicht vorhanden sind, am allerwenigsten in meiner eignen Bibliothek, welche für diesen Zweig der Wissenschaft nicht eingerichtet ist. Da Sie mir aber die Ehre erweisen mich selbst zu der besagten Kategorie zu zählen und mich ebenfalls in Ihre Galerie aufnehmen wollen, so muß ich Sie ausdrücklich bitten davon abzusehen, beziehungsweise von mir keine Data zu diesem Behufe zu begehren. Meine Lebensgeschichte bietet so wenig, so gar nichts für weitere Kreise Interessantes, daß ich nur mit einem zweideutigen Aufwand von Rhetorik etwas daraus machen könnte, auf die Gefahr hin dann erst recht die Leerheit derselben hervortreten zu lassen.“⁵

Immerhin sind die *Erinnerungen aus meinem Leben* – nach eigenem Augenschein und nach dem Urteil von Edmond Jacob „une mine de renseignements sur la famille, ses relations, ses travaux“⁶ – zu einem stattlichen Memoirenwerk von nicht weniger als 2300 Seiten angewachsen: 7 Bände in feinsten, deutlichster Reinschrift, klar gegliedert in Bücher, Kapitel und Abschnitte. Begonnen am 8. Mai 1850, nahm erst der Tod Edouard Reuss die Feder aus der Hand.

Als Erinnerungsquelle stand ihm neben den erwähnten Tagebuchnotizen vor allem ein umfangreicher Briefwechsel zur Verfügung. Tausende von Briefen hat Reuss geschrieben, abertausende empfangen. Als deren Zahl „anfang ins Ungeheure anzuschwellen“ und „die Ordnung und Aufbewahrung derselben“ begann, ihm „zu viele Mühe“ zu machen, da legte er ein paar Hundert ihm wertvoll erscheinende zur Seite und verbrannte den Rest⁷. Nach Reuss' Tod gab es dann eine zweite, sogar noch eine dritte Vernichtungsaktion, als seine Witwe

4 Luise Büchner an Edouard Reuss, Darmstadt, 29. April 1871 (Archiv des St.-Thomas-Stifts, seit 1901 als Depositum in den Archives de la Ville de Strasbourg).

5 Eigh. Abschrift (Collegium Wilhelmitanum, Straßburg).

6 Edmond Jacob: *Edouard Reuss et l'Alsace*. – In: *Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français* 128 (1982), S. 517–536. Hier S. 517.

7 Eigh. Notiz vom 18. April 1851 in Reuss' „Briefwechsel“-Buch (Regesten der eingegangenen Briefe), Archiv des St.-Thomas-Stifts (Archives de la Ville de Strasbourg).

die an sie gerichteten bzw. von ihr geschriebenen Briefe den Flammen übergab und sein Sohn Rodolphe, wiederum einige Jahre später, „zur Vermeidung“ von „Indiskretionen“ den Rest der Familienkorrespondenzen verbrannte, „in welche“, wie er schrieb, „die Nachwelt ihre neugierige Spürnase nicht zu stecken braucht“. Und an die Adresse des Unbekannten gerichtet, der einst seine „Spürnase“ vielleicht doch in jene drei Kartons mit der Korrespondenz seines Vaters stecken würde, setzte er hinzu:

„Es sei übrigens davor gewarnt von den Briefen irgend etwas ohne besondere Erlaubnis meinerseits oder meiner Erben jemals zu drucken!“⁸

Angesichts des fast manischen Archivierungs- und Reflexionsstrebens eines Mannes, der seine Korrespondenz nicht nur gesammelt, sortiert, beschriftet und nummeriert, sondern sie durch Namensregister und chronologisch angelegte Register der Nachwelt bereits erschlossen hat, mutet diese Verheimlichung⁹ geradezu grotesk an.

Die beiden von Reuss aufbewahrten Büchner-Briefe sind – abgesehen von dem oben schon zitierten Schreiben Luise Büchners aus dem Jahre 1871 und dem in einer Abschrift überlieferten Antwortbrief – leider die einzigen Relikte einer umfangreichen Korrespondenz, die Edouard Reuss mit seinen Darmstädter Verwandten führte und von der sich sonst nur das Verzeichnis¹⁰ erhalten hat.

Um dennoch die wenigen Fakten zu sichern, die bereits aus der nicht zweifelhaften Abfolge der einzelnen Briefe hervorgehen, habe ich die beiden erhaltenen Büchner-Briefe im Kontext der gesamten, von Reuss verzeichneten Korrespondenz belassen, die er in den Jahren 1831–1834 mit Ernst und Georg Büchner geführt hat: Briefe a.) bis r.); der nächste aufgeführte Brief ist ein Schreiben Ludwig Büchners „in Geschäften s. Vaters“ aus dem Jahre 1848¹¹. Von den übrigen sechzehn nicht überlieferten Briefen ist nur bei zweien das Datum bekannt. Obwohl Reuss in seinem Verzeichnis manche der Briefe (einwie abgegangene) knapp charakterisierte, fehlt bei der Mehrzahl jeder Datie-

8 Ebd. Nachschrift von Rodolphe Reuss vom 4. September 1905 und 20. August 1911. Die Veröffentlichung geschieht mit freundlicher Genehmigung von Pastor Gustave Koch namens der ‚Fondation St.-Thomas, Strasbourg‘.

9 Edouard Reuss selbst hat demgegenüber durchaus schon von seinem „künftigen Biographen“ gesprochen, dem seine „authentischen Briefschaften“ zur Verfügung stünden (Reuss/ Graf, S. 299), und er ging gleichfalls davon aus, daß die an ihn gerichteten Briefe „selbst über meine Zeit hinaus, erhalten werden“ (ebd., S. 620).

10 Edouard Reuss: „Auszüge aus meinem Briefwechsel“ (Alphabetisches Register der Korrespondenz), Archiv des St.-Thomas-Stifts (Archives de la Ville de Strasbourg).

11 Ebd., S. 87.

runghinweis, was ihre Interpretation außerordentlich erschwert, zumal selbst die Reihenfolge der von Reuss verteilten Nummern nicht immer mit der tatsächlichen Chronologie der Briefe übereinstimmt. Die vorgeschlagenen Datierungen erfolgen nach sorgfältiger Prüfung verschiedener Indizien und unter Erwägung mehrerer denkbarer Hypothesen, die im einzelnen weiter unten erläutert sind.

Edouard Reuss: Briefwechsel mit Ernst und Georg Büchner

Übersicht

- a.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg
 Nr. [E]* 684 1831 [nach September 9.]
 „Will s. Sohn Georg in Straßb. Medicin studiren lassen, selbiger ist 1831–33 in Str.“
- b.) Edouard Reuss an Ernst Büchner in Darmstadt
 Nr. [A]** 623 1831 [September, Ende]
 Antwort auf Brief a.).
- c.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg
 Nr. [E] 700 1831 [Oktober]
 Enthält vermutlich das genaue Datum des Eintreffens seines Sohnes Georg in Straßburg.
- d.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg
 Nr. [E] 738 1831 [kurz nach November 24.]
 Wahrscheinlich Kondolenz zum Tod von Reuss' Vater.
- e.) Edouard Reuss an Ernst Büchner in Darmstadt
 Nr. [A] 671 1831 [Dezember]
 Antwort auf Brief d.).
- f.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg
 Nr. [E] 764 1832 [Januar]
 Vielleicht zur Erkrankung seines Sohnes.
- g.) Edouard Reuss an Ernst Büchner in Darmstadt
 Nr. [A] 708 1832 [Januar]
 Antwort auf Brief f.).

* Eingegangene Briefe

** Abgegangene Briefe

„Darmstadt d. 20^e August 1832.

Lieber Eduard!

Nicht wahr, ich sollte eigentlich mit einigen Dutzend Entschuldigung anfangen? aber
Himmel, ich habe dieß schon im beyliegenden Brief gethan, und wiederhole dergleichen
5 nicht gern, ich krieche also unterthänigst zu Kreuz und bitte um Pardon für den nachlässigen
Delinquenten. Ich denke Du nimmst diesen papiernen Oelzweig und Friedensfahne
auch so ohne weit[r]e Friedens-Präliminarien an und zankst nicht weiter mit mir, der ich
Dich 3 volle Wochen warten ließ und lässest mich nicht eben so lange warten. Ich freue
10 mich ordentlich, daß dießer Wisch Papier an einen Ort kommen soll, der mir meine zweite
Vaterstadt geworden und dem ich, wenn ich einmal als ein gefürsteter Zweifüßler, longi-
gimanus und omnivore sterben sollte, die eine Herzkammer nebst meinem übrigen durch-
lauchtigsten Cadaver vermachen würde, während ich denn doch wohl die andere Herz-
kammer meinem Vaterhause ließe, aber auch nur meinem *Vaterhause*, denn ach! ich
15 armseliger Kreuzträger, sitze *erstens* im lieben heiligen teutschen Reich, *zweitens* im Groß-
herzogthum *Hessen*, *drittens* in der Residenz *Darmstadt*, zuletzt sitze ich nun noch freilich
in der Mitte meiner Familie, aber ich bin leider noch nicht so patriarchalisch geworden,
daß ich über dießen Abrahamsschooß die drei übrigen Klassifikationen vergessen sollte.

Die erste umfaßt die Secte der Nabelbeschauer, die sich von der alten wohlbekannt nur
dadurch unterscheidet, daß sie bey dem Nabel nicht mehr an Gott, sondern bey Gott an den
20 Nabel denkt, die zweite, als Unterabtheilung umfaßt ein Stück des Theils, wo der Nabel
und Bauch-Gottesdienst als konstitutionell aufgeklärter Liberalismus getrieben wird, die
dritte endlich umfaßt die ordinirten Geistlichen und trägt als Ordenskleid die Hoflivree
und als Wappen den Hessischen Haus und Zivil-Verdienstorden e.c.t.

Du kannst Dir wohl denken, wie wohl ich mich dabey befinde, doch füge ich mich in
25 die Umstände und bin dabey so ein anständiger, so ein rechtlicher, so ein zivilisirter junger
Mann geworden, daß ich bey einem Minister den Thee einnehmen, bey seiner Frau
auf dem Kanapee sitzen und mit seiner Tochter eine Françoise tanzen könnte; wir sind im
neunzehnten Jahrhundert, bedenke was das heißen will!

Ach, lieber Eduard! schreibe mir nur bald, daß ich doch etwas aus Straßburg zu sehen
30 bekomme, ich habe wohl Eltern und Geschwister hier, aber alle meine Freunde sind fort
und ich bin fast ganz isolirt; ich war wohl die ersten Tage froh, aber ich kann einmal dieße
Luft nicht vertragen, sie ist mir noch eben so zuwider, als zur Zeit da ich fortging. Ich
lamentire Dir da etwas vor und Du möchtest wohl etwas Vernünftiges von mir hören,
aber es ist unmöglich weder von, noch in *Darmstadt* dergleichen zu schreiben, ist auch
35 noch nie geschehen. Nur das: Deine Aufträge sind besorgt, Zimmermann's Sohn hat noch
die Redaction der Kirchen-Zeitung, wird sie jedoch wie man sagt, mit *Bretschneider* thei-
len, und ein Geistlicher aus Mainz, dessen Name mir entfallen, wird Zimmermanns Platz
hier ausfüllen. Dieß interessirt Dich vielleicht, mich verzweifelt wenig. Lebe wohl, schrei-
be bald, herzliche Grüße an die Tante, Pauline und Mad. Bauer

40 vo[n Dei]nem G. Büchner.“

12 Die überlieferten Briefe hat Reuss mit einer neuen Numerierung versehen.

Überlieferung

Handschrift im Archiv des St.-Thomas-Stifts (Archives de la Ville de Strasbourg).

Hälfte eines Doppelblatts mit 4 beschr. Seiten, 129–130 × 211–213 mm; weißes, leicht vergilbtes Papier, gerippt, mit Steglinien und Wz. (Schild mit Krone), von dem nur die obere Hälfte zu sehen ist, schwarze Tinte, geringer Papierverlust durch Siegelausriß am Schluß der 3. Seite.

Auf der 4. Seite Adresse:

„An
Edouard Reuss, Licenciat,
zu
Strasburg,
Frei Spießgasse“

Dazu Poststempel „DARMSTADT 22 AUG“, Postvermerke und die Beschriftung von Edouard Reuss: „Darmstadt 20 Aug 1832 G Büchner“ sowie die Numerierungen „858.“ und „74“ und die Beantwortungsnote „+1 Oct.“

Erläuterungen

4 beyliegenden Brief] wahrscheinlich an Eugen Boeckel, der am 7. September 1832 auf einen Brief Büchners „vom 20 August“ antwortet (HA II, S. 469).

8 3 volle Wochen warten ließ] Büchner hatte Straßburg zu einem Ferienbesuch in Darmstadt am 31. Juli verlassen.

10f. gefürsteter Zweifüßler, longimanus und omnivore] Terminologie der älteren Naturgeschichte. Bei Plinius heißt es z. B.: „Von den Landthieren ist der Mensch allein zweifüßig“ (*Naturgeschichte*. Uebersetzt und erläutert von Dr. Ph. H. Kùlb. – Stuttgart 1853, Bd. 11, S. 1361). Die beiden andern doppelsinnigen Klassifikationen („Langhänder“ und „Allesfresser“) wahrscheinlich in literarischer Tradition.

23 als Wappen den Hessischen Haus und Zivil-Verdienstorden] „Der Ludewigs-Orden, gestiftet von Ludewig I. am 25. August 1807 [...]. Das Ordenszeichen ist ein schwarz emaillirtes, roth eingefäßtes Kreuz von Maltheser-Form. In der Mitte befindet sich auf schwarzem Grunde eine grüne Krone, halb von Lorbeer-, halb von Eichenlaub geflochten, und von den Worten: ‚Gott, Ehre, Vaterland‘ umgeben. In der Mitte der Kehrseite ist auf rothem Grunde der goldene Buchstabe L. von einem weißen Bande umgeben, an welchem die Worte: ‚Für Verdienst‘ stehen“ (Wagner, S. 154). Vgl. auch den Schluß des Briefs an die Familie vom 2. Juli 1834 (HA II, S. 430).

27 Françoise] Française: frz. Gesellschaftstanz nach Art der Quadrille von „heiterm, neckenden und zugleich galant-chevaleresken Charakter“ (Brockhaus, ¹⁰1852, Bd. 4, S. 392), bei dem sich die Tanzpaare in zwei Reihen gegenüberstehen. Aus Luise Büchners Romanfragment geht hervor, daß ihr Bruder „auf Wunsch der Eltern“ die Tanzstunde hatte besuchen müssen, was er so manches Mal „verwünschte“ (*Ein Dichter*. – In: Luise Büchners *Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften in zwei Bänden*. – Frankfurt/Main 1878, S. 230)¹³.

32 da ich fortging] am 31. Oktober oder 1. November. Die Straßburger Behörden registrierten Büchners Ankunft unter dem Datum des 2. November.

13 S. Kapitel III. 3.

35 Deine Aufträge] nicht ermittelt, sie stehen aber sicher im Zusammenhang mit den im selben Satz erwähnten Fakten.

35 f. Zimmermann's Sohn hat noch die Redaction der Kirchen-Zeitung] die *Allgemeine Kirchenzeitung* (Darmstadt: C. W. Leske) war 1822 von Ernst Zimmermann (1786–1832, zuletzt Hofprediger) begründet worden und das damalige Hauptorgan der rationalistischen Theologie. Nach Z. s Tod wurde die Zeitung von K. G. Bretschneider und seinem Sohn Georg herausgegeben, der auch die Beilage, das *Theologische Literaturblatt*, redigierte.

36 Bretschneider] Karl Gottlieb Bretschneider (1776–1848), prot. Theologe, brachte die *Kirchenzeitung* in ein eher supranaturalistisches Fahrwasser.

37 ein Geistlicher aus Mainz] nicht ermittelt. Ernst Zimmermanns Nachfolger als Hofprediger wurde sein Bruder Karl.

39 die Tante, Pauline und Mad. Bauer] Reuss' Mutter, Schwester und Tante: Margaretha Salome R., geb. Bauer (1771–1848), Pauline Reuss (1811–1836) und die ledige Schwester der Mutter, Friederike Bauer (1768–1848), „ein theures Glied der Familie“ (Reuss: *Erinnerungen*, Bd. 1, S. 10).

i.) Edouard Reuss an Georg Büchner in Darmstadt

Nr. [A] 754

1832 Oktober 1.

Antwort auf Brief h.).

j.) Georg Büchner an Edouard Reuss in Straßburg

Nr. [E] 1048 (97)¹⁴

1833 August 31. Samstag

„Darmstadt d. 31' August 33

Lieber Edouard!

Soll ich meine träge Hand entschuldigen? Für mein Gedächtniß ist's nicht nöthig; ich kümmerte mich sonst wenig darum, jetzt aber macht es bey mir den Wiederkäuer und
5 füttert mich mit der Erinnerung an frohe Tage. Ich könnte in dießem lamentirenden Style fortfahren um Dir einen Begriff von meiner hiesigen Existenz zu geben, wenn Du nicht schon einmal selbst so eine Art vom Darmstädter Geschmack gehabt hättest. Meine Familie im engern Sinne traf ich im erwünschtesten Wohlseyn, und meine Mutter erholt sich zusehends von ihrer schweren Krankheit. Eltern und Geschwister wiederzusehen, war
10 eine große Freude; das entschädigt aber nicht für meine sonstigen furchtbar, kolossal, langweiligen Umgebungen. Es ist etwas großartiges in dieser Wüstenei, die Wüste Sahara in allen Köpfen und Herzen. Von den übrigen Verwandten weiß ich wenig. Nach dem pflichtmäßigen Antritts-Genüßel, mache ich so gegen Ende Octobers mein officielles Abschieds-Genüßel, wo ich nach Gießen abziehe. Meine verwandtschaftlichen Regungen
15 sind damit beseitigt. Von Gießen verspreche ich mir wenig, meine Freunde sind flüchtig oder im Gefängniß. Für mich ist nichts zu fürchten, ich bin hier konstitutionell, liberal aufgeklärt geworden, seit ich weiß, daß das tausendjährige Reich mit der konstitutionellen Aera angefangen. Unser Landtag führt den Beweis, seine Lebensfrage ist seit 8 Monat noch nicht entschieden. Ein Mensch braucht höchstens eine Stunde um auf die Welt zu

14 S. Anm. 12.

kommen, (wo die Civilisation und Aufklärung noch nicht so weit gekommen wie z. B. 20 bey den Indiern: 10. Minuten) ein deutscher Landtag deren 5760, ein Mensch lebt 60 Jahr, ein Landtag 41272; O Messias! Ueber seine Physiognomie kann ich Dir grade nichts sagen, sintemal es noch nicht entschieden, ob das Kind mit Kopf oder podex zuerst auf die Welt kommt.

Doch wird es wahr[scheinlich d]ie Familienzüge behalten und so zi[em]lich seiner fran- 25 zösischen Mama gleichen.

Bey unsrer Manier im Briefschreiben, hoffe ich kaum bald Antwort zu erhalten; doch dürftest Du mit mir einmal eine Ausnahme machen, so eine gänzliche Trennung von Straßburg schmerzt mich. Ich habe an Boeckel geschrieben, aber keine Antwort. Grüße ihn und sag' ihm er möge bald antworten und mir die These von Goupil schicken, die 30 andere hätte ich erhalten und ließe ihm danken. Ist Stöber in Straßburg? Viel Grüße an ihn und die andern Freunde. Und Wulfes? Ist er noch bey Dir, so sag ihm, ich hoffte ihn bey mir zu sehen, wenn seine Reise ihn in unsre Gegend brächte. Ihr werdet mich doch über einem Monat ohne Briefe nicht vergessen haben. Ich bitte und hoffe auf baldige Ant- 35 wort.

Bringe meine herzlichsten Grüße Deiner Mutter, Schwester und Tante, und sage ihnen, daß d[ie in ih]rer Nähe verlebten Augenblicke zu [den f]rohsten meines Lebens gehörten. Lebe wohl, Dein Georg.“

Überlieferung

Handschrift im Archiv des St.-Thomas-Stifts (Archives de la Ville de Strasbourg).

Hälfte eines Doppelblatts mit 4 beschr. Seiten, 123 × 209–210 mm; weißgraues, leicht vergilbtes Papier, gerippt, mit Steglinien, o. Wz., schwarze Tinte, geringer Papierverlust durch Siegelausriß am Schluß der 3. Seite.

Auf der 4. Seite Adresse:

„Monsieur
M. Edouard Reuss licencié en Th.
à
Strasbourg
rue des Hallebardes“

Dazu Poststempel „DARMSTADT 3 S[EPT]“ und „STRASBOURG 5 [...]“, Postvermerke und die Beschriftung von Edouard Reuss: „Darmstadt 31 Aug. 33. Büchner“ sowie die Numerierungen „1048“ und „97“ und die Beantwortungsnote „+17 Oct“.

Erläuterungen

3 meine träge Hand] Büchner hatte Straßburg schon vor 3 Wochen, wahrscheinlich am 7. August 1833 verlassen (vgl. *GB/b* 1, 1981, S. 235).

7 selbst so eine Art vom Darmstädter Geschmack gehabt] Reuss war Anfang Oktober 1825 für eine Woche in Darmstadt gewesen.

11 Wüstenei] offenbar Familienjargon. Auch Alexander Büchner spricht, bezogen auf Gießen, von „dieser Wüstenei“ (in seinem Vorwort zu Ludwig Büchner: *Im Dienste der Wahrheit*. – Gießen 1900, S. XI).

12 übrigen Verwandten] z. B. die Familien von Reuss' und Caroline Büchners Vettern Bechtold, Büchners Onkel Georg Reuss und v. Carlsen, der eine Cousine von Reuss geheiratet hatte.

13 Antritts-Genüßel] nüsseln (auch nüseln, nusseln): Nebenform von „nuscheln“, im Hessischen für „verdrieszlich, kritisch sprechen“ (Grimm).

13 Ende Octobers] Büchner immatrikulierte sich in Gießen am 31. Oktober 1833, nachdem er eine Woche zuvor ein Zimmer bei dem Kaufmann Hofmann bezogen hatte (GB I/III, S. 369).

15 f. meine Freunde sind flüchtig oder im Gefängniß] aus Büchners Darmstädter Bekanntenkreis waren im Zusammenhang des Wachensturms u. a. Georg Gladbach, Christian Kriegk, Ludwig Rosenstiel, Karl Theodor Friedrich Stamm und Hermann Wiener verhaftet worden; Hermann Dittmar gelang die Flucht nach Frankreich.

17 das tausendjährige Reich] ironischer Verweis auf die biblische Heilsprophezeiung nach Off. Joh. 20,2 ff.

17 f. konstitutionellen Aera] sie hatte im Großherzogtum Hessen mit der Verfassungsurkunde von 1820 begonnen.

18 f. seine Lebensfrage ist seit 8 Monat noch nicht entschieden] als „Lebensfrage“ galt die Diskussion über die Verfassungsmäßigkeit der Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, die (als Reaktion auf die Erfolge der badischen Kammeropposition) die Rechte der Landtage einschränkten (u. a. Verbot der Budgetberatung) und die Einsetzung einer Kommission zur Überwachung der landständischen Verhandlungen vorsahen. Obgleich bereits vor Eröffnung des Landtags am 5. Dezember und dann nochmals in der Sitzung vom 12. Dezember 1832 mehrere Anträge zu diesem Thema eingereicht worden waren, scheiterten sie am Einspruch du Thils, der alle „Anträge auf Protestation“ als „unstatthaft“ verwarf. Der Großherzog ließ erklären, daß er „keine Wirksamkeit der Stände dulden könne und werde“, welche auf die (seiner Meinung nach ihrerseits mit der Bundes- und Landesverfassung in Widerspruch stehenden) Anträge eingehe. „Hiermit war klar ausgesprochen“, schrieb der Offenbacher *Deutsche Volksbote* am 22. Februar 1833, „daß die Ständeversammlung aufgelöst werden würde, wenn sie mit der bewußten Lebensfrage sich beschäftigen, sie erörtern und einen den Anträgen entsprechenden Beschluß fassen würde“ (Nr. 15, S. [2]). Bis zu seiner Auflösung am 2. November 1833 beschäftigte sich der Landtag daher nahezu ausschließlich mit einer Flut von Einzelanträgen hauptsächlich kommunaler Belange, doch kam man z. B. über die Diskussion der „Freiheit der Presse“ oder der Rechtmäßigkeit der Inhaftierung Weidigs immer wieder auf Prinzipienfragen zurück.

19 Ein Mensch braucht höchstens eine Stunde] hier bringt Büchner seine gynäkologischen Kenntnisse ins Spiel. Über die Dauer und den Verlauf der Geburt in südlichen Ländern gab es bereits eine umfangreiche Fachliteratur.

21 5760] die in Stunden umgerechneten 8 Monate, die seit der Eröffnung des Landtags (5. Dezember 1832) vergangen waren.

22 41272] offenbar Phantasiezahl. An Büchners Vorliebe für Zahlenspielereien erinnert noch der melancholische Ausruf des Hauptmanns im *Woyzeck*: „Dreißig Jahr! macht 360 Monate, und Tage, Stunden, Minuten!“ (HA I, S. 171). Andererseits hatte sich Reuss auch mit Zahlenmystik beschäftigt, so daß er mit der Ziffernfolge möglicherweise doch etwas anfangen konnte.

27 Bey unsrer Manier im Briefschreiben] Reuss hatte auf Büchners Brief vom 20. August 1832 erst fünf Wochen später geantwortet; seit Büchners Abreise aus Straßburg waren, wie im Jahr davor, bereits drei Wochen vergangen.

29 Ich habe an Boeckel geschrieben, aber keine Antwort] Eugen Boeckel bedankt sich für zwei Briefe Büchners erst unter dem Datum des 3. September 1833 (HA II, S. 471).

30 die These von Goupil] laut Boeckels o. a. Brief war ihr „sujet“: „*La contraction musculaire, étant donné à considérer les muscles en action, particulièrement dans la station, la progression, le saut etc.*“ Der Militärarzt Jean-Martin-Auguste Goupil (1800–1837) bewarf sich mit dieser Arbeit neben E.-A. Lauth um den vakanten Physiologie-Lehrstuhl an der Universität Straßburg.

30 f. die andere hätte ich erhalten] die These des Mitkonkurrenten Ernest-Alexandre Lauth (1803–1837) *Du mécanisme par lequel les matières alimentaires parcourent leur trajet de la bouche à l'anus* war Büchner von Boeckel durch Buchhändlergelegenheit zugeschickt worden (HA II, S. 472). Trotz Wiederholung des „concours“ konnte sich Lauth nicht gegen Goupil durchsetzen.

31 Stöber] gemeint ist Adolph Stoeber, der seit Oktober 1832 als Vikar und Hauslehrer beim Stadtpräfecten in Metz tätig war, sich aber von Ende August bis Ende Oktober 1833 in Straßburg aufhielt, wo er bei dem Gutsbesitzer Reybel vor den Toren der Stadt wohnte. Sein Bruder August siedelte zum 1. September 1833 nach Oberbronn über.

32 Wulfes] Heinrich Arnold Anton Wulfes (1803–nach 1837). Der Sohn eines Ortsvorstehers aus dem Hannöverschen hatte von 1823 an in Halle Theologie studiert und war später als Hauslehrer in Würzburg, Berlin, Marienwerder und Danzig tätig gewesen. Seit dem 23. Juni 1833 hielt er sich besuchsweise bei Reuss auf, den er im April 1826 in Halle im Hause des Theologieprofessors Wegscheider kennen- und der ihn als „ausgezeichneten Musiker und witzigen Kopf“ schätzen gelernt hatte (Reuss: *Erinnerungen*, Bd. 2, S. 194). Wulfes war, wie u. a. auch Büchner und Reuss, Teilnehmer der Vogesenreise vom Juni (s. u.) und der Schiffspartie der ‚Eugenia‘ vom 25. Juli 1833 (vgl. Lehmann/Mayer, S. 182).

33 seine Reise] Wulfes reiste Ende September direkt nach Paris.

36 Deiner Mutter, Schwester und Tante] s. Erl. zu S. 309, Z. 39.

k.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg

Nr. [E] 1055

1833 [September]

Wahrscheinlich zusammenfassender Dank für die seinem Sohn gewährte Gastfreundschaft.

l.) Edouard Reuss an Georg Büchner in Darmstadt

Nr. [A] 900

1833 Oktober 17.

Geburtstagsglückwünsche, Antwort auf Briefe j.) und k.).

m.) Edouard Reuss an Georg Büchner in Darmstadt

Nr. [A] 965

1834 [kurz vor März 24.]

Möglicherweise zu Georgs bevorstehendem Besuch in Straßburg.

n.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg

Nr. [E] 1145

1834 [kurz nach März 24.]

Laut Reuss „in der äußersten Erbitterung gegen den Sohn“ geschriebener Brief.

- o.), p.) Edouard Reuss an Ernst Büchner in Darmstadt
 Nr. [A] 968 u. 969 1834 [März, Ende]
 Antwort bzw. Reaktion auf Brief n.), Stellungnahmen zu Georgs heimlicher Straßburg-Reise und Verlobung.
- q.) Ernst Büchner an Edouard Reuss in Straßburg
 Nr. [E] 1233 1834 [November]
 Möglicherweise zum Thema von Brief n.), vielleicht zu Reuss' Ernennung zum a.o. Professor (31. Oktober) oder zur Genesung von einer schweren Erkrankung (Oktober/November).
- r.) Georg Büchner an Edouard Reuss in Straßburg
 Nr. [E] 1234 1834 [November]
 Inhalt wahrscheinlich ähnlich wie Brief q.).

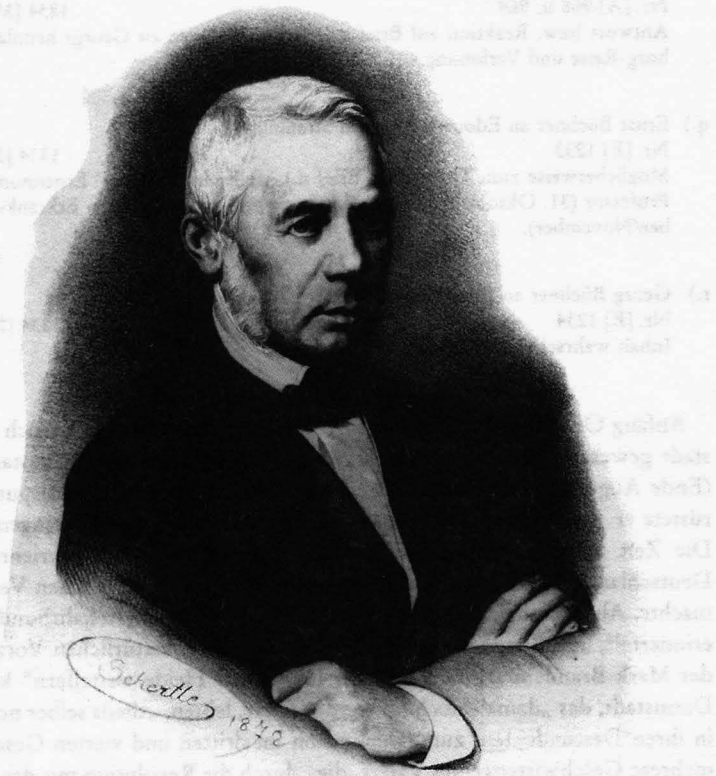
Anfang Oktober 1825 war Edouard Reuss das erste Mal zu Besuch in Darmstadt gewesen. Er hatte gerade das erste theologische Examen bestanden und (Ende August) erfolgreich über seine Kandidaten-Dissertation disputiert; jetzt rüstete er sich für das Wintersemester, das er in Göttingen zubringen wollte¹⁵. Die Zeit bis dahin nutzte er zu einer Informations- und Ferienreise nach Deutschland, wobei er auch einen Abstecher zu seinen hessischen Verwandten machte. Ab Mannheim führte der Weg, wie er sich ein Vierteljahrhundert später erinnerte¹⁶, „größtentheils durch eine Gegend die an natürlichen Vorzügen mit der Mark Brandenburg oder mit der lüneburger Heide wetteifern“ konnte. In Darmstadt, das „damals noch im werden“ war, lebten, „theils selber noch, theils in ihren Descendenten, zum Theil schon im dritten und vierten Geschlechte“, mehrere Geschwister seines Vaters, die „durch die Revolution mit der landgräflichen Herrschaft nach Hessen verschlagen worden“ waren.

Da waren zum Beispiel „die vier Brüder Bechtold“: Carl, Christian, Friedrich und Ludwig, „Söhne eines hessischen Obristen“, der eine ältere Cousine von Edouard Reuss geheiratet hatte und 1809 „bei Wagram gefallen war“, die beiden Älteren Offiziere, die Jüngeren „beim Finanzministerium angestellt, in sehr untergeordneten Verhältnissen noch“¹⁷. „Außer ihnen war noch da ein Neffe mei-

15 Biographische Literatur zu Reuss u. a. *ADB*, Bd. 53, S. 304 und Bd. 55, S. 579–590; *Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche*, Bd. 16, S. 691–696; Bopp, S. 436; weitere Hinweise im Aufsatz von Jacob (s. Anm. 6).

16 Die folgenden Zitate nach Reuss' *Erinnerungen*, V, 4, S. 99–103.

17 Die vier Söhne von Johann Philipp Karl Bechtold (1762–1809, vgl. *HB II*, S. 204–207): Carl Philipp Ludwig (1791–1866), damals Hauptmann, 1829 Major und Kommandeur des Leibgarderegiments, zuletzt Generalleutnant und Regimentskommandeur; Christian Friedrich Ludwig (1798–1880), damals Oberleutnant, 1830 Hauptmann, zuletzt Oberst und Regimentskommandeur; Friedrich Georg (1800–1872), damals Anwärter im Regierungssekreta-



Friedrich Georg von Bechtold

Großherzogl. Hessischer Minister des Inneren u. Wirkl. Geheimrath

Geb. 25. März 1800 zu

† 14. Aug. 1872 zu Darmstadt

nes Vaters, Leutnant Reuß^{17a}, seine Mutter, und eine an den Medicinalrath Büchner verheirathete Schwester u. viele andre, meist beim Militär oder der Verwaltung angestellt“ – insgesamt so viele Verwandte, daß Reuss' Mutter ihm vorsichtshalber „die ganze Sippschaft aufgeschrieben und genealogisch dargestellt“ hatte und er sich, kaum angekommen, „einen Lohnbedienten“ bestellen mußte, der ihm den Weg wies.

Daß Edouard Reuss damals schon Notiz von dem zwölfjährigen Sohn seiner Cousine Caroline, verheiratete Büchner, genommen hätte, ist ziemlich unwahrscheinlich. Überhaupt waren die Kontakte zu diesem Zweig der „Sippschaft“ offenbar nur ganz loser Natur, was sicherlich zuallererst seinen Grund in deren ‚trauten‘ Lebensverhältnissen hatte. Wohler als in der bereits mit fünf Kindern gesegneten Familie des „Medicinalraths Büchner“ fühlte sich der einundzwanzigjährige Theologiestudent zweifellos in der Gesellschaft der drei nur wenig älteren, zudem noch unverheirateten Bechtold-Brüder, die ihn auch kurzerhand bei sich einquartierten. Während sich in der Folge mit ihnen auch ein – wenn gleich kurzer, erst später wieder aufgenommenen – Briefwechsel entspann, brauchte es einen konkreten Anlaß, ehe sich solche Kontakte auch zu den Büchners herstellten.

Sie ergaben sich, als am 9. September 1831 das Großherzoglich Hessische Ministerium des Innern und der Justiz dem Antrag von Ernst Büchner stattgegeben hatte, seinen inzwischen achtzehnjährigen Sohn Georg „von dem biennium academicum“ zu entbinden – jener Vorschrift, wonach „ein Inländer die zwei ersten Jahre seiner Studienzeit auf der Landesuniversität zuzubringen gesetzlich verpflichtet“ war¹⁸.

Der Studienort Straßburg war, nach dem Zeugnis Ludwig Büchners, „auf den Wunsch des Vaters“ gewählt worden¹⁹. Dies wohl nicht so sehr, weil der Ruf der dortigen Académie oder auch nur der medizinischen Fakultät hätte anziehend wirken können – da gab es deutsche Institute von weit größerem Renommee. In der Wahl Straßburgs verband sich auf praktische Weise der allgemeine Wunsch nach Vertrautmachen mit dem französischen Wesen sowie Aneignung

riat, nach mehreren Beförderungen 1832 Kontrollbeamter und Regierungsrat, 1835 Landtagskommissär, 1836 Ministerialrat im Innen- und Justizministerium, danach weitere Beförderungen, 1848 von du Thil als verantwortlicher Beamter des Innenministeriums zur Disposition gestellt und pensioniert, 1850 wieder Ministerialrat im Innenministerium, zuletzt dessen Präsident; Ludwig (1803–1834), damals Anwärter bei der Staatskasse, zuletzt Hauptstaatskassenakzessist.

17a Büchners Onkel Georg Reuss, geboren am 17. Oktober 1795 in Darmstadt, gestorben ebd. am 7. Oktober 1849, 1814 zum Leutnant, 1828 zum Oberleutnant des von Carl v. Bechtold geführten Leibgarderegiments ernannt, 1840 Hauptmann 2. Klasse.

18 Vgl. Schaub: *Schulrhetorik*, S. 55.

19 N, S. 1.

der französischen Wissenschaftsterminologie und ihrer Methode einerseits mit den bestehenden verwandtschaftlichen Relationen andererseits. Verließ der Sohn auch das Elternhaus, so blieb er „wenigstens dem Bannkreis der weiteren Familie angeschlossen“²⁰ (H. Mayer). Wenngleich die familiären Bindungen, wie wir gesehen haben, nicht gerade eng waren, so konnten sie doch leicht aktiviert, d. h. eigentlich reaktiviert werden: eine Generation zuvor war eine Schwester von Büchners Mutter ebenfalls in die Obhut der Familie Reuss gegeben und dort „erzogen worden“²¹.

Die Familienverhältnisse bei den Reuss' waren für die Aufnahme günstig. Edouard hatte sich mittlerweile den akademischen Grad eines Licentiaten der Theologie erworben, die „Theologische Gesellschaft“ ins Leben gerufen und sich als Privatdozent am Protestantischen Seminar habilitiert, wo er Vorlesungen über biblische und orientalische Wissenschaften hielt. Er wohnte damals in der Rue des Hallebardes (Spießgasse) Nr. 24, ganz in der Nähe des Münsters, in einem Haus, das durch den Vater seiner Mutter, den Buchhändler Bauer, in die Familie gekommen war²². Donnerstags und sonntags pflegte er bei seiner Familie auf dem Neuhof zu erscheinen, wo die Eltern mit der Tante Friederike und der jüngsten Schwester Pauline lebten.

Als Ernst Büchner im September 1831 den Straßburger Cousin seiner Frau bat, zum Wintersemester für den Sohn ein Studentenquartier zu besorgen (a.), wußte er vermutlich schon selbst, daß dafür beide Wohnungen kaum in Frage kamen. War die von Edouard allein bewohnte Stadtwohnung zu klein, so lag das 1799 von Reuss' Vater gekaufte Landgut zu weit abseits vor den Toren der Stadt, als daß es sich zur Studentenbehausung geeignet hätte. Stattdessen sollte sich Georg bei der Familie des verwitweten Pfarrers Jaeglé einquartieren, der mit seinen beiden Kindern Louis und Wilhelmine (die seit dem Tod der Mutter den Haushalt führte) nur einen Katzensprung von der Académie entfernt wohnte und dem ein zahlender Gast willkommen war.

Dem entsprechenden Antwortbrief von Edouard Reuss (b.) folgte, vermutlich Mitte Oktober, ein zweiter Brief Ernst Büchners, der wahrscheinlich den genauen Tag und die Stunde angab, zu der Georg in Straßburg eintreffen sollte (c.). Die *Régistres du population*²³ geben Auskunft, wann das war: am 2. November, einem Mittwoch. Bei einer Reisedauer von ca. 24 Stunden (via Heidelberg und Karlsruhe) muß Büchner Darmstadt folglich spätestens am 1. November verlassen haben.

20 Hans Mayer: *Georg Büchner und seine Zeit*. – Berlin [1947], S. 50.

21 Vgl. Reuss an Franzos, Straßburg, 21. Oktober 1877 (s. Anm. 105).

22 Das Haus an der Ecke Ruelle du Sanglier (Hauergäßchen) brannte 1869 ab.

23 Archives de la Ville de Strasbourg.

UNIVERSITÉ DE FRANCE.
ACADÉMIE DE STRASBOURG.
FACULTÉ DE MÉDECINE.

La Faculté rentre le 7 Novembre 1831.

NOMS DES PROFESSEURS	DESIGNATION DES COURS	JOURS DE L'OUVERTURE	JOURS DES LEÇONS	HEURES DES LEÇONS
COURS PERMANENS.				
NM.				
EHRMANN	Clinique externe	7 Novembre 1831.	Tous les jours	A 6 heures du matin.
LOHNSTEIN	Clinique interne	7 Novembre	Tous les jours	A 7 heures.
FLAMANT	Clinique d'accouchement	7 Novembre	Tous les jours	A 8 heures.
<i>Observatoire. En vertu d'une délibération de la Commission des hôpitaux, les salles des malades de l'hôpital civil sont ouvertes aux élèves de la Faculté de médecine qui suivent les cliniques, aux heures de la visite de NM, les médecins et chirurgiens en chef.</i>				
COURS DE SEMESTRE D'HIVER.				
LOHNSTEIN	Anatomie pathologique	7 Novembre 1831.	Lundi, Mercredi, Vendredi.	A 9 heures.
TOUDESSE	Pathologie générale	3 Janvier 1832.	Mardi, Jeudi, Samedi.	A 9 heures.
EHRMANN	Anatomie	7 Novembre 1831.	Lundi, Mardi, Mercredi, Vendredi, Samedi.	A 10 heures.
DÉROT	Physiologie	7 Novembre	Lundi, Mardi, Mercredi, Vendredi, Samedi.	A 11 heures.
FODERÉ	Maladies épidémiques	7 Novembre	Lundi, Mercredi, Vendredi.	A 2 heures.
MASTIER	Clinique médicale	8 Novembre	Mardi, Jeudi, Samedi.	A 2 heures.
GAILLIOT	Médecine opératoire	2 Janvier 1832.	Lundi, Mardi, Mercredi, Vendredi, Samedi.	A 5 heures.
<i>Observatoire. Pendant le semestre d'hiver, les dissections anatomiques seront lieu tous les jours, de 8 heures du matin à 4 heures du soir. Les étudiants seront exercés aux manœuvres des opérations chirurgicales.</i>				
COURS DE SEMESTRE D'ÉTÉ.				
COZE	Matière médicale	2 Avril 1832.	Lundi, Mercredi, Vendredi.	A 9 heures.
GAILLIOT	Pathologie externe	5 Avril	Mardi, Jeudi, Samedi.	A 9 heures.
MARTEAU	Physique médicale et hygiène	2 Avril	Lundi, Mercredi, Vendredi.	A 10 heures.
FLAMANT	Accouchemens, maladies des femmes et des enfans	5 Avril	Mardi, Jeudi, Samedi.	A 10 heures.
TOUDESSE	Pathologie interne	2 Avril	Lundi, Mercredi, Vendredi.	A 11 heures.
COZE	Pharmacie	5 Avril	Mardi, Jeudi, Samedi.	A 11 heures.
FODERÉ	Médecine légale et police médicale	2 Avril	Lundi, Mardi, Mercredi, Vendredi, Samedi.	A 2 heures.
NESTLER	Botanique	2 Avril	Lundi, Mercredi, Vendredi.	A 5 heures.
NESTLER	Histoire naturelle médicale	2 Avril	Mardi, Samedi	A 5 heures.
<i>Observatoire. La bibliothèque se ouvre tous les jours, pendant toute l'année scolaire, de 11 heures à 2 heures, les Jeudi et les Dimanches exceptés. Les manuscrits se font de midi à 2 heures. Les herbiers sont tous les Jours après midi.</i>				

Les étudiants sont tenus de déposer au bureau d'administration de la Faculté : 1.° un extrait de leur acte de naissance; 2.° un certificat de bonnes mœurs; 3.° le diplôme de bachelier-ès-lettres; 4.° s'ils sont mineurs, le consentement de leurs pères ou tuteurs, à ce qu'ils aient leurs études dans la Faculté; ce consentement devra indiquer le domicile actuel des pères ou tuteurs; 5.° si leurs pères ou tuteurs ne sont pas domiciliés à Strasbourg, les élèves seront présentés par une personne domiciliée en cette ville.

Les élèves s'inscrivent dans les quinze premiers jours de chaque trimestre; ils doivent prendre leurs inscriptions pendant leur scolarité, qui est de quatre années : le prix de chacune des quinze premières inscriptions pour le doctorat est fixé à 30 fr., et celui de la seizième inscription à 35 fr., en tout pour les quatre années 975 fr.; le prix de chacune des douze inscriptions des aspirans au titre d'officier de santé est fixé à 30 fr., en tout pour les trois années 360 fr.

Les auditeurs bénévoles doivent être munis d'une carte d'admission aux cours qu'ils se proposent de suivre; ils la reçoivent gratuitement au Secrétariat de la Faculté. Il ne leur est point délivré de certificats pour cette sorte d'étude.

Une étude de trois années dans les Facultés de médecine rend admissible aux examens pour le titre d'officier de santé.

L'obligation de produire le diplôme de bachelier ne concerne pas les élèves qui se destinent à la profession d'officier de santé.

Les étudiants, en s'inscrivant, acquièrent le droit de fréquenter les différens établissements de la Faculté, tels que le muséum, l'amphithéâtre et les salles des dissections anatomiques; les cliniques interne, externe et d'accouchemens; le jardin de botanique, le cabinet de physique, le laboratoire de chimie et de pharmacie, la bibliothèque; ils sont dirigés, dans le cours de leur instruction médicale, par un chef de travaux anatomiques et un professeur, des aides de pharmacie, un préparateur et un aide-préparateur de chimie, pharmacie et physique, et un Jardinier botanique; fonctionnaires et employés qui sont tous nommés au concours. Un de ces concours, celui qui est relatif à la place d'aide bibliothécaire, sera ouvert dans le courant de la présente année scolaire.

Des concours ont lieu à la fin de chaque année scolaire sur les diverses parties de l'enseignement; les élèves inscrits y sont seuls admis.

Les examens pour le doctorat, soit en médecine, soit en chirurgie, sont au nombre de six. Le prix de chacun des cinq premiers examens est de 30 fr.; celui du sixième est de 65 fr.; le droit du serment de docteur est de 100 fr. Tous les examens sont publics.

Fait et arrêté en Faculté.

Signé GAILLIOT, Doyen.

Fait et approuvé par le Conseil académique le 11 Août 1831. Le Recteur de Faculté, signé COTTARD.

Le Secrétaire de l'Académie, signé DUPAIN.

STRASBOURG, de l'imprimerie de F. G. LARBALET, propriétaire de la Faculté de médecine.

Zwei Nächte und einen Tag verbrachte er auf dem Gut seiner Verwandten. Am 4. November bezog er sein Quartier in dem in die Breite gebauten Miets-
haus rue St. Guillaume Nr. 66, das die obere Ecke zwischen Wilhelmer- und
Hamengasse bildete und vor dem die Frauen der Nachbarschaft am „Warmwäs-
serle“ ihre Wäsche wuschen²⁴. In der Pfarrerwohnung im ersten Stock, „links
eine Treppe hoch, in einem etwas überzweigen Zimmer, mit grüner Tapete“²⁵,
fand der Gast aus Darmstadt Unterkommen: Kost und Logis, und eine Atmos-
phäre, nach der er sich noch auf dem Sterbebett zurücksehnte²⁶. Am Montag
darauf, dem 7. November, öffnete die Universität ihre Pforten; wiederum zwei
Tage später immatrikulierte sich Georg Büchner dort als Student an der medizi-
nischen Fakultät. Auch hierbei dürfte Edouard Reuss behilflich gewesen sein.
Bei der Einschreibung verlangten die Universitätsbehörden nämlich von den
nicht volljährigen Studenten (damaliges Majorenitätsalter in Frankreich: 21
Jahre) neben Geburtsurkunde, testimonium morum und Maturadiplom ein
„consentement de leurs parens ou tuteurs, à ce qu'ils suivent leurs études dans la
Faculté“. Diese Bescheinigung sollte auch den Wohnort der Eltern bezeichnen;
„si leurs parens ne sont pas domiciliés à Strasbourg, les élèves seront présentés
par une personne domiciliée en cette ville“ (s. Abb.). Diese Vorführung beim
„bureau d'administration de la Faculté“ hat Reuss sicher persönlich übernom-
men.

Ein dritter Brief Ernst Büchners ist vermutlich auf Ende November zu datie-
ren. Nachdem er (wohl durch seinen Sohn) vom Tod von Edouards Vater²⁷
(24. November 1831) erfahren hatte, dürfte er kurz darauf kondoliert haben
(d.), wofür Reuss in seinem Brief vom (vermutlich) Dezember gedankt haben
wird (e.).

Über den Inhalt des folgenden Briefs Ernst Büchners vom Anfang des Jahres
1832 (f.) und die rasche Antwort Edouard Reuss' (g.) läßt sich nur spekulieren.
Es könnte die Erkundigung nach dem sittlichen Betragen des Sohnes bzw. der
Rapport darüber sein; vielleicht fällt auch – und das ist wahrscheinlicher – die
von Wilhelm Schulz später erwähnte „Unpäßlichkeit“²⁸ während des ersten
Straßburgaufenthalts in dieses Frühjahr. Während dieser Zeit soll sich Büchner
heimlich mit der Tochter seines Quartiergebers verlobt haben, was nicht nur die
biedermeierlich dezente Umschreibung, sondern zugleich natürlich die Bestäti-

24 Vgl. Gustav Lasch: *Aus einem alten Wilhelmer Pfarrhaus*. – In: *Der Gottesfreund*, Straß-
burg, Februar 1930. Zum Einzugsdatum s. Anm. 23.

25 HA II, S. 464.

26 Vgl. ebd.

27 Ludwig Christian Reuss (1752–1831), der als Textilkaufmann zu einem „behaglichen Wohl-
stande gelangt“ war (*ADB*, Bd. 55, S. 579).

28 Schulz, 1837, S. 71.

gung für ein wie auch immer geartetes Liebesverhältnis ist: Boeckel muß schon im August 1832 die ‚seufzende‘ Minna trösten gehen²⁹. Ein Brief des (in dieser Hinsicht natürlich ahnungslosen) besorgten Arzt-Vaters, der zugleich Rezept- und Therapievorschläge enthalten haben könnte (vgl. den Brief der Mutter vom 30. Oktober 1836³⁰), wäre ebenso gut denkbar wie die eilige Versicherung des Angeschriebenen, daß Georg bei den Jaeglés in guten Händen und womöglich schon auf dem Wege der Besserung sei.

Der nächste Brief ist zugleich der erste überlieferte, er trägt das Datum des 20. August 1832 (h.). Am 31. Juli hatte Büchner Straßburg zu einem fast dreimonatigen Darmstädter Ferienaufenthalt verlassen³¹. Beim Lesen dieses Briefes fallen zwei Dinge sofort ins Auge: ein geradezu berquellender Bilder- und Anspielungsreichtum bei einem ebenso offensichtlichen Mangel bzw. bewußten Verzicht auf inhaltliche Stringenz, und die (trotz mehrerer „neuer“ Metaphern) Vertrautheit der Terminologie³². Möglicherweise liefert für das eine wie für das andere der aufgenotigte Schreibenla die Erklärung: die Verpflichtung, von sich hören zu lassen, ohne daß man dem Onkel/Freund wirklich etwas zu sagen hätte. Und das, was den vor allem interessiert haben dürfte („Aufträge“), wird am Ende des Briefs in einem Satz abgetan, an den sich zudem noch das freimtliche Bekenntnis schließt: „Die interessiert Dich vielleicht, mich verzweifelt wenig“. Vollends unlustig der Schluß, der nicht einmal den Versuch macht, die übliche Grußformel zu vermeiden. Diese offenbarte Unlust konnte (und sollte wohl auch) dem Adressaten nicht verborgen bleiben.

Dennoch: neben dem scheinbar privaten Unwillen manifestiert sich ein sozialkritisches Gefühl. Büchners Blick auf die deutschen Zustände war durch seinen Straßburg-Aufenthalt geschärft worden, er erlebte in Darmstadt jetzt – und stärker noch im folgenden Jahr – sehr bewußt die biedermeierliche Enge seiner Heimatstadt: eine im Grunde stagnierende Gesellschaft, die von Geistlosigkeit, Förmlichkeiten und Standesdünkel beherrscht war. Was Büchner hier wiedertraf und -spürte, war noch nicht das „System du Thil“, sondern die „gemtli-

29 Vgl. Boeckels Brief vom 7. September 1832: „Melle jolis pieds et jolies mains machte ich erst einen Besuch, ehe ich Deinen Brief erhielt, seither nicht mehr, sie seufzt noch zwei Monate lang, lang!“ (HA II, S. 470).

30 HA II, S. 499 („Vater schickt Dir hier ein Recept für Deine Nase“).

31 Rgistres du population (Archives de la Ville de Strasbourg).

32 An die Familie, Dezember 1831: „allerdurchlauchtigste und gesalbte Schafskopfe“ (HA II, S. 414), an die Stoebers, August 1832: „liebes Teutsches Volk“, „Wiederbelebung des [poetischen] Cadavers“ (HA II, S. 414), an Adolph Stoeber, 3. November 1832: „Cadaver“, „die teutsche naskalte Hollanderatmosphere ist mir zuwider“ (Lehmann/Mayer, S. 180). *Leonce und Lena* I,1: „Warum kann ich mir nicht wichtig werden und der armen Puppe einen Frack anziehen und einen Regenschirm in die Hand geben, daß sie sehr rechtlich und sehr nützlich und sehr moralisch würde?“ (HA I, S. 106).

che“ Seite des Biedermeierstaates. Vielfache Rücksichten auf seine Familie und die Verwandtschaft verboten es ihm, sich gegen dessen gesellschaftliche Reglementierungen offen zur Wehr zu setzen; die Flucht in die Ironie signalisiert jedoch, wie sehr er unter dem „Fügen in die Umstände“, dem erzwungenen Wohlverhalten, litt. Das Bild, das er spöttisch von sich selbst zeichnet, bedeutet eine ironische Distanzierung vom Establishment; es sollte zeigen, wie wenig er mit dessen Salonmanieren und semifeudalem Zeremoniell anfangen konnte.

Edouard Reuss antwortete Büchner auf seinen „Ferienbrief“³³ am 1. Oktober 1832 (i.). Vier Wochen später traf dieser wieder in Straßburg ein³⁴, um sein Studium fortzusetzen.

Die nächste Quelle stammt aus dem Sommer des folgenden Jahres. Kurz bevor Büchner, scheinbar endgültig, Straßburg verläßt, nimmt er auf Einladung von Edouard Reuss an einer mehrtägigen Wandertour teil. Sie ist uns aus dem Brief vom 8. Juli 1833 als „Reise in die Vogesen“³⁵ zwar längst bekannt, doch erst Reuss' paralleler Bericht in seinen *Erinnerungen* ermöglicht es, die bisherigen Annahmen über Reisezeit, -route und -teilnehmer zu berichtigen und zu ergänzen. Da sich noch ein weiterer Bericht eines anderen Mitwanderers gefunden hat, besitzen wir nunmehr drei Zeugnisse über die „Vogesenreise“, was reizvolle Vergleiche erlaubt. Richard Lepsius, der seinem Vater in einem vom 12. Juli 1833 datierten Brief von dem Ausflug berichtet³⁶, erwähnt zwar weder Reuss noch Büchner namentlich, doch lassen sich durch seine präzisen Angaben die einzelnen Reisestationen noch genauer bestimmen. Für die ersten vier Tage ergibt sich folgende Reiseroute:

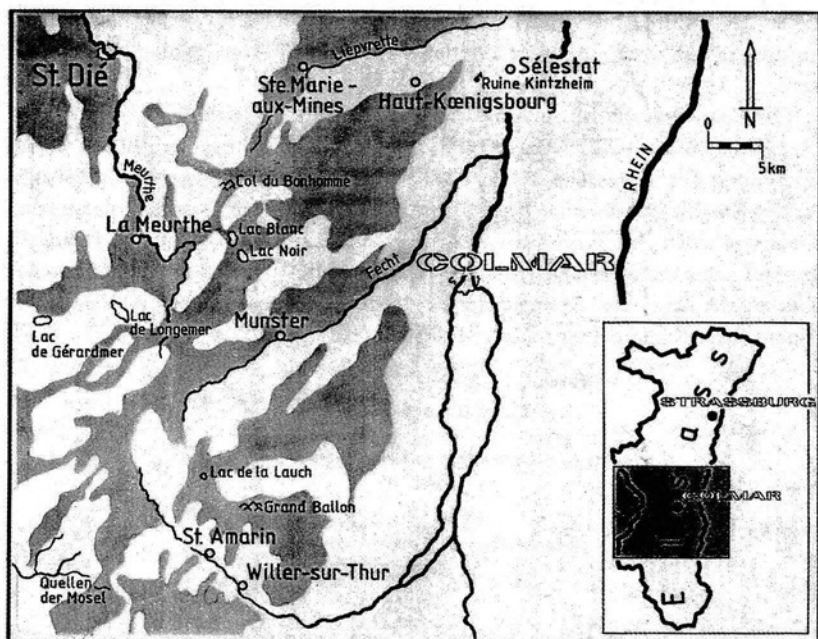
1. Tag: Kutschfahrt Straßburg-Sélestat, Ruine Kintzheim, Haut-Koenigsburg, Ste. Marie-aux-mines.
2. Tag: Lièpvrette-Tal, Col du Bonhomme, Lac blanc, Lac noir, Tal der Fecht, Munster.
3. Tag: Lauchenkopf, Grand Ballon.
4. Tag: Willer-sur-Thur (dort Trennung der Gruppe), Tal der Thur. Rückweg von Reuss, Büchner und Wulfes über Lothringen.
(Wahrscheinlich noch) 4.– (vermutlich) 10. Tag: Moselquellen bei Bussang, Lac Longemer/Lac Gérardmer, St. Dié, Lièpvrette-Tal, Straßburg.

33 Vgl. Anm. 10, S. 87.

34 Laut den Bevölkerungsregistern am 28. Oktober 1833 (s. Anm. 23).

35 *N*, S. 243 ff.

36 Deutsches Archäologisches Institut, Berlin (Briefarchiv). – Der Adressat, Karl Peter Lepsius, ist jener liberale Landrat von Naumburg, bei dem sich – mit Erlaubnis der preußischen Polizei – nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft im Frühjahr 1835 Heinrich Laube einige Zeit aufhält. Die Welt des Vormärz ist eben noch klein.



Wann die Reise endete, ist nicht sicher zu bestimmen; begonnen wurde sie jedenfalls Dienstag, den 25. Juni. Wichtiger ist ohnehin, daß man nicht „durch das Steintal über Fouday“ wanderte, die Szenerie der *Lenz*-Erzählung, und daß Büchner auch nicht von „den Freunden der Eugenia“³⁷ begleitet wurde. Da werden sich jene Interpreten bestätigt finden, denen Büchners Landschaftsschilderung im *Lenz* immer schon merkwürdig ‚deplaziert‘ vorkam – weniger auf das enge Ban de la Roche, als vielmehr auf die gebirgigen Südvogesen passend. Es bedurfte also nicht des genius loci des Steintals, um den sonst so quellentreuen Autor zu der eindrucksvollen Landschaftsbeschreibung anzuregen. In diesem Fall hat er dem historischen Jakob Michael Reinhold Lenz nicht nur eigene Seelenstimmungen, sondern kurzerhand auch eigene ortsgebundene Naturerfahrungen untergeschoben.

Festzuhalten ist auch, daß jener Pfarrer Rauscher, den die inzwischen dreiköpfige Wandergruppe auf ihrem Rückweg in St. Dié aufsuchte, eine Enkelin Oberlins geheiratet hatte; sein Bruder war 1826 Nachfolger Oberlins im Steintal

37 Vgl. *GB I/II*, S. 368.

geworden. Wurde hier Büchners Aufmerksamkeit auf das Wirken des philanthropischen Pfarrers und seines ‚unheimlichen Gastes‘ vom Winter 1778 gerichtet?

Für Reuss war die Erinnerung an diesen Ausflug zugleich der Anlaß für eine Reminiszenz an seinen frühverstorbenen Großneffen³⁸, dem er, mitten in der Erzählung der Vogesenreise, ein eigenes Kapitel widmete. Um den ursprünglichen Erzählzusammenhang nicht zu zerstören, habe ich diese Abfolge unverändert gelassen. Nachfolgend vier fortlaufende Kapitel aus Reuss' Memoiren³⁹, bis auf eine unerhebliche Anfangspassage unverkürzt und in diplomatischer Umschrift; daran anschließend der die Vogesenreise betreffende Abschnitt aus einem Brief Richard Lepsius' an seinen Vater.

Edouard Reuss:

Erinnerungen aus meinem Leben

IX. (1831–1837)

[Geschrieben im Januar/Februar 1853]

23.

„[...] Im Juni 1833 kam Rich. Lepsius⁴⁰ zu einem zweiten Besuche nach Straßburg und seine Anwesenheit versammelte einst Abends eine Anzahl Freunde bei mir zum Thee. Lepsius wünschte die Vogesen zu sehn und einige von uns entschlossen sich mit ihm in den nächsten Tagen einen Ausflug dahin zu machen. Während wir den Plan zu der Reise entwarfen trat ein Fremder zur Thüre herein, kurzer untergesetzter Gestalt, in weißem Staubmantel fast orientalischen Ansehns, einen Koffer im Gefolge und mit Blicken und Fragen unter den Versammelten den herausforschend welchem er sich vorzustellen hätte. Das war Heinrich Wulfes, jener ton- und liederlustige Hannoveraner den ich einst so oft in Wegscheider's⁴¹ Hause getroffen und der seitdem als Hauslehrer in Würzburg, Berlin, Marienwerder gelebt, jedes Jahr einmal einen launigen Brief geschrieben, immer einen

38 Reuss bezeichnete Büchner zwar immer als seinen „Vetter“, was aber nicht den tatsächlichen Verwandtschaftsverhältnissen entsprach. Er trug damit offenbar dem geringen Altersunterschied Rechnung.

39 Vgl. Anm. 3, IX, 23–26, S. 181–185.

40 Geboren am 23. Dezember 1810 in Naumburg, gestorben am 10. Juli 1884 in Berlin. Besuchte das Gymnasium in Schulpforta, dann stud. phil. in Leipzig, Göttingen und Berlin, wo er eben (im Sommer 1833) zum Dr. phil. promoviert worden war. Setzte seine Studien in Paris und Italien fort, wurde Begründer der deutschen Ägyptologie. 1842 a.o., 1846 o. Professor an der Universität Berlin, ab 1865 Direktor des Ägyptischen Museums (vgl. *ADB*, Bd. 51, S. 659–670).

41 Während seines Studiensemesters in Halle (1826) war Reuss häufig Gast im Hause des Theologieprofessors Julius August Wegscheider (1771–1849) gewesen, damals einer der bedeutendsten Vertreter der aufklärerischen Bibelkritik und wegen seiner rationalistischen Auslegung 1830 von der orthodoxen *Evangelischen Kirchen-Zeitung* scharf angegriffen.

Besuch verheißten, und nun, fast ohne ein Wort französisch zu können, im Begriff war sein Heil in Paris zu versuchen, im guten Vertrauen zu seiner Claviervirtuosität und zu seinem Sterne. Eigentliche Studien hatte er wohl keine gemacht. Er war der erste Bekannte aus Deutschland den ich seit 7 Jahren wieder sah und lang erwartet. Und doch machte mir seine Erscheinung einen peinlichen Eindruck weil sie mir bewies daß meine Phantasie mit der Wirklichkeit hier gar zu wenige Berührungspuncte behalten hatte. Wie mochte es in andern Stücken und mit andern Menschen sein? Wulfes wurde einquartirt; ich überließ ihm mein Bett und campirte, solange er da war, auf dem Sopha im Studirzimmer. Die Bekanntschaft machte sich leicht da er viele gesellschaftliche Gewandtheit und eine heitre Laune hatte und seine Ankunft, die mir leicht einen Strich durch die Reise hätte machen können, verschaffte uns nur einen angenehmen Gefährten mehr. Zwei Tage nach derselben machten wir uns auf den Weg, mit Lepsius kamen seine beiden Straßburger Busenfreunde Adolf Kreiss, und Eugen Erhardt⁴², beide damals Candidaten, in Deutschland neuerdings zu unterschiedner Orthodoxie bekehrt und heute noch Fahnenträger derselben mit einer gewissen Neigung zum exclusiven Lutherthum, doch ohne der Consequenz ganz zu huldigen. Der letztgenannte, jüngere, in besagter Rücksicht noch weiter gehende, ist seit zwei Jahren Pfarrer auf dem Dorfe Neuhoft und mein nächster Nachbar⁴³. Ich, meinerseits nahm Wulfes mit und meinen Vetter Georg Büchner von Darmstadt.

24.

Georg Büchner war der Sohn eines Arztes zu Darmstadt und durch seine Mutter ein Enkel des jüngsten Bruders meines Vaters, wie die Schaller Enkel des ältesten waren. Er war nach Straßburg geschickt worden, im Herbst 1831, um Medicin zu studiren, und ich liebte ihn als einen braven, offenerzigen, begabten, biedern Jungen. Er wohnte in dem Hause und lebte in der Familie eines Predigers und war dort wie ein Kind gehalten und gehegt. Er war jetzt 20 Jahre alt. Wenige Wochen nach der Reise die ich eben erzählen wollte verließ er Straßburg um seine Studien in Giessen fortzusetzen. Er gefiel sich dort nicht. Die Verhältnisse in einem kleinen deutschen Staate ekelten ihn an; sein Herz sehnte sich in den Familienkreis zurück welchen er eben verlassen hatte, und in welchem ein anderes ihm entgegenschlug; schon nach einem Semester kam er heimlich nach Straßburg zurück und knüpfte dort ein Band für die Zukunft; der Vater, blos oberflächlich davon in Kenntniß gesetzt schrieb mir in der äußersten Erbitterung gegen den Sohn; doch meine Berichte und viel mehr die Bekanntschaft des jungen Mädchens welches selbst nach Darmstadt geführt wurde, wendeten alles zur Freude und Versöhnung. Leider wurde Georg in seinem jugendlichen Eifer in politische Excentricitäten verwickelt; er trat in geheime Verbindungen, schwärmte für demokratische Ideen und mußte zuletzt um seine Freiheit zu retten von Giessen fliehen ohne von seinen Eltern Abschied nehmen zu können. Er kam wieder nach Straßburg, mit verbittertem u. verdüstem Sinne, doch noch gesund und kräftig genug um an die Zukunft zu denken. Die Medicin war ihm verleidet. Politische Antipathien ließen ihn mich meiden. Sein Verhältniß zu der Verlobten hielt ihn aufrecht. Er legte sich auf Naturgeschichte und Philosophie, schrieb eine schöne Abhand-

42 Gustav Adolf Kreiss (1810–1870) und Eugen Erhard[t] (1810–1875) studierten beide Theologie in Straßburg; 1831–34 gemeinsamer Aufenthalt in Göttingen, Berlin und Paris. Vgl. Bopp, S. 131 (Nr. 1128) und S. 310 (Nr. 2934).

43 1799 hatte Reuss' Vater eine Stunde vor der Stadt ein 400 Morgen großes Gut gekauft. Im Laufe der Jahre war aus mehreren solcher Höfe ein Dorf entstanden, das „Neuhof“ genannt wurde. Vgl. Rodolphe Reuss: *Geschichte des Neuhofes bei Strassburg*. – Straßburg 1884.

lung die ihm den Doctorgrad erwarb und zog im Herbst 1836 nach Zürich um dort zunächst als Privatdocent sich eine Existenz zu schaffen. Nach wenigen Monaten – seine Mutter hatte ihn kurz vor seinem Abschiede noch einmal in Straßburg besucht – erkrankte er am Nervenfieber und starb. Seine Braut war an sein Bett geeilt – Er sah oder erkannte sie nicht mehr! Sie ist ihm treu geblieben und hat jede andre Verbindung ausgeschlagen. Georg Büchner's Nachruhm ist gar zu einseitig gefärbt worden. Herwegh verherrlichte ihn in seinen demagogischen Gedichten deren wahren Werth sein glanzloser Abschied vom Oeffentlichen Leben zehn Jahre später der Welt offenbarte. Gutzkow widmete ihm einen überschwenglichen Aufsatz in seinen Werken. Seine jüngern Brüder, Schwärmer wie er, ohne seine gediegne Gemüthlichkeit, gaben einen Band nachgelassener Papiere von ihm heraus, eine Tragödie Danton, und dergleichen, auch eine Sammlung vertrauter Briefe, wodurch das heilige Geheimniß eines zarten, frommen Verhältnisses auf unverantwortliche Weise der Welt preisgegeben wurde, un[d] um welche die verwaiste Freundin bittere Thränen vergessen hat. Es war Stoff genug in dem Jünglinge, einen Mann aus ihm zu machen wie ihn die Welt brauchen konnte: die Zeit hätte die Gährung zum Guten ausschlagen machen, vielleicht ihn seinem Vaterlande wiedergegeben – es sollte nicht dazu kommen! Seine Mutter durfte nur mit stillem Seufzer an ihn zurückdenken, der strenge Sinn des Vaters zwang sich den verlornen zu vergessen dessen Streben er weder begriff noch billigte, und die ihn feiern und ehren wollten haben ihm noch mehr geschadet als die ihn verkannten oder verdammt. Friede seiner Asche!

25.

Den 25ten Juni machten wir uns auf den Weg. Anfangs wirkte Wulfes' unerschöpflicher Witz belebend und verbindend auf die Gesellschaft; später machte sich die natürliche Divergenz einer berliner aristokratisch-orthodoxen und einer hallisch u. hessisch demokratisch-rationalistischen Bildung unwiderstehlich geltend, und mir gelang es nur mit Mühe das Häuflein zusammenzuhalten, besonders wegen Büchner's absprechender Sprödigkeit und Kreissens affectirter Zurückhaltung. Bei Schlettstadt⁴⁴ bogen wir ins Gebirge ein, bestiegen am ersten Tage gleich die Ruine Hohenkönigsburg⁴⁵ auf deren höchsten Zinnen, die ich seitdem nie wieder zu besteigen gewagt habe*, so morsch und gefährlich schienen sie mir, ich mit Erhardt schmollirte⁴⁶: die übrigen dutzte ich schon. Am zweiten Tage, von Mariakirch⁴⁷ aus erstiegen wir den Kamm der Vogesen, die Aussicht gleichzeitig über das Rhein- und Moselthal, und genossen das erhabene Schauspiel eines vor uns in südlicher Ferne vorüberziehenden Gewitters, selbst unter blauem Himmel stehend, und wie dasselbe, einem schwarzen Vorhange gleich, am Horizonte hin glitt, plötzlich in ihrer ganzen Majestät die kolossale Welt der Schneegebirge des schweizerischen Oberlandes, uns allen ein nie gesehenes Panorama. Ich hatte da die Unvorsichtigkeit meinen Durst mit Eis zu löschen das ich an den schroffen Wänden eines unsrer Vogesenseen fand, und verderbte mir den Magen so gründlich damit daß ich ein heftiges Erbrechen bekam und 36 Stunden nichts mehr geniessen konnte, obgleich die angestrengteste Bewegung mir Nahrung hätte doppelt nöthig machen sollen. Denn den folgenden Tag wurde von dem Mün-

* doch! [Anm. im Original]

44 Die deutsche Namensform von Sélestat; vgl. HA II, S. 504 (dort aber mit Lesefehler „Delectat“; zur Korrektur vgl. *GB/b* 2, 1982, S. 263, Anm. 97).

45 Die 1900–1908 restaurierte Haut-Koenigsburg, 10 km westlich von Sélestat.

46 Studentisch: sich verbrüdern, duzen.

47 Das alte Bergbaustädtchen Sainte-Marie-aux-Mines mit dem Col Sainte-Marie (772 m).

sterthale⁴⁸ aus die Besteigung des Bölchenkopfes⁴⁹ unternommen und zwar so daß das Nachtquartier auf dem Heuboden einer Sennhütte gewählt wurde. Die halbe Nacht hindurch erbauten die andern (Büchner u. ich allein mußten schweigen) die zahlreich versammelten Hirten, in der helldämmernden Mondlandschaft mit norddeutschen Quartetten, auch für ein halbverschlossenes Ohr wie das meinige ein unbeschreiblich ergreifender Genuß. Und schon der früheste Lichtstrahl im Osten wurde wieder mit Gesang und Freudenschüssen begrüßt, die Abfahrt in kühler Stunde angetreten, u. lange vor Mittag vereinigte uns ein Abschiedsmahl am Tische einer bescheiden Dorfschenke im Amarinenthal⁵⁰. Hier trennten wir uns, leider nicht ungerne. Die andern zogen rheinwärts, Wulfes Büchner und ich nach Lothringen, in mir noch unbekannte Gegenden. Wir überschritten die westliche Vorstufe der Vogesen, sahen die Quellen der Mosel⁵¹, zogen an verschiedenen Zuflüssen derselben und der Murthe⁵² nordwärts durch Thäler ganz andrer Art als die elsassischen an die romantischen Seen von Longemer und Gerardmer⁵³, suchten meinen lieben Sohn Rauscher in St Diéy auf⁵⁴, der eben ein Stroh Wittwer war, aber in den zwei Jahren seit meinem ersten Besuche seine Heiterkeit und Lebenszuversicht großentheils verloren hatte, und bogen von dort wieder durch das Leberthal⁵⁵ der Heimat zu.

26.

Lepsius sah ich später noch einmal in Straßburg als er sich definitiv den aegyptischen Studien gewidmet hatte und seine Reise nach Italien anzutreten im Begriff war. Er schrieb mir auch von Rom aus über seine Arbeiten und Verhältnisse und ist mir stets ein lieber Freund geblieben. Mit Wulfes aber nahm es ein klägliches Ende. Er ließ sich drei volle Monate bei mir wohl sein; brachte seine Zeit mit Kaffee trinken, Tabak rauchen, Zeitungen lesen und Klavier spielen zu, war in Gesellschaft überall gern gesehen, begleitete mich Donnerstags und Sonntags zu der Mutter auf den Neuhof, las jeden Morgen eine Stunde in einem französischen Buche, um sich für Paris vor zu bilden, unterhielt mich mit hallischen Erinnerungen, warf sich in allen Stunden zu meinem Mentor auf, und hatte besonders die Virtuosität wohlfeil durch die Welt zu kommen. Von dem Trinkgeld an das ich dem Manne gab welcher seinen Koffer in mein Zimmer trug, bis zu dem Trinkgeld das er mich, beim Einsteigen in den Eilwagen, bat meinem Bedienten zu geben der drei Monate lang ihm Kleider und Stiefeln besorgt hatte, und den er ‚zufällig vergessen‘ hatte, glaube ich kaum daß er eine Gelegenheit hatte einen Groschen aus der Tasche zu bringen. Einmal ging er für zwei Tage nach Baden jemanden dort zu besuchen der ihn dahin beschieden hatte und fand für nöthig einige kleine Geschenke dahin mit zu nehmen die ich ebenfalls bezahlen mußte. Dies alles hätte mir wenig gemacht wenn ich irgend gesehen hätte daß er

48 Das Tal der Fecht, die Munster mit Colmar verbindet.

49 Der große Belchen oder Belchenkopf (Grand Ballon) westlich von Guebwiller, mit 1424 m der höchste Berg der Vogesen.

50 St. Amarin, 10 km nordwestlich von Thann.

51 Bei Bussang auf der Achse Belfort-St. Dié.

52 Rechter Nebenfluß der Mosel, dessen größerer Quellbach in der Nähe des Lac de Longemer entspringt.

53 Lac de Longemer und Lac de Gérardmer.

54 Reuss' erster Schüler Ludwig Friedrich Rauscher (1807–1840), seit 1830 Pfarrer in St. Dié, der sich im selben Jahr mit Adelheid Witz (1804–1872) verheiratete, einer Pfarrerstochter aus Waldersbach und Enkelin von J. F. Oberlin (Bopp, S. 426 und 594).

55 Val de Lièpvre.

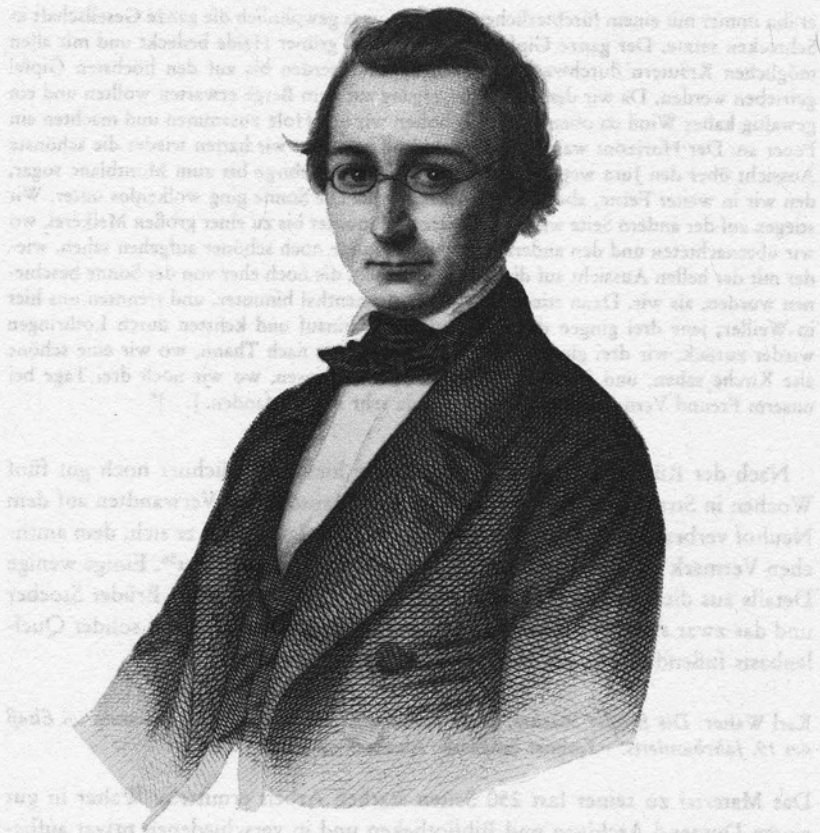
an die Zukunft dächte, allein da Woche und Woche über diesem pomadigen Faulenzen verging so wagte ich leise Andeutungen und Fragen. Sie wurden übel aufgenommen und zunächst nicht wiederholt. Allein nach einiger Zeit kam ich darauf zurück und ernstlicher; es gab finstere Gesichter; es gab tagelanges Stillschweigen; es war eben die Zeit da ich mich entschloß öffentlich zu dociren; ich nahm meine Bücher vor u. überließ ihn sich selber; das Verhältniß wurde bald unerträglich, es war wie eine Ehe vor der Scheidung. Die Scheidung konnte nicht ausbleiben. Er entschloß sich, ungerne offenbar, zu gehen. Ich gab ihm Empfehlungen nach Paris mit; er fand auch sofort eine schöne Stelle im Didot'schen Hause, u. blieb Jahre lang in günstigen Verhältnissen. Ich ging, denselben Tag noch, von dieser peinlichen Stimmung mich zu erholen, zu Fischer nach Pfaffenhofen und als ich heim kam fand ich einen Brief in welchem der Mensch, um dessen willen ich drei Monate lang in kein Bett gekommen war, dem ich alle Pflichten der Gastfreundschaft mit Freude geleistet, mir die bittersten Vorwürfe machte, mich als den niederträchtigsten Egoisten ausschalt, kurz mich in der tiefsten Seele grausam beleidigte als hätte ich ihn mit Hintansetzung der gemeinsten Schicklichkeit vertrieben und meinen Charakter von der schlechtesten Seite kennen lassen. Ich hatte die Schwachheit ihm sogleich zu antworten wie ichs ansah und verstand. Es war das letzte was ich mit ihm zu thun hatte. Ich verlor seine Spur und habe seit sechzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört.“

Richard Lepsius an seinen Vater in Naumburg a.d. Saale

„Straßburg d. 12 Juli 33.

Lieber Vater!

[...] Unsre Reise in die Vogesen ging ganz erwünscht vonstatten; außer uns dreien ging noch ein Freund von Adolph, den ich schon bei meinem frühern Besuche in Str. hatte kennen lernen, mit uns und noch zwei Freunde von diesem wieder, von denen der eine so eben von Marienwerder kam, und Edmund dort oft gesehen hatte. So wanderten wir zu 6 ganz vergnügt in den schönen Bergen herum. Den ersten Tag fuhren wir in der Ebene bis Schlettstadt und gingen noch denselben Tag über eine kleinere aber sehr hübsche Ruine Kinstein auf die größte und schönste des ganzen Wasgau's Hohe Kinsburg (Königsburg), wie ich auch anderswo noch keine gesehen hatte. Sie liegt sehr hoch und bietet eine herrliche Aussicht ins Elsaß; es sind von dem Hauptgebäude noch mehrere Stockwerke mit ihren Gewölben, Böden, Wendeltreppen erhalten, die man noch betreten kann, obgleich sie freilich schon sehr durchsichtig nach allen Seiten hin geworden sind. Mehrere Zellen und Kämmerchen sind noch vollständig erhalten, und ein großer Thurm ist noch zu besteigen. Alles ist aber wild verwachsen und mit dickem Epheu behangen. Von hier gingen wir noch bis Mariekirch oder St. Marie au[x] mine[s], weil hier Silbergruben sind, und blieben hier über Nacht. Diese kleine Stadt ist in zwei Hälften, eine katholische und eine protestantische getheilt, von denen die katholische jenseit[s] eines Baches, kein Deutsch, die protestantische kein französisch versteht. Dergleichen scharfe Trennungen kommen hier im Gebirge öfter vor. Den andern Tag gingen wir das Lievrethal vollends bis zu Ende, stiegen dann über den Bon homme und kamen so an den weißen und schwarzen See. Sie liegen beide ganz hoch auf dem Gebirge in Kesseln drin, haben beide eine ganz dunkle Farbe des Wassers, aber der erste hat auf der einen Seite einen schneeweißen feinen Sand zum Grunde, der diesen Theil milchig färbt. Von diesem weißen See aus sahen wir zum erstenmale die Schweizer Gebirge ganz hell und deutlich vor uns liegen; die glänzenden Schneefelder schnitten sich scharf ab, und die Jungfrau, das Schreckhorn, der Eikerl



Richard Lepsius

[d. i. Eiger] traten mächtig hervor. Am schwarzen See fanden wir an der Mitternachtsseite noch einen ganzen Schnee-Abhang, zu dem ich herunter kletterte und den Andern Schneebälle zuwarf. Dann stiegen wir in das schöne Münsterthal hinunter und blieben die Nacht in Münster. Den dritten Tag bestiegen wir den Bölchen, den höchsten Berg der Vogesen 4320 f.h., also an 700 f. höher als der Brocken, auch höher als der Schneeberg im Fichtelgebirge, dessen Höhe ich in einem frühern Briefe zu groß angegeben habe. Wir kamen erst über den Lauchen, wo wir zu Mittag in einer von den bedeutenden Melkereien blieben, die sich da oben im Gebirge finden, und wo man die schönste Milch von der Welt zu trinken bekommt, und wo die schönsten Schweizerkäse gemacht und dann verschickt werden. Dann traten wir in Begleitung eines Führers und eines Esels, der unsre Sachen trug und fast damit durchgegangen wäre, unsern Weg auf den Bölchen an, auf den wir vom Lauchen aus nicht mehr so hoch hatten, und wohin ein sehr bequemer, weicher Weg führte. Sobald unser Esel in der Ferne ein Vieh oder einen Menschen entdeckte begrüßte

er ihn immer mit einem fürchterlichen Geschrei, was gewöhnlich die ganze Gesellschaft in Schrecken setzte. Der ganze Gipfel war mit dicker, grüner Haide bedeckt und mit allen möglichen Kräutern durchwachsen, weshalb die Heerden bis auf den höchsten Gipfel getrieben werden. Da wir den Sonnenuntergang auf dem Berge erwarten wollten und ein gewaltig kalter Wind da oben wehte, so holten wir uns Holz zusammen und machten ein Feuer an. Der Horizont war durchaus rein und hell, und wir hatten wieder die schönste Aussicht über den Jura weg auf die ganzen Schweizergebirge bis zum Montblanc sogar, den wir in weiter Ferne, aber noch deutlich sahen. Die Sonne ging wolkenlos unter. Wir stiegen auf der andern Seite wieder eine Strecke hinunter bis zu einer großen Melkerei, wo wir übernachteten und den andern Morgen die Sonne noch schöner aufgehen sahen, wieder mit der hellen Aussicht auf die Kette der Alpen, die noch eher von der Sonne beschienen wurden, als wir. Dann stiegen wir ins Amarinenthal hinunter, und trennten uns hier in Weiller; jene drei gingen das Am. thal weiter hinauf und kehrten durch Lothringen wieder zurück, wir drei gingen das Am. thal hinunter nach Thann, wo wir eine schöne alte Kirche sahen, und fuhrten von hier nach Mühlhausen, wo wir noch drei Tage bei unserm Freund Verny zubrachten und uns da sehr wohl befanden. [...]"

Nach der Rückkehr von der Vogesenreise hielt sich Büchner noch gut fünf Wochen in Straßburg auf, die er offenbar im Hause seiner Verwandten auf dem Neuhof verbrachte. Von seinem Quartier bei den Jaeglés hat er sich, dem amtlichen Vermerk zufolge, bereits am 24. Juni definitiv abgemeldet⁵⁶. Einige wenige Details aus diesen letzten Wochen liefern uns der Nachlaß der Brüder Stoeber und das zwar stramm chauvinistische, aber dennoch wichtige, auf solider Quellenbasis fußende Buch des Mühlhauser Heimatforschers

Karl Walter: *Die Brüder Stoeber. Zwei Vorkämpfer für das deutsche Volkstum im Elsaß des 19. Jahrhunderts.* – Kolmar im Elsaß: Alsatia Verlag o. J. [1943].

Das Material zu seiner fast 250 Seiten starken Arbeit ermittelte Walter in gut einem Dutzend Archiven und Bibliotheken und in verschiedenen privat aufbewahrten Dichter- und Gelehrtennachlässen des In- und Auslandes. Vor allem hatte er auch Gelegenheit, Einsicht in den umfangreichen *Fonds littéraire* der Stoeber zu nehmen. Dieser auch heute noch in Privatbesitz befindliche Nachlaß ist bereits in den dreißiger Jahren von Jean Strohl⁵⁷ und zuletzt von Werner R. Lehmann und Thomas Michael Mayer im Hinblick auf Büchner-Funde ausgewertet worden.⁵⁸

Karl Walter verdanken wir u. a. die Auffindung und Beschreibung eines in Leder gebundenen Freundschaftsalbums, August Stoebers *Souvenir d'amitié*, das neben diversen blütenkranzgeschmückten Eintragungen auch ein paar ei-

56 S. Anm. 31.

57 Vgl. Strohl, S. 66.

58 Vgl. Lehmann/Mayer.



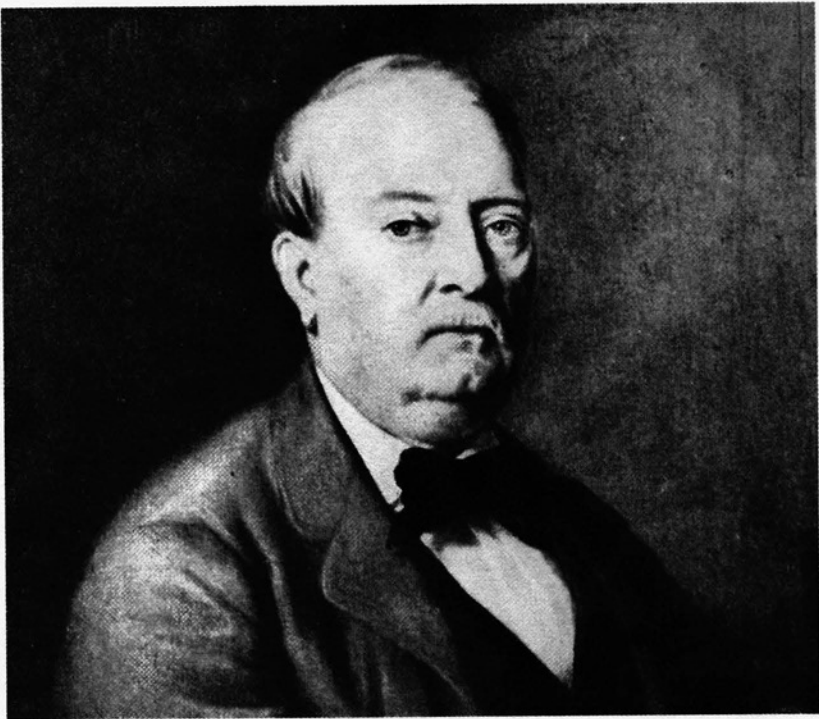
Adolph Stoeber
(1844)

genhändige Zeilen von Georg Büchner enthält. Da einige der von Karl Walter beschriebenen Büchneriana seitdem nicht wieder aufgetaucht sind, der Stoeber'sche *Fonds littéraire* sie offenbar nicht enthält, muß damit gerechnet werden, daß auch diese Dokumente verschwunden sind.

Bis eine erneute Nachforschung dieses Albumblatt für uns möglicherweise wiederentdeckt, müssen wir uns folglich mit dem hier (in diplomatischer Wiedergabe von Karl Walters möglicherweise modernisierender und ggf. die Abkürzungen auflösender Transkription) unter Vorbehalt mitgeteilten Wortlaut und der entsprechenden Typographie⁵⁹ bescheiden.

Büchners prosaisch-karge Gedenkzeilen lauten:

⁵⁹ Es liegt nahe, daß das Original doch eine versöhnliche Zeilenverteilung hat, die aus drucktechnischen Gründen bei Walter möglicherweise nicht berücksichtigt werden konnte.



August Stoeber

„Verse kann ich keine machen, eine Phrase fällt mir eben nicht ein, ich habe also nur die einfache Bitte, erinnere Dich zuweilen Deines
Straßburg, 2. August 1833.“⁶⁰ Georg Büchner

Nun erinnert zwar beispielsweise Wilhelm Schulz 1851 daran, daß Büchner tatsächlich „in seinem Leben nur wenige oder gar keine Verse gemacht“ und auch die „gerade umlaufenden Mode- und Schlagworte“⁶¹ vermieden hat; ein wenig lustlos klingt es aber doch, was er seinem Freund zum zweiten Abschied aus Straßburg ins Album schreibt. Vielleicht hielt es Büchner für geraten, mit des-

⁶⁰ Walter, a. a. O., S. 63.

⁶¹ Schulz, S. 216.

sen zarter Lyrik⁶² und den anderen *Souvenirs* der Eugeniden nicht in Konkurrenz zu treten.

Unter Büchners Eintragung hat August Stoeber noch vermerkt, sie sei „vor seiner Abreise nach Darmstadt“⁶³ entstanden, und das erlaubt eine Präzisierung des bislang nur vermuteten Abreisetermins auf Anfang August, höchstwahrscheinlich den 7. des Monats: denn wenn Büchner am Montag, dem 9. Dezember, August Stoeber an seinen „Mittwoch Abend vor 5 Monaten“⁶⁴ erfolgten Abschied erinnert, hat er dabei sicher nicht mehr das genaue Datum, dafür aber den Reisetag der Kutsche im Kopf. Zählt man – bei Büchners notorischer Rechenschwäche einschließlich Dezember! – fünf Monate zurück, so ergibt sich als erster Mittwoch nach dem 2. der 7. August 1833.

Unentdeckt blieb bisher auch der Briefwechsel zwischen August und Adolph Stoeber, aus dem Walter kurze Auszüge mitteilt. Auch hier gibt es wieder Hinweise auf Büchner wie die folgende Erwähnung im Zusammenhang mit dem Besuch des Stuttgarter Juristen und späteren Nationalökonomens Johannes Fallati (1809–1855), der – mit einer Empfehlung Gustav Schwabs versehen – am 21. Juni 1833 bei Stoeber zu Besuch ist: „Ich ging mit ihm und Büchner gegen Abend auf das Münster [. . .]“⁶⁵, berichtet August seinem Bruder nach Metz.

Fallati lernte in Büchner einen jungen Landsmann kennen, dessen Briefe aus diesen Tagen die Einsicht belegen, daß „Umänderungen“ nur durch „das nothwendige Bedürfniß der großen Masse“ herbeigeführt werden könnten: „sie handeln, man hilft ihnen nicht“⁶⁶, schreibt er mit deutlichem Seitenblick auf die Frankfurter Aprilereignisse.

Vielleicht kam zwischen Büchner und Fallati ein ähnliches Gespräch zustande, wie Büchner es dann 1835 in der Eingangsszene von *Danton's Tod* im programmatischen Dialog der Dantonisten gestaltet hat. Héroult fordert dort vom Staat: „Jeder muß sich geltend machen und seine Natur durchsetzen können.“⁶⁷

Wie eine kritische Diskussion dieser Replik mutet nämlich an, was Fallati (allerdings erst viele Jahre danach) in einem Aufsatz für die *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft* geschrieben hat:

62 August Stoeber veröffentlichte seit 1826 Gedichte in elsässischen und deutschen Zeitschriften (u. a. im *Morgenblatt* und in der *Dresdner Abend-Zeitung*, von der 1835 der schärfste Angriff gegen *Danton's Tod* und die „Frankfurter Laster- und Lasterschule“ kam (s. Kapitel II. A. 3 und *GB III*, S. 403 f.).

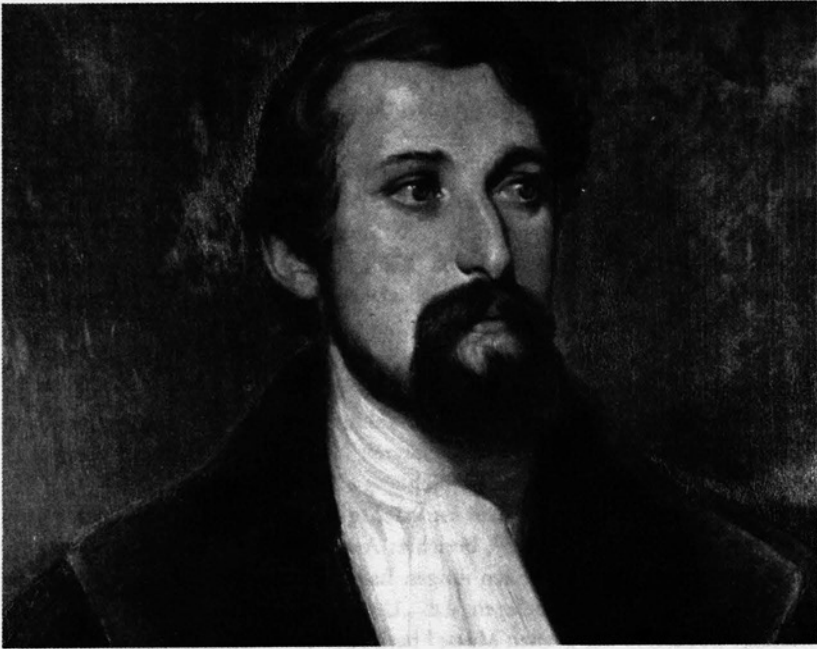
63 Vgl. Walter, a. a. O., S. 235, Anm. 89.

64 Vgl. Büchners Brief vom 9. Dezember 1833 (*HA II*, S. 421; Lehmann/Mayer, S. 182).

65 Walter, a. a. O., S. 84.

66 *HA II*, S. 418.

67 *HA I*, S. 11.



Johannes Fallati
(1848)

„[A]lle im weitesten, den Staat mit einschliessenden, Sinne gesellschaftlichen Fragen [drehen] sich um das Verhältniss des einzelnen Menschen zu den nothwendigen Bedingungen der Entwicklung seiner Persönlichkeit [...], sofern er hierbei mit andern Personen in Berührung kommt. Womit man es hier überall zu thun hat, das ist der Zusammenstoss der Persönlichkeit des einen mit der Persönlichkeit des andern, während beide dahin streben, sich im wirklichen Leben geltend zu machen. [...]⁶⁸

[D]ie Anerkennung der Persönlichkeit als einer durchaus concreten, in ihrer durch die gegebenen Umstände bestimmten Erscheinung unbegrenzt berechtigten [...] führt auf das Feld der eigensüchtigen Willkür, [...] der Gewaltherrschaft und Unterdrückung. [...] [W]as immer nach Culturstufe und Lage der Umstände [...] [dem Individuum] ermöglicht sich geltend zu machen, das bedingt seine Stellung. [...] Indem die vom Geschick Begünstigten nach verschiedenen Affinitätsverhältnissen sich zusammenschliessen, treten

68 Johannes Fallati: *Zur Verständigung über Begriff und Wesen des Socialismus und Communismus*. – In: *Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft*, hrsg. von Volz, Schüz, Fallati, Hoffmann, Göriz [...] und Robert Mohl. – Tübingen 1847, Heft 1, S. 290–319. Hier S. 292.

sie schroff und ausschliessend denjenigen gegenüber, die ausser ihrem Gattungscharakter als bloße Menschen gar nichts für sich geltend machen können [...].⁶⁹

[D]ie gleiche Genussfähigkeit aller Menschen bedingt gleiche Vertheilung aller Güter nach Art und Menge. Diess wäre der *rein communistische Standpunkt* [...]. Berücksichtigen wir aber [...] alle [...] wirklich vorkommenden Unterschiede der Genussfähigkeit der Individuen, so treten uns auf dem *rein historischen Boden* [...] sehr unvernünftige Forderungen entgegen. [...] Damit jedoch sind wir wieder auf dem Mittelfelde des *Socialismus* angelangt und begegnen der Frage: *bis wohin* der grössern Genussfähigkeit, der höheren Bedürfnisse bei der Anordnung der gesellschaftlichen Verhältnisse auch ein höheres Maass von Mitteln der Befriedigung zugänglich und erreichbar zu machen sei.⁷⁰

Für die Dantonisten antwortet im Drama der schon zitierte Héroult:

„Jeder muß in seiner Art genießen können, jedoch so, daß Keiner auf Unkosten eines Andern genießen oder ihn in seinem eigenthümlichen Genuß stören darf“⁷¹,

wobei Büchner keinen Zweifel daran läßt, daß – wenigstens in der historischen Situation des Jahres 1794 – dies individualanthropologische Konzept mit den Massenbedürfnissen nicht in Einklang zu bringen war.

„[W]ir [sind] lasterhaft“, erklärt Lacroix, „wie Robespierre sagt d. h. wir genießen, und das Volk ist tugendhaft d. h. es genießt nicht, weil ihm die Arbeit die Genussorgane stumpf macht [...].“⁷²

Fallati, der dies allerdings ausdrücklich vom „neidischen Cynismus der rohen, und von dem begehrliehen Sybaritismus der sensualistischen Communisten“⁷³ abgegrenzt wissen will, sieht die „socialistische“ Lösung in der freilich vom „Wesen jeder einzelnen Gesellschaft abhängigen Bedeutsamkeit der einzelnen Bedürfnisse [...] für das Wohl der Gesamtheit“.⁷⁴

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, nachzuprüfen, inwieweit Fallati diesen Ansatz auch früher schon verfolgt hat; wichtiger scheint mir, in seiner Person dokumentiert zu haben, daß jemand, von dem wir vorläufig nur wissen, daß er einmal mit Büchner das Straßburger Münster bestiegen hat, allein aufgrund seiner ähnlich gearteten Interessen (neben Sozialismus/Kommunismus u. a.: Poesie, Ökonomie, Statistik) als potentieller Rezipient wie intellektueller Katalysator anzusehen ist.

69 Ebd., S. 293 f.

70 Ebd., S. 310 f.

71 HA I, S. 11.

72 Ebd., S. 25.

73 Vgl. Anm. 68, S. 311.

74 Ebd.

Wie schwer Büchner der Abschied von Straßburg fiel, geht aus einem Brief an August Stoeber vom 9. Dezember 1833 hervor: „Seit ich Euch am Mittwoch Abend vor 5 Monaten zum letzten mal die Hände zum Kutschenschlag hinausstreckte, ist's mir als wären sie mir abgebrochen“⁷⁵. Auch am „Ferienbrief“ vom 31. August 1833, den er aus Darmstadt an Edouard Reuss schreibt (j.), läßt sich das ohne weiteres ablesen. Gegenüber dem Vorjahr nehmen die Gedanken an die in Straßburg zurückgelassenen Freunde größeren Raum ein, während die Zukunft, d. h. der unmittelbar bevorstehende Wechsel nach Gießen, nichts Erfreuliches verheißen kann. Die bevorstehenden Besuche bei den Verwandten, über deren gesellschaftliche Stellung Edouard Reuss später anschaulich berichtet (s. u.), sind ihm als gezwungene Höflichkeitsbeweise verhaßt. Das politische Geschehen, die Halbherzigkeit der liberalen Partei, rückt in den Mittelpunkt; Betroffenheit und Mißbilligung, auch die Bilder, mit denen er sie formuliert, sind klarer und schärfer geworden. Dennoch ist der Ton gegenüber Reuss leichter, ironischer als im Brief an die Eltern über den Wachensturm von Anfang April, wo es über das konstitutionelle Zweikammersystem hieß:

„Unsere Landstände sind eine Satyre auf die gesunde Vernunft, wir können noch ein Säculum damit herumziehen, und wenn wir die Resultate dann zusammennehmen, so hat das Volk die schönen Reden seiner Vertreter noch immer theurer bezahlt, als der römische Kaiser, der seinem Hofpoeten für zwei gebrochene Verse 20,000 Gulden geben ließ.“⁷⁶

Ludwig Büchner berichtet später, „daß die damalige hessische Kammer-Opposition Büchner's Beifall nicht besaß und oft der Gegenstand seiner Spötereien wurde. Namentlich äußerte er oft seinen besonderen Widerwillen gegen deren damaligen Führer, Heinrich v. Gagern.“⁷⁷ Der aber hatte seinen ersten Auftritt eben zu dieser Zeit: in der 5. Kammerperiode 1832/33, und der Entwurf der *Dankadresse* bei der Einberufung der Ständeversammlung stammte von ihm.⁷⁸ Einem nüchternen Beobachter wie Büchner konnten seine zwiespältigen Manöver nicht verborgen bleiben. Hatte von Gagern in der ersten Fassung der Adresse am 12. November noch von den „herben Worten“ der restaurativen Bundesbeschlüsse vom Juni 1832 gesprochen, die ungerechtfertigterweise „auch dem gemäßigten Streben nach verfassungsmäßiger Freiheit“ entgegenträten⁷⁹ (und von Gagern erklärte vorab, es erscheine ihm „nicht passend“, „über ernste,

75 HA II, S. 421.

76 HA II, S. 416.

77 N, S. 5.

78 Vgl. Paul Wentzcke/Wolfgang Klötzer (Hrsg.): *Deutscher Liberalismus im Vormärz. Heinrich von Gagern. Briefe und Reden 1815–1848*. – Göttingen 1959, S. 109 f.

79 Ebd., S. 109.

unsern ganzen politischen Zustand betreffende Fragen mit Stillschweigen“ hinwegzugehen⁸⁰), so war er nach der Intervention einiger Kammermitglieder am folgenden Tag mit der Abschwächung und Neuformulierung verschiedener Passagen einverstanden, denn „auf Worte“ komme es dabei nicht an, „wenn nur der Geist“ bestehen bleibe⁸¹. Demgegenüber monierte sein ungleich standhafterer Parlamentskollege Glaubrech in derselben Sitzung, daß „grade diejenigen Paragraphen der Adresse, welche sich über die ernste Lebensfrage, die uns alle beschäftigt, über die Frage unserer politischen Selbstständigkeit aussprechen, entweder ganz entfernt, oder doch so modificirt werden sollen, daß ihr ursprünglicher Sinn wesentlich geändert erscheinen würde“, weshalb Glaubrech dafür eintrat, dem Großherzog die wahren „Gesinnungen der Kammer“ von Anfang an nicht zu verhehlen⁸². Nach kurzer Debatte verständigte man sich dennoch darauf, Ton und Inhalt der *Dankadresse* zu mildern. „Die Einigkeit der Kammer bezüglich der Lebensfragen“ war seither allerdings „in ihren Grundfesten erschüttert“⁸³. Die Gegensätze zwischen der liberalen Kammermajorität und der Regierung wurden nur noch selten zur Sprache gebracht. Stattdessen ging man zur Tagesordnung über: „Erlassung eines Gesetzes gegen das Collectiren und Hausiren mit Lotterielosen“ (13. Dezember 1833), „Anwendung des Gesetzes über die Aufhebung des Zunftdistrictsbannes, in Bezug auf den Verkauf frischen Fleisches u.s.w. in der Residenz Darmstadt“ (14. Dezember 1833)⁸⁴; und als sich dennoch abzeichnete, daß der Opposition aus der Verzögerung der Verabschiedung des Finanzgesetzes ein wirksames Druckmittel erwachsen könnte, trat am 2. November mitten in der Sitzung du Thil zur Tür herein und erklärte den 5. Landtag kraft großherzoglicher Verordnung für aufgelöst.

„Was ist von Ständen zu erwarten, die kaum die elenden Fetzen einer armseligen Verfassung zu vertheidigen vermögen!“,

fragt Büchner mit verurteilender Schärfe ein paar Monate später im *Hessischen Landboten*⁸⁵.

80 Bei Vorlage des Entwurfs am 12. Dezember, vgl. *Verhandlungen der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahre 1833*. Von ihr selbst amtlich hrsg. Protokolle. Bd. 1-7. - Darmstadt 1833, Bd. 1.

81 Vgl. Anm. 78, S. 110, Anm. 4.

82 Vgl. Anm. 80, Sitzung vom 13. Dezember 1833.

83 *Hessischer Volksbote*, Offenbach, Nr. 15 vom 22. Februar 1833, S. 2. Vgl. auch Wilhelm Joost: *Die Landtags-Auflösungen in Hessen 1833-34 (Ein Beitrag zur Geschichte des Liberalismus)*. - Phil. Diss. München 1924 (masch.).

84 Vgl. Anm. 80.

85 *HA II*, S. 52.

Im September 1833 meldete sich wieder Ernst Büchner bei seinem Vetter (k.). Vermutlich dankte er für die Georg während anderthalb Jahren gewährte Gastfreundschaft.

Edouard Reuss' Brief vom 17. Oktober (l.) ist am Tage von Büchners zwanzigstem Geburtstag geschrieben und dürfte neben der Gratulation die Antwort (sowohl auf Brief j.) wie k.) enthalten haben.

Die nun noch folgende Korrespondenz zwischen Darmstadt und Straßburg steht im Zusammenhang mit Büchners heimlicher Straßburgreise und seiner Verlobung mit Minna Jaeglé. Über die Vorgeschichte sind wir durch seine Gießener Briefe an die Braut⁸⁶ und Ludwig Büchners ergänzende Mitteilungen⁸⁷ hinreichend unterrichtet – über die Folgen geben Edouard Reuss' obige *Erinnerungen* andeutungsweise Aufschluß. Sein Brief an Georg (m.) war vermutlich noch nach Gießen adressiert, er könnte die Antwort auf eine indirekte Erkundigung (via Boeckel oder Minna) nach Einquartierungsmöglichkeiten bei ihm gewesen sein. Sicher ist aber, daß der folgende Briefwechsel zwischen Ernst Büchner und dem Cousin seiner Frau zu der Verlobung Stellung nahm, mit deren Bekanntgabe Büchner seine Eltern von Straßburg aus überrascht hatte. Aus diesem folgenschweren Brief, in dem Büchner „das bisher verheimlichte Verhältnis [entdeckte]“, stammt auch das undatierte Bruchstück, das Ludwig Büchner in der Einleitung der *Nachgelassenen Schriften* zitiert hat, um lakonisch hinzuzufügen: „Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern in die Verbindung erfolgte, und Büchner kehrte ins elterliche Haus nach Darmstadt zurück, um die Osterferien da zuzubringen.“⁸⁸ Diese harmonische Lösung hat der Bruder jedoch frei erfunden. Ganz im Gegenteil muß der Vater, nach Reuss' Zeugnis, außer sich vor Zorn gewesen sein. Die Verbindung mit einer protestantischen Pfarrerstochter scheint für ihn einer *Mésalliance* gleichgekommen zu sein. Er selbst hatte „die Tochter seines letzten Hofheimer Vorgesetzten“⁸⁹ gehehlicht, vielleicht erhoffte er sich für Georg eine ähnlich gute Partie.

Diese Vorurteile auszuräumen, den Zorn zu mildern, war offenbar Aufgabe der beiden „Berichte“ von Edouard Reuss (o. und p.). Sie gelang ihm nur begrenzt, denn erst der Besuch Minnas in Darmstadt, der Ludwig Büchner zufolge im September 1834 stattfand⁹⁰, „wendete alles zur Freude und Versöhnung“. Dies wiederum dürfte Inhalt der beiden Briefe gewesen sein, die Vater und Sohn Ende 1834 gleichzeitig an Reuss schrieben (q./r.). Man wird Reuss auch zu seiner Anstellung als außerordentlicher Professor für Theologie am

86 Vgl. HA II, S. 423 ff.

87 Vgl. N, S. 4 ff.

88 N, S. 8.

89 GB I/II, S. 360.

90 Vgl. N, S. 18.

Protestantischen Seminar gratuliert und dem im Sommer des Jahres lebensgefährlich Erkrankten gute Besserung gewünscht haben.

Dies waren auf Jahre die letzten schriftlichen Lebenszeichen. Die Entfremdung zwischen Darmstadt und Straßburg war doch größer, als Reuss später zugeben mochte. Auch Büchners zweiter Straßburgaufenthalt vermochte, nach Reuss' eigenem Zeugnis (s. S. 343), daran nichts zu ändern:

„Wir kamen weniger zusammen als früher, mein Vater war todt u. meine polit. Ansichten waren nicht die seinigen.“

Selbst Georgs Tod führte zu keinem Briefwechsel zwischen den beiden Familien. Erst 1845 kam per Zufall Reuss wieder nach Darmstadt.

„Ich war seit 20 Jahren nicht mehr bei meinen Verwandten zum Besuche gewesen, und hätte ihnen doch gerne mich in einem vortheilhaftern Lichte gezeigt als da ich, ein unbeholfner Junge und Weltneuling nach Göttingen fahrend mich von ihnen mit Rothkraut hatte füttern lassen. Zum Ueberfluß kam kurz vor den Ferien mein Vetter Georg Reuss, der riesige Hauptmann, mit seiner Frau und seiner Nichte, Mathilde Büchner, zum Besuch auf einige Tage nach Straßburg und luden dringend zum Gegenbesuche auf die Congresszeit, mir zugleich die Wohnung anbietend.“⁹¹

In Darmstadt fand nämlich im Herbst 1845 ein Kongreß der deutschen Philologen und Orientalisten statt, und der mittlerweile renommierte Straßburger Theologe gehörte zu den Spitzengästen der Versammlung. Den Tag davor nutzte Reuss zu Besuchen. Seine *Erinnerungen* werfen zugleich ein Licht auf das Verhältnis, das die Darmstädter Verwandten zueinander hatten, und im besondern auf die Zurückgezogenheit, in der die Büchnersche Familie lebte.

„Ich ließ mich vom Omnibus sofort zu meinem Vetter [Georg Reuss] bringen, der als großherzoglicher Stallmeister eine hübsche Wohnung gerade über den herrschaftlichen Ställen hatte, und wurde da gar freundlich von dem Hausmädchen bewillkommt welche, in Abwesenheit ihrer ins Theater gegangnen Herrschaft, mich ihrem Auftrage gemäß, stellvertretend bewillkommte und in ein comfortables Zimmer führte, wo alle denkbaren Requisiten des Lebens, Hirschgeweihe an den Wänden inbegriffen, zu finden waren. Einen ganzen Tag konnte ich, ehe die Orientalisten und Philologen sich sammelten, zu Besuchen in der Verwandtschaft bestimmen und hatte kaum genug daran. Aber wie hatten die zwanzig Jahre da geändert! Die Kinder waren Leute geworden, die Jungen alt, die Ledigen hatten Weiber, und mehr als eine Lücke hatte die Reihen gelockert. Mein lieber Hauswirth einst ein flotter Leutnant hatte eine retirirte Schauspielerin geheirathet, Carl Bechtold war Oberst, Christian Major, Fritz Ministerialrath, Louis schon todt; jeder hatte sein eignes Haus und Familie dazu. Georg Reuss' und der Medicinalrätthin Büchner Mutter, einst eine stattliche, über die Jahre hinaus kokette Frau, war erblindet an ihr Bett

91 Vgl. Anm. 3, XIII, 25, S. 303.

gefesselt, viele konnte ich mit keiner Mühe erkennen, zwei mir gleichaltrige Bäschen waren eben Bräute geworden. Es bedarf keiner Erinnerung daß ein Gastmahl das andre jagte, mehr als mir lieb war, da ich um so weniger mit meinen gelehrten Freunden verkehren konnte. Auch der Nestor der ganzen Sippschaft, der alte Haudegen, General v. Carlsen⁹² war da, den ich mich nur dunkel erinnerte in meiner Kindheit im elterlichen Hause gesehn zu haben. Seine freundliche Frau war eine Nichte meines Vaters. Ich mußte der Reihe nach bei allen zur Suppe sein und überall fand ich große Familientafel, auch wohl hin und wieder fremde Gäste. Nur die Büchners hatten mit den übrigen keine Gemeinschaft, da diese zum Hof und zur Beamtenwelt, jene zur Opposition gehörten. Der Stallmeister bildete, zwischen Amt und Blut getheilt die Brücke zwischen beiden Gruppen. Der liebenswürdigste, gemüthlichste Zirkel unter allen war in der Behausung eines jungen Ehepaars, Wilhelm Büchners, des einzigen der vier Brüder dem bis dahin die Politik den Kopf nicht verdreht, und dem eine hübsche Base aus Holland⁹³ das Herz in die rechte Bewegung gesetzt hatte. [...]“⁹⁴

Auch danach kam mit den Büchners noch kein Briefwechsel zustande. Lediglich Ludwig, der ja einen Teil des Wintersemesters 1844/45 in Straßburg verbracht und dabei auch im Hause seines Großonkels verkehrt hatte, wandte sich 1848 „in Geschäften seines Vaters“ einmal an Reuss, der ihm, ebenfalls „in Geschäften“, antwortete⁹⁵; und 1858 „meldet“ Wilhelm Büchner „d. Tod s. Mutter“⁹⁶, die am 3. März verstorben war; ein Kondolenzbrief folgte⁹⁷.

Ein halbes Jahr später, in der ersten Oktoberhälfte 1858, machte Reuss die dritte Visite bei seinen hessischen Verwandten. Das Verhältnis zu den Büchners hatte sich durch die „Brautbriefe-Affäre“ (s. Kapitel I. B. 12) eher noch verschlechtert:

„Auch in Darmstadt waren die Leute seit meiner letzten Anwesenheit dreizehn Jahre älter geworden, aber noch eben so lebenslustig und wohlwollend wie früher. Der General v. Carlsen lief mit seinen 85 Jahren täglich noch ein paar Stunden spazieren. Carl Bechtold war pensionirt, Christian abwesend, Fritz geheimer Staatsrath, Georg Wittwer. Nur in Büchner's Hause sah es trüb aus. Die Mutter war jüngst gestorben, die alternden Töchter verzehrten sich in allerlei Sehnsucht und Nachleid, und die excentrische Luise, die Schriftstellerin, hatte in unzarter Ueberschätzung, das Heiligthum der Liebe ihres längst verstor-

92 Ulrich Pultz von Carlsen, geboren am 25. August 1773 in Roskolde (Dänemark), gestorben am 15. April 1863 in Darmstadt. Sohn eines königlich dänischen Majors, trat 1794 als Leutnant ins Hessen-Darmstädtische Militär ein (Chevaux-légers), verheiratete sich 1801 mit Friederike Jäckel, einer Nichte von Ludwig Christian Reuss (s. Anm. 27), 1823 nach mehreren Beförderungen Oberst und Kommandeur des Regiments „Groß- und Erbprinz“, 1827 Generalmajor, zuletzt Generalleutnant, als Fünfundsechzigjähriger pensioniert. Vgl. auch Christian von Bechtold: *Ulrich Pultz von Carlsen*. – Darmstadt und Leipzig 1874.

93 Wilhelm Büchner hatte am 27. Februar 1845 seine Cousine Elisabeth Büchner (1821–1908) aus Gouda geheiratet.

94 Vgl. Anm. 3, XIII, 28, S. 309 f.

95 Vgl. Anm. 10, S. 87.

96 Ebd.

97 Ebd.



Ormal's r Pa-2

1847 7.11. Carlsberg

Lith. v. W. Ste

ULRICH PULTZ VON CARLSEN

*Geistlichlich Russ. Generalmajor und Commandant
des Residenz-Landwehrbataillon.*

Ulrich Pultz von Carlsen

benen Bruders Georg der Oeffentlichkeit Preis gegeben und Unfriede gestiftet. Mir war es peinlich hier unter Ruinen zu weilen. Der Bruder Louis (der Kraft-und-Stoff-Büchner), der jetzt als Artzt in Darmstadt lebte, ließ sich gar nicht vor mir blicken, und seit der Onkel Georg Reuss, der Hauptmann, todt war, einst das verbindende Mittelglied der Familien⁹⁸, waren Büchner's und Bechtold's einander fremd geworden. Auch hier also wohl ein abgeschlossenes Kapitel meiner Lebensbilder. [...]“⁹⁹

Seinen letzten Besuch in Darmstadt machte Reuss im Herbst 1861, doch in den *Erinnerungen* werden die Büchners mit keinem Wort mehr erwähnt. Nach dem Tod Ernst Büchners (19. Mai 1861) gab es für Reuss offenbar keinen Anlaß mehr, diesen Zweig der Verwandtschaft aufzusuchen. Außer gegenseitigen brieflichen Beileidsbezeugungen (Tod seines Schwagers Jean Louis Himly am 14. März 1862, Tod von dessen Frau am 18. August 1873) hatte man sich vorher und nachher kaum noch etwas zu sagen¹⁰⁰. Allein zu Alexander, dem Literaturprofessor in Caen, bestand seit 1862 eine lose Verbindung. Das Verzeichnis von Reuss' Briefwechsel belegt freilich ein hauptsächlich literarisches Interesse: man tauschte Veröffentlichungen miteinander aus¹⁰¹.

Daß sich im Jahre 1877 Karl Emil Franzos an Edouard Reuss wandte, ist oben (Kapitel I. B. 12) kurz erwähnt. Er benötigte für seine Biographie „Nachrichten über G. Büchner“¹⁰², worauf Reuss mit einem absichtlich erinnerungsschwachen und, was die Brautbriefe-Affäre angeht, scharf kritischen Brief antwortete. Werner R. Lehmann hat 1979 noch angenommen, daß er damit nur besonders offen „zugegeben“ habe, wie sehr seine Erinnerungen „verblichen“ waren¹⁰³. Jetzt wird klar, daß Reuss, der ja in seinen Aufzeichnungen nachschlagen konnte, diesen Eindruck nur vorzutäuschen suchte.

„Strassburg 21 Oct 1877.

Geehrtester Herr!

Sie verlangen von mir weit mehr als ich leisten kann. Es sind wenigstens 43 Jahre verflossen seit ich G. B. zum letzten Male gesehn habe und meine Erinnerungen aus jener Zeit sind ziemlich verblichen. *So viel ich weiß kam er 1831 (oder schon 1830?) zum ersten Male nach Strg. u. wurde im Hause meiner Eltern als ein lieber Vetter aufgenommen.* Mein Vater u. sein Großvater (Geh. Rath Reuss in Hofheim † 1813?¹⁰⁴) waren Brüder; eine Tochter des letztern, also B's Tante, war in unserem Hause erzogen worden. Wir sahen ihn damals viel bei uns; er wohnte – ich denke damals schon – in dem Hause des Pf. Jägle,

98 S. Anm. 17a.

99 Vgl. Anm. 3, XVI, 18, S. 251–252.

100 Vgl. Anm. 10, S. 87.

101 Ebd., S. 88.

102 So die entsprechende Notiz bei Reuss (ebd., S. 199).

103 *WuB*, S. 550.

104 Büchners Großvater und Taufpate Johann Georg Reuss starb 1815.

mit dessen Tochter er sich nachmals verlobte. Der Universitätszwang nöthigte ihn Strg zu verlassen u. nach Giessen zu gehn wo er in demag. Umtriebe verwickelt wurde u. 1833 kam er flüchtig hieher zurück. Wie lang er aber blieb weiß ich [...] nicht. Wir kamen weniger zusammen als früher, mein Vater war todt u. meine polit. Ansichten waren nicht die seinigen. Ich kann nur sagen daß er sich hier ernstlich den naturhist. Studien widmete, da er an der Medicin um deren Willen er eigentl. hieher gekommen war keine Freude mehr hatte. Ich glaube auch mich zu erinnern daß er eine Dissert. über einen einschlägl. Gegenstand hier drucken ließ. Von belletristischen Arbeiten bekamen wir hier nichts zu sehn, wenigstens ich nicht. Während seines ersten Aufenthalts verkehrte er viel in jüngern theologisch[en] Kreisen, u. war nahe befreundet mit den noch lebenden Brüdern August u. Ad. Stoeber die beide als Dichter sich bekannt gemacht haben. Er fand sich da, wegen des noch lebenden deutschen Wesens, heimischer als unter seinen medicinischen Mitschülern bei denen das französische vorherrschte. Während seines 2^{ten} Aufenthalts glaube ich kaum daß er Gesellschaft suchte; seine frühern Bekannten waren abgegangen. [...]"¹⁰⁵

Der zweite Teil von Reuss' Brief, den zuerst Werner R. Lehmann veröffentlichte¹⁰⁶ und der in Kapitel I. B. 12¹⁰⁷ zitiert ist, enthielt die scharfe Verurteilung des Drucks von Büchners Briefen an Minna Jaeglé und die Warnung vor einer Wiederholung durch Franzos. Als dieser deshalb einen zweiten Brief schrieb, notierte sich Reuss über den Inhalt: „widerspricht meinem Urtheil über die Publication der Briefe“¹⁰⁸, antwortete ihm aber nicht mehr.

2. Zur Entstehung und Datierung von *Leonce und Lena*

Büchner schrieb *Leonce und Lena* im Frühsommer 1836 für einen Wettbewerb der J. G. Cotta'schen Buchhandlung um „das beste ein- oder zweiaktige Lustspiel in Prosa oder Versen“. Wahrscheinlich war er in der Augsburger *Allgemeinen Zeitung* auf eine Anzeige gestoßen, die in der *Außerordentlichen Beilage* Nr. 24 vom 16. Januar 1836 stand und lautete:

„Preis aufgabe.“

Die Unterzeichnete hat einen Preis für das beste ein- oder zweiaktige Lustspiel in Prosa oder Versen ausgesetzt.

Die Bewerber belieben ihre Manuscripte, in der üblichen Art mit Devisen versehen, durch *Buchhändlergelegenheit* oder postfrei hieher gelangen zu lassen.

Drei Männer von anerkannter Urtheilsfähigkeit werden Schiedsrichter seyn; nach erfolgtem Ausspruche wird ihr Name genannt werden.

105 StuLB Wien, I. N. 64869.

106 Vgl. *WuB*, S. 549 f.

107 Vgl. S. 81.

108 Vgl. Anm. 10, S. 199.

Das Lustspiel wird in der Allgemeinen Theater-Revue für 1836 abgedruckt, und dem Dichter desselben der Preis von

Dreihundert Gulden R. W.

gleich nach erfolgtem Druke durch die Unterzeichnete ausbezahlt.

Man darf jedoch annehmen, daß die besseren Bühnen, welche das Stük zur Aufführung bringen, nach der in Frankreich üblichen Art, trotz des vorausgegangenen Drukes, dem Dichter das Honorar nicht vorenthalten werden. Nach drei Jahren steht das Stük dem Dichter wieder als freies Eigenthum zu.

Die Einsendung muß *spätestens bis zum 15 Mai* erfolgen; die Revue erscheint bis zum Oktober im Druke.

Stuttgart, den 1 Januar 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung."

Möglich ist auch, daß ihn erst Minna Jaeglé, die das Cotta'sche *Morgenblatt für gebildete Stände* las¹, auf die dort etwas später ebenfalls ausgeschriebene poetische „Preisaufrage“ aufmerksam gemacht hat. Der Einsendetermin war inzwischen auf den 1. Juli verschoben worden². Büchners Kenntnis auch des neuen Termins kann vorausgesetzt werden, zumal die Anzeige danach noch mehrfach erschien.

Die allgemeine Auskunft im Annoncentext, wonach „drei Männer von anerkannter Urtheilsfähigkeit [...] Schiedsrichter seyn“ würden, ließ Büchner möglicherweise an Juroren vom Schlage Wolfgang Menzels denken, der ja das berühmte, ebenfalls Cotta'sche *Literaturblatt zum Morgenblatt* redigierte. Tatsächlich wurde das Urteil zwar formal von August Lewald, Georg von Rein-

1 Vgl. Gutzkows Brief vom 30. August 1837 an Minna Jaeglé: „Den Schluß Ihres Briefes betreffend, so muß ich wohl erröthen, wenn mir eine Dame sagt, daß sie das Morgenblatt mit seinem Beiblatt lese“ (Andler, S. 191).

2 *Intelligenz-Blatt zum Morgenblatt für gebildete Stände*, Stuttgart, Nr. 3 vom 3. Februar 1836. August Lewald berichtete in der *Theater-Revue* (s. Anm. 3): „Die Aufforderung der Verlagshandlung hatte die Folge, daß über 60 Stücke einliefen, und obgleich der anfänglich anberaumte Termin fast um zwei Monate hinausgeschoben wurde, so kamen doch noch spätere Einsendungen an, die wir nicht mehr zur Concurrenz zulassen konnten“. Die Unkenntnis der ersten Anzeige Cottas in der *Allgemeinen Zeitung* mit dem auf den 15. Mai festgesetzten Termin führte daraufhin zu der in der Forschung lange verbreiteten Annahme, es habe eine Verlängerung über den 1. Juli hinaus gegeben. Nun wurde Ende August als Einsendeschluß angenommen. Selbst ein Brief Lewalds an Cotta vom 12. Juli 1836, in dem bereits von der Sichtung der eingegangenen Bewerbungen die Rede war, schien dieser These nicht zu widersprechen: „The competition evoked a keen response: over sixty plays were submitted by the final date which had been extended by nearly t[w]o months to the end of August. Lewald supervised the drawing-up of a short list for the judges to consider, a task he found demanding as his comments to Cotta show: ‚Ich beeile mich [...] zu erwidern, daß ich bemüht bin, mich durch den Wust von Lustspielen durchzuarbeiten und in wenigen Tagen damit zu Rande zu kommen hoffe. Ich werde dann sogleich die zur Circulation bestimmten Werke übergeben, und die andren können ungesäumt an die Verf. zurückgehen‘ (Lewald to Cotta, 12 July [18]36)“ (John McKenzie: *Cotta's Comedy Competition (1836)*. – In: *Maske und Kothurn*, Wien-Köln-Graz, 26. Jg., 1980, S. 60). Vgl. dazu die sich jetzt bestätigenden chronologischen Einwände in *GBJb* 1 (1981), S. 204 f.

beck und Karl Seydelmann gefällt³, in einem Brief an Cotta bat Lewald indes- sen, „damit von dieser Seite keine Hemmung eintrete“⁴, um die „Erledigung der Preis-Aufgabe“ durch Menzel, und von ihm als Schiedsrichter spricht auch das *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, dem der ganze Lustspielwettbewerb letztlich nur als Beweis für den traurigen Zustand der deutschen Schaubühne galt:

„Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß bei der theilweise wahrhaft übermäßigen Fülle unserer Literatur so gar wenige dramatische Erzeugnisse zum Vorschein kommen. Namentlich auf dem Gebiete des Lustspiels muß die deutsche Schaubühne fast ausschließ- lich mit den – oft barbarisch verdeutschten – Uebertragungen aus dem Französischen vorlieb nehmen. Der Erfolg der von der Cotta'schen Buchhandlung ausgeschriebenen Preisaufgabe für ein gutes einactiges Lustspiel (Preis 300 fl.) ist ein neuer Beleg zu dieser Erfahrung.

Von einer Unzahl eingekommener Bewerbungen – man spricht von mehreren hunder- ten – wurden nur acht Stück für würdig erachtet, dem kritischen Tribunal (Lewald, Men- zel und Seydelmann) zur Prüfung vorgelegt zu werden, und von diesen 8 ist, ohne daß man über die Wahl zu deliberiren hatte, nur eins für beachtungswerth erkannt wor- den.“⁵

Die Vorstellung, daß Menzel zu den Preisrichtern gehören würde, könnte auch während der Arbeit an *Leonce und Lena* präsent geblieben sein, Büchners Lust- spiel wäre also in erheblichem Maße auf den Erwartungshorizont des (Schieds- richter-)Publikums zugeschnitten gewesen⁶. Die Namen der Verfasser allein konnten sich, da sie bis zuletzt anonym blieben, nicht ungünstig auf die Ent- scheidung der Juroren auswirken: ein geschlossener Umschlag enthielt den Na- men des Autors und war zur Identifizierung mit einer frei gewählten „Devise“ versehen, die sich auf dem Manuskript wiederholte. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um die folgenden zwei Zeilen, die Büchner später zur „Vorrede“ erhob:

„Alfieri: e la fama?
Gozzi: e la fame?“⁷

Bekanntlich sind die beiden „Zitate“ in dieser Form weder bei Alfieri noch bei Gozzi nachweisbar, was den Einflußforschern nach wie vor Rätsel aufgibt. Wolfgang Proß hat unlängst auf eine Stelle in Goldonis Komödie *Il poeta fana-*

3 Vgl. *Allgemeine Theater-Revue*, Stuttgart und Tübingen, 2. Jg. 1836, S. III.

4 Zitiert bei McKenzie (vgl. Anm. 2, S. 61).

5 *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*, Leipzig, Nr. 8 vom 27. Januar 1837, Sp. 141–142.

6 Vgl. Th. M. Mayers Überlegungen in *GB I/II*, S. 407, 411, und *GBJb* 1 (1981), S. 203 f.

7 *HA I*, S. 103/135.

tico von 1750 aufmerksam gemacht, „in der die Verschränkung von ‚fama / fame‘ auftaucht“: „Spero poder sfogar la doppia brama, / De saziar la mia fame, e la mia fama“⁸. Proß weist allerdings selbst darauf hin, daß Goldoni „mit solchen Äußerungen nicht allein [steht]“. So bleibt zu vermuten, daß es sich um eine Art geflügeltes Wort handelt, das Büchner den beiden italienischen Komödienautoren in den Mund legte, von der Art wie „amantes, amentes“. Auch Georg Christoph Lichtenberg, zwei Generationen vor Büchner Schüler des Darmstädter Pädagogiums, hat in einem seiner Notizhefte festgehalten: „Ich habe alle meine Werke mit einem FF gestempelt. Keine Stichelrede auf die Pandekten der Unordnung wegen, sondern es sind die Anfangsbuchstaben meiner Hausgötzen, denen ich täglich opfere, Fama und Fames“ (Heft F, 1776–1779, Nr. 407).

Da Büchners Manuskript (nach Angabe von Minna Jaeglé) genau „zwei Tage nach dem gesetzten Termin“⁹ bei Cotta einlief, gehörte es zu den „Spätlingen“, die zur Konkurrenz nicht mehr zugelassen werden konnten¹⁰. Ludwig Büchner schreibt hierzu:

„Die Cotta'sche Buchhandlung hatte bis zum 1. Juli 1836 einen Preis auf das beste Lustspiel ausgesetzt, und Büchner wollte mit seiner Arbeit concurriren. Seine Trägheit im Abschreiben des Concepts ließ ihn leider die Zeit versäumen; er schickte das Manuscript zwei Tage zu spät, und erhielt es uneröffnet zurück“¹¹

– eine Information, die entweder auf Gutzkows Notiz oder, wie diese selbst auch, auf eine Mitteilung Minna Jaeglés zurückging¹². Februar bis Ende Juni sind also als Entstehungszeit für *Leonce und Lena* festzuhalten.

Ein Teil der „Vorarbeiten“ dürfte dagegen schon früher anzusetzen sein, wobei offen bleibt, ob sie nur als vage Skizze in Büchners Vorstellung existierten, oder ob es bereits Szenenentwürfe gab, die dann in das Lustspiel integriert wurden. Georgs Schwester Luise fand sich beim Lesen des dritten Akts an konkrete Darmstädter Erlebnisse erinnert und zog unwillkürlich Parallelen zu jenem

„hohen Festtag“, an welchem Höchste oder Allerhöchste Herrschaften, war es nun aus Anlaß einer Thronbesteigung, einer Hochzeit, einer glücklich vollbrachten Reise u.s.w., ihren feierlichen Einzug inmitten ihrer hochbeglückten und froherregten Unterthanen, wie es dann in den officiellen Zeitungen hieß, abhielten.“¹³

8 *GBJb* 1 (1981), S. 253.

9 So Gutzkows Notiz in *Beurmann's Telegraph*, Frankfurt/M., Nr. 41, September 1837, S. 328. Vgl. *GBJb* 1 (1981), S. 203 f.

10 S. Anm. 3.

11 *N*, S. 37.

12 Vgl. Anm. 9.

13 *Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften in zwei Bänden* von Luise Büchner [...]. – Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer's Verlag 1878, Bd. 2, S. 197.

Thomas Michael Mayer machte auf einen bestimmten Darmstädter Festtag aufmerksam, die Vermählung „Seiner Hoheit des Erbgroßherzogs Ludwig von Hessen mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin von Bayern“, in der er ein „direktes Modell für die entsprechenden Szenen in ‚Leonce und Lena‘“ vermutete¹⁴. Luise Büchner bestätigt, daß hier tatsächlich groteske Wirklichkeit gestaltet wurde:

„Bis zum Revolutionsjahre 1848 hatten diese Einzüge ihr ganz bestimmtes Gepräge – unerlässlich war eine Ehrenpforte, um die sich die weißgekleidete weibliche Schuljugend, mochte es nun Winter oder Sommer sein, aufstellte, um, im Verein mit den Knaben, Spalier zu bilden und aus voller Kehle: Heil unserm Fürsten, Heil! zu singen. Weiterhin bildeten die Zünfte und Soldaten Spalier, denn ‚Spalier‘ war die Hauptsache, um das gaffende Volk in ehrerbietiger Entfernung von dem Sechsspänner zu halten, in welchem endlich das Einzugsobject erschien. Wir sagen ‚endlich‘, denn das wäre ja kein rechter Einzug gewesen, bei dem das Publikum, die Ehrenreiter, der begrüßende Bürgermeister und die hungernde Schuljugend nicht mindestens einige Stunden lang hätten harren müssen, bis endlich Glockengeläute und etwa auch einige Kanonenschüsse verkündeten, daß nun der große Moment gekommen. Höchst ergötzlich hat ein zu früh verstorbener Dichter, Georg Büchner, in einem hinterlassenen Lustspiel: *L e o n c e u n d L e n a*, die Qualen solcher Erwartung durch den Mund des Ceremonienmeisters bei einer ähnlichen Veranstaltung geschildert [. . .]“¹⁵

Es folgt ein in Orthographie und Interpunktion leicht modifiziertes Zitat aus Gutzkows Druck des Stücks im *Telegraph für Deutschland* – den Luise offenbar dem Text ihres Bruders Ludwig von 1850 vorzog, denn der war an dieser Stelle etwas freizügiger¹⁶. Die Reminiszenz erscheint auch deshalb plausibel, weil bei dem „absolutistischen Spektakel in miniature“ vom Januar 1834 Büchners Darmstädter Bekannte Metz und Küntzel als Herausgeber einer offiziellen *Chronik der Feierlichkeiten* beteiligt waren und sich darüber hinaus zwei Mitglieder der späteren ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘ unter den fahnenschwingenden Teilnehmern befanden¹⁷.

Weitere Spuren reichen möglicherweise noch länger zurück. So erschien 1828 im kurzlebigen Darmstädter *Montags-Blatt* (in dem auch Büchners Deutschlehrer, Karl Baur, Gedichte veröffentlichte¹⁸) eine Glosse über „Tagesbeschäftigungen des Kaisers von China“¹⁹, die an Serenissimus Peter und seinen von Langeweile geplagten Kronprinzen Leonce erinnern:

14 *GB I/II*, S. 371.

15 A. a. O. (s. Anm. 13), S. 197 f.

16 Vgl. Bergemann¹, S. 136 und Lesarten S. 697.

17 *GB I/III*, S. 371.

18 Z. B. in Nr. 18 vom 23. Juni 1828 (*An Ludwig Tieck. Bei seinem Aufenthalte in Darmstadt*).

19 *Montags-Blatt*, Darmstadt, 16. Juni 1828, Nr. 17, Sp. 135 f.

„Morgens zur bestimmten Stunde erscheint der Eunuche, um den Kaiser zu wecken, der, nachdem er sich angekleidet und Thee getrunken hat, um 4 1/2 Uhr sein Kabinet betritt. Die Entscheidung der minder wichtigen Berichte wird sogleich mit einem eingebogenen Ohre oder einem Nagelstriche bezeichnet. [...]

Bei jedesmaligem Erwachen in der Nacht fragt er den Wache habenden Eunuchen: „Von welcher Seite der Wind weht und ob sich die Wolken am Himmel zeigen?“ [...].“

3. Über Luise Büchners Romanfragment „*Ein Dichter*“

Am 18. November 1877, „abends um 7 Uhr“ starb nach kurzer schwerer Krankheit, „im 56. Lebensjahr, umgeben von ihren Verwandten [...] Fräulein Luise Büchner“¹. Der Verfasser ihres Nekrologs in der *Darmstädter Zeitung*, wahrscheinlich ihr Bruder Ludwig², gab eine kurze Biographie sowie ein Verzeichnis ihrer wichtigsten Schriften und setzte hinzu, man habe nach Luises Tod einen „nicht unbedeutenden handschriftlichen Nachlaß“ aufgefunden, der jetzt „durch ihre Verwandten geordnet und der Oeffentlichkeit übergeben“³ werde. Ludwig Büchner übernahm diese Aufgabe selbst. Verleger und vermutlich Anreger des zweibändigen Werks *Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften*⁴ war Remy Sauerländer, der anscheinend auf ungedrucktes Material zur „Frauenfrage“ spekulierte; Luise Büchners Ruf als Frauenschriftstellerin und -rechtlerin ließ einen kommerziellen Erfolg erhoffen. Doch gerade diese Schriften wurden bei Gesenius verlegt. Ludwig Büchner schrieb Sauerländer am 19. April 1878:

„Ihrem Wunsche gemäß sende ich Ihnen beifolgend das Material für m. Schwester L. Nachlaß, obgleich das Ganze in dieser Gestalt nicht druckfertig ist. Von den beiden Lustspielen existiren saubere und von mir durchgesehene Reinschriften, welche sich aber noch in den Händen der hiesigen Theater-Direktion befinden. Die *Gedichte* müssen erst geordnet und gesichtet werden. Die Gelegenheits-Gedichte würde ich nicht mit aufgenommen haben, wenn nicht L. grade dafür ein ganz besonderes Talent gehabt hätte; natürlich werden wir nur die besten aufnehmen. Für den Fall, daß Ihnen drei Bände zuviel sein sollten, habe ich Alles, was man ohne Schaden hinweglassen könnte, mit rothen Fragezeichen im beiliegenden Verzeichniß angezeichnet. Ich beklage recht sehr, daß der Nachlaß über die

1 *Nachruf an Luise Büchner*. – In: *Darmstädter Zeitung*, 1. Dezember 1877 (gezeichnet: „x“).

2 Er erbat sich wenige Wochen vor Luises Tod ihre Selbstbiographie von Franzos zurück, „um die Nekrologe für die Zeitungen rechtzeitig vorbereiten zu können“ (*DD*, S. 199).

3 Vgl. Anm. 1.

4 S. Anm. 11.

Frauenfrage bereits vergeben war, als ich mit Ihnen Rücksprache nahm; aber ich glaube, daß Sie nichts dabei verlieren. Ich halte L.'s belletristische und sonstige Erzeugnisse für weit werthvoller, als ihre Schriften über [die] Frauenfrage, und würde als Verleger lieber zu ersteren als zu letzteren greifen.⁴⁵

Obgleich dies eine interessengebundene Übertreibung war, ließ sich der Verleger für den Plan gewinnen, zumal Ludwig Büchner ihn geradezu beschworen hatte, die angebliche Gunst der Stunde auszunutzen, nachdem der Druck von Luises Buch *Die Frau* bei dem Hallischen Verleger Gesenius bereits weit fortgeschritten war:

„Übrigens eilt sich Gesenius sehr; ich habe heute bereits den *siebenten* Druckbogen gelesen, und wenn Sie auf den Verlag wirklich reflektiren, so würde ich es für zweckmäßig halten, wenn Sie sich rasch entschließen, um nicht zu spät *nach* Gesenius auf den Markt zu kommen. Sie wissen ja, wie rasch heutzutage bei der sich drängenden Fluth der litt. Erzeugnisse ein Name vergessen wird, während jetzt grade durch das andre Werk auf die Autorin aufmerksam gemacht wird, namentlich wenn Sie demselben durch Verständigung mit G. eine Voraus-Ankündigung der bevorstehenden Ausgabe mit auf den Weg geben. Ein anständiger, wenn auch nicht grade glänzender Erfolg kann, wie ich denke, bei dem sehr bekannten und geachteten Namen der Verfasserin, sowie bei der großen Zahl ihrer Bekannten und Verehrer, kaum ausbleiben.“⁴⁶

Sauerländer ließ sich überzeugen, wengleich nur zu einer zweibändigen Ausgabe. Der kurze Zeit später geschlossene Vertrag sicherte Ludwig Büchner immerhin 300 Mark Honorar zu⁷, also nicht viel weniger als den mit Franzos ursprünglich vereinbarten Betrag⁸. Am 15. Mai 1878 konnte Ludwig Büchner melden:

„Der erste Band ist in der zwischen uns verabredeten reducirten Form nunmehr vollständig druckfertig; mit dem zweiten beginne ich in diesen Tagen.“⁹

Gleichzeitig schlug er vor, mit dem Druck zu beginnen. In einem weiteren Brief vom 4. Juli heißt es:

„Otto hat bis jetzt sehr langsam gedruckt, hat aber versprochen, von jetzt an rascher vorgehen zu wollen; in *vier* Wochen soll der erste Band fertig sein.“¹⁰

5 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 19. April 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

6 Ebd.

7 Laut Geschäftsbuch im Verlagsarchiv Sauerländer. Aus dieser Quelle stammen auch alle andern im Text genannten merkantilen Informationen.

8 S. oben S. 123.

9 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 15. Mai 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

10 Ludwig Büchner an Sauerländer, Darmstadt, 4. Juli 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

Am 15. November 1878 erschienen Luise Büchners *Schriften* in einer Auflage von 1000 Stück. Die beiden Bände kosteten zusammen den stattlichen Preis von 10 Mark. Da aber die Herstellungskosten des über 750 Seiten starken Werks 2175 Mark (zusammen mit dem Honorar also fast 2500 Mark) ausmachten, war dies eher knapp kalkuliert.

In den verbleibenden sechs Wochen des Jahres 1878 ließen sich trotz des Weihnachtsgeschäfts nur 28 Exemplare absetzen, und da im folgenden Jahr nur ganze drei Bestellungen erledigt werden konnten, wurde das Projekt zu einem in der Geschichte des Verlags einzigartigen Reinfall (vergleichbar allenfalls mit der anderen Büchner-Ausgabe, den Werken Georgs). Bis 1891 verkaufte Sauerländer insgesamt 39 Stück von den 1000 gedruckten; den Ausgaben von 2475 Mark standen Einnahmen von nur 331 Mark gegenüber, was einen Realverlust von 2144 Mark bedeutete; und zählte er hinzu, was ihm die Franzos-Ausgabe an roten Zahlen eingebracht hatte, kam er auf 4294 Mark, die auf das Konto der Büchners gingen – das genügte, um ihn und seine Nachfolger nie wieder zu einem Artikel greifen zu lassen, der mit diesem Namen verbunden war.

Luise Büchners *Nachgelassene Schriften* waren auch literarisch nicht erfolgreich. Für die Büchnerforschung, vor allem für die biographische, sind sie dennoch wegen eines Prosafragments bedeutsam, das der Herausgeber Ludwig Büchner als unvollendete Novelle bezeichnete und vermutlich selbst mit dem Titel *Ein Dichter* versah.

In einer kurzen Anmerkung schrieb er dazu:

„Diese, aus dem Jahre 1848 und demnach aus dem 27. Lebensjahre der Verfasserin stammende Arbeit würde ihrer fragmentarischen Beschaffenheit wegen keine Aufnahme in die Sammlung gefunden haben, wenn sie nicht ein besonderes Interesse dadurch bieten würde, daß sie die Jugendgeschichte ihres genialen und berühmten Bruders G e o r g , wenn auch unter geändertem Namen, behandelt.“¹¹

Kritisch gelesen, können die poetisch stilisierten Szenen aus dem Darmstädter Elternhaus zu Beginn der 1830er Jahre tatsächlich unsere schmalen Kenntnisse der „Familiensituation“ erweitern. Da Luise Büchners autobiographisch-fiktionaler Roman trotz des Neudrucks durch Anton Büchner¹² und Werner Schlicks Auswahl¹³ wenig bekannt ist, lasse ich eine Passage folgen, die bei aller literari-

11 [Ludwig Büchner (Hrsg.):] Luise Büchner's *Nachgelassene belletristische und vermischte Schriften in zwei Bänden*. – Frankfurt/Main: J. D. Sauerländer 1878, Bd. 1, S. 180.

12 Luise Büchner: *Ein Dichter. Novellenfragment. Mit Georg Büchners Cato-Rede, Anmerkungen und einem Nachwort* hrsg. von Anton Büchner. – Darmstadt 1964 (Darmstädter Schriften, 17).

13 *Dichter über Büchner*. Hrsg. von Werner Schlick. – Frankfurt/Main 1973 (Insel-Bücherei Nr. 968), S. 25–31.

scher Verhüllung als biographisches Zeugnis aus erster Hand dennoch wichtig erscheint. Innerhalb des Gesamttextes¹⁴ ist die Episode aus dem Büchnerschen Familienkreis lediglich von untergeordneter Bedeutung (vgl. dazu ausführlich unten).

„Indessen saß die Doctorin Brandeis mit ihren beiden ältesten Kindern, Ludwig und Gustchen, in einem kleinen Stübchen neben dem Wohnzimmer, wo die jüngeren Kinder ihre Schulaufgaben machten oder ruhig spielten. Die vielbeschäftigte, rührige Hausfrau dachte nicht daran, dies einfache Winkelchen ihr Boudoir zu nennen, wie eine Salondame es gethan hätte; das Stübchen war einfach, aber in diesem Stübchen war sie glücklicher, als eine Fürstin in ihrem reichverzierten Schmollwinkel. Um diese Zeit, gegen Abend, stand oft, nicht jeden Tag fand sich dazu Zeit und Gelegenheit, neben dem niederen eisernen Ofen ein kleiner Tisch mit dem nöthigen Theegeschirr versehen, in welchem Gustchen emsig waltete und für die liebe Mutter ein feines Theebutterbrod bereitete. An dem Tischchen saßen Frau Brandeis und Ludwig, und dies war für Mutter und Kinder die schönste, gemüthlichste Zeit des Tages; da schütteten sie vor dem Auge der Mutter alle ihre kleinen Geheimnisse und ihren Herzenskummer aus. Da erzählte Ludwig mit geballter Hand und zitternder Stimme von seinen endlosen Fehden mit dem allgemeinen Schulfelde, dem Doctor Landmann, da beschwichtigte ihn die Mutter, und da lachte ihn Gustchen aus, wenn er zwischendurch die Tanzstunde, die er auf Wunsch der Eltern besuchen mußte, verwünschte und ihre Bekanntinnen alberne Dinger nannte, mit denen sich kein vernünftiges Wort reden lasse. ‚Dafür sagen sie auch von Dir‘, rief sie lebhaft aus, ‚Du wärest ein so gelehrter Herr, daß sie sich Alle fürchten, mit Dir zu tanzen, und auf’s Tanzen kommt es doch am Ende allein an. [. . .] Nun, Herr Professor, Urquell der Weisheit, Hohepriester der Vernunft, hast Du nicht wieder etwas in der Tasche, dem ich andächtig lauschen muß, wenn ich kaum die Hälfte davon verstehe?‘

‚Du würdest es schon besser verstehen, wenn Du nicht immer Puppensachen arbeitest‘, antwortete Ludwig gleichfalls lachend, mit der Hand über ihre rothe Wange streichend, ‚aber es thut nichts, höre nur zu‘, und damit öffnete er Tieck’s Phantasia und begann mit dem warmen Interesse, der enthusiastischen Freude der Jugend Mutter und Schwester die Zaubermähren des genialen Dichters vorzulesen. Dies waren die Stunden, welche Frau Brandeis und ihre Kinder nicht mit den glänzendsten Vergnügungen vertauscht hätten, und wobei es fast fraglich war, wer sich am meisten darnach sehnte. Und wie gering waren die äußeren Mittel, die sie zuerst an den kleinen Raum fesselten und dann durch die höheren Bezüge, welche ihrem Zusammensein entströmten, darin festhielten. Der warme Ofen, die gemüthliche Tasse Thee, der helle Schimmer der Lampe luden die Kinder unwiderstehlich ein, den Abend bei der Mutter zuzubringen, statt draußen andre Gesellschaft aufzusuchen. Schnell entwickelte sich daraus das geistige Zusammenleben; was Ludwig fühlte und dachte, tobte und stürmte er in diesen Abendstunden aus, und was er sagte, interessirte Gustchen tausendmal mehr, als alles Gerede ihrer Freundinnen, weckte ihr geistiges Interesse, indem er Alles, was er den Tag über gelernt und studirt, hier laut verarbeitete. An diese Ergießungen schloß sich bald die Lectüre an, er war

14 Eine Gesamtwürdigung gibt Ruth-Ellen Boetcher-Joeres, die das Fragment der frauenemancipatorischen Studie *Die Frauen und ihr Beruf* (Frankfurt 1855) als ebenbürtig an die Seite stellt („Ein Dichter“. *An introduction to the world of Luise Büchner*. – In: *The German Quarterly* 52, 1979, S. 32–49).

stolz, Mutter und Schwester mit Homer vertraut zu machen, denn Erstere war eine kaum weniger naive und erstaunte Zuhörerinnen, als ihr Töchterchen; dann kamen die Dichter der romantischen Schule, welche damals in allen Köpfen spuckten, an die Reihe, und Gustchen ward immer roth und verlegen, wenn sie ihren Freundinnen gelegentlich erklären mußte, wer Tieck und Brentano waren und sie dann von ihnen als ein Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt, aber auch zugleich – um der Wahrheit ganz die Ehre zu geben – im Innern ein wenig von ihnen verspottet wurde. [...]

„Mutter, der Vater ist nach Hause gekommen“, riefen plötzlich vier Stimmen auf einmal an der Thüre, indem diese hastig geöffnet wurde und zwei kleine Knaben und Mädchen einließ. „Recht Kinder, ich komme schon“, war die rasche Antwort und im nächsten Moment war die Mutter schon vor der Thüre draußen, die Kinderschaar vor sich her schiebend. Noch einmal wandte sie sich um und rief: „Ludwig! um acht Uhr wird zu Nacht gegessen, komme nicht zu spät, der Vater wird heute allerlei mit Dir sprechen wollen!“

„Ich komme, Mutter“, war die Antwort, die sie kaum mehr hörte in ihrer Eile. [...]

Einige Stunden später fand sich die Familie des Doctor Brandeis friedlich vereint um den großen, viereckigen, nußbaumenen Eßtisch, dessen vier Seiten vollständig durch die Eltern und die sechs Kinder besetzt waren. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Vorfälle des heutigen Actus und ward vorzugsweise zwischen Ludwig und den Eltern geführt, während die Jüngeren aufmerksam zuhörten. Der Vater gab wiederholt seine Zufriedenheit mit Ludwigs wohlgelungener Rede zu erkennen, was ein so strahlendes Lächeln auf dem Antlitz seiner Frau hervorrief, daß Ludwigs Augen sich unwillkürlich mit Thränen füllten, als er ihrem zärtlichen Mutterblick begegnete. Was hatte sie nicht schon gelitten, wie viel gebeten, wie viel vermittelt, um den heftig aufstrebenden Sohn und den strengen entschiedenen Vater gegenseitig in gutem Einvernehmen zu erhalten. Die Harmonie des heutigen Abends war ihrem Mutterherzen ein süßer, reicher Lohn, ein Moment, aus dem sie neue Kraft zu neuem unermüdlichen Wirken sog. – Nachdem der Tisch abgeräumt war, schob der Vater seinen Sessel etwas zurück, setzte sich behaglich darin zurecht, zündete seine Pfeife an und überschaute mit zufriednem Lächeln den frischen Kinderkranz. Es war dies die einzige Stunde des Tages, wo der fleißige, unermüdlich thätige Mann sich Ruhe und Erholung gönnte, und nicht leicht durfte eines der Kinder um diese Zeit an dem elterlichen Tische fehlen. Nur Ludwig ging gewöhnlich bald weg, um noch in seinem Zimmer zu arbeiten, aber dies war nicht blos ein Vorwand, um dann den Abend mit den Kameraden zuzubringen, sondern er arbeitete wirklich angestrengt, oft zu lange, was der Mutter oft bange Sorge bereitete. Am heutigen Abende blieb er natürlich da, und nachdem die Mutter eine große Schüssel voll Linsen auf den Tisch ausgeleert hatte, die ganze Gesellschaft einladend, sich an der Arbeit des Auslesens zu betheiligen, schob er seinen Stuhl zwischen die beiden jüngsten Schwestern und fing an eifrig auszulesen. Sein Beispiel bewog den 15jährigen Fritz, der noch zaudernd dasaß, gleichfalls an dem banausischen Geschäfte Theil zu nehmen. Als die verhängnißvolle Schüssel in der Ferne sichtbar ward, fing er bereits an, etwas von Horaz und Elendtprepariren hinzumurmeln, nun jedoch hielt er es nicht mehr unter seiner Gymnasialschülerwürde, eine von Aschenbrödelchens Tauben vorzustellen – wobei er nicht ermangelte, mit scharfen Blicken die ausgelesenen Linsenhäufchen der Schwestern zu mustern, ob sich nicht etwa noch ein vergessenes Gersten- oder Wickenkorn darin finde, in dieser Weise vollständig den werdenden Sinn des Mannes bekundend, der selbst das ihm Fernliegende mit größerer Genauigkeit ausführt, als das Mädchen. Um so größere Freude gewährte es Ludwig, dem kleinen Pedanten gegenüber unvermerkt den reingelesenen Linsen der

Schwesterchen wieder einen Theil des Ausgestoßenen einzuverleiben, was Fritz zu einer heftigen Anklage bei der Mutter reizte und die unschuldig Angegriffnen zu nicht minder lebhaften Vertheidigungen. Endlich verrieth sich der Uebelthäter selbst durch sein lautes Gelächter, und obgleich die Mutter mißbilligend sagte: ‚Ludwig, du machst mir die Kinder noch ganz schlimm mit Deinem ewigen Necken‘, schienen doch die Geneckten, nachdem sie erst wußten, woher der Streich kam, durchaus nicht beleidigt. Der Ludwig dürfte sie necken, nur vom Fritz könnten sie das Hofmeistern nicht leiden – so erklärten die beiden Gekränkten und begannen unverdrossen auf’s Neue den Gersten- und Wickenkörnern den Krieg zu erklären. Der Vater hatte schmunzelnd den kleinen Vorgang mit angesehen, denn, abgesehen von der Neckerei, gab es kaum ein angenehmeres Bild für sein Auge, als wenn er seine ganze Familie, groß und klein, bei einer nützlichen Arbeit vereinigt erblickte. Seine eigne Jugend war erfüllt gewesen von Arbeit und Schaffen, an sich selbst hatte er den Werth erkannt, welcher für’s ganze Leben daraus erwächst, wenn der Mensch, was auch später sein Beruf sei, schon frühe in practischer Thätigkeit geübt wird. So duldet er auch bei den Kindern nie ein faules Herumschlendern, auch das Kleinste mußte schon mit anpacken, wo es galt. Leider werden sie immer seltner, diese Familien, welche, den gebildeten Ständen angehörend und Bildung im vollsten Sinne pflegend, doch nicht blos den Mägden die materiellen Sorgen überlassen, sondern wo Mutter und Kinder vereint sich um eine Menge der täglichen Lebensbedürfnisse bemühen, und so die kleinen Hände von früh auf mit bauen lernen an dem Wohlstand des Hauses, der auch wirklich zum Theil ihrem kindlichen Fleiße zugeschrieben werden darf.“¹⁵

Ludwig Büchners Edition, in der z. B. Namen ein- und derselben Person plötzlich wechseln, an einer Stelle ausgeschrieben sind und an einer anderen ohne ersichtlichen Grund chiffriert bleiben¹⁶, folgt hierin vermutlich der Handschrift des Fragments. Ansonsten bietet sie eine äußerlich glatte Form. Die Betitelung, die dezidierten Angaben Ludwig Büchners zur Entstehung und auch einige andere seiner Erklärungen erweisen sich bei Hinzuziehung weiterer Quellen als unzutreffend. Auch Anton Büchner, der Enkel von Luises Bruder Wilhelm, bezweifelte, daß der Text schon 1848 entstanden sei, und stellte die Authentizität des Titels infrage. Wohl aufgrund familieninterner Überlieferung ging er davon aus, daß Luise „ihr Manuskript selbst vor den Augen der Angehörigen“¹⁷ verschlossen hatte, was zutrifft. Auch in der Zuschreibung der handelnden Personen dürfte er überwiegend recht behalten – nur die Identifizierung des Ehepaars Hohenstein mit Heinrich und Charlotte Stieglitz¹⁸ ist wenig überzeugend.

Nehmen wir die Ergebnisse der folgenden Untersuchung vorweg:

15 Vgl. Anm. 11, S. 229–239.

16 „Arthur“ bzw. „Adolph Hohenstein“, „Frau Doctor Brandeis“ bzw. „Frau Z.“.

17 Vgl. Anm. 12, S. 116.

18 Vgl. Anm. 12, S. 119 f.

1) Das Prosafragment stammt nicht aus dem Jahre 1848, sondern aus den sechziger Jahren. Ludwig Büchner ließ sich bei seiner Datierung vermutlich von der Chronologie des Romans leiten, der nach dem Plan der Verfasserin im Jahre 1848 enden sollte¹⁹.

2) Luise Büchner hat ihr Werk als „Roman“ bezeichnet, dieser Gattungsbegriff ist demnach anstelle von Ludwig Büchners Typisierung „Novellen-Fragment“²⁰ zu übernehmen.

3) Der Titel des Werks kann angesichts des (zum geringeren Teil) erzählten bzw. (zum größten Teil) skizzierten Inhalts kaum *Ein Dichter* gelautet haben, vermutlich stammt der Titel von Ludwig Büchner.

Die in dem Prosafragment behandelten Episoden aus Büchners „Jugendgeschichte“ waren eine „Herzessache“ Luises, die sie literarisch zu bewältigen suchte. Ludwig Büchner berichtete 1877, „das traurige Schicksal und der jähe Tod ihres ältesten Bruders G e o r g [...], an dem sie als Kind mit innigster Liebe hing“, hätten „die trübsten und durch Nichts ganz zu zerstreuenden Schatten in ihr erstes Jugendalter und damit auch zum Theil in ihr ganzes späteres Leben“ geworfen, „obgleich andererseits die Entfaltung und der Ausbau ihres reichen geistigen Innern in jenem Umstand und in der durch denselben veranlaßten Zurückgezogenheit der Familie Unterstützung fand.“²¹ Es war jedoch nicht diese literarische Trauerarbeit allein. Am roten Faden von zwei Frauenschicksalen verarbeitete Luise Büchner, die sich als „Gustchen Brandeis“ selbst porträtierte, Stoff aus der jüngeren deutschen Geschichte: von der Zeit des Frankfurter Wachensturms bis zur Revolution von 1848, wobei sie Realität und Fiktion, reale und erdichtete Chronologie vermischte. Eigene Erinnerungen auch an die früheste Zeit (sie war zehn Jahre alt, als Büchner sein Studium in Straßburg begann) können vorausgesetzt werden.

Die Erzählung beginnt einige Tage vor dem 3. April 1833, dem Datum des Frankfurter Wachensturms (Büchners „Rede zur Vertheidigung des Cato von Utika“ ist vom Herbst 1830 auf den 1. April 1833 verlegt worden). Wir befinden uns in einer kleinen Residenzstadt in Süddeutschland (= Darmstadt), wo wir die Familie des praktischen Arztes Dr. Brandeis (= Ernst Büchner) kennenlernen: den Vater selbst, seine Gattin Luise (= Caroline Büchner) und die sechs Kinder, darunter Ludwig (= Georg), Gustchen (= Luise), den fünfzehnjährigen Fritz (= Wilhelm) und Sophie (= Mathilde); dazu eine fast siebzijährige Tante

19 Die dem Fragment angefügten 27 Stichworte, die den weiteren Verlauf der Handlung zumindest andeuten, enden mit „Ludwigs Krankheit und Tod. Gustchen pflegt ihn, verlobt sich neben der Leiche. Schmerz der Eltern. Charlottens Tod. Gustchens Heirath. 1848.“ (S. 262).

20 Vgl. Anm. 11, S. 179. Philologisch hat das bereits Friedrich Sengle erkannt und entsprechend korrigiert (Sengle III, S. 291).

21 S. Anm. 1.

der Mutter, die verwitwete Frau Obristin Daniels (wahrscheinlich Büchners Großmutter Louise Philippine Reuss). Wir erleben die Abschlußfeier der Abiturienten, auf der Ludwig (= Georg) eine Rede hält, und werden mit seinem Schulfreund Wangenrode (= Minnigerode) und einigen der Lehrer bekannt: dem Direktor (Dilthey), Professor Landmann (= Baur) und dem Geographielehrer, dessen Spitzname „Der Frosch“ lautet (= Ernst Theodor Pistor?).

Aber keiner von ihnen ist die Hauptperson des Werkes, die wir bereits ganz zu Anfang kennenlernen: Charlotte Klein, eine vierundzwanzigjährige Waise aus Berlin, die ihrem Bräutigam, dem ehrgeizigen, schwärmerisch-blasierten und dabei talentlosen Dichter Dr. Adolph (bzw. Arthur) Hohenstein, der von Hause aus Bibliothekar war, in dessen Heimatstadt gefolgt ist. Ihr weiteres Schicksal sollte – der Skizze am Schluß des Fragments zufolge – im Mittelpunkt stehen, ihr Tod im Jahre 1848 das Ende des Werkes bilden. Dieses Datum läßt vermuten, daß sich hinter Charlotte Klein Luise Büchners um vier Jahre ältere Freundin Amalie Klönne, die erste Frau Karl Gutzkows, verbirgt. Sie starb am 22. April 1848. Gerade der Hinweis: „Charlotte Klein war eine Waise, aber wohlhabende Verwandte hatten nicht versäumt, ihren Geist und ihr Gemüth so auszubilden, wie es Beider würdig war“²² deutet auf Amalie, deren Stiefvater der königlich schwedische Generalkonsul in Frankfurt, Freinsheim, war. Selbst die Art und Weise, wie sie ihren späteren Ehemann kennenlernte, hat in der Erzählung ihre Entsprechung. Julie von Carlsen berichtete 1879 an Johannes Pröß:

„Amalie war geboren am 15^{ten} Juny 1817. Bald nach ihrer Rückkehr aus dem Reichertischen Institut in Offenbach und kurze Zeit nach ihrer Confirmation, lernte sie im elterlichen Hause Dr. Karl Gutzkow kennen, und verlobte sich mit ihm. Noch zu jung, seinen Geist ganz zu erfassen, aber voll Bewunderung für solch hohen Genius, verlor sie ihr Herz an ihn, u. war seine Braut“.²³

In Luise Büchners Roman heißt es:

„Bei einer Abendgesellschaft in Berlin lernte sie Arthur Hohenstein kennen. [...] Schon am ersten Abend machte er einen bleibenden Eindruck auf ihr Herz. [...] Weit entfernt von der Einfachheit bewegte sich seine Conversation so ruhig im Tone einer höheren Sphäre, daß er schon allein dadurch Charlotten imponirte. Sie hatte Mühe ihm zu folgen, sie bewunderte den Geist, der sich mit so großer Leichtigkeit fast sogar die Ausdrucksweise des Volkes anzueignen wußte, von dessen Literatur oder Sprache er redete. [...] Charlotten's Geist war umstrickt, ehe noch ihr Herz sich's gestehen mochte, daß sie

²² Vgl. Anm. 11, S. 187.

²³ Julie von Carlsen an Johannes Pröß, Darmstadt, 13. August 1879 (StuUB Frankfurt/Main, Slg. Houben, B I Nr. 30).

jedem Abend, den sie in Arthur's Gesellschaft zubringen sollte, mit Spannung entgegen sah.“²⁴

Arthur Hohenstein nun mit Karl Gutzkow zu identifizieren, wäre dagegen verfehlt. Auf ihn will Luise Büchners Charakterzeichnung nicht passen. Möglicherweise hatte sie den Darmstädter Bibliothekar und Dichter Heinrich Künzel²⁵ als Vorbild vor Augen. Die Animositäten Ludwig Brandeis' gegen Hohenstein („ich kann den Doctor nicht leiden“²⁶) hätten dann in Büchners Spott über „H. Dr. H. K.“s „ästhetisches Geschlapp“²⁷ (Künzel war im Februar 1833 zum Dr. phil. promoviert) wiederum eine reale Entsprechung. Daß Luise Büchner bei der Figurenkonstellation mitunter recht freizügig verfuhr, läßt sich u. a. an den Brandeis-Kindern zeigen: sie selbst rückte als „Gustchen“ altersmäßig an die zweite Stelle, obgleich in Wirklichkeit Mathilde (im Text: Sophie) die ältere war. Auch hat sie die Rolle Minna Jaeglés ganz aus Büchners Lebensgeschichte herausgestrichen (zu den Gründen s. u.) und sich selbst als Gustchen zur Pflegerin ihres im Exil sterbenden Bruders gemacht, dessen „treusten Freund“ sie nach seinem Tod heiratet²⁸ – was mit Luise Büchners Biographie natürlich in keiner Weise übereinstimmt. Charlotte Klein und nach ihr Gustchen Brandeis also sind die Hauptpersonen des unvollendet gebliebenen Romans – was aber ist sein Thema? Um diese Frage zu beantworten, bedarf es ergänzenden Materials, das der Ausgabe von Luise Büchner's *Nachgelassenen Schriften* freilich nicht zu entnehmen ist und das auch ihren Geschwistern nicht zugänglich war. Auf die Idee des Romans hatte sie allem Anschein nach ein Freund gebracht: Moritz Hartmann (1821–1872), österreichischer Schriftsteller (*Reimchronik des Pfaffen Maurizius*, 1849) und Paulskirchen-Demokrat, zu dieser Zeit gerade Redakteur der Stuttgarter Zeitschrift *Ueber Land und Meer*. Der auch mit Alexander und Ludwig Büchner bekannte Hartmann hatte sie Ende 1865 aufgefordert, einmal etwas über das politische Leben in Darmstadt zu schreiben, und ferner darum gebeten, sie möge ihm doch eine biographische Skizze ihres Bruders Georg schicken. Luise Büchner antwortete daraufhin mit einem vom 25. November 1865 aus Darmstadt datierten und bislang unbekanntem Brief:

24 Vgl. Anm. 11, S. 188 f.

25 Johann Heinrich Kün[t]zel (1810–1873), Tischlersohn aus Darmstadt; Theologe, Schriftsteller und Übersetzer. Nach Gymnasium in Darmstadt Philosophie- und Theologiestudium in Gießen und Heidelberg, von 1833–1834 an der Hofbibliothek seiner Heimatstadt, 1835 und 1836 Mitarbeit am *Phönix*, danach als Korrespondent in Paris (Bekanntschaft mit Heine) und London. Zu ihm vgl. Walther Fischer: *Des Darmstädter Schriftstellers Johann Heinrich Künzel (1810–1873) Beziehungen zu England*. – Gießen 1939; Lehmann/Mayer, S. 177 ff., und HA II, S. 414 f.

26 Vgl. Anm. 11, S. 233.

27 HA II, S. 421 (Büchner an August Stoeber, Darmstadt, 9. Dezember 1833).

28 Vgl. Anm. 11, S. 262.

„Werther Freund [...]“

Was unsre Residenz betrifft, so ist da freilich wie überall misère genug, ob sich etwas davon zum festen Bilde gestalten läßt, weiß ich noch nicht. Der größte Schandfleck unsrer vaterländischen Geschichte, die Studentenverfolgungen in den 30er Jahren, bietet den bedeutendsten Stoff und diesen habe ich in einem Romane zu bearbeiten begonnen. Er reizt mich um so mehr, als meine frühesten und lebhaftesten Kindereindrücke und Erinnerungen daran haften. Ob es mir gelingt die Sache so auszuführen, wie ich es wünsche, weiß ich freilich noch nicht. Aber, bitte, erwähnen Sie davon gegen Niemanden etwas.

Ihnen etwas über meinen Bruder Georg zu schreiben, ist eine mißliche Sache, um so mißlicher, als bei einer biographischen Skizze seine Braut nicht unerwähnt bleiben könnte, diese aber vor der Welt durchaus nicht mehr wissen will, daß sie einst förmlich mit ihm verlobt war. Wie ich nun auch persönlich über eine solche Wandlung denken mag, so widerstrebt es doch dem Gefühl der Pietät Jemanden zu verletzen, dem man einst so nahe gestanden.

Außerdem zittre ich bei dem Gedanken, daß man vielleicht dadurch irgend einem elenden Schmierer die Veranlassung gäbe, die Literatur mit einem biographischen Roman über G. B. zu bereichern. Ich habe einen wahren Abscheu vor diesen literarischen Mißgeburten. – Wir sprechen einmal darüber. [...]“²⁹

Dabei blieb es zunächst, Hartmann gab sich mit der Auskunft zufrieden. Nach ein paar Wochen fragte er erneut bei Luise an, doch diesmal zielte seine Bitte auf Originalien Georg Büchners. Luise antwortete am 21. Februar 1866:

„Werther Freund [...]“ Wegen Ihres [...] Wunsches, bezüglich meines Bruders, gedulden Sie sich noch ein wenig, ich hoffe in einigen Monaten Ihnen doch etwas zu senden, habe aber vorher noch viele alte Papiere durchzusehen. Georg's Briefe waren wohlgeordnet und wohlbewahrt, als ein Brand, der in unserm Hause ausbrach, Vieles zerstörte und ich erst nachsuchen muß, was noch vorhanden und benutzt werden kann. [...]“³⁰

Luise Büchners Zögern kam, wie wir sahen, nicht von ungefähr. Das Bild, das sie von ihrem Bruder bewahrt hatte, war heiter und harmonisch, und als kurz vor ihrem Tod noch Teile des *Woyzeck* veröffentlicht wurden, geschah das gegen ihren Einspruch (s. Kapitel I. A. 5). Auch in ihrer *Deutschen Geschichte von 1815–1870*³¹, in der sie der hessischen Volksbewegung der dreißiger Jahre sogar ausführlich gedenkt, ist der Name ihres Bruders (nicht dagegen der von Schulz, Weidig, Minnigerode etc.) ausgespart, der Titel seiner Agitationsschrift verstümmelt³².

29 StuLB Wien, I. N. 46675.

30 StuLB Wien, I. N. 46674.

31 Luise Büchner: *Deutsche Geschichte von 1815–1870. Zwanzig Vorträge, gehalten in dem Alice-Lyceum zu Darmstadt.* – Leipzig 1875.

32 In Gießen, berichtet sie da, „erschien, auf einer geheimen Presse gedruckt und heimlich in großer Anzahl verbreitet, ein Blatt: *Der hessische Beobachter*, das mit großer Schärfe und Rücksichtslosigkeit die deutschen und namentlich die hessischen Zustände, da-

Nur über solche Verdrängungen war es Luise Büchner möglich, die Fiktion einer Geistesverwandtschaft zu ihrem Bruder aufrecht zu erhalten. Nirgendwo hat sie das klarer zum Ausdruck gebracht als in ihrem melancholischen Gedicht³³:

„Am Grabe des Bruders.

Nach langem, langem Sehnen
An deinem Grab ich stand,
Nach vielen, bitt'ren Thränen
Sah ich dies Stückchen Land,
Das Alles kalt bedecket,
Woran voll Zärtlichkeit,
Seit Leben ihm erwecket,
Das Kind hing allezeit!

Das Kind – o, Schmerz! ich habe
Dich anders nicht gekannt,
Stiegst jetzt du aus dem Grabe,
Du hät'tst mich kaum erkannt.
Doch wie ich so hier stehe,
Wird E i n s mir wunderbar,
Trotz allem Schmerz und Wehe
Im tiefsten Innern klar.

Zu früh mir hingeschwunden
Warst du mein Lebensstern,
Nach dem in allen Stunden
Ich sah zum Himmel gern;
Sein Strahl ward meine Leuchte,
Zog meinem Geist voran,
Zum Guten, Schönen zeigte,
Zur Wahrheit mir die Bahn.

Und daß in ew'ger Treue
Ihm stets gefolgt mein Herz,
Daß hier ich steh' ohn' Reue,
Dies sänftigt meinen Schmerz;
Daß tief mir im Gemüthe
Dasselbe Feuer wacht,
Das deine Brust durchglühte
Mit seltner Liebesmacht.

bei die sociale Frage stark betonend, brandmarkte“ (S. 247). Erst im Druckfehlerverzeichnis ist der Lapsus korrigiert.

33 In: *Frauenherz. Gedichte* von Luise Büchner. – Hamm ²1864, S. 79 f. Wiederabgedruckt in F, S. 443–444; Prosaübersetzung in der Ausgabe von Dietrich: *Œuvres*, S. 395 f.

So fühl' ich mit Entzücken,
Stünd'st eben du vor mir,
Als Geistesschwester drücken
Wüрд'st du an's Herz mich dir!
Die Hände segnend breiten
Auf meine Stirne bleich,
Mich wie in Kinderzeiten
Anlächelnd mild und weich. –

Muß wieder von ihm gehen,
Dem schmerzlich theuren Ort,
Doch was mir dort geschehen,
Wirkt muthig in mir fort!
Daß so du in mir lebest
Für alle Ewigkeit,
Zum Höchsten mich erhebest –
Dies ist Unsterblichkeit!“

4. Vorgeschichte und Ausarbeitung des *Mémoire sur le système nerveux du Barbeau* Mit Ausblicken auf die Züricher *Probevorlesung*

Es geschah sicherlich nicht nur zur Beruhigung der aufgeregten Eltern, wenn Büchner am 9. März 1835 aus Weißenburg in seinem ersten Brief aus dem französischen Exil schrieb:

„Ich werde das Studium der medicinisch-philosophischen Wissenschaften mit der größten Anstrengung betreiben, und auf d e m Felde ist noch Raum genug, um etwas tüchtiges zu leisten und unsere Zeit ist grade dazu gemacht, dergleichen anzuerkennen.“¹

Tatsächlich war damit auch das eigene Selbstverständnis angesprochen. Büchner hatte sich für den Brotberuf, gegen das ungesicherte Dasein als Berufsliterat entschieden. Die Problematik der „freien“ bürgerlichen Schriftstellerexistenz war ihm zweifellos bewußt. Auch Gutzkows Versicherung, wonach „das beste Mittel der Existenz“ die „Autorschaft“ bleibe², konnte ihn nicht umstimmen. Bekräftigend heißt es im Brief an die Familie vom 20. April 1835 noch einmal:

¹ HA II, S. 436.

² HA II, S. 477 (Brief vom 17. März 1835).

„ich bin entschlossen, meinen Studienplan nicht aufzugeben.“³

Das einzige, was dem allenfalls im Weg stehen konnte, war eine Intervention der darmstädtischen Behörden. „Im Juli“ 1835 äußerte Büchner die Furcht, „daß unsere Regierung uns hier nicht in Ruhe läßt“⁴. Andererseits konnte er „der Verwendung der Professoren Lauth⁵, Duvernoy⁶ und des Doctor Boekels⁷ gewiß“ sein, „die sämtlich mit dem Präfecten gut stehen.“⁸

Im Herbst 1835 waren Büchners Studien so weit gediehen, daß er an eine Promotionsarbeit denken konnte. „Im October“ 1835 schrieb er den Eltern, er sehe sich „eben nach Stoff zu einer Abhandlung über einen philosophischen oder naturhistorischen Gegenstand um“:

„Jetzt noch eine Zeit lang anhaltendes Studium, und der Weg ist gebrochen. Es gibt hier Leute, die mir eine glänzende Zukunft prophezeien.“⁹

Wie sein Bruder Ludwig 1850 berichtete (wohl aufgrund weiterer Briefmitteilungen, die er aus Platzmangel in seiner Ausgabe nicht veröffentlichen konnte), ließen ihn „Nachrichten aus Zürich über die schlechte Besetzung einiger naturwissenschaftliche[r] Fächer [...] den Gedanken fassen, sich für einen Lehrkursus über vergleichende Anatomie, die in Zürich noch nicht vorge-tragen worden war, vorzubereiten.“¹⁰

Damit übereinstimmend heißt es im Brieffragment vom 2. November:

„Aus der Schweiz habe ich die besten Nachrichten. Es wäre möglich, daß ich noch vor Neujahr von der Züricher Facultät den Doctorhut erhalte, in welchem Fall ich alsdann nächste Ostern anfangen würde, dort zu dociren.“¹¹

3 HA II, S. 438.

4 HA II, S. 442.

5 Ernest-Alexandre Lauth (1803–1837), seit 1829 Dozent, ab 1836 Prof. für Physiologie an der Universität, Gründungsmitglied der ‚Société du Muséum d’histoire naturelle de Strasbourg‘ (SMS). Zu ihm vgl. Jean François Becker: *Documents sur la vie et l’œuvre d’ Ernest-Alexandre Lauth (1803–1837)*. – Thèse de méd. Strasbourg 1972.

6 Georges-Louis Duvernoy (1777–1855), Anatom und Zoologe, seit 1827 Prof. für Naturgeschichte an der Universität, ab 1837 am Collège de France. Gründungsmitglied, 1836 Präsident der SMS. Zu ihm vgl. Bernard Guillerey: *Sur la vie et l’œuvre de Georges-Louis Duvernoy (1777–1855)*. – Thèse de méd. Strasbourg 1968.

7 Théodore Boeckel (1802–1869), Dr. med., Bruder von Eugen und Carl Boeckel, Hausarzt von Edouard Reuss, Gründungsmitglied der SMS.

8 Vgl. Anm. 4.

9 HA II, S. 448.

10 N, S. 29.

11 HA II, S. 449.

Kurz vor diesem Datum muß Büchner mit seiner „Abhandlung“ begonnen haben, die ihm dann in der Tat den Dokortitel der Universität Zürich und die *venia legendi* eintragen sollte¹², wenn auch erst elf Monate später als im eben zitierten Brief erwogen. War es vielleicht der ‚Tic‘ Büchners, den notwendigen Zeitaufwand für längerfristige Vorhaben weit zu unterschätzen bzw. ihn rückblickend niedriger anzusetzen als er beanspruchte? „Höchstens fünf Wochen“¹³ will er am *Danton* gearbeitet haben, die fünfmonatige Frist für Cottas Lustspielwettbewerb verpaßte er um 48 Stunden¹⁴, ein dreiteiliges Dramenprojekt, das wir uns angesichts der *Woyzeck*-Fragmente und eines nur aus indirekten Zeugnissen bekannten dritten Stücks ohnehin nicht recht vorstellen können, wollte er „in längstens acht Tagen [...] erscheinen lassen“¹⁵. Noch rätselhafter die obigen Daten in den Briefen an die Familie.

Für seine zoologisch-morphologische Untersuchung über die Nerven der Barbe, einer Karpfenart, kamen Büchner die gründlichen Kenntnisse zugute, die er sich als Straßburger Student, möglicherweise bei Duvernoy¹⁶ (Naturgeschichte), Flamant¹⁷ (Gynäkologie), Ehrmann¹⁸ (Anatomie), Masuyer¹⁹ (med. Chemie) und Ernest-Alexandre Lauth²⁰ (Physiologie) erworben und 1833/34 in Gießen bereits unter Beweis gestellt hatte. Dort war ihm neben dem philosophisch-mathematischen Pflichtstudium²¹ nur wenig Zeit für die vergleichende Anatomie geblieben. Carl Vogt erinnerte sich später nur an ein Kolleg bei Friedrich Christian Gregor Wernekink²², das er zusammen mit Büchner (und Carl Cratz, später ebenfalls politischer Flüchtling in Zürich²³) im Wintersemester 1833/34

12 S. Kapitel III. 5.

13 Büchner an Gutzkow, Darmstadt, 21. Februar 1835 (*HA II*, S. 435).

14 Vgl. Gutzkows Notiz in *Beurmann's Telegraph*, Frankfurt/M., Nr. 41, September 1837, S. 328.

15 Vgl. Büchners Brieffragment, Anfang 1837 (*HA II*, S. 464).

16 S. Anm. 6.

17 Pierre-René Flamant (1762–1832), trotz seines hohen Alters damals noch als Prof. für Geburtshilfe tätig.

18 Karl Heinrich Ehrmann (1792–1878), Schüler von Thomas Lauth und als dessen Nachfolger seit 1826 Prof. für Anatomie, Direktor des anatomischen Museums, Gründungsmitglied der SMS.

19 (1761–1849), von 1798 bis 1837 Prof. an der Universität.

20 S. Anm. 5.

21 U. a. wahrscheinlich Logik, Psychologie, Universal-Geschichte und reine Mathematik, wie es der zeitüblichen Norm entspräche. In den wenigen enthaltenen Hörerverzeichnissen der med. Fakultät taucht Büchner nicht auf.

22 (1798–1835), Prof. für Anatomie und Mineralogie an der Universität.

23 (1809–?), aus Nassau, Anfang der dreißiger Jahre stud. med. in Greifswald (Burschenschaftler), dann in Gießen und zuletzt in Zürich; 1834/35 leitende Tätigkeit in den deutschen Handwerkervereinen am Zürichsee, 1836 Vorstands-Mitglied des ‚Jungen Deutschland‘, im September Verhaftung und Ausweisung nach England, 1838 (?) in Paris, 1842 als Dr. med. im Elsaß. Soll im Wahnsinn gestorben sein. Vgl. *GB I/III*, S. 54 f. und unten S. 380.

besucht hatte. Wernekink las u. a. über Anatomie des Gehirns, der Sinnesorgane und ihre Entwicklungsgeschichte sowie über vergleichende Anatomie im allgemeinen und war auch der Leiter der praktischen Sezierungübungen. Vogt bezeichnete ihn als „trefflichen Präparator“, der den Studenten „die damals landläufigen Wirbeltheorien“ demonstriert habe²⁴ – vermutlich eine der entscheidenden Anregungen für Büchners experimentelle „Beschäftigung mit der Anatomie des Zentralnervensystems“²⁵. Nach Vogts Urteil soll Büchner damals „sehr eifrig“ bei der Sache gewesen sein: „seine Diskussionen mit dem Professor zeigten uns beiden andern bald, daß er gründliche Kenntnisse besitze, welche uns Respekt einflößten.“²⁶

Daß Büchner zum Gegenstand seiner Dissertation gerade eine Fischart wählte, hatte einerseits sicher örtliche Gründe im Fischreichtum von Rhein, Ill und Breusch. Zum andern entspricht dies Büchners Überzeugung, wonach „die einfachsten Formen [. . .] immer am Sichersten [leiten]“²⁷: „en partant des organisations les plus simples et en s'élevant peu à peu aux plus développées“ müsse der Weg der Betrachtung gehen²⁸. Wer aber mit der niedrigsten Klasse der Wirbeltiere, also den Fischen, beginne, um ihr Nervensystem mit dem verschiedener anderer Wirbeltierarten zu vergleichen und Gesetze zu suchen, nach denen gewisse Typen sich bilden und modifizieren, der finde sich alsbald vor äußerst widersprüchliche Forschungsergebnisse gestellt:

„Les anatomistes ne peuvent s'entendre sur le nombre, la signification et la distribution des nerfs.“²⁹

Auch die Beschreibungen des Ursprungs und des Verlaufs der Nerven seien oft einander völlig widersprechend. Büchners Abhandlung sollte die Widersprüchlichkeiten weitestmöglich beseitigen und zur Lösung der am Anfang der Dissertation benannten Probleme beitragen, die ihn auch noch in der *Probevorlesung* beschäftigten:

„Wie können die Massen des Gehirns auf die einfache Form des Rückenmarks zurückgeführt werden? Wie kann man die in ihrem Ursprung und Verlauf so verwickelten Nerven

24 Vogt, S. 120.

25 Döhner, S. 45.

26 Vogt, S. 121.

27 HA II, S. 296 (*Probevorlesung*). Carus bezeichnet die Karpfenfische in seiner von Büchner mehrfach herangezogenen Abhandlung *Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüsts* als „Genus“, in dem sich alles, „was diese Abtheilung charakterisirt, in den einfachsten Zahlenverhältnissen und reinster Form darstellt“; in ihnen sei „der Typus, die mathematische Urform [. . .] besonders deutlich ausgesprochen“ (Leipzig 1828, S. 115).

28 HA II, S. 65 (*Mémoire*).

29 Ebd.

des Gehirns mit den so gleichmäßig mit ihrer doppelten Wurzelreihe längs des Rückenmarks entspringenden und im Ganzen so einfach und regelmäßig verlaufenden Spinalnerven vergleichen, und wie endlich ihr Verhältniß zu den Schädelwirbeln darthun?“³⁰

Diese Fragen nahmen Büchner Ende 1835/Anfang 1836 so in Anspruch, daß er „einen vollen Winter und ein halbes Frühjahr nicht aus seinen 4 Wänden“ kam.³¹ Da seine überlieferten Briefe keine Auskunft über den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten geben, ist wieder Ludwig Büchners Biographie heranzuziehen:

„Der berühmte L a u t h und D ü v e r n o y , Professor der Zoologie, leisteten ihm für diese Studien allen Vorschub, und machten ihm den Gebrauch der Stadtbibliothek sowohl, als einiger bedeutenden Privatbibliotheken möglich. [...] Seine vergleichend anatomischen Studien führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches, welches ihm die Idee gab, eine Abhandlung über diesen Gegenstand zu schreiben. [...] Da nun Büchner die Absicht hatte, schon im Frühjahr des Jahres 1836 nach Zürich als Privatdocent zu gehen, so beeilte er sich mit seiner Abhandlung sehr. Im März 1836 war sie fertig, und nachdem er in der S t r a ß b u r g e r g e l e h r t e n G e s e l l s c h a f t f ü r N a t u r w i s s e n s c h a f t e n mit sehr großem Beifall drei Vorträge über den Gegenstand gehalten hatte, beschloß die Gesellschaft auf Antrag der Professoren Lauth und Düvernoy, die Abhandlung in ihre Annalen aufzunehmen und dieselbe zum Druck auf ihre Kosten zuzulassen. Zugleich ernannte sie Büchner zum correspondirenden Mitglied.“³²

Nehmen wir noch Büchners Brief an Eugen Boeckel vom 1. Juni 1836 hinzu, der von „3 verschiedenen Sitzungen“ der Straßburger ‚Société du Muséum d’histoire naturelle‘ berichtete, in denen er (am 13. und 20. April und am 4. Mai 1836, jeweils Mittwoch abends) „3 Vorträge“ gehalten habe³³, so waren dies bisher die einzigen Quellen über Büchners Verbindung zu dieser 1828 gegründeten Gelehrtenvereinigung. Nachforschungen in den Straßburger Archives de la Ville haben jetzt im umfangreichen Archiv der ‚Société‘ eine Reihe von weiteren Dokumenten erschlossen.

Unser Interesse gilt in erster Linie den handschriftlichen Sitzungsprotokollen, in denen Büchner immerhin siebenmal erwähnt ist. Darunter befindet sich auch das Resümee seiner drei Vorträge, das in französischer Sprache abgefaßt ist und wahrscheinlich den damaligen Sekretär der ‚Société‘, Dominique-Auguste Lereboullet³⁴, zum Verfasser hat. Die in Paris erscheinende Fachzeitschrift *L’Institut*

30 HA II, S. 294.

31 Büchner an Boeckel, Straßburg, 1. Juni 1836 (HA II, S. 458).

32 N, S. 29 ff.

33 HA II, S. 457.

34 (1804–1865), Schüler und Freund Duvernoys, ab 1838 Prof. für Zoologie und Tierphysiologie, später Präsident der SMS und Dekan der faculté des sciences.

brachte dieses Protokoll am 7. September in einem wortgetreuen Abdruck, den Otto Döhner entdeckt hat; eine darauf fußende vollständige deutsche Übersetzung erschien im Oktober in Frorieps *Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde*³⁵. Wie sich zeigen wird, las Büchner aus einer Arbeit *sur les nerfs des poissons*, die Untersuchung war dem Titel nach also noch nicht auf die Barbe eingeschränkt.

„Séance du 13 avril 1836.

Présens MM. Duvernoy³⁶, Voltz³⁷, de Billy³⁸, Fée³⁹, Schimper⁴⁰, Engelhard⁴¹, Hervé⁴², Kirschleger⁴³, Münch⁴⁴, Büchner, Grenier (de Besançon)⁴⁵, Gressly⁴⁶, Steinheil⁴⁷, Lereboullet⁴⁸.

[...]

M. Büchner lit une 1^{ère} partie d'un travail étendu sur les nerfs des poissons.

[...]“⁴⁹

„Séance du 20 avril 1836

Presens MM. Duvernoy⁵⁰, Herrenschnneider⁵¹, Al. Lauth⁵², Fée⁵³, Voltz⁵⁴, Münch⁵⁵, De Billy⁵⁶, Fréd. Lauth⁵⁷, Büchner, Boeckel⁵⁸, Lereboullet⁵⁹.

[...]

M. Büchner continue la lecture de son mémoire sur les nerfs des poissons.

[...]“⁶⁰

35 Vgl. Döhner, S. 78.

36 S. Anm. 6.

37 Louis-Philippe Voltz (1785–1840), Bergwerksdirektor, Gründungsmitglied der SMS.

38 Edouard de Billy (1802–1874), Bergwerksingenieur, später Generalinspekteur der Bergwerke.

39 Antoine-Laurent-Apollinaire Fée (1789–1874), Militärapotheker, seit 1833 Prof. für Botanik und Naturgeschichte der Medizin an der Universität, später Direktor des botanischen Gartens.

40 Guillaume-Philippe Schimper (1808–1880), Forschungsreisender.

41 Maurice Engelhardt, Chef des Bürgermeisteramtes.

42 Amand-Constant Hervé, Offizier.

43 Frédéric Kirschleger (1804–1869), seit 1835 Prof. für Naturgeschichte an der Pharmazieschule und an der Universität.

44 Direktor der Industrieschule.

45 Arzt in Besançon.

46 Präparator in Soleure.

47 Militärapotheker.

48 S. Anm. 34.

49 Archiv der ‚Société du Muséum d'histoire naturelle‘ (Archives de la Ville de Strasbourg), IX, fol. 69.

50 S. Anm. 6.

51 Johann Ludwig Alexander Herrenschnneider (1760–1843), seit 1803 Prof. für Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie und Philosophie an der protestantischen Akademie, dann am prot. Seminar; seit 1830 Honorarprofessor an der Universität, auch Meteorologe.

52 S. Anm. 5.

53 S. Anm. 39.

54 S. Anm. 37.

55 S. Anm. 44.

56 S. Anm. 38.

57 Frédéric Lauth, Dr. med.

58 S. Anm. 7.

59 S. Anm. 34.

60 S. Anm. 49, fol. 70 f.

Während die Protokolle der beiden ersten Sitzungen die öffentliche Lektüre, wie man sieht, nur vermerken, findet sich unter dem Datum des 4. Mai Büchners Vortrag auf 4 Folioseiten zusammengefaßt⁶¹. Dabei muß dem Schreiber Büchners Manuskript vorgelegen haben, denn es handelt sich keineswegs um Stichwortnotierungen, sondern um ein vollständig ausformuliertes Resümee mit einigen kleineren Sofort- und wenigen Spätkorrekturen. Darüber hinaus gibt es zahlreiche wortwörtliche Übernahmen, die bei einer Sofortmitschrift ausgeschlossen wären, da es sich zum Teil um längere Passagen handelt⁶².

Da das Protokoll also auf der Urfassung von Büchners *Mémoire* beruht und einen gewissen Grad an Autorisation besitzt, schlage ich vor, diesen Text in einer künftigen Edition des *Mémoire* als Anhangstext aufzunehmen. Die Abweichungen, die sich zum Druck in *L'Institut* ergeben, müßten dann ebenfalls untersucht und gedeutet werden; es ist durchaus denkbar, daß Büchner an der Redaktion beteiligt war.

„Séance du 4 mai 1836

Présents: MM. Duvernoy⁶³, Herrensneider⁶⁴, Ehrmann⁶⁵, Schimper⁶⁶, Engelhardt⁶⁷, Gressly⁶⁸, Hecht⁶⁹, Kirschleger⁷⁰, Fréd. Lauth⁷¹, Steinheil⁷², Lereboullet⁷³

[...]

61 Ebd., fol. 72–73.

62 Ich greife ein Beispiel heraus:

Protokoll

„Si l'on compare les nerfs cérébraux des poissons aux nerfs des autres vertébrés, on trouve 6 paires qui sont communes à tous, savoir: l'olfactif, l'optique avec les nerfs musculaires de l'œil, le trijumeau, l'acoustique, le vague et l'hypoglosse. Les nerfs facial, glosso-pharyngien et accessoire de Willis, au contraire, ne se montrent originairement que comme des branches du trijumeau et du nerf vague, et, dans les différentes classes, apparaissent tantôt comme des ramifications de ces nerfs, tantôt comme des nerfs isolés.“

Mémoire

„En comparant les nerfs cérébraux des poissons à ceux des autres vertébrés, l'on trouve six paires, savoir: l'olfactif, l'optique, le trijumeau, l'acoustique, le vague et l'hypoglosse, qui se recontrent dans toutes les classes, et qui, dans toutes, se présentent comme des nerfs séparés et, pour ainsi dire, comme des nerfs spinaux d'une puissance supérieure, ainsi que je vais le démontrer. [...] Les trois autres paires, au contraire, le facial, le glosso-pharyngien et l'accessoire de Willis, se montrent tantôt, et tantôt disparaissent dans les différentes classes et genres, en se séparant tantôt des nerfs vague et trijumeau [...]“ (HA II, S. 109).

63 S. Anm. 6.

64 S. Anm. 51.

65 S. Anm. 18.

66 S. Anm. 40.

67 S. Anm. 41.

68 S. Anm. 46.

69 Émile-Louis Hecht (1802–1856), Apotheker, ab 1842 Dozent an der École de pharmacie.

70 S. Anm. 43.

71 S. Anm. 57.

72 S. Anm. 47.

73 S. Anm. 34.

Mr. Büchner termine la lecture de son travail sur les nerfs des poissons.

D'après les recherches de cet anatomiste faites principalement sur le barbeau, 58 paires de nerfs partent du cerveau et de la moelle épinière; de ce nombre, 10 ont leur origine dans l'intérieur de la cavité crânienne et portent le nom de nerfs cérébraux; ce sont d'après l'auteur: l'olfactif, l'optique, l'oculo-moteur, le pathétique, l'abducteur, le trijumeau, le glosso-pharyngien, l'acoustique, le vague et l'hypoglosse.

Pour mieux faire saisir les rapports entre l'origine de ces nerfs et les cordons médullaires, M. Büchner présente d'abord quelques considérations sur la structure du cerveau.

La moelle épinière se compose de 4 cordons, deux supérieurs et deux inférieurs; ces cordons forment les corps pyramidaux supérieurs et inférieurs, lesquels, en s'épanouissant donnent naissance à la masse cérébrale elle-même. Les pyramides inférieures se divisent en deux faisceaux, un externe et un interne; les pyramides supérieures se divisent aussi en deux faisceaux, un supérieur et un inférieur; ces quatre faisceaux, par leurs épanouissement, forment les différents organes cérébraux.

Après ces considérations, M. Büchner décrit les 10 paires cérébrales en s'attachant particulièrement à bien préciser leur origine.

Le *nerf optique* provient immédiatement du feuillet externe des tubercules optiques; son origine fait voir qu'il appartient entièrement aux cordons supérieurs. Au devant du lobule optique de Serres, il s'unit à celui du côté opposé par une commissure; l'entrecroisement des fibres est complet.

L'*olfactif* paraît provenir du faisceau qui des pyramides supérieures, se porte dans les cuisses du cerveau; il appartient donc aussi aux cordons supérieurs de la moelle. Il s'unit également à celui du côté opposé, par une commissure.

L'*oculo-moteur commun* s'insère sur les pyramides inférieures; il se distribue aux muscles de l'œil, comme chez l'homme; de plus il reçoit un filet du nerf ophthalmique de Willis et envoie un rameau dans le globe de l'œil.

Le *nerf pathétique* provient des parties latérales de la moelle, près du bord du faisceau pyramidal inférieur qui pénètre dans les tubercules optiques.

L'*abducteur* naît des pyramides inférieures, derrière les éminences mamillaires.

Le *trijumeau*, semblable à un nerf spinal, est formé par deux racines, une antérieure et une postérieure, qui proviennent des pyramides inférieures et supérieures. La racine postérieure se renfle en un ganglion très-fort, irrégulier; l'antérieure longe le bord interne du ganglion et se porte à la rencontre des branches du nerf. Ces branches qui partent du ganglion sont au nombre de 5; M. Büchner les désigne sous les noms d'ophthalmique, maxillaire, sphéno-palatine, operculaire et récurrent.

L'ophthalmique de Willis envoie un filet à l'iris; les rameaux sphéno-palatine et maxillaire répondent aux nerfs maxillaires supérieur et inférieur; le rameau operculaire représente le nerf facial des animaux supérieurs. Si cette assertion est exacte, le nerf facial serait donc; primitivement un rameau du trijumeau. Ce rameau se distribue aux muscles des opercules, de l'appareil tympanique et à la membrane branchiostège. Le rameau récurrent est très-remarquable et semble particulier aux cyprins. Il provient des bords postérieur et inférieur du ganglion, se porte en arrière dans l'intérieur de la cavité du crâne, sur les côtés de la moelle allongée et se divise en deux branches, l'une supérieure qui se rend au ganglion du nerf vague, l'autre inférieure, qui s'unit aux racines de l'hypoglosse. Ce rameau, dit M. Büchner, est difficile à déterminer; je crois qu'il répond au long rameau latéral du trijumeau observé dans d'autres poissons par Cuvier, Weber et Desmoulins.

Le *nerf acoustique* provient des parties latérales de la moelle, derrière les racines postérieures du trijumeau. On peut suivre son faisceau de racines jusqu'au tubercule impair du

4^e ventricule; il appartient ainsi aux pyramides supérieures. Il se divise de suite, sans sortir du crâne, en deux faisceaux; l'un, supérieur, qui se rend aux deux ampoules antérieures et au vestibule, l'autre, inférieur, qui passe entre les fibres du récurrent et se rend à l'ampoule postérieure.

Le *glosso-pharyngien* naît, au devant du nerf vague, des pyramides supérieures, traverse un trou de l'occipital latéral inférieur et se rend au 1^{er} arc branchial et à la peau de la cavité buccale. Ce nerf se montre ici comme un rameau du nerf vague.

Le *nerf vague* provient de ce qu'on appelle les *lobes du nerf vague*, reçoit en outre un faisceau de racines du bord supérieur du 4^e ventricule puis se renfle en un énorme ganglion, duquel partent, en avant, les nerfs branchiaux, en arrière, les nerfs pharyngiens, le rameau intestinal et le rameau latéral. De plus il fournit 4 ou 5 faisceaux nerveux qui vont animer l'organe glanduleux qui tapisse la voûte palatine des cyprins et que l'on connaît sous le nom de *langue de carpe*.

Chaque branche reçoit 3 nerfs, lesquels sont pourvus chacun d'un renflement ganglionnaire. Le rameau intestinal donne des filets au pharynx, envoie un rameau délié au cœur; puis, après avoir fourni 3 ou 4 filets au canal intestinal, il s'unit, du côté droit, au nerf splanchnique. Le rameau latéral court un peu au dessus de la ligne latérale, dans toute la longueur du tronc, jusqu'à la nageoire caudale, où il se divise en deux filets, s'anastomose avec les nerfs de la queue, et envoie des ramifications aux rayons de cette nageoire.

Pendant son trajet, ce nerf s'anastomose avec des rameaux superficiels provenant des nerfs spiraux et donne des filets dont quelques uns se rendent à la peau. On ignore encore si ce nerf préside à la sensibilité ou à la motilité, ou s'il sert à la respiration cutanée.

Le *nerf hypoglosse* naît de la moelle allongée, derrière le 4^e ventricule, par deux racines, l'une supérieure, déliée, l'autre inférieure, large. Il s'unit à la branche inférieure du récurrent, pénètre par le grand trou ovale dans l'occipital latéral inférieur, s'anastomose avec le 1^{er} nerf spinal, et se divise en deux branches: la postérieure se rend aux muscles des nageoires pectorales, l'antérieure, au muscle sterno-hyoïdien.

Les *nerfs spinaux* naissent tous par deux racines, une supérieure et une inférieure, passent entre deux vertèbres, envoient, supérieurement, des filets aux muscles de l'épine, et se divisent en deux rameaux, un superficiel et un profond, qui longent les côtés et se distribuent aux muscles du tronc. La racine supérieure de tous les nerfs spinaux est munie d'un ganglion considérable.

Le *nerf grand sympathique* ne consiste qu'en un filet très-faible, situé le long de la colonne vertébrale, dans la plus grande partie de son étendue. Ce filet est sans renflements notables, cependant on aperçoit 8 ou 10 ganglions dans sa partie antérieure, dont les 3 premiers surtout sont très-apparents; le plus antérieur se confond avec le rameau operculaire du trijumeau. De ces ganglions partent des filets qui s'anastomosent avec l'hypoglosse, le glosso-pharyngien, et le vague; d'autres filets vont aux branchies; enfin le dernier rameau constitue le nerf splanchnique qui s'unit au rameau intestinal du nerf vague. Le tronc qui en résulte accompagne l'artère coéliqua, envoie des filets au foie, à la rate, au canal intestinal et se termine par un petit ganglion duquel part le plexus séminal.

Si l'on compare les nerfs cérébraux des poissons aux nerfs des autres vertébrés, on trouve 6 paires qui sont communes à tous, savoir: l'*olfactif*, l'*optique* avec les nerfs musculaires de l'œil, le *trijumeau*, l'*acoustique*, le *vague* et l'*hypoglosse*. Les nerfs facial, glosso-pharyngien et accessoire de Willis, au contraire, ne se montrent originellement que comme des branches du trijumeau et du nerf vague, et, dans les différentes classes, apparaissent tantôt comme des ramifications de ces nerfs, tantôt comme des nerfs isolés. M. Büchner appelle le 1^{er} groupe: *nerfs primitifs*, et le 2^e *nerfs dérivés*.

Les nerfs primitifs se comportent comme des nerfs spinaux, en ce que chacun d'eux, à l'exception de l'olfactif et de l'acoustique, naît par deux racines des cordons supérieurs et inférieurs de la moelle, et qu'en outre, la racine supérieure de l'hypoglosse, du trijumeau et du nerf vague se renfle en un ganglion. Pour le nerf optique, la réunion des deux racines n'a pas lieu, la racine inférieure reste séparée et se divise même en 3 nerfs isolés: l'oculomoteur, le pathétique et l'abducteur. — Pour les nerfs acoustique et olfactif, la racine supérieure est seule apparente, déjà dans les poissons. Ils se comportent comme l'hypoglosse dans l'homme, où en général la racine inférieure est seule visible, tandis que dans les poissons et dans quelques mammifères on trouve aussi la racine supérieure.

Les nerfs primitifs se divisent aussi en deux groupes; l'un qui comprend l'optique et l'acoustique, nerfs de la lumière et du son, est l'expression la plus pure de la vie animale. L'autre groupe qui comprend les nerfs olfactif, trijumeau, vague et hypoglosse, forme le passage de la vie de nutrition à la vie animale, et se comporte à l'égard des organes de la vie de nutrition, le poumon, le canal digestif, le nez, la cavité buccale et la langue, comme les nerfs lombaires à l'égard des organes de la reproduction.

Aux 6 paires de nerfs primitifs des cyprins correspondent 6 renflements en partie pairs, en partie impairs, lesquels constituent les masses cérébrales. On trouve dans le trigle un passage de ces renflements à la moelle de l'épine; en effet, dans ce poisson, 6 paires de renflements correspondent aux 6 premières paires de nerfs spinaux. Cette circonstance, dit M. Büchner, fait voir que les masses cérébrales sont dans l'origine de simples renflements.

Enfin aux 6 paires de nerfs primitifs correspondent 6 vertèbres crâniennes. On voit, chez les cyprins, une transition manifeste à cette formation, dans les 3 premières vertèbres cervicales, dans lesquelles on peut déjà reconnaître la composition des vertèbres crâniennes.⁷⁴

Fassen wir den Inhalt zunächst kurz zusammen, um dann die protokollierte „Urfassung“ mit der Endfassung im *Mémoire* zu vergleichen.

Der Referent informiert seine Zuhörer als erstes über die Beziehungen zwischen Gehirn- und Rückenmarksnerven und berichtet danach über seine Forschungen zur Entstehung und zum Verlauf der 10 Hirnnerven im einzelnen: den *Opticus*, *Olfactorius*, *Oculomotorius*, *Patheticus*, *Abductor*, *Trigeminus* (mit seinen Hilfsnerven *Ophthalmicus Willisii*, *Maxillaris superior* und *inferior*, *Ramus opercularis* und *recurrens*), den *Acusticus*, *Glossopharyngeus*, *Vagus* und *Hypoglossus*. Anschließend beschreibt er die Entstehung und den Verlauf der Rückenmarksnerven und des *Nervus Sympathicus*.

In einem zweiten (später: philosophischen) Teil⁷⁴ vergleicht er die Gehirnnerven der Fische mit denen anderer Wirbeltiere. Dabei teilt er die gefundenen Nervenpaare in sechs ursprüngliche, die sich bei allen Klassen fänden, und drei abgeleitete ein, die ein Spezifikum einiger Arten seien. Abschließend weist er auf die Entsprechung der ursprünglichen Nerven mit den Gehirnmassen hin, die ursprünglich nur Anschwellungen (Höcker) seien, von denen bei den Cypri-

74 „Partie philosophique“ (*Mémoire*); HA II, S. 103 ff.

nen eine jede einem Nerv entspreche. Analog dazu entsprächen den sechs ursprünglichen Nerven sechs Schädelwirbel.

Wenn das Protokoll die quantitativen Relationen von Büchners Vortrag – den er wahrscheinlich mit Hilfe von Präparaten anschaulich gestaltete – korrekt widerspiegelt, dann hätte er hauptsächlich die anatomischen Befunde der *Partie descriptive* referiert ($\frac{2}{3}$), die vergleichend-anatomischen Überlegungen des philosophischen Teils dagegen kürzer ($\frac{1}{3}$), wie dies auch den Verhältnissen im *Mémoire* entspricht (S. 1–32 bzw. 33–49⁷⁵). Auf der andern Seite lassen sich auch Stellen zeigen, in denen der Vortrag von der Dissertation abweicht. So begann Büchner offenbar mit der Benennung der zehn Nervenpaare, ehe er zur Beschreibung des Rückenmarks übergang; im Druck ist die Reihenfolge umgekehrt. Bei der Aufzählung der zehn Nervenpaare rangiert der *Nervus opticus* im gesamten Vortrag immer an erster Stelle, während er in der Dissertation hinter dem *Nervus olfactorius* auf den zweiten Platz verwiesen wird⁷⁶. Im *Mémoire* wird es später auch einen eigenen Abschnitt geben, in dem Büchner nachweist, mit welchen Nerven der höheren Wirbeltiere sich die zehn beschriebenen Nervenpaare der Fische vergleichen lassen. Dabei untersucht er insbesondere die Seitenäste des *Trigeminus* (*Ramus pterygo-palatinus*, *Ramus opercularis*, *Ramus recurrens*), den *Vagus*, *Hypoglossus* und *Glossopharyngeus*, um aus dem Verlauf der Nerven auf ihre Funktion zu schließen. Im Vortrag hat Büchner die dazugehörigen Forschungsergebnisse seiner Vorgänger Serres und Desmoulins (zum *Ramus opercularis*) bzw. von Cuvier, Weber und Desmoulins (zum *Ramus recurrens*) noch im Zusammenhang des beschreibenden Teils referiert. Dasselbe gilt für die Erwähnung der zweifelhaften Funktion des *Ramus lateralis*, die in der Urfassung bei der Besprechung des *Nervus vagus* erscheint. In der Dissertation sind alle diese Passagen in den philosophischen Teil eingefügt (S. 32–36⁷⁷). Dabei kam wahrscheinlich auch der folgende Text hinzu, die erste von insgesamt drei Passagen, in denen der Züricher „Doktorvater“ namentlich zitiert wird:

„Du reste, les filets que le nerf facial donne à l'oreille externe et interne des classes supérieures, rappellent toujours le rapport primitif qui existe entre ce nerf et les branchies; car, ainsi que l'a démontré Oken, l'oreille, à l'exception du labyrinthe, n'est autre chose qu'une transformation de la cavité branchiale.“⁷⁸

75 HA II, S. 65–103 bzw. 103–125.

76 Vgl. HA II, S. 73 ff.

77 HA II, S. 103–109.

78 HA II, S. 105.

Schließlich fehlen im Vortrag Belege für jene Parteien, denen in der Dissertation die Seiten 1–3 (Anfang) und 43–49 (Schluß) entsprechen.⁷⁹ Es wäre jedoch zu kurz gegriffen, wollte man daraus schließen, Büchner hätte diese Stellen erst später hinzugefügt. Der abrupte Schluß des Protokolls entspricht sicher nicht dem Ende des Vortrags. Vielmehr bedurfte die These von der Entsprechung der sechs ursprünglichen Nerven mit sechs Schädelwirbeln einer abgesicherten Beweisführung, wie sie Büchner in seiner Dissertation ja in der Tat auf den Seiten 43–48 auch gibt. Vielleicht hat sie der Protokollant deshalb nicht notiert, weil Büchner hier relativ unsicher argumentieren mußte: „cependant il faut que je signale une difficulté que je n'ai pu vaincre“⁸⁰, „je ne saurais le dire positivement“⁸¹. Anders verhält es sich beim unmittelbaren Beginn bzw. Ende des *Mémoire*. Den Anfang und Schluß benutzt Büchner zwar, durchaus herkömmlich, zur Ein- und Ausleitung, d. h. für Parteien, die sich für eine Zusammenfassung neuer Forschungsergebnisse wenig eignen. Andererseits verstand er es, gerade an diesen Stellen naturphilosophische Akzente zu setzen. Gleich zu Beginn sieht er seine Forschungen der „école allemande“ verpflichtet, und dies verweist wiederum nach Zürich:

„Quel est le rapport des nerfs cérébraux avec les nerfs spinaux, les vertèbres crâniennes et les renflements du cerveau? Quels sont ceux d'entre eux qui se trouvent les premiers au bas de l'échelle des animaux vertébrés? Quelles sont les lois d'après lesquelles leur nombre est augmenté ou diminué, leur distribution plus compliquée ou plus simple? – Questions importantes, qui ne pourront être résolues que par la méthode *génétique*⁸², c'est-à-dire par une comparaison scrupuleuse du système nerveux des vertébrés en partant des organisations les plus simples et en s' élevant peu à peu aux plus développées. Mais en commençant ces recherches par la dernière classe des vertébrés, les poissons, on est embarrassé aussitôt par les données les plus contradictoires. Les anatomistes ne peuvent s'entendre sur le nombre, la signification et la distribution des nerfs. Le nombre des paires cérébrales qu'ils admettent varie de huit à onze. Les nerfs facial, glosso-pharyngien, hypoglosse et accessoire de Willis, sont tantôt admis, tantôt niés dans les poissons. Le même nerf est décrit sous les noms les plus différents; les descriptions de l'origine et de la distribution sont souvent diamétralement opposées. C'est à la nature elle-même qu'il faut s'adresser pour résoudre le problème: puisse mon travail contribuer à cette solution! J'ai choisi particulièrement pour objet de mes recherches les Cyprins, comme offrant, d'après Carus, le type le plus pur des poissons osseux. D'ailleurs le système nerveux des poissons de cette famille offre quelques particularités très-remarquables, décrites par Weber, Desmoulins et Bischoff. Je donne ici la description des nerfs du Barbeau, à laquelle j'ajouterai, là où je le jugerai convenable, les particularités que m'ont offertes les autres poissons que j'ai disséqués.“⁸³

79 HA II, S. 65–77 bzw. 117–125.

80 HA II, S. 122.

81 HA II, S. 124.

82 „Terme emprunté à l'école allemande: *Die genetische Methode*.“ (Anm. im Original).

83 HA II, S. 65 f.

Ganz besonders deutlich wird das am Schluß, wo Büchner sich klar auf die Seite Okens, Goethes und Carus' stellt, wenn er die Intention seiner Arbeit als Suche nach dem Urtypus charakterisiert, einem „type primitif“ oder allgemeinen Organisationsplan, aus dem heraus sich alle Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten der Wirbeltiere entwickelt hätten. In seinem Vortrag hat er eine solche Festlegung sicher vermieden.

„Pour résumer mon travail, je crois avoir prouvé qu'il y a six paires de nerfs cérébraux primitifs, que six vertèbres crâniennes y répondent, et que le développement des masses cérébrales se fait en raison de leur origine, d'où résulte que la tête n'est que le produit d'une métamorphose de la moelle et des vertèbres, et que les organes de la vie végétative, placés au devant de la colonne vertébrale, doivent se retrouver au devant du crâne, quoique à un degré supérieur. [...]

Je ne nie pas les grandes différences entre la tête et le tronc, entre le cerveau et la moelle épinière, entre les nerfs cérébraux et les nerfs spinaux; je ne veux que démontrer le type primitif, d'après lequel ces parties se sont développées. Ce n'est qu'en cherchant obstinément des faits difficiles à expliquer, arbitraires à ce qu'il paraît, qu'on peut méconnaître un pareil type. La nature est grande et riche, non parce qu'à chaque instant elle crée arbitrairement des organes nouveaux pour de nouvelles fonctions; mais parce qu'elle produit, d'après le plan le plus simple, les formes les plus élevées et les plus pures.“⁸⁴

Außerdem beschäftigt sich Büchner in der Dissertation stärker mit Problemen der Homologisierung und Abwandlung. So versucht er zu zeigen, daß verschieden gestaltete Teile dennoch einen gemeinsamen Ursprung haben, und nennt als Beispiele die Kiemennatur der Schlundzähne, die Lungennatur der Schwimmblase, die Metamorphose der Kiemenhöhle zum Ohr. So explizit dürfte er das in seinem Vortrag ebenfalls nicht ausgeführt haben.

Neben diesen Umstellungen und Ergänzungen, die den Wechsel des Adressaten der Arbeit berücksichtigen (jetzt: die Züricher Fakultät), dürfte Büchner die meiste Zeit auf das Anfertigen der Vorlagen für die Lithographien und der dazugehörigen umfangreichen Erläuterungen verwendet haben. Der 57seitigen Abhandlung (im Quartformat) ist eine Faltafel beigegeben, deren 20 Einzelabbildungen sämtliche von Büchner erwähnten Gehirnteile, Nervenfasern und sonstigen anatomischen Befunde auf das Genaueste wiedergeben. Sie werden auf 7 Seiten im Detail beschrieben. Für das Verständnis der Arbeit war dieser Bild/Textanhang in sorgfältiger Ausführung⁸⁵ unerlässlich. Die Dissertation wurde schließlich erst am 31. Mai, d. h. fast vier Wochen nach dem letzten Vortrag, „vollständig fertig“. „Sie hat sich viel weiter ausgedehnt, als ich Anfangs dachte“, berichtete Büchner seinem Studienfreund Boeckel nach Wien, „und ich

⁸⁴ HA II, S. 124 f.

⁸⁵ Sie wurde, laut Signum, von F. Hagen besorgt, wahrscheinlich einem Angestellten der Lithographieanstalt Simon fils (s. u.).

habe viel gute Zeit mit verloren; doch bilde ich mir dafür ein sie sey gut ausgefallen – und die société d'histoire naturelle scheint der nämlichen Meinung zu seyn. Ich habe in 3 verschiedenen Sitzungen 3 Vorträge darüber gehalten, worauf die Gesellschaft sogleich beschloß sie unter ihren Memoiren abdrucken zu lassen; obendrein machte sie mich zu ihrem correspondirenden Mitglied.“⁸⁶

Tatsächlich vermerkt das Protokoll der ‚Société du Muséum d'histoire naturelle‘ am 18. Mai (in Abwesenheit des Betroffenen⁸⁷):

„[...] M^r Büchner, auteur d'un mémoire sur le nerf des poissons qu'il a lu dans les dernières séances, est nommé membre correspondant“⁸⁸.

Im Brief an Gutzkow, der bekanntlich gerade eine reale Gefängnishaft hinter sich hatte, heißt es zur selben Zeit, also Anfang Juni:

„Ich saß *auch* im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der eckelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben [...]“⁸⁹

Büchners „Abhandlung“, mit der er sich das „Diplom“ verschaffte, ist nur in gedruckter Form überliefert, alle Manuskripte sind verschollen. Eine Nachfrage im Verlagsarchiv ergab, „qu'il n'existe plus aucun exemplaire“ (Briefauskunft der Direction Générale, Nancy, vom 7. März 1984). Das

Mémoire sur le système nerveux du Barbeau (Cyprinus barbus L.); par George Büchner erschien in den „Mémoires de la Société du Muséum d'histoire naturelle de Strasbourg“, Tome second [Deuxième livraison]. – Paris und Straßburg: F. G. Levrault 1835, tatsächlich aber erst im Frühjahr 1837. Dafür gibt es einen eindeutigen Quellenbeleg. Wie die Direktion der Archives de France (Ministère de la Culture) auf eine briefliche Anfrage hin mitteilte, wurde Büchners Abhandlung am 8. April 1837 unter der Nummer 1234 ins „registre de dépôt des livres“ (F18* IX 45) eingetragen. Diese Depotregistrierung gibt den Tag der Ablieferung eines Belegexemplars an das Ministerium des Innern und damit zugleich

86 HA II, S. 457.

87 „Séance du 18 mai 1836.

Présents: MM. Duvernoy, Herrenschneider, Stoeber, Al. Lauth, Zeyssofff, Engelhard, Steinhel, Lereboullet. [...]“, a. a. O. (s. Anm. 49), fol. 75.

88 Vgl. Anm. 49, fol. 75.

89 HA II, S. 454.

den Erscheinungs- und Auslieferungstag an. Die Rechnungen des Verlags und des Lithographen, aus denen auch die Auflagenhöhe ersichtlich ist (300 Ex.), stammen ebenfalls aus dem Jahr 1837. Die „Impression de la 2^e partie du T.2. des Mémoires de la Société“ ist in der Abrechnung Levraults mit 26. Januar 1837 datiert⁹⁰, die Aufwendungen F. E. Simons für die lithographischen Arbeiten finden sich unter „Mémoire de 1837“⁹¹.

„IMPRIMERIE – LIBRAIRIE – FONDERIE – LITHOGRAPHIE
de
F. G. LEVRAULT,
Imprimeur du Roi.

Fourni à La Société du Muséum d'histoire Naturelle de Strasbourg
Strasbourg, 14 février 1837

1837

Janvier 26 Impression de la 2^e partie du T.2. des Mémoires de la Société, ensemble de 23 feuilles imprimées sur pap^r grand raisin à 42 f la feuille:

300 Ex. CC [...]

DD Mémoire sur le système nerveux du Barbeau, par M. G. Buchner, 7 ¼ fl ^{es}	304, 50
Augmentation pour notes, 205 L. à 5 ^c	10–25
id. pour tableau et applicat. des planches à 2 Colonnes	9–.
Corrections	12–. 335 75“

„Imprimerie Lithograph^{ique}, Autograph^{ique},
et en Taille douce
Atelier de Dessin et de Gravure.
F. E. SIMON FILS
Rue du Dôme
N^o. 9.

Livre D. Folio 58.
Fourni à [...] la Société de l'histoire naturelle
Strasbourg, le 14 février 1837.
[...]

Mémoire de 1837.

Lithographie de la planche Büchler [sic]	60 [F. ^{cs}]
300 épreuves à 14 [centimes]	42 [F. ^{cs}]“

Ging man bislang stillschweigend davon aus, Büchner habe sich mit einem g e -
d r u c k t e n Exemplar seiner Abhandlung bei der Philosophischen Fakultät

90 Vgl. Anm. 49, II, D, 45.

91 Ebd., II, C, 21.

der Universität Zürich um die Doktorwürde beworben, so steht jetzt fest, daß es ein handschriftliches Exemplar gewesen sein muß. Übrigens schloß die Promotionsordnung diese Möglichkeit nicht ausdrücklich aus. Die entscheidenden Paragraphen der *Promotionsordnung der philosophischen Facultät*, die der Erziehungsrat des Kantons Zürich am 1. Oktober 1836 beschlossen, der Regierungsrat am 8. Oktober genehmigt hatte, lauten:

„§. 46. Außer der Promotion hat die Facultät auch das Recht, dem Verfasser einer zu diesem Zwecke bei ihr eingereichten Druckschrift über einen zu den philosophischen Wissenschaften gehörigen Gegenstand die philosophische Doctorwürde zu ertheilen, wenn diese Schrift genügende Beweise von gediegenen Kenntnissen und selbstständiger Forschungsgabe enthält. Der auf solche Weise Promovirte hat aber die gesetzlichen Gebühren zu entrichten⁹². Bloße Gelegenheitschriften können zu diesen Promotionen nicht genügen. Ueberdem gelten die Bestimmungen für die Ehrenpromotion §§. 43. und 44.“

„§. 47. Die für solche Promotionen eingegangenen Gebühren werden nach Abzug der für den Rector, den Dekan, den Pedell und die Bibliothek festgesetzten Summen unter die bei der Abstimmung gegenwärtig gewesenen Mitglieder der Facultät gleichmäßig vertheilt.“

„§. 43. Der Dekan setzt die Facultätsmitglieder von dem Antrage in Kenntniß, und bestimmt den Termin zur abstimmenden Versammlung, bei welcher, um einen gültigen Beschluß zu fassen, wenigstens drei Viertheile der Mitglieder anwesend seyn müssen.“

„§. 44. Nur wenn die sämmtlichen anwesenden Mitglieder einstimmig, höchstens mit Ausnahme Einer Stimme, in geheimer Abstimmung die Creirung beschließen, wird die Promotion vollzogen.“⁹³

Die Zuerkennung der Doktorwürde war Fakultätssache, deswegen dürfte sich der Petent direkt an den Dekan der Philosophischen Fakultät gewandt haben⁹⁴. Im Sommer 1836 war das Johann Georg Baiter, a. o. Professor für klassische Philologie. Büchner muß sich spätestens im Juli/August beworben haben, denn am 3. September beschloß die Philosophische Fakultät aufgrund des „durchaus günstigen“ Gutachtens der Professoren Oken, Schinz, Löwig und Heer, dem Antragsteller auf seine eingereichte Schrift hin „die phil. Doctorwürde zu ver-

92 Vgl. „§. 37. Für die Promotion wird entrichtet:

1) Präsenzgelder für die Professoren	100 Franken
2) dem Rector	20 "
3) dem Secretär	8 "
4) dem Pedell	8 "
5) der Bibliothek	24 "

160 Franken.“ (a. a. O.)

93 Zitiert nach: *Amtsblatt des Cantons Zürich*, 3. Jg., Nr. 94 vom 22. November 1836, S. 345.

94 Andererseits bestimmte § 62 der Universitätsordnung, daß die „Ertheilung [...] ihrem Wesen nach ein Universitätsact“ sei, der von der Fakultät nur namens der Universität ausgeübt werde. „Deshalb kann ohne vorherige Anzeige an den Rector Niemand promovirt werden“ (ebd., Nr. 92 vom 15. November 1836, S. 337).

leihen“⁹⁵. Im Anschluß daran gab es wahrscheinlich noch einen kurzen Briefwechsel, der Büchner darüber informierte, welche Bedingungen in welcher Reihenfolge noch zu erfüllen waren, ehe er sich als Privatdozent habilitieren konnte. Im Protokollbuch der Philosophischen Fakultät wird Büchners Arbeit übrigens mit der vom gedruckten Reihentitel abweichenden Angabe „Strassbourg 1836“ zitiert – ein weiteres Indiz dafür, daß Büchner ein Manuskript einreichte.

Der Vergleich des *Mémoire* mit der „Urfassung“ hat bereits gezeigt, daß Büchner in der für die Züricher Professoren bestimmten Fassung eine Reihe zusätzlicher naturphilosophischer Akzente setzte, um die Lektüre für Oken und seine Anhänger attraktiver zu machen. Die Adressatenbezogenheit der *Probevorlesung*, auf die erstmals Otto Döhner aufmerksam gemacht hat⁹⁶, gilt also – wenn auch in geringerem Maße – schon für das *Mémoire*. Gerade von den dort hinzugefügten Passagen hat Büchner dann in der Züricher Vorlesung (die freilich mehr ist als ein „Destillat subtilster Essenzen“ der Dissertation⁹⁷, sondern ein dem Anlaß und der Zielgruppe angemessenes, rhetorisch wie inhaltlich akzentuiertes Seitenstück dazu) ausgiebigen Gebrauch gemacht. Zwei Beispiele können diese fortschreitende Textvermehrung verdeutlichen.

Im Vortragsprotokoll heißt es:

„Pour le nerf optique, la réunion des deux racines n'a pas lieu, la racine inférieure reste séparée et se divise même en 3 nerfs isolés: l'oculo-moteur, le pathétique et l'abducteur.–“

In der Dissertation ist dies nicht allein ausführlicher dargestellt; Büchner nutzt die Gelegenheit zu einer naturphilosophisch angehauchten Digression, seine Sprache wird poetisch:

„[...] la racine inférieure du nerf optique [...] se sous-divise en trois branches, qui deviennent trois nerfs particuliers [...]. L'oculo-moteur et l'abducteur naissent du même cordon de la moelle, presque sur la même ligne [...], et chez les poissons leurs points d'origine sont assez rapprochés. Ce sont deux filets de la même racine, dont l'un se dégage plus tôt de la moelle que l'autre. Le pathétique présente plus de difficulté; cependant sa manière d'être, chez les poissons, les écarte en grande partie. Il naît du bord externe des pyramides antérieures, par conséquent du même cordon que les autres; [...].

Ce développement de la paire primitive destinée à l'œil coïncide avec la haute perfection de cet organe [...]. Toutes les parties du cerveau sont représentées dans le globe de l'œil. [...] Sur ce globe s'insère un système musculaire, par lequel l'œil est porté autour de son

95 Protokollbuch der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, Bd. 1 (1833–1860) (Archiv der Universität Zürich).

96 Vgl. Döhner, S. 87 ff.

97 Strohl, S. 48.

axe comme une main. [...] D'après [...] [Oken], l'œil est en petit un corps entier, avec une grande prédominance des systèmes nerveux et musculaire; c'est l'organe le plus élevé, la fleur, ou plutôt le fruit de l'organisation."⁹⁸

Die Probevorlesung folgt dem fast wörtlich. Ihre Sprache ist, nach Döhners zutreffender Analyse, insgesamt rhetorisch noch lebendiger, durchsetzt mit Superlativen, Enthusiasmen, suggestiven Simplifizierungen und pejorativ-abwertenden Vokabeln⁹⁹. Der gewählte Ausschnitt beweist wiederum, wie gezielt – dabei jedoch unaufdringlich – Büchner Oken's Terminologie übernimmt.

„In dem Sehnerven und den Muskelnerven des Auges treten [...] beyde Wurzeln als isolirte Nerven auf, die [...] vordere als 3., 4. und 6. Paar [...]. In dem Augenmuskelnerv erreicht der Nerv als solcher seine höchste Entfaltung; er verhält sich, um ein Beyspiel zu geben, zu den übrigen Nerven wie der Huf des Pferdes zu der Hand des Menschen. Was in dem ersteren noch verbunden liegt, gliedert sich in der letzteren im schönsten Verhältniß ab. Dieße Entwicklung fällt mit der Bedeutung des Auges zusammen, von dem Oken wahrhaftig mit Recht sagt, es sey das höchste Organ, die Blüthe oder vielmehr die Frucht aller organischen Reiche.“^{99a}

Auch die folgende Gegenüberstellung erhellt, daß die entscheidende Arbeit bereits zwischen dem Referat vor der ‚Société‘ und der Dissertation geleistet wurde, sodaß die *Probevorlesung* ganze Passagen aus dem „Mémoire“ übernehmen konnte.

„Protokoll“

„Les nerfs primitifs se divisent aussi en deux groupes; l'un qui comprend l'optique et l'acoustique, nerfs de la lumière et du son, est l'expression la plus pure de la vie animale. L'autre groupe qui comprend les nerfs olfactif, trijumeau, vague et hypoglosse, forme le passage de la vie de nutrition à la vie animale, et se comporte à l'égard des organes de la vie de nutrition, le poumon, le canal digestif, le nez, la cavité buccale et la langue, comme les nerfs lombaires à l'égard des organes de la reproduction.“

Mémoire

„En comparant entre eux les nerfs primitifs du cerveau, on trouve qu'ils se divisent en deux groupes. L'un, formé par l'acoustique et l'optique, les nerfs du son et de la lumière, est l'expression la plus pure de la vie animale; l'autre, formé par l'hypoglosse, le vague, le trijumeau et l'olfactif, élève la vie végétative à la vie animale. C'est ainsi que nous avons la conscience de l'acte de la digestion et de la respiration par le nerf vague; que la langue, partie essentielle du canal intestinal, devient un organe soumis à la volonté, en quelque sorte un membre de la tête sous l'influence de l'hypoglosse, et que le goût et l'odorat, comme sens de la digestion et de la respiration, se développent par l'influence du trijumeau et de l'olfactif. Les nerfs de ce groupe ne se distinguent cependant pas plus des aut-

98 HA II, S. 114 f.

99 Vgl. Anm. 96.

99a HA II, S. 300.

res nerfs primitifs, que ne le font les nerfs lombaires qui se rendent aux organes de la génération. Les premiers sont à la digestion et à la respiration ce que les derniers sont à la génération. D'ailleurs, tous les nerfs spinaux sont en quelque sorte liés à la vie végétative, puisque la plupart des mouvements musculaires, nécessaires à la respiration, se font sous leur influence.¹⁰⁰

Probevorlesung

„Vergleicht man endlich die Schädelnerven untereinander, so findet man, daß sie sich in zwei Gruppen theilen. Die eine, gebildet vom acusticus und opticus, dießen Nerven des Schalls und des Lichts, ist der reinste Ausdruck des animalen Lebens; die andere, bestehend aus dem hypoglossus, vagus, trigeminus und olfactivus, erhöht das vegetative zum animalen Leben. So werden wir uns des Actes der Verdauung und der Respiration durch den vagus bewußt, so wird die Zunge als ein wesentlicher Bestandtheil des Verdauungskans durch den Einfluß des hypoglossus dem Willen unterworfen und dadurch ein wahres Glied des Kopfes; so entwickeln sich Geschmack und Geruch als die Sinne des Darm- und des Athemsystems unter dem Einflusse des trigeminus und des olfactivus. Die Nerven dießer letzteren Gruppe unterscheiden sich jedoch dadurch nicht wesentlicher von den übrigen Spinalnerven, als die Lendennerven, welche zu den Organen der Zeugung gehn. Die ersteren verhalten sich zur Verdauung und Respiration, wie die letzteren zu den Geschlechtsverrichtungen. Außerdem sind ja alle Spinalnerven durch ihren Einfluß auf die Respirationsbewegungen ebenfalls an das vegetative Leben geknüpft.“¹⁰¹

Büchners Name taucht noch dreimal in den Protokollen der ‚Société‘ auf: Als Zoologe teilte er eine an Wassermolchen gemachte Beobachtung mit:

„Séance du 15 juin 1836

Présents: MM. Duvernoy¹⁰², Fréd. Lauth¹⁰³, Büchner, Lereboullet¹⁰⁴.

[...]

M. Büchner annonce qu'ayant conservé vivants plusieurs tritons, ceux-ci ont tous changé de peau au bout de 15 jours.

[...]“¹⁰⁵

Er war stiller Teilnehmer der

„Séance du 20 juillet 1836

Présents: MM. Duvernoy¹⁰⁶, Ehrmann¹⁰⁷, Zeyssoff¹⁰⁸, Stoeber¹⁰⁹, Büchner, Lereboullet¹¹⁰.

[...]“¹¹¹

100 HA II, S. 115 f.

101 HA II, S. 301.

102 S. Anm. 6.

103 S. Anm. 57.

104 S. Anm. 34.

109 Victor Stoeber (1803–1871), Augenarzt, seit 1830 Dozent an der Universität, seit 1835 Chefredakteur der *Archives médicales de Strasbourg*, später Prof. für allg. Pathologie und Leiter der ersten französischen Augenklinik.

110 S. Anm. 34.

111 S. Anm. 49, fol. 78.

105 A. a. O. (s. Anm. 49), fol. 77.

106 S. Anm. 6.

107 S. Anm. 18.

108 Gustave Zeyssoff, Dr. med.

Zuletzt wurde sein Tod mitgeteilt in der

„Séance du 1^{er} mars 1837.

Présents MM. Ehrmann¹¹², Duvernoy¹¹³, Herrensneider¹¹⁴, Fée¹¹⁵, Langlois¹¹⁶, Engelhardt¹¹⁷, Hecht¹¹⁸, De Billy¹¹⁹, Stoltz¹²⁰, Steinheil¹²¹, Lereboullet¹²².

[...]

M. le Président annonce à la Société la mort de l'un de ses correspondants, M. le Dr. Büchner, auteur d'un mémoire sur les nerfs des cyprins. La société exprime les regrets qu'elle éprouve de cette perte; sur la proposition de M. Fée, elle charge M. Duvernoy de rédiger une courte notice qui sera imprimée à la suite du mémoire de l'auteur, si toutefois il en est encore temps.

[...]¹²³

Auch letzteres ein Beleg dafür, daß das *Mémoire* damals noch nicht erschienen war. Der Vorschlag, der Abhandlung noch eine biographische Notiz über den Autor anzufügen, kam dennoch zu spät. Duvernoy aber erinnerte sich auch später noch seines Schülers, von dem er einst Großes erwartet hatte. Im Jahre 1844 erwähnte er Büchner als „auteur d'un Mémoire très remarquable sur les paires de nerfs cérébraux dans le Barbeau“. [...] Malheureusement l'excès de travail a fait périr ce brave jeune homme au moment où il entrait avec éclat dans la carrière des sciences naturelles et de la philosophie“¹²⁴.

112 S. Anm. 18.

113 S. Anm. 6.

114 S. Anm. 51.

115 S. Anm. 39.

116 Charles Langlois (1800–1880), Dr. med., Militärapotheker, seit 1834 Dozent am Militärhospital.

117 S. Anm. 41.

118 S. Anm. 69.

119 S. Anm. 38.

120 Joseph-Alexis Stoltz (1803–1896), seit 1834 Prof. für Geburtshilfe und Frauenkrankheiten.

121 S. Anm. 47.

122 S. Anm. 34.

123 S. Anm. 49, fol. 96.

124 *Notice sur les publications de G.-L. Duvernoy*. – Paris [1844], S. 62 (war mir im Original nicht zugänglich). – Zitiert nach: Guillerey (s. Anm. 6), S. 52.

5. Büchner als Dozent

Am 4. März 1837 schrieb der neunzehnjährige Johann Jakob Tschudi in einem Brief aus Zürich an seinen Bruder Friedrich¹:

„[...] es braucht gewiß Characterstärke, mit Gleichmuth alle wizelnden und stechenden Bemerkungen seiner Mitstudirenden über sich, als einen finstern, abgeschlossenen Sonderling der auch den geringsten Jünglingsvergnügungen abhold sei, anzuhören. Glaube mir dieser letzte Punkt zog mir soviele Feinde zu, als ich Bekannte habe. Freilich kannst Du mir den Einwurf machen, ich sei erst ein Jahr Student gewesen und ich habe noch hinlänglich Zeit das academische Leben zu genießen, bedenke aber mein Bruder, um das auszuführen müßte ich meinen Caracter ändern, meine Grundsätze und die aus diesen entspringend[en] Folgesätze umwandeln – und das kann ich nicht. [...]

Vorletzte Woche begleitete ich einen mir als Freund und Lehrer äußerst schätzbaren jungen Mann, Herrn Dr. Büchner zu Grabe. Lies, wenn es Dir möglich ist N^o 17 des Schweiz. Republikaners, wo Du einen sehr intressanten, treuen und anziehenden Necrolog von ihm finden wirst².

Vergangenen Dienstag ward ich auf den Abend in eine große Gesellschaft zu Prof. Oken eingeladen³, es waren etwa 11 Professoren mit ihren Frauen und Töchtern nebst einig[en] unverheiratheten Herren und Damen da, im ganzen ungefähr 30 Personen. [...]⁴

Daß Tschudi im Wintersemester 1836/37 zu den regulären Hörern von Büchners Kolleg gehörte, ist seit 1938 bekannt⁵. Doch schon Franzos hatte brieflichen Kontakt mit Tschudi, der ihm (wie kurz darauf auch der ehemalige Züricher Medizinstudent August Lünig) seine Erinnerungen an den Anatomiedozenten Georg Büchner mitteilte.

Da Franzos seine Biographie nicht zuende führte (s. Kapitel I. C. 17), blieb dieses Material vorläufig unausgewertet. Lünings Erinnerungen gingen nach Beendigung der Editionsarbeiten anscheinend im Zusammenhang des Büchner-Nachlasses nach Darmstadt, während Tschudis Mitteilungen mit Franzos'

1 (1820–1886), Theologe, Schriftsteller, Politiker, zuletzt Erziehungsdirektor des Kantons St. Gallen. Vgl. Emil Bächler: *Friedrich von Tschudi*. – St. Gallen 1947.

2 Vgl. Schulz, 1837.

3 Von einem ähnlichen Professoren-Vergnügen berichtet auch der Philologe Orelli in einem Brief an Usteri vom 13. Mai 1833: „Gerade komme ich aus einer Seefahrt nach dem Nidelbade [Heilbad in Rüschnikon] mit Oken, Bobrik, Löw, Bürgermeister Hirzel, Sauppe, Alt-Regierungsrat Hirzel, dem Geologen, und all unsern Frauen zurück –“ (zit. nach: Gagliardi/Nabholz/Strohl, S. 223). Daß Büchner an ähnlichen Geselligkeiten teilnahm, kann als sicher gelten.

4 Kantonsbibliothek St. Gallen (Vadiana), Nachlaß Friedrich von Tschudi, I, 7 de/7.

5 Gagliardi/Nabholz/Strohl, S. 303.

Nachlaß 1926 in den Besitz der Wiener Stadt- und Landesbibliothek kamen⁶. Nachdem Ludwig Büchners Sohn Georg 1918 den Nachlaß seines Onkels an den Insel-Verlag veräußert hatte⁷, konnte Fritz Bergemann im Anhang seiner Ausgabe Auszüge aus Lünings handschriftlichen Erinnerungen mitteilen, wobei er jedoch eine wichtige Passage übergang⁸. Tschudis Manuskripte waren ihm dagegen nicht zugänglich. Bis auf den belgischen Franzos-Biographen Julius Péé, der 1924 von Otilie Franzos Abschriften der Papiere erhielt⁹, wußte offenbar niemand von ihrer Existenz. Sie werden hier zum ersten Mal veröffentlicht.

Mit August Lünig war Franzos durch seine retrospektive Berichterstattung über die Züricher Büchnerfeier vom 4. Juli 1875 bekannt geworden. Anfang des Jahres 1877 erhielt Ludwig Büchner Adolf Calmbergs Aufsatz über das „Büchner-Denkmal“ und schickte ihn an Franzos weiter¹⁰. Dieser, der an der Züricher Feier ja nicht teilgenommen hatte, nahm ihn später in den Anhang seiner Ausgabe auf¹¹. Schon zuvor aber ging er der Information nach, daß unter den Gästen auch ein „Dr. Lünig“ gewesen war, „der einst als Student in Zürich die Vorlesungen Büchner's gehört“ hatte¹².

Der am 2. März 1813 in Gütersloh geborene ältere Bruder von Hermann (Burschenschafter), Otto (Dichter, Herausgeber von Zeitschriften des „wahren“ Sozialismus) und Luise Lünig (verheiratet mit Joseph Weydemeyer) besuchte von 1827–1831 das Gymnasium in Bielefeld und begann in Heidelberg und Greifswald ein Jurastudium. Hier wurde er Mitglied der verbotenen ‚Gesellschaft der Volksfreunde‘ und Sprecher der Burschenschaft. Vor einer drohenden gerichtlichen Untersuchung floh er im Mai 1834 in die Schweiz, ein Steckbrief des Berliner Kammergerichts folgte ihm auf dem Fuße. Seit dem WS 1834 studierte er in Zürich Medizin (u. a. bei Oken und Schönlein) und verkehrte in einem Kreis deutscher Emigranten, dem u. a. auch sein Greifswalder Kommilitone Friedrich Gustav Ehrhardt (1811–1896), der ehemalige Gießener Carl Cratz und der Wachenstürmer Julius Thankmar Alban angehörten. Die beiden letzteren machten sich bald politisch verdächtig. Nach der Rückkehr von einer Wandertour wurde Lünig im November 1835 zusammen mit ihnen verhaftet und unter Mordanklage gestellt. Man beschuldigte sie, den Studenten (und

6 Briefliche Mitteilung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek vom 20. Oktober 1982; eine Übersicht über den Nachlaß und seine Geschichte gibt Lim, S. 20 ff.

7 Vgl. den Briefwechsel Dr. Georg Büchner/Insel-Verlag im GSA Weimar.

8 Bergemann¹, S. 642–645.

9 Vgl. Otilie Franzos an Julius Péé, Wien, 18. Januar 1924 (StuLB Wien, I. N. 187.504).

10 Vgl. Ludwig Büchner an Franzos, Darmstadt, 8. Januar 1877 (StuLB Wien, I. N. 111.416).

11 F, S. 451–455.

12 F, S. 453.

Spion) Ludwig Lessing getötet zu haben, doch mangels Beweisen wurden alle drei nach 5 Wochen wieder auf freien Fuß gesetzt. Von Ostern 1837 bis Ende 1838 wohnte Lüning mit Alban bei der Familie von Carl Preller, dem geflüchteten Drucker des *Hessischen Landboten*. Im Februar 1838 promovierte er mit einer Arbeit *De melanosi pulmonum* (Lungengeschwülste) zum Dr. med. Seit 1840 lebte er als praktischer Arzt in Rüslikon am Zürichsee, wo er das Bürgerrecht erworben hatte. Dort starb er am 18. Juni 1896.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit war Lüning auch literarisch und lokalpolitisch aktiv; er war u. a. bekannt mit Ruge, Freiligrath, J. Fröbel, Follen, Gottfried Keller, F. Wille, F. Th. Vischer und C. F. Meyer.

Franzos erkannte sofort, daß Lüning ein wichtiger Informant für ihn sein konnte und setzte sich mit Calmberg in Verbindung. Er bat ihn um ein Exemplar seiner damals gehaltenen Rede und forderte ihn auf, Lüning zu veranlassen, seine Erinnerungen an Büchner niederzuschreiben. Calmberg antwortete, er habe seine eigene Festrede „aus dem Stegreif gehalten & auch keine Notizen mehr darüber“¹³. Die Bitte, Lüning zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen anzuhalten, erfüllte er dagegen gern. Am 8. November 1877 berichtete er Franzos, Lüning habe ihm „gestern die Zusicherung gegeben, daß er Ihnen das Gewünschte im Laufe der nächsten Woche senden wird“¹⁴. Und bereits einen Tag später schrieb August Lüning den folgenden langen Brief¹⁵:

„Rüslikon bei Zürich, 9. XI. 77.

Herrn Dr. Franzos in Wien.

Von Dr. Calmberg in Küsnacht benachrichtigt, daß Sie von mir etwas über G. Büchner's Lehrthätigkeit zu vernehmen wünschten, kann ich Ihnen Folgendes mittheilen. Mich hatte die politische Bewegung des Jahres 1834 (Verfolgung der Burschenschaft) von Greifswald nach Zürich verschlagen, woselbst ich im Herbst 1834, nachdem ich bereits 5 Semester Jura hinter mir hatte, unter Schönlein, Oken, Demme, Arnold, Löwig u. s. w. Medizin zu studiren begann. In meinem 4. Semester nun, im Sommer 1836, hörte ich zum ersten Male von einem Studiosus Trapp aus Gießen den Namen Georg Büchner's aussprechen, u. zwar mit einer solchen überschwenglichen Begeisterung, daß wir Alle auf's Höchste gespannt auf B. wurden, dessen Ankunft in Zürich wie es hieß bevorstand. Es war dieß derselbe Trapp, der später¹⁶, als Gutzkow ‚Danton's Tod‘ als ein Werk ersten Ranges pries, in einer seltsamen Anwendung von einer Art von Eifersucht u. von einfältiger Altklugheit anonym an Gutzkow schrieb, er möge B. doch nicht so über alle Maßen loben, der junge Autor könne durch übertriebenes Lob leicht in Hochmuth u. Eitelkeit verfallen. Gutzkow zeigte B. den Brief, der sogleich den Verfasser errieth, sich äußerte, er sei froh,

13 Calmberg an Franzos, Küsnacht, 1. November 1877 (StuLB Wien, I. N. 62129).

14 Calmberg an Franzos, Küsnacht, 8. November 1877 (StuLB Wien, I. N. 62130).

15 Nach der Handschrift im GSA Weimar, 10/I, Je.

16 Hier irrt Lüning. Statt „später“ ist „ein Jahr zuvor“ zu setzen, vgl. Gutzkows Brief an Büchner vom 28. August 1835 (HA II, S. 480 f.).

auf diese Art von einem Menschen loszukommen, der sich wie eine Klette an ihn gehängt, u. schließlich hart aber gerecht Trapp dadurch strafte, daß er ihn von seiner Ankunft in Zürich an bis zu seinem Tode consequent ignorirte. –

Meine erste Begegnung mit B. fand im Herbst 1836 statt, u. zwar auf der Burgruine Manegg im Sihlthale bei Zürich¹⁷, wohin er mit dem politischen Schriftsteller Dr. W. Schulz u. dessen geistvoller Gemalin Caroline (der Herwegh später seine Gedichte dedizierte)¹⁸ gekommen war. Vor allem fiel er mir auf durch die breite, mächtige Dichter- u. Denkerstirn, wie ich sie imposanter nie wieder gesehen habe, u. durch eine gewisse, äußerst dezidierte Bestimmtheit in Aufstellung von Behauptungen, die zwar von hoher Selbständigkeit des Urtheils zeugte, zuweilen aber doch ein wenig über das Ziel hinausschoß. So erinnere ich mich, daß er an dem selben Tage den bekannten Revolutionsmann Eulogius Schneider¹⁹ mit dem Philologen Schneider²⁰ identifiziren wollte, u. mit der größten Hartnäckigkeit, ja fast Heftigkeit, auf seinem Satze bestand, als Hermann Sauppe²¹

-
- 17 „Das Sihlthal [...] läuft bei Zürich in das Limmatthal aus. Seine Grenze gegen Westen ist die Albiskette [...]. Auf einem Vorhügel in der Nähe des Albis bemerkt man noch die Ueberbleibsel der Burg Manegg, auf der zu Anfang des 14. Jahrhunderts der berühmte Minnesänger Manesse wohnte [...].“ (Gerold Meyer von Knonau: *Der Kanton Zürich, geographisch, statistisch geschildert*. – St. Gallen und Bern 1834, S. 30 f. und 28). Manegg ist eine Verkürzung von „Manessenegg“, einem Vorsprung am Uetliberg, auf dem sich die gleichnamige Burg befand. Die Beziehung zum Minnesänger Manesse ist allerdings nur eine Legende. Meyer zählt den Spaziergang entlang der Sihl, wo „ein Fußsteig sich zu den Ruinen des Schlosses Manegg neben dem tiefen Abgrund hinaufschlingelt“, zu den „ausgezeichneten Spaziergängen, welche die Natur ohne Zuthun der Kunst aus sich selbst darbietet“ (S. 333). Auch der Jurist Karl Friedrich Ludwig von Löw, 1836–1838 Rektor der Universität Zürich, schreibt: „Die Aussicht ist von unbeschreiblicher Pracht und Mannigfaltigkeit. Nahe der Burg sprudelt ein Quell aus dem Felsen hervor“ (*Zürich im Jahre 1837. Nach den natürlichen und geselligen Verhältnissen geschildert für Einheimische und Fremde*. – Zürich o. J., S. 11).
- 18 [Georg Herwegh:] *Gedichte eines Lebendigen*. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen. – Zürich und Winterthur 1841. Enthält auch das Gedicht „An Frau Karolina S. in Zürich“ (S. 13–16). Über die Beziehung Herweghs zu den Schulzens vgl. vorläufig Grab, S. 191 ff.
- 19 Eulogius (eig. Johann Georg) Schneider (1756–1794), ehemaliger Franziskanermonch und Professor für griechische Literatur in Bonn, Jakobiner und Sansculottenfreund, auch Dichter (vgl. Walter Grab: *Eulogius Schneider. Ein Weltbürger zwischen Mönchszelle und Guillotine*. – In: Mattenklott/Scherpe [Hrsg.]: *Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Jakobinismus*. – Kronberg/Ts. 1975, S. 61–138); s. auch unten Anm. 22.
- 20 Johann Gottlob Schneider (1750–1822), Altphilologe, damals vor allem bekannt als Verfasser eines griechisch-deutschen Wörterbuchs. Auch Übersetzer von naturgeschichtlichen Arbeiten.
- 21 Hermann Sauppe, geboren am 9. Dezember 1809 in Wesenstein/Sachsen, gestorben am 15. September 1893 in Göttingen, Sohn eines Predigers, 1820–1827 Gymnasium in Naumburg, 1828–1832 Philologiestudium in Leipzig. Machte sich dort als Sprecher der Burschenschaft verdächtig und ging auf Empfehlung seines Lehrers Hermann im Frühjahr 1833 als Lateinlehrer an das Gymnasium in Zürich, habilitierte sich im selben Jahr und war eine Zeitlang Privatdozent, dann Professor an der Universität. 1845 Direktor des Gymnasiums in Weimar, 1856 Professor der klass. Philologie in Göttingen. Über ihn siehe *ADB*, Bd. 55, S. 146 ff. Die Stelle in Weimar mußte Sauppe sich durch einen bußfertigen Brief an den zuständigen Staatsminister erkaufen, in dem er seine politische Überzeugung darlegte. Er gab damals an, „daß ein mehrjähriger Aufenthalt in der Schweiz ein sicheres Mittel gegen die Liebe zur Republik zu sein scheint“, bekannte seine Überzeugung, daß die deutsche Nation wohl nur in einer „monarchischen Staatsverfassung“ die ihr entsprechende „Gestalt

(damals Professor in Zürich, jetzt in Göttingen) ganz maßvoll widersprach²². – Daß er – an demselben Tage – kühn genug die landschaftlichen Schönheiten des eben erst verlassenen Elsaß als der Schweiz vollkommen ebenbürtig darstellte, daran mochten wohl zum Theil ein Paar lieber Augen mit beitragen, die das Land, dem sie angehörten, in verklärendem Schimmer erscheinen ließen. –

B. lebte in Zürich sehr zurückgezogen; sein Umgang beschränkte sich auf das Schulz'sche Ehepaar, mit dem auch ich näher befreundet war, u. auf einige von früherher bekannte hessische Familien²³. Wir erfuhren unter anderm von ihm, daß er bis vor Kurzem noch ungewiß gewesen war, ob er sich der spekulativen Philosophie (über Spinoza hatte er eingehende Studien gemacht) oder der beobachtenden Naturwissenschaft zuwenden sollte²⁴; nun habe er sich aber definitiv der letzteren gewidmet. – Damit übereinstimmend kündigte er mit Beginn des Wintersemesters 1836/37, nachdem er die *venia legendi* erhalten, an der Universität zu Zürich Vorlesungen über vergleichende Anatomie der Fische u. Amphibien²⁵ an, die denn auch von mir besucht wurden. Unter den circa 20 Zuhörern, von denen die mir bekanntesten sämtlich gestorben sind, befand sich auch der später als Reisender in Neuseeland berühmt gewordene Dr. Ernst Diefenbach, wenn ich mich recht erinnere²⁶. Der Vortrag Büchner's war nicht geradezu glänzend, aber fließend, klar u. bündig; rhetorischen Schmuck schien er fast ängstlich, als nicht zur Sache gehörig, zu vermeiden; was aber diesen Vorlesungen vor allem ihren Werth verlieh, u. was diesel-

des öffentlichen Lebens“ finden könne, und bezeugte seinen „Glauben an die Uner-schütterlichkeit der christlichen Religion“ – jeweils, ohne sich mit diesen Urteilen direkt zu identifizieren! (zit. bei Otto Francke: *Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar*, ebd. 1916, S. 310) [Hervorhebungen von mir].

- 22 Sauppe wußte, wovon er sprach, denn er war gerade dabei, J. G. Schneiders Werkausgabe von Xenophon neu mitherauszugeben (6 Bde, Leipzig 1825–40). Trotzdem muß offenbleiben, ob Büchner mit „seinem Satze“ recht hatte oder nicht: wenn er etwa dem Revolutionsmann Schneider die Verfasserschaft des Lehrbuchs *Die ersten Grundsätze der schönen Künste* (Bonn 1790) oder von Übersetzungen aus Quintilian und Anakreon zugeschrieben hätte, wäre das korrekt gewesen. Bräuning-Oktavios dichterische Ausdeutung des kleinen Streits ist zwar scharfsinnig, aber kaum zutreffend (S. 40).
- 23 Wahrscheinlich u. a. Wilhelm Sell (1804–1846) und seine Frau Emilie, geb. Stamm (1807–1848) aus Darmstadt und die oben genannte Familie Preller.
- 24 Damit übereinstimmend Büchners Brief vom 2. September 1836 (*HA II*, S. 460).
- 25 Lünig verwechselt die öffentliche „Probevorlesung“ mit Büchners Kolleg, das er nach Auskunft der Kassenbücher der Universität auch nicht besucht hat (vgl. ausführlich unten zu Anm. 102).
- 26 Auch an dieser Stelle läßt Lünig sein Gedächtnis im Stich. Ernst Diefenbach (1811–1855), Professorensohn, Burschenschafter in Gießen, war über Straßburg 1834 nach Zürich gekommen, wo er einem Handwerkerverein vorstand. Am 15. Juli 1835 immatrikulierte er sich an der Universität, wurde aber am 31. Mai 1836 verhaftet und zu 8 Tagen Gefängnis nebst einer Geldbuße von 20 Franken verurteilt, weil er an einer Zusammenkunft deutscher Emigranten im „Lavater Gütli“ teilgenommen und insbesondere bei dem Pistolenduell zwischen (dem Spion) Ludwig Lessing und Friedrich Gustav Erhardt als ärztlicher Beistand fungiert hatte (Sekundanten: Stephani und Cratz). Nach der Haftentlassung sollte er sofort ausgewiesen werden, es wurde ihm jedoch auf seine Bitte hin von der medizinischen Fakultät ermöglicht, zuvor seine Doktorprüfung abzulegen (die Arbeit, aufgrund derer er promoviert wurde, war schon 1835 gedruckt worden). Ende August wurde er nach Bern gebracht und ging von dort über Frankreich nach London ins Exil. Diefenbach starb als angesehener Forscher in seiner Heimatstadt Gießen, wo er 1850 zum Geologieprofessor ernannt worden war (nach Auskünften des Staatsarchivs Zürich an Hermann Bräuning-Oktavio vom 4. August 1972, in dessen Buch S. 26, sowie *HB II*, S. 146 ff.).

ben für die Zuhörer so fesselnd machte, das waren die fortwährenden Beziehungen auf die Bedeutung der einzelnen Theile der Organe u. auf die Vergleichung derselben mit denen der höheren Thierklassen, wobei sich B. aber von den damaligen Uebertreibungen der s. g. naturphilosophischen Schule (Oken, Carus u.s.w.) weislich fern zu halten wußte; – das waren ferner die ungemein faßlichen, anschaulichen Demonstrationen an frischen Präparaten²⁷, die B., bei dem völligen Mangel daran an der noch so jungen Universität, sich größtentheils selbst beschaffen mußte. So präparirte er z. B. das gesammte Kopfnervensystem der Fische u. der Batrachier²⁸ auf das Sorgfältigste an frischen Exemplaren, um diese Präparate jedesmal zu den Vorlesungen verwenden zu können. Diese beiden Momente, die beständige Hinweisung auf die Bedeutung der Theile, u. die anschaulichen Demonstrationen an den frischen Präparaten, hatten denn auch wirklich das lebendigste Interesse bei allen Zuhörern zur Folge. Ich habe während meines achtjährigen (juristischen u. medizinischen) Studiums manches Collegium gehört, aber ich wußte keines, von dem mir eine so lebendige Erinnerung geblieben wäre als von diesem Torso von B.'s Vorlesungen über vergleichende Anatomie der Fische u. Amphibien.

Es sind nun 41 Jahre, seit ich diese Vorlesungen besuchte, ich habe während meiner praktischen Laufbahn als Militär- u. Gerichtsarzt seitdem wenig Gelegenheit gehabt, mich speziell mit der feineren vergleichenden Anatomie zu beschäftigen; aber das weiß ich doch noch so deutlich als wenn es heute wäre, daß B. bei den Fischen (gegenüber den 12 Kopfnervenpaaren der höheren Thiere) nur 6 Kopfnervenpaare (u. demnach auch 6 Kopfwirbel) annahm, u. die den Fischen fehlenden als bloße Zweige der ihnen eigenthümlichen Kopfnerven demonstirte, so namentlich einen Ast des *Nervus vagus* als Repräsentanten des *Nervus glossopharyngeus*, u. den *Ramus opercularis* des *Nervus trigeminus* als Repräsentanten des *Nervus facialis* der höhern Thiere; die Augenmuskelnerven dagegen ließ er aus der bei den Fischen vorhandenen vorderen Wurzel des *Nervus opticus* entspringen. Bei den Batrachiern nahm er nur 5 Kopfnervenpaare an, weil das sechste (beim Menschen das zwölfte), der *Nervus hypoglossus*, bei denselben zwischen dem ersten u. zweiten Rückenwirbel seinen Ursprung nehme. Wir sehen daraus, daß er kein naturphilosophischer Pedant u. Fanatiker war, bei dem Alles in das System hineingezwängt werden mußte. So gestand er auch offen, daß ihm bei den Batrachiern der Ursprung der Augenmuskelnerven nicht ganz klar sei, er habe bei seinen Präparationen einigemal geglaubt, dieselben aus dem *Nervus trigeminus* hervorkommen zu sehen. Ein Naturphilosoph vom reinsten Wasser hätte natürlich die Möglichkeit der Verschiedenheit des Ursprungs dieser Nerven bei Fischen u. bei Batrachiern um keinen Preis zugegeben! –

Diese Vorlesungen, deren wissenschaftlicher Werth endlich noch durch die eingehendste Berücksichtigung der in- u. ausländischen Literatur erhöht wurde, sollten leider nicht beendigt werden; nach Beendigung der Vorlesungen über die Anatomie der Fische, ging der geniale junge Dozent über zur Anatomie der Amphibien; aber hier sprach leider das unerbittliche Geschick: bis hieher u. nicht weiter! Es war dem Vortragenden nur noch vergönnt, über Knochen- u. Nervensystem der Batrachier zu lesen; dann warf ihn der damals in Zürich grassirende Typhus auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstehen sollte, u. nach einigen Wochen schon war das junge, vielversprechende Leben für immer entflohen, u. jenes Colleg über die vergleichende Anatomie der Fische u. Amphibien blieb das erste u. einzige, das B. gehalten hat. –

27 Bei frischen Präparaten hebt sich z. B. die weiße Farbe der Nervenfasern noch sehr deutlich vom Fleisch ab, was bei in Alkohol konservierten Exemplaren nicht der Fall ist (vgl. *Mémoire*, S. 27).

28 Griech.: Froschtiere.

G. Büchner wohnte im Hause des kürzlich verstorbenen Bürgermeisters Dr. Zehnder²⁹ von Zürich, der ihn in Gemeinschaft mit Schönlein³⁰ behandelte; gepflegt wurde er auf's Liebevollste von der Familie Schulz u. andern deutschen Familien, u. wir deutschen Studenten ließen es uns nicht nehmen, einen förmlichen Wachtdienst für Tag u. Nacht zu organisiren; da war ich denn oft genug Zeuge von jenen Phantasien, wie sie das arme Gehirn des Gemarterten durchtobten, u. wie sie Herwegh 1841 in seinen 3 Gedichten auf Büchner's Andenken³¹ so ergreifend schilderte; denn als ich 1839 in Emmishofen bei Constanz die Bekanntschaft des damals noch unbekanntenen ‚Lebendigen‘ machte³², ließ er nicht nach, mich über Alles u. Jedes, was Büchner betraf, zu befragen, u. aus diesen Erzählungen sind großentheils die Schilderungen jener Phantasien des kranken Dichters entstanden. –

Das ist ungefähr Alles, was ich Ihnen von B. zu erzählen wüßte; Sie sehen, vergessen habe ich ihn nicht; wer mit dieser Feuerseele einmal in Berührung kam, dem schwand sie nicht wieder aus der Erinnerung!

Jener oben erwähnte falsche Jugendfreund Büchner's ließ sich bald nach dessen Tode, ich glaube zum Theil aus Verzweiflung über die auf ewig verscherzte Freundschaft, zu einer wissenschaftlichen Reise nach Afrika (von Schönlein) engagiren; es kam aber nicht dazu: ein früher nicht beachtetes Brustleiden nahm ernstlichere Dimensionen an, u. nach ungefähr einem Jahre folgte Trapp seinem früheren Jugendfreunde nach³³. Die Erinnerung an die durch eignes Verschulden verlorene Zuneigung u. Achtung des immer noch geliebten früheren Freundes war der bitterste Stachel seines langen Krankenlagers. Auch ihm sei die Erde leicht! –

Nehmen Sie, hochgeehrter Hr. Dr., aus vorstehenden Mittheilungen, was Sie für die Herausgabe Ihres Buches brauchen können; mich hat es in meinen alten Tagen innig erfreut, den Manen des von mir gefeierten u. verehrten Dichters u. Gelehrten einen, wenn auch noch so geringen, kleinen Tribut zollen zu können. –

Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung u. Ergebenheit!

Dr. Lüning, alt Kantonalstabsarzt u. Oberstlieutenant.*

Der Brief bedarf einiger Erklärungen, insbesondere Hermann Trapp angehend.

29 Hans Ulrich Zehnder (1798–1877), Arzt und Politiker. In seinen Lebenserinnerungen (ZB Zürich, P 2096, Z II 642) wie in seinen Notiz- und Tagebüchern (P 6099) wird Büchner nicht erwähnt.

30 Johann Lukas Schönlein, geboren am 30. November 1793 in Bamberg, gestorben ebd. am 23. Januar 1864. Seit 1833 in Zürich Ordinarius für spezielle Pathologie und Therapie, Direktor der medizinischen Klinik. Seit 1840 Hofmedikus in Berlin. Über ihn vgl. *ADB*, Bd. 32, S. 315 ff. und (mit Einschränkungen – vgl. *GBJb* 2, 1982, S. 130 –) Wolfgang Proß: *Naturgeschichtliches Gesetz und gesellschaftliche Anomie: Georg Büchner, Johann Lucas Schönlein und Auguste Comte*. – In: *Literatur in der sozialen Bewegung*. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Hrsg. von Alberto Martino u. a. – Tübingen 1977, S. 228–259.

31 Georg Herwegh: *Zum Andenken an Georg Büchner, den Verfasser von Danton's Tod*. – In: *Gedichte eines Lebendigen* (s. Anm. 18), S. 183–188.

32 Die Begegnung fand im Oktober 1839 statt.

33 S. Anm. 56.

Den 17. Oktober, seinen dreiundzwanzigsten Geburtstag, hatte Bücher noch bei seiner Braut in Straßburg verbracht. Tags darauf, am 18. Oktober 1836, reiste er nach Zürich ab³⁴, wo er ein Zimmer im Haus des Regierungsrates und Arztes Hans Ulrich Zehnder in der Steingasse bezog³⁵. Im Haus mit der Feuer-Versicherungsnummer 206 (heute Spiegelgasse 12³⁶, daneben Nr. 14 das Haus, in dem 1916 Lenin wohnte³⁷) waren außer dem „Haushaltungsvorstand“ Zehnder, seiner Frau Magdalene und ihren 4 Kindern noch ein „ärztlicher Gehülfe“, zwei, zeitweise auch drei weibliche „Dienstboten“ und zwischen fünf und sechs „Kostgänger“ gemeldet – Studenten meist, einmal auch ein pensionierter Hauptmann. Am Stichtag des 24. Oktober, als Büchner dort einzog bzw. sein Einzug registriert wurde, waren im Häuserbogen außerdem eingetragen: der Kommis F. Kasmus aus Leipzig (bis 28. November 1836, danach stud. med. Caspar Camenzind aus Gersau, Kanton Schwyz), Hermann Trapp, damals schon Dr. der Medizin, für den am 7. November Wilhelm Schulz und seine Frau kamen, sowie der „Musikus“ Wilhelm Oberbeck aus Lutter im Braunschweigischen (seit 12. Oktober 1836).

Daß Büchner (wie kurz darauf Schulz) gerade in dieses Haus zog, war alles andere als ein Zufall. Wahrscheinlich überließen ihm seine – übrigens nicht von der Flüchtlingshatz bedrohten – Freunde Mäker³⁸ und Schmid ihr gemeinsames Zimmer. Deren Spur verliert sich nach ihrem (wohl gemeinsamen³⁹) Auszug am 25. Oktober allerdings rasch. Von Christian Mäker, seinerzeit in Darmstadt Mitglied der ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘⁴⁰, hören wir gar nichts mehr, von Carl Schmid, 1834/35 Mitglied des ‚Corps der Rache‘ in Gießen⁴¹, nach Caroline Schulz’ Zeugnis in Zürich Büchners „liebster Freund“⁴², ist nur belegt,

34 Vgl. Minna Jaeglé an August Stoeber, Straßburg, 7. März 1837 (Lehmann/Mayer, S. 186).

35 Die nachstehenden Angaben nach dem Häuserbogen für die „Stein Gasse, Grosse Stadt, Nr. 206“ (Stadtarchiv Zürich, V. Ec 20, Schachtel 3, Assekuranz-Nr. 206); vgl. Th. M. Mayer in *GBJb* 2 (1982), S. 259, Anm. 57.

36 Die Umbenennung erfolgte 1880 (nach dem Haus „Zum Spiegel“).

37 „Der krumme Weg in’s Freie / Auf steilem Pflaster mit gradem Gang / Die Flüchtlinge. Büchner mit heiler Haut / Im toten Winkel der Geschichte lebend / Lenin im Nebenhaus, logischer Zufall / Wann wird er blind“ (Volker Braun: „Spiegelgasse“. – In: *Gedichte*. – Frankfurt/Main 1979, S. 122). Lenin schrieb in Zürich die Abhandlung *Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus*.

38 So lautet der Name im Häuserbogen, an der Identität mit Christian Möser dürfte indes kaum ein Zweifel bestehen (gleicher Vorname, gleicher Beruf, gleicher Heimatort); vgl. *GBJb* 2 (1982), S. 259, Anm. 57.

39 Bei Schmid ist nur „8br“, also Oktober, angegeben.

40 Vgl. Thomas Michael Mayer: *Georg Büchner und „Der Hessische Landbote“*. – In: Büsch/Grab (Hrsg.): *Die demokratische Bewegung in Mitteleuropa im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert*. – Berlin 1980, Tafel zw. S. 378 und 379.

41 Vgl. ebd.

42 Bergemann¹, S. 646.

daß er noch während dessen Typhuserkrankung wieder zurück in Zehnders Haus zieht (4. Februar⁴³) und nach Büchners Tod für einige Monate als „Gehülfe“ des Arztes Zehnder arbeitet (25. März bis 21. Juni 1837), womit er Nachfolger jenes Christian Meyer aus Steinheim (Württ.) wird, den im Sommer 1836 nur die Intervention seines Brotgebers vor der drohenden Ausweisung aus der Schweiz (Beteiligung am Savoyezug) gerettet hatte⁴⁴. Vom 23. Juni bis zum 1. Juli 1837 ist Schmid in der Niederdorfstraße 30 gemeldet⁴⁵.

Hermann Trapp, der am 3. November 1836 zwar nicht „das Weite suchte“⁴⁶ (er übersiedelte lediglich ins Nachbarhaus zu dem Buchhändler Eduard Gessner, heute Spiegelgasse 16; dorthin war auch Schmid gezogen⁴⁷), aber doch ganz offensichtlich das Feld räumte, hatte allen Grund, die Konfrontation mit Büchner zu meiden. Lünings Bericht ist dafür nur ein Indiz unter anderen. Der Darmstädter Schulkamerad (geboren am 30. November 1813) hatte schon im Sommer 1834 mit dem Autor des *Hessischen Landboten* rivalisiert und eine „dem Landboten ähnliche Schrift“ verfaßt, die sozusagen als Gegenentwurf gedacht war, unter den Mitgliedern der Gießener ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘ (zu deren Gründungsmitgliedern Trapp zählte) aber keinen Anklang fand und verbrannt wurde⁴⁸. Ein Jahr später folgte die von Neid und Eifersucht bestimmte Intervention gegen *Danton's Tod*. Trapp gab vor, im Namen Vieler zu sprechen, als er – wie Lünig bestätigt, ohne in den Details immer korrekt zu sein – jenen scheelsüchtigen Brief an Gutzkow schrieb, in dem er sich anonym über dessen öffentliche Lobpreisung des *Danton* entrüstete. Er war, wie Gutzkow damals zutreffend mutmaßte, durch „das einem ehemaligen Freund gespendete Lob“ provoziert worden, „und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich“ Büchners Entdecker gegenüber „in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: ‚Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen.‘ Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners w a h r e r Freund wäre und in einem Postscript – ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte!“⁴⁹ Gutzkow informierte stattdessen Ende August 1835 Büchner:

43 Nach einer Briefauskunft des Stadtarchivs Zürich an Hermann Bräuning-Oktavio vom 29. Juni 1972. Im Häuserbogen erscheint Schmid erst am 25. März.

44 Vgl. Ulrich Zehnders Autobiographie (Ms. in der ZB Zürich, Z II, 642).

45 Nach Briefauskunft des Stadtarchivs Zürich an Bräuning-Oktavio vom 31. Juli 1972.

46 *GB/b* 2 (1982), S. 259.

47 S. Anm. 43.

48 Bräuning-Oktavio, S. 30 ff. und S. 70, Anm. 24; *GB III*, S. 378 f.

49 Gutzkow, 1837, S. 339 f.

„Haben Sie Freunde in der Schweiz? nämlich Freunde, die Sie dafür halten? Man hat mir von dort anonyme Zusendungen gemacht, um Ihr Talent zu verdächtigen u namentlich mich von der Hingebung, die ich öffentlich gegen Sie gezeigt habe, zurückzubringen. Mehr mag ich nicht sagen. Es scheinen Knaben zu seyn, die mit Ihnen auf der Schulbank saßen, u sich ärgerten, wenn Sie raschere⁵⁰ Antworten gaben.“⁵¹

Büchner hatte offenbar keine Schwierigkeiten, den Urheber zu erkennen:

„Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schlepe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe!“⁵²

Tatsächlich scheint Büchner den Rivalen bereits in Straßburg gemieden zu haben. Die Familie war Ende 1831 sehr erstaunt darüber, daß Georg „gar nichts von Trapp“ in seinen Briefen „bemerkt“ hatte⁵³.

Auch Trapp hatte zunächst glänzende Aussichten auf eine akademische Stellung, nachdem er am 19. Juli 1836 mit einer opthalmologischen Arbeit über die äußeren Teile des Auges bei verschiedenen Tierarten und insbesondere die Nickhaut (das sog. dritte Augenlid einiger Wirbeltiere)⁵⁴ zum Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe promoviert war⁵⁵. Er hatte sich im Wintersemester 1834/35, aus Straßburg kommend, an der Universität Zürich immatrikuliert (Matrikel-Nr. 277) und zwei Semester lang Vorlesungen der Professoren Schönlein (5), Arnold, Locher-Zwingli und Spöndli (je 1) gehört. Als Wohnung

50 Die Lesung dieses Wortes hat bisher Schwierigkeiten bereitet. Andler setzt 5 Punkte und bemerkt: „Coupure dans le papier“ (S. 187), Bergemann¹ konjiziert „[treffende]“ (S. 619), Werner R. Lehmann beläßt es bei einer Lücke (HA II, S. 481), und Edda Ziegler setzt an dieser Stelle „unlesbar“ ein (WuB, S. 304). Bei schonender Autopsie läßt sich das Textstückchen auf der Rückseite des Siegels jedoch entziffern.

51 HA II, S. 481.

52 HA II, S. 447.

53 HA II, S. 468.

54 Henricus Arminius Trapp: *Symbolae ad anatomiam et physiologiam organorum bulbum adjuvantium et praecipue membranae nictitantis*. – Diss. med. Turici 1836 (36 S., „accedunt duae tabulae lithographicae“). Eine günstige Rezension erschien im 7. Heft der von Lorenz Oken herausgegebenen *Isis* (Jg. 1836, S. 5): „sehr fleißige Untersuchung“, „dankenswerther Beytrag zur Zoologie und vergleichenden Anatomie“.

55 Trapp wandte sich am 15. Juli 1836 an die medizinische Fakultät mit dem Antrag, „Montags den 18ten oder Dienstags den 19ten dieses Monats, also schon während des Verlaufs der Sommerferien zu promoviren. Der Grund der mich hiezu bestimmt ist folgender: ich habe mich gegen H. Professor Schoenlein verbindlich gemacht noch im Laufe dieses Sommers eine naturhistorische Reise an die Westküste von Afrika anzutreten. Die Vorbereitungen zu dieser Reise fordern meinen schleunigsten Aufbruch von hier, ein Verzug von 14 Tagen würde nur sehr störend auf mein ganzes Vorhaben einwirken“ (Staatsarchiv Zürich, U 106 g. 1).



Zürich, Spiegelgasse 12
(ca. 1939)

ist im Inskriptionsmanual – wie bei Ernst Dieffenbach – Mühlehalden im Vorort Hirslanden angegeben⁵⁶. Offenbar hatte er sich bei den Übungen im Kantonshospital als nützlicher Schüler Schönleins erwiesen, der ihn deshalb nach Abschluß der Promotion auf eine Forschungsreise nach Übersee schicken wollte, was dann auf das folgende Jahr verschoben wurde. Am 3. Mai 1837⁵⁷ aber starb Trapp in Riesbach bei Zürich an derselben Krankheit wie Büchner.

Lüning war nicht der einzige, der sich an den Züricher Privatdozenten Büchner erinnerte. Franzos erhielt fast zur selben Zeit Notizen Johann Jakob Tschudis, die allerdings in mehreren Punkten von Lünings Bericht abwichen.

Johann Jakob Tschudi wurde am 25. Juli 1818 in Glarus (Schweiz) geboren. Er besuchte das Gymnasium und die Universität in Zürich, wo er Vorlesungen bei Schinz, Oken, Schönlein, Arnold, Heer und Escher von der Linth belegte, und promovierte im Jahre 1838 mit der Schrift *Classification der Batrachier*. Anschließend unternahm er im Auftrag der ‚Naturforschenden Gesellschaft‘ von Neuchâtel eine Reise nach Peru, deren Ergebnisse er 1845/46 veröffentlichte. 1857 folgte eine zweite, 1860 eine dritte Südamerikareise. 1866 wurde er zum schweizerischen Geschäftsträger ernannt, von 1872 bis 1883 war er als außerordentlicher Gesandter im Auftrag des Bundesrats in Wien akkreditiert. Er starb am 8. Oktober 1889 auf seinem Gut Jakobshof in Niederösterreich⁵⁸.

Tschudi war in verschiedenen Disziplinen tätig, vorwiegend als Zoologe, daneben als Geograph, Anthropologe, Ethnograph und Sprachwissenschaftler. Wie sein (nur zum geringen Teil überlieferter) wissenschaftlicher Briefwechsel belegt (UB Basel), stand er mit mehreren Personen aus dem Büchnerkreis in Verbindung (Künzel aus Darmstadt, Gressly aus Straßburg, Schönlein, Schinz, Escher aus Zürich). Seine damalige Beschäftigung mit vergleichender Anatomie und vermutlich auch Präpariermethoden sollte dazu dienen, von ihm neu entdeckte Tierarten präzise zu bestimmen. Seine Dissertation (s. Anm. 75) spricht von der Möglichkeit, nach den aus der Anatomie der Tiere „aufgefundenen Charakteren“ „gewisse Abtheilungen“ zu bilden.

Als Bürger Wiens las Tschudi die *Neue Freie Presse*. Auf Franzos' Suchanzeige, die dort am 29. März 1877 erschien (s. unten S. 410), schrieb er diesem:

56 Nach Briefauskunft des Staatsarchivs Zürich an Bräuning-Oktavio vom 12. Juli 1972.

57 S. Anm. 45.

58 Tschudis älterer Bruder Iwan (1816–1887) war mit August Stoeber befreundet und hatte 1838 in Paris kurzzeitig mit Heine Umgang. Zu J. J. Tschudi vgl. *ADB*, Bd. 38, S. 749–752 und Paul-Emile Schazmann: *Johann Jakob Tschudi. Forscher, Arzt, Diplomat*. – Glarus 1956 (Jb. des hist. Vereins des Kantons Glarus, Heft 57), sowie den Ausstellungskatalog von Ferdinand Anders: *Johann Jakob Tschudi. Forscher Reisender Diplomat*. – Schaffhausen: Museum zu Allerheiligen [1984]; zu Iwan Tschudi vgl. Carlos Tschudi: *Ein Dankesbuch*. – o. O. [1931], S. 57 ff.

„Euer Wohlgeboren

Da ich mit Georg Büchner, als meinem Lehrer in der vergleichenden Anatomie, in Zürich in sehr freundschaftlicher Beziehung gestanden bin, so bin ich gerne bereit Ihnen noch einige mündliche Mittheilungen über den Beginn seiner letzten Krankheit zu machen, falls Ew. Wohlgeboren Zeit finden mich an einem Wochentage zwischen 11–1 Uhr mit Ihrem Besuche zu beehren.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Wien 10. IV. 77.
(Krugerstraße 13.
I Stiege 1. Stock)

ergebenst

v. Tschudi⁵⁹

Als Franzos wenige Tage später kam, erzählte ihm Tschudi u. a., Büchners *Probevorlesung* sei damals im Druck erschienen. Vergeblich suchte Franzos sich den Text zu beschaffen. Auch bei der Kantonalbibliothek in Zürich blieben seine Nachforschungen⁶⁰ ohne Erfolg, denn Tschudi hatte die *Probevorlesung* mit der Dissertation verwechselt. Zu einem weiteren Treffen scheint es nicht gekommen zu sein. Franzos, der sich seit dem Frühjahr um Minna Jaeglés Papiere bemühte⁶¹, bat Tschudi erst im Herbst in einem Billet darum, ihm die Notizen über Büchner aufzuschreiben.

Tschudi antwortete:

„Euer Wohlgeboren

Ich bin gerne bereit Ihrem Wunsche entsprechend Ihnen die wenigen Notizen über Büchner auch schriftlich mitzuthemen, nur moechte ich Sie bitten mir den genauen Titel von Büchner's Abhandlung über das Nervensystem der Barben mitzuthemen u anzugeben in welchem Sammelwerke sie erschienen ist. Ich erhielt Ihr Billet erst nachdem ich nach Wien übersiedelt war, und konnte mir daher den Titel der Abhandlung, die ich in meiner Bibliothek auf meiner Besetzung habe, nicht copiren. Die Abhandlung ist französisch geschrieben in 4°, 1835 in Strassburg in den ? Schriften erschienen.

Sobald ich diese Notiz habe, werde ich Ihnen unverzüglich meine kurzen Aufzeichnungen übermitteln.

Mit vorzüglicher Hochachtung

23. X. 77.

ergebenst

v. Tschudi⁶²

Franzos muß schnell reagiert haben, denn kurz darauf erhielt er Tschudis Erinnerungen, einen dreiseitig beschriebenen Briefbogen mit Begleitschreiben:

59 StuLB Wien, I. N. 64235.

60 Vgl. Franzos' Brief an die Kantonalbibliothek Zürich, Wien, 3. Mai 1877 (ZB Zürich, Briefslg. Franzos).

61 S. Teil III, Einleitung.

62 StuLB Wien, I. N. 64236.

„Euer Wohlgeboren

Beehre ich mich beigeschlossen einige wenige Notizen über Büchner zum beliebigen Gebrauche zu übersenden u benütze mit Vergnügen diesen Anlass um Ihnen den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern

Wien 2. Nov. 1877.

v. Tschudi⁶³

Die „Notizen“ selbst lauten:

„Nachdem sich Büchner in Zürich als Privatdocent habilitirt hatte, kündigte er ein Privatissimum über vergleichende Anatomie an. Es meldeten sich nur drei Zuhörer: zwei deutsche Flüchtlinge und ich. Der eine der ersteren Dr Trapp⁶⁴ bereitete sich zu einer naturwissenschaftlichen Reise an die Westküste Africas vor, die er auf Kosten des Prof. Schoenlein einige Monate spaeter antreten sollte; ein heftiger Typhus raffte ihn aber weg bevor er Zürich verlassen konnte⁶⁵.

Büchner las sein Collegium dreimal woechentlich von 2–3 Uhr auf seinem Zimmer. Meine beiden Commilitonen waren aber im Besuche desselben sehr laessig so dass ich meistens einziger Zuhörer war. Büchner wurde aber dadurch nicht im mindesten entmuthigt, denn er hatte sich mit wahrem Feuereifer der vergleichenden Anatomie gewidmet [!] und fand an mir einen fleissigen und aufmerksamen Schüler. Er sagte mir oft: künftiges Semester werde ich schon mehr Zuhörer haben; ich bin der erste der an der Universitaet Zürich vergleichende Anatomie liest; der Gegenstand ist für die Studenten noch neu, aber sie werden bald erkennen wie wichtig er ist.

Büchner hatte seine Vorlesungen mit der Osteologie⁶⁶ und mit derselben Hand in Hand gehend, dem Nervensysteme der Fische begonnen. Er hielt sich dabei ganz an seine kurz vorher in den Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Strassburg gedruckten Arbeit „Mémoire sur le système nerveux du barbeau (Cyprinus barbuis)“⁶⁷. Sein Vortrag war immer animirt u reich an geistreichen Bemerkungen, besonders wenn er die laengst aufgegeben[e] Theorie von der Wiederholung der Wirbelbildung im knoechernen Schaedel entwickelte. Er gab mir gewöhnlich seine Hefte um Auszüge daraus zu machen. Der Barbenschadell, der ihm für seine Abhandlung u seine Demonstrationen gedient hatte, befindet sich noch heute in meinem Besitze.

Büchner huldigte der von Oken inauguirten philosophischen Anschauung der Naturforschung ohne jedoch die Excentricitaeten jenes genialen Naturphilosophen zu billigen. Beide Maenner waren befreundet u Oken aeusserte sich mir gegenüber er sei überzeugt Büchner werde mit der Zeit auch als Naturforscher Bedeutendes leisten.

Leider dauerten die Vorlesungen Büchners nur kurze Zeit.⁶⁸ Als ich eines Tags, anfangs Februar 1837 zur Collegiumstunde auf sein Zimmer kam fand ich ihn sehr aufgereggt in seinen Schlafrock gehüllt, mit einem dicken wollenen Shwal um den Hals auf und ab

63 StuLB Wien, I. N. 64237.

64 Offensichtlicher Irrtum Tschudis, den er im folgenden Brief auch einräumte.

65 S. Anm. 56.

66 Griech.: Knochenlehre.

67 HA II, S. 65–136. Zum Erscheinungsdatum der Dissertation s. jedoch Kapitel III. 4.

68 Bei der folgenden Schilderung ist zu beachten, daß Tschudi wahrscheinlich die Aufzeichnungen von Caroline Schulz, die Franzos in der *Gegenwart* erstgedruckt hatte (s. Kapitel I. C. 6), als Gedächtnisstütze benutzen konnte.



Nil mortalibus arduum est. Hor.

J. v. Tschudi

Johann Jakob Tschudi
(1837)

* Nichts ist Sterblichen allzuschwer (Horaz, Oden I.3,37)

gehend. Er entschuldigte sich heute das Collegium nicht lesen zu koennen, denn er fühle sich sehr unwohl, er leide an einem heftigen Schnupfen u eingenommenem Kopfe; bat mich aber doch ein Stündchen bei ihm zuzubringen. Beim Abschiede musste ich ihm versprechen ihn am naechsten Tage wieder zu besuchen; ich that es, traf ihn noch auf, aber er klagte er fühle sich noch weniger wohl als Tags vorher und habe haeufig Anfälle von Schwindel. Seine leicht gerötheten Augen glaenzten in unheimlichem Feuer und der geistreiche Ausdruck seines edlen Gesichtes war auffallend veraendert. Der Kranke froestelte und wikelte sich noch dichter in seinen Schlafrock. Ich verliess ihn bald, denn er wollte sich nieder legen. Am naechsten Tage war schon kein Zweifel mehr über den hoechst bedenklichen Character seiner Krankheit; der Typhus machte rapide Fortschritte und nach einer kurzen Spanne Zeit standen seine Freunde und academischen Collegen tieftrauernd am Sarge des unvergesslichen Georg Büchner.⁶⁹

Als Franzos in der zweiten Novemberwoche auch Lünings Erinnerungen erhielt, stand er vor mehreren Widersprüchen. Sprach Lünig von einem Kolleg, das zwanzig Hörer besucht haben sollten, so erinnerte sich Tschudi an ein Privatissimum mit nur drei Studenten, von denen am Ende als einziger er übrig geblieben war. Tschudi erwähnte Trapp unter den Hörern, während Lünig den vollständigen Bruch zwischen Büchner und Trapp beschrieb. Deshalb schickte Franzos kurzerhand Lünings Brief an Tschudi und bat ihn um Klärung. Dieser antwortete:

„Euer Wohlgeboren

Danke ich freundlichst für die gütige Mittheilung von D^r Lünig's mitfolgendem Brief, der mir Büchner's Andenken auf das Lebhafteste in Erinnerung gerufen hat. Der grösste Theil der Angaben des D^r Lünig sind *richtig*, bei Einzelnen aber dürften ihn seine Erinnerungen getauescht haben. Es ist eben sehr lange her und auch bei mir könnte eine Taauschung bezüglich des D^r Trapp moeglich sein und auf einer Namensverwechslung mit einem anderen deutschen Flüchtling beruhen und zwar mit dem der Trapp's Nachfolger für die von Schoenlein projectirte Reise nach Westafrica sein sollte, aber ebenfalls dem Typhus erlag⁷⁰. Ich erinnere mich noch dunkel des D^r Lünig; mit Trapp war ich befreundet in Folge gemeinsamer naturwissenschaftlicher Studien; er schrieb seine Doctor-dissertation ‚de Holothuriis‘⁷¹ und ich war bei der üblichen Doctor-Disputation einer seiner Opponenten. Wir besuchten gemeinsam auch ein Privatissimum über Enthomologie⁷² bei dem berühmten Prof. Oswald Heer (damals noch Privatdocent) in seiner fast 72 Stunde[n] von Zürich gelegenen Wohnung im Belvoir; ausser Trapp und ich besuchte auch der bekannte D^r Alfred Escher⁷³, gegenwaertig Praesident des Gotthardunterneh-

69 StuLB Wien, zu I. N. 64238.

70 Vielleicht denkt Tschudi dabei an Julius Thankmar Alban, der bei Büchner tatsächlich eingeschrieben war (s. u. zu Anm. 102).

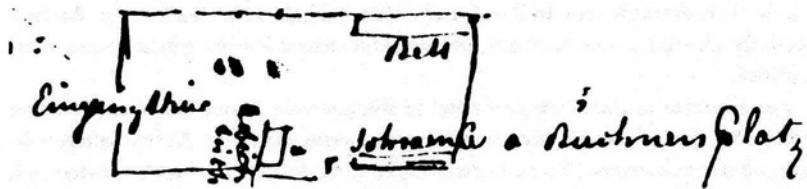
71 Zu Trapps Dissertation s. Anm. 54. Verfasser der Doktorarbeit *De Holothuriis* ist Wilhelm Friedrich Jaeger aus Stuttgart (Diss. med. Zürich vom 9. November 1833).

72 Insektenkunde.

73 (1819–1882). Er war auch Präsident der ‚Okenia‘, einer Vereinigung der Schüler und Verehrer Lorenz Okens. In seinem Briefwechsel mit J. J. Tschudi (Staatsarchiv Bern) wird Büchner nicht erwähnt.

mens dieses Collegium. – Von Trapps heimtückischer Handlungsweise gegen Büchner wusste ich damals nichts. Die deutschen Studenten hielten sich stets ferne von den Schweizerischen, ganz besonders von den jüngeren zu denen ich zählte, da sie (fast ausnahmslos Flüchtlinge) ja schon mehrere Semester in Deutschland studiert hatten bevor sie ein Asyl in der Schweiz fanden, nur mit einigen wenigen (im ganzen drei) führten mich, wie schon bemerkt gemeinsame Studien zusammen.

Dass Büchner ein Collegium über vergleich. Anatomie las, das von 20 Studenten besucht worden sein soll, ist mir nicht bekannt. Bei den genauen Angaben, die D^r Lünig über Büchner's Vortrag machte und deren Richtigkeit ich vollkommen anerkenne, scheint es mir kaum zweifelhaft, dass er wirklich ein Collegium las; ich habe in meiner kurzen Aufzeichnung vom Privatissimum gesprochen, das nur von drei Hörern u zuletzt von mir allein besucht wurde. Da Büchner[s] Zimmer nicht gross war, und er das Priv. auf seinem Zimmer las, so schliesst das schon eine Anzahl von 20 Zuhörern aus. Sein Arbeitstisch stand am Fenster und demselben schief gegenüber an der entgegengesetzten Wand sein Bett. Ich kann Ihnen noch den Situation[s]plan des Zimmers angeben:



Ich beschäftigte mich damals mit Herpetologie⁷⁴ (zwei Jahre später erschien mein „System der Batrachier“⁷⁵) und lieferte von meinen Excursionen Büchner das herpetolog. Material für seine Praeparate. Ich erinnere mich noch lebhaft seiner Freude, als ich ihm ein Exemplar der geburtshelfer Kröte (*Alytes obstetricans*) die ich zuerst in der Ostschweiz entdeckt hatte, brachte; da sie ein so seltenes Material zum Praepariren darbot⁷⁶.

D^r Lünings Angaben, dass die Deutschen Studenten einen förmlichen Wachtdienst an Büchners Krankenbett hielten, sowie dass D^r Zehnder u Schoenlein den Kranken behandelten sind ganz richtig. Gerade damals war ich taeglich in Schoenleins Haus um ihm eine

74 Kriechtierkunde. Vor der „Naturforschenden Gesellschaft“ Zürich las Tschudi am 4. Juli 1836 über „die Wasserschlangen“, und am 6. Februar 1837 über „die geographische Verbreitung der Amphibien in der Schweiz“ (Ferdinand Keller: *Bericht über die Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich*. Anfangs April 1836 bis Ende 1837. Von dem Aktuar der Gesellschaft. – Zürich 1838, S. 11 f. und 67 ff.).

75 Der Titel seiner Dissertation lautet: *Classification der Batrachier, mit Berücksichtigung der fossilen Thiere dieser Abtheilung der Reptilien*; von J. J. Tschudi (Mémoires de la Société des Sciences Naturelles de Neuchâtel, Tome II.). – Neuchâtel 1839 (100 S., 6 Tafeln, 2 S. Anhang).

76 Meyer von Knouau schreibt 1844 über das Vorkommen von „Amphibien oder Reptilien“ im Kanton Zürich: „Von diesen kaltblütigen, von den meisten Menschen gefürchteten und verabscheueten Thieren haben wir nur wenige Arten und Gattungen. [...] Meist verborgen in der Erde lebt die eiertragende Kröte (*B[ufo] obstetricans*)“; s. Anm. 17, dort Bd. 1, ²1844, S. 187. Im Septemberheft der *Isis* (Jg. 1837) erschienen Tschudis *Beobachtungen über Alytes obstetricans* *Wagl* (S. 702–707).

Sendung von Reptilien, vorzüglich Schlangen, die er von einem seiner ehemaligen Schüler aus Ostindien erhalten hatte, zu bestimmen und erhielt Tag für Tag von dem berühmten Arzte trostlosere Nachrichten über B's Befinden. –

Trapp starb nur wenige Monate nach Büchner (höchstens 3–4)⁷⁷ und ebenfalls nur einige Monate später der junge Mann, der Trapps Reisenachfolger sein sollte. Der Tod dieser beiden Männer machte damals einen tiefen Eindruck auf mich, da ich mich ebenfalls für eine lange transatlantische Reise vorbereitete.

Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Wien 14. Nov. 1877

ergebenst
v. Tschudi⁷⁸

Die an einigen Punkten noch bleibenden Widersprüche zwischen Tschudis und Lünings Darstellungen waren nach über 40 Jahren sicher erinnerungsbedingt.

Führen wir uns zu ihrer Beurteilung zunächst vor Augen, wessen es bedurfte, ehe Büchner (wie wir sehen werden: als politischer Flüchtling der „Sonder-Classe“) als Privatdozent an der Züricher Hochschule auftreten konnte. Archivbestände der Stadt, des Kantons und der Universität Zürich gaben hierzu Aufschlüsse.

Zur Einreise in die Schweiz brauchte Büchner ein Visum der französischen Behörden, das wiederum nur erteilt wurde, wenn man eine Aufenthaltsgenehmigung der Schweizer Polizei vorweisen konnte. Auf diesen Modus hatten sich die beiden Staaten nach langem diplomatischem Streit geeinigt. Mit einem Führungszeugnis, das ihm der Straßburger Polizeikommissar am Tag zuvor ausgestellt hatte⁷⁹, wandte sich Büchner am 22. September 1836 an den Züricher Bürgermeister Hess, der nicht nur Vorsitzender des Großen Rats des Kantons, sondern auch Präsident des Polizeirats war. (Die Polizei selbst bestand lediglich aus einer „Polizey- und Ansässen-Commission“, die über sechs Polizeidiener verfügte.) Johann Jakob Hess (1791–1857), seit 1825 Mitglied des Großen Rats seiner Heimatstadt, war 1832 in den Regierungsrat und neben Melchior Hirzel ins Bürgermeisteramt gewählt worden. Er war, nach damaligen Begriffen, zweifellos ein ‚Fortschrittsmann‘, der mit dafür gesorgt hatte, daß die Lehrstühle und

77 Zu Trapps Tod (3. Mai 1837) s. Anm. 56.

78 *StuLB* Wien, I. N. 64238.

79 Da die Abdrucke in *HA* II, S. 461 und *WuB*, S. 288 offenbar nicht auf dem Original beruhen, hier dessen Text:

„Nous, Jonathan Pfister, Commissaire de Police du Canton Sud, de la ville de Strasbourg, certifions que:

Mons. George Büchner, Docteur en Philosophie, âgé de 23 ans, natif de Darmstadt, est inscrit sur nos registres rue de la Douane N° 18, comme demeurant en cette ville depuis dix huit mois jusqu'à ce jour, sans interruption; et que pendant ce laps de tems, sa conduite, tant sous le rapport Politique que moral, n'a donné lieu à aucune plainte.

En foi de quoi le présent

Strasbourg 21 Sept^r. 1836.

Pfister.“ (Staatsarchiv Zürich, U 108 b).

Dozentenstellen der 1833 gegründeten Universität vorwiegend mit deutschen Demokraten besetzt worden waren (Oken, Schönlein, Sell, Snell, Sauppe, Rettig, Fröbel, um nur die wichtigsten zu nennen). Johann Caspar Bluntschli (1808–1881), Professor für Staatsrecht, der nach liberalen Anfängen ins Lager der Reaktion übergewechselt war und 1839 auch aktiv am Züricher Putsch teilnahm (1843 Verfasser des berühmten amtlichen Berichts über *Die Communisten in der Schweiz*), beschrieb Hess 1833 als „eine der Naturen, die nur durch aufgewühlten Schlamm geboren werden. Auch äußerlich sieht er dem Frosche ähnlich, der sich bläht und sein Gekrächze für Gesang hält“⁸⁰. Als überzeugter Republikaner setzte sich Hess für Flüchtlinge aller Nationen ein, die in den 30er Jahren in die Schweiz kamen. So bat ihn der ‚Exilkaiser‘ Follen am 27. Juni 1836 um Verwendung für einen Polenflüchtling und am 1. November 1838 um ein Darlehen von 500 Franken an Hermann Sauppe, für den er persönlich bürgte⁸¹. Der Philologe Orelli fragte am 24. Juni 1836 an, ob Hess nicht „dazu beitragen könnte“, daß der Exilrevolutionär Mazzini von der Polizei „hinfür in Ruhe gelassen würde“, um sich „dem ruhig literarischen Arbeiten widmen“ zu können⁸².

Büchners Gesuch um die „von den hiesigen Behörden verlangte Autorisation“⁸³ hatte mehr Erfolg als das Mazzinis. Bereits am 28. September diktierte Hess eine entsprechende Bescheinigung, die im Konzept erhalten ist und hier erstmals vollständig veröffentlicht wird.

„Wir Pr[ä]s[i]d[en]t & Mitglieder des Polizey R[ath]s des Eidgenössischen Standes Zürich erklären hiermit auf Ansuchen des Herrn Georg Büchner von Darmstadt Doctor der Philosophie daß keine Hinderniße obwalten dem genannten Büchner in seiner Eigenschaft als politischer Flüchtling gegen Erfüllung der gesetzlichen Erforderniße den Aufenthalt in hiesigem Kanton zu gestatten, & daß Büchner in keine der dermal gegen politische Flüchtlinge obwaltenden Untersuchungen implicirt sey.

Actum
Zürich den 28. Sept[ember]
1836.

Im Nahmen
des Pol[izey] Raths
Der Praes[i]d[en]t
Der Secretair“⁸⁴

Wenngleich von einer Aufenthaltsgenehmigung nicht direkt die Rede war, signalisierte man den Straßburger Kollegen doch Einverständnis. Der Paßertei-

80 J. C. Bluntschli, Tagebuch, 25. August 1833 (ZB Zürich, FA Bluntschli 32 b).

81 ZB Zürich, Ms. V 303.38.

82 Ebd. Ms. V 303.101.

83 *WuB*, S. 287.

84 Johann Jakob Hess an die Straßburger Paßbehörden, Zürich, 28. September 1836 (Staatsarchiv Zürich, U 108 b; vgl. *GB III*, S. 358 f.).

lung durch die französische Fremdenpolizei und der Fahrt nach Zürich stand damit nichts mehr im Wege.

Zur Habilitation an der Universität bedurfte es einer Genehmigung des Erziehungsrats des Kantons Zürich als der obersten Aufsichtsbehörde des Schul- und Hochschulwesens. Über die Modalitäten der „Zulassung von Privatdocenten“ gibt Abschnitt V der Universitätsordnung Auskunft. Sie war in revidierter Fassung erst am 1. Oktober 1836 vom Erziehungsrat beschlossen worden, galt aber vermutlich in den wesentlichen Punkten schon früher. Die entscheidenden Paragraphen lauten:

„§. 33. Jeder, der als Privatdocent auftreten will, hat sich an das Präsidium des Erziehungsrathes zu wenden (Gesetz vom 1. April 1835).“

„§. 34. Die betreffende Facultät erstattet auf Aufforderung des Erziehungsrathes ein Gutachten über die wissenschaftliche Qualification des Bewerbers und theilt es dem academischen Senate mit, damit derselbe, wenn er es gut findet, seinen Bericht beifügen kann.“

„§. 36. Die Facultät schickt ihr Gutachten über die abgehaltene Prüfung durch den Senat an den Erziehungsrath zur Entscheidung über die Zulässigkeit des Bewerbers.“

„§. 38. Der wissenschaftlich befähigt Befundene hat sich durch eine öffentliche Probevorlesung über seine Tüchtigkeit zum Lehramte auszuweisen.“

„§. 39. Die betreffende Facultät auf Aufforderung des Erziehungsrathes hat diese Probevorlesung zu veranstalten.“

„§. 40. Die Probevorlesungen werden vorher am schwarzen Brette und in öffentlichen Blättern angekündigt. Der Rector und die Facultätsmitglieder, vom Dekan durch den Pedell eingeladen, sind zu erscheinen verpflichtet.“

„§. 41. Die Bewerber um die *Venia legendi*, welche nicht schon als Schriftsteller aufgetreten sind, müssen eine gedruckte Habilitations-Dissertation in 200 Exemplaren acht Tage vor der Probevorlesung der betreffenden Facultät einreichen. Die Dissertationen *pro gradu* vertreten ihre Stelle bei den hier Graduirten.“

„§. 42. Die Facultät erstattet durch den Senat ihren Bericht an den Erziehungsrath über die Probevorlesung und theilt hinwieder den Entscheid des Erziehungsrathes dem Bewerber mit.“⁸⁵

Das nach den Bestimmungen des § 33 notwendige formelle Gesuch Büchners an den Erziehungsrat ist, obgleich es sich offenbar schon seit geraumer Zeit in einem separaten Dossier über den Privatdozenten im Staatsarchiv befindet, erst vor wenigen Jahren entdeckt worden⁸⁶. Der Eingang des auf den 26. September 1836 datierten Schreibens ist auch in den Protokollen des Erziehungsrats vom 1. Oktober 1836 vermerkt. Von dort aus forderte man noch am gleichen Tag die

85 Zitiert nach: *Amtsblatt des Cantons Zürich*, 3. Jg., Nr. 90 vom 8. November 1836, S. 333 f.

86 Vgl. *GB I/II*, S. 358 f., sowie *WuB*, S. 288.

Philosophische Fakultät auf, gemäß § 39 die Probevorlesung zu veranstalten⁸⁷. Damit war eine weitere formale Hürde genommen.

Die (titellose) „Probevorlesung“, die Büchner gut vier Wochen später hielt, war kurz zuvor im *Amtsblatt des Cantons Zürich* vom Dekan angekündigt worden:

„Künftigen Samstag den 5., Vormittags 11 Uhr, wird Herr Dr. G. Büchner von Darmstadt, um sich als Privatdocent an der hiesigen Hochschule zu habilitiren, in der Aula academica eine öffentliche Probevorlesung halten, welches hierdurch bekannt gemacht wird.

Zürich, den 2. November 1836.

Dr. J. G. Baier,
d. Z. Decan der philosophischen Facultät.“⁸⁸

Der Vortrag entsprach den Erwartungen, und die Philosophische Fakultät empfahl dem Erziehungsrat in einem Missive sogleich die Aufnahme Büchners „unter die Privatdocenten der Hochschule“⁸⁹. Laut Protokoll der Sitzung des Erziehungsrats vom selben Tag wurde dies auch genehmigt⁹⁰, obgleich eigentlich der akademische Senat der dafür zuständige Antragsteller war. Um das Verfahren zu beschleunigen, wählten die Professoren um Lorenz Oken jedoch den direkten Weg, was vom Senat am 23. November nachträglich gebilligt wurde⁹¹. Es folgten Benachrichtigungen an den akademischen Senat, die Philosophische Fakultät und Büchner selbst⁹².

Parallel dazu lief das Verfahren zur Aufenthaltsgenehmigung. Der Züricher Polizei lagen in dieser Zeit insgesamt dreizehn Anträge vor (darunter auch der von Schulz), und das „Verzeichnis derjenigen politischen Flüchtlinge, & Landesfremden, welche von dem Regierungs-Rathe hohen Standes Zürich ein Asyl-Aufenthalt im Canton erhalten haben“⁹³ von 1836/37 umfaßt 44 Namen. Anfang November überwies der Regierungsrat des Kantons Zürich die Asylgesuche der 13 Flüchtlinge an den Polizeirat zur Prüfung, ob irgendwelche Bedenken gegen die Gewährung temporären Aufenthalts bestünden. Das Protokoll des Polizeirats vom 14. November vermerkt: „nicht das geringste Bedenken“⁹⁴, seine Erkenntnisse wurden am selben Tag und nochmals am 21. November dem

87 Staatsarchiv Zürich, UU 1. 13.

88 3. Jg., Nr. 89 vom 4. November 1836, S. 327.

89 Staatsarchiv Zürich, U 108 b.

90 Staatsarchiv Zürich, UU 1.13.

91 Protokollbuch des akademischen Senats der Universität Zürich (1837–1880) (Archiv der Universität Zürich).

92 Staatsarchiv Zürich, U 108 b.

93 Staatsarchiv Zürich, P 188 (Fremdenpolizei, 1).

94 Staatsarchiv Zürich, PP 31.5.

Regierungsrat mitgeteilt. Dieser faßte am 26. November seinen Beschluß⁹⁵, der sogleich dem Polizeirat zur Vollziehung bekannt gemacht wurde. Demnach wurden diesen Asylbewerbern der „Sonder-Classe“ noch am selben Tag durch die Staatskanzlei provisorische Niederlassungsurkunden ausgestellt und der Polizeikanzlei überwiesen, die sie den Flüchtlingen auszuhändigen hatte. Diese mußten die Urkunde dann bei ihrer Aufenthaltsgemeinde einreichen. Außerdem hatten sie jeden Wohnungswechsel sofort bei den Behörden anzuzeigen. Falls es ihnen schließlich nicht gelingen sollte, innerhalb einer bestimmten Frist „ordentliche Ausweisschriften“ ihrer Heimat beizubringen, hatten sie eine „Real- oder Personal-Caution“ in Höhe von 800 Franken zu leisten. Büchner war, wie elf andern Bewerbern auch, ein Aufenthalt von zunächst 6 Monaten gewährt worden; Verlängerung war möglich, sofern man sich fristgerecht darum bemühte⁹⁶.

Mitte November begann Büchner mit seinen Vorlesungen. Die Ankündigung seines Kollegs kam zu spät, um noch in das Vorlesungsverzeichnis des laufenden Semesters aufgenommen zu werden. (Das Wintersemester hatte am 31. Oktober begonnen⁹⁷, und der gedruckte *Catalog* mußte laut § 48 der Universitätsordnung „spätestens vier Wochen vor dem Schlusse des Semesters“ erschienen sein⁹⁸.) Die Veranstaltung trug – was Strohl schon 1938 feststellte⁹⁹ – den Titel „Zootomische Demonstrationen“¹⁰⁰, war also ein Kurs über die Anatomie, d. h. Zergliederungskunst der (niederen Wirbel-)Tiere. Behandelt wurden, laut Tschudi, Fische und Amphibien, was im kommenden Semester offenbar fortgesetzt werden sollte. Als Ende Januar 1837 der Rektor von den Dozenten die

95 Staatsarchiv Zürich, MM 2.33.

96 Ebd., dazu PP 31.6 (Protokolle des Polizey-Raths, 1. Dezember 1836). – Büchner blieb also bis zu seinem Tod ein politischer Flüchtling. Dies wird auch aus dem folgenden Vorgang noch einmal deutlich: Ende Februar 1837 erhielt die Großherzogliche Regierung in Darmstadt via Berlin die Meldung von Büchners Tod. Aufgrund des beigefügten Totenscheins, ausgefertigt am 23. Februar vom Pfarramt der Großmünstergemeinde in Zürich, wurde das „flüchtige Individuum“ Georg Büchner aus dem berüchtigten „Schwarzen Buch“ der Frankfurter Bundeszentralbehörde, einer 1833 zur Abwehr gegen revolutionäre Bestrebungen eingerichteten Untersuchungskommission, gestrichen (Bundesarchiv Frankfurt/Main, BCB 82).

97 § 63 der Universitätsordnung bestimmte: „Der Winterkurs beginnt mit dem ersten Montage nach dem 25. Oktober und dauert bis zum 20. März“ (s. Anm. 85), Nr. 92 vom 15. November 1836, S. 337.

98 Ebd., Nr. 90 vom 8. November 1836, S. 334.

99 Vgl. Gagliardi/Nabholz/Strohl, S. 303, Anm. 1.

100 Staatsarchiv Zürich, U 101.1. Um sich eine Vorstellung vom Inhalt seines Kurses machen zu können, muß man wissen, was Carus als die Hauptaufgabe der Zootomie bestimmt hatte: „eine Geschichte der stufenweise sich vervollkommnenden Organisation in der Beschreibung des verschiedenen Baues der einzelnen thierischen Geschöpfe zu geben“ (*Lehrbuch der Zootomie*. – Leipzig 1818, S. V; zit. nach Döhner, S. 210).

Ankündigungen für das Sommersemester verlangte, gab Büchner „Vergleichen-
de Anatomie der Wirbelthiere“ an¹⁰¹; da er kurz darauf starb, unterblieb auch
diese Ankündigung im gedruckten Verzeichnis.

Ganze fünf Hörer hatten sich für Büchners erstes und einziges Kolleg gemel-
det: am 15. November Johann Jakob Tschudi, Otto Oken und Arnold Escher
von der Linth, drei Wochen später kamen noch Julius Thankmar Alban (6. De-
zember) und Wilhelm Schulz (9. Dezember) dazu¹⁰². Jeder der Hörer bezahlte
die vorgeschriebenen 14 Franken Hörergebühr an die Hochschulkasse, wovon
zwei Prozent die Universität, 98 Prozent der Dozent erhielt. Die Gelder von
Tschudi, Oken und Alban einerseits und Schulz und Escher andererseits wur-
den übrigens getrennt abgerechnet, das Anmelde datum der beiden letzteren,
wohl nur formell Nominierten, die ja selbst dozierten, vom Kassierer auf „Merz
1837“ fixiert¹⁰³. Das war möglicherweise eine interne Gepflogenheit, um diesen
nicht-studentischen Teilnehmern weitere Kosten zu ersparen. Büchner hatte
auch umgekehrt am 6. Dezember Schulz' Vorlesung belegt, was ihn billiger zu
stehen kam (6 Franken); er war damit dessen dritter Hörer.¹⁰⁴

Bezogen auf die beiden miteinander konkurrierenden Berichte Lünings und
Tschudis löst dies bereits deren Hauptwiderspruch. Es handelt sich nämlich
überhaupt nicht um zwei unterschiedliche Darstellungen ein und desselben Er-
eignisses. Lünings Wiedergabe von „Büchners Vortrag“ ist nicht auf dessen
Kolleg, sondern auf die „Probeforlesung“ zu beziehen. Denn weder hatten sich
zwanzig Hörer für sein Kolleg eingetragen, wie Lünig zu erinnern glaubte
(was die Kassenbücher ausschließen; über die Zuhörerzahl bei der „öffentlichen

101 Staatsarchiv Zürich, U 99.1. Vgl. *GB I/II*, S. 420.

102 Nach den Honorarbüchern der Hochschule (Staatsarchiv Zürich, UU 25.2). Die Namen
bereits bei Strohl (s. Anm. 99), S. 303. Der 1812 in Gräfentonna geborene Alban war in
Jena relegiert worden und hatte sich danach in Göttingen immatrikuliert. Er war am Frank-
furter Wachenturms beteiligt, wurde verhaftet und konnte als einziger der Gefangenen am
2. Mai 1834 aus dem Gefängnis fliehen. Im Schweizer Exil schloß er sich dem Züricher
Handwerkerverein um die Zeitschrift *Das Nordlicht* an und war 1836 zusammen mit Cratz
und Ehrhardt im Vorstand des 'Jungen Deutschland' (Sektion Zürich). August Lünig
erzählte seinem Sohn Otto später öfters „die Merkwürdigkeit“, daß Alban „in gewöhnli-
cher Verfassung der gutmütigste, friedfertigste Mensch gewesen, der keiner Fliege etwas
tat“, der bei studentischen Messuren jedoch oft in solchen Jähzorn geriet, „daß seine Ge-
gner oft in Lebensgefahr schwebten [...]. Als in einer heimlichen Vorbereitung zum Frank-
furter Attentat gesagt wurde, es müsse jemand den Posten an der Hauptwache mit einem
Beile niederschlagen [...], da habe sich Alban sofort und freiwillig zur Uebernahme dieser
Sache erboten – ausgeführt wurde sie nicht“ (O[tto] L[ünig]: *Zum Gedächtnis von Dr.
August Lünig a. Bezirksarzt in Rüslikon*. – Zürich 1896). Der gleichen Quelle zufolge
soll Alban als praktischer Arzt in Steffisburg gestorben sein, was sich mit der in Anm. 70
geäußerten Vermutung dann allerdings nicht zur Deckung bringen läßt.

103 „Repartition der eingenommenen Honorare an die Herren Docenten. Winter Semester
1836/37“ (Staatsarchiv Zürich, UU 25.2).

104 Vgl. Anm. 102 und *GB I/II*, S. 359.

Probevorlesung“ gibt es dagegen keine amtliche Zählung), noch ist ein weiteres, inoffizielles Kolleg Büchners denkbar. Zwanzig Besucher der „Probevorlesung“ erscheinen dagegen möglich.

Der Beweis läßt sich aber auch noch von einer andern Seite, und diesmal positiv, führen. Fast alle Einzelheiten von Lünings Bericht tauchen auch im Manuskript der *Probevorlesung*¹⁰⁵ auf. Das beginnt schon beim Titel: Büchner, so Lünig, „kündigte [...] mit Beginn des Wintersemesters 1836/37 [...] Vorlesungen über vergleichende Anatomie der Fische u. Amphibien an“ – in der *Probevorlesung* ist nicht weniger als fünfzehnmal von „Fischen“ die Rede, je zweimal von „Cyprinen“ (Karpfen) und dem „Hecht“, sowie fünfmal von „Fröschen“ und zweimal von „Batrachiern“ generell¹⁰⁶. Der von Lünig erinnerte Titel ließe sich also rechtfertigen. Noch deutlicher ist Lünings Urteil, die Zuhörer seien beeindruckt gewesen von den „fortwährenden Beziehungen auf die Bedeutung der einzelnen Theile der Organe u. auf die Vergleichung derselben mit denen der höheren Thierklassen [...], die beständige Hinweisung auf die Bedeutung der Theile“. In der *Probevorlesung* heißt es (auch das „beständig“ trifft zu):

„Die einfachsten Formen leiten immer am Sichersten, weil in ihnen sich nur das Ursprüngliche, absolut Nothwendige zeigt.“¹⁰⁷

„Klar war man sich über die Bedeutung der Gebilde des vegetativen Nervensystems für die Ausbildung des Skeletts [...].“¹⁰⁸

„[...] welche Schädelnerven treten bey den niedrigsten Wirbelthieren zuerst auf, wie verhalten sie sich zu den Hirnmassen und den Schädelwirbeln und nach welchen Gesetzen wird, die Reihe der Wirbelthiere durch bis zum Menschen, ihre Zahl vermehrt oder vermindert, ihr Verlauf einfacher oder verwickelter?“¹⁰⁹

„So tritt bey den Fischen der facialis, als der Deckelast des 5. Paares auf, verschwindet dann bey der Mehrzahl der Reptilien und Vögel, und zeigt sich wieder bey den Säugethieren [...].“¹¹⁰

„So tritt der glossopharyngeus bey den Fischen zwar als ein selbstständiger Stamm auf [...], verschmilzt dann bey den Batrachiern und Ophidiern mit dem vagus [...], isolirt sich wieder bey den Cheloniern und bleibt endlich bey den Vögeln und Säugethieren ein selbstständiger Nerv.“¹¹¹

„So zeigt sich bey den Fischen und Batrachiern keine Spur von einem Beynerven [...]; erst bey den Sauriern, Cheloniern und Vögeln fängt er an sich zu isoliren und selbst bey den Säugethieren ist er im Allgemeinen eigentlich nicht von dem vagus getrennt.“¹¹²

105 Vgl. HA II, S. 291–301.

106 HA II, S. 295–300.

107 Ebd., S. 296.

108 Ebd., S. 293.

109 Ebd., S. 296.

110 Ebd.

111 Ebd., S. 296 f.

112 Ebd., S. 297.

Und weiterhin:

Lüning

„Bei den Fischen [nahm Büchner] nur 6 Kopfnervenpaare (u. demnach auch 6 Kopfwirbel) [an].“

„[Er demonstrierte] die den Fischen fehlenden als bloße Zweige der ihnen eigenthümlichen Kopfnerven [...], so namentlich einen Ast des *Nervus vagus* als Repräsentanten des *Nervus glossopharyngeus* u. den *Ramus opercularis* des *Nervus trigeminus* als Repräsentanten des *Nervus facialis* der höhern Thiere; die Augenmuskelnerven dagegen ließ er aus der bei den Fischen vorhandenen vorderen Wurzel des *Nervus opticus* entspringen.

Probevorlesung

„[Es] lassen sich 6 Hirnnervenpaare unterscheiden, denen entsprechend ich 6 Schädelwirbel annehme [...].“¹¹³

„So tritt der glossopharyngeus bey den Fischen zwar als ein selbstständiger Stamm auf, verhält sich jedoch durch seine Vertheilung an die erste Kieme ganz wie ein Ast des vagus [...].“¹¹⁴ „[Bey den Fischen besteht] eine enge Beziehung zwischen dem trigeminus und dem facialis [...], wo die eigenartigen Gebilde des ramus opercularis vorhanden sind [...].“¹¹⁵

„In den Sehnerven und den Muskelnerven des Auges treten [...] beyde Wurzeln als isolirte Nerven auf [...], die Vordere als 3., 4. und 6. Paar [...]. Das 3. und 6. Paar bilden so zwei Fäden einer gemeinsamen Wurzel [...].“¹¹⁶

Zwanzig Zuhörer im ersten Kolleg eines Privatdozenten wären für Zürich jedenfalls geradezu sensationell gewesen. Der berühmte Oken brachte es im Sommer 1833 auf einundzwanzig, und das war auf naturwissenschaftlichem Gebiet die mit Abstand meistbesuchte Veranstaltung. Bei Schinz waren es im selben Semester nur zwei Interessierte, und von den 2 172 angekündigten Kollegien der ersten zwölf Jahre der Hochschule kam etwa ein Drittel mangels Hörermasse gar nicht zustande¹¹⁷. In der philosophischen Fakultät, die im Wintersemester 1836/37 immerhin 240 Hörer zählte, lagen die Verhältnisse besonders schlecht. Von 48 angekündigten Vorlesungen wurden in diesem Halbjahr nur 28 besucht. Wilhelm Schulz, dem es an der staatswissenschaftlichen Fakultät nicht besser erging, resignierte schließlich. Obwohl er die Themen seiner Vorlesungen den Interessen der Studentenschaft anzupassen versuchte, blieben die erhofften Hörer aus. Schulz gab 1839 den Universitätsdienst auf und widmete sich ganz seiner publizistischen Tätigkeit¹¹⁸. Wie es Büchner als Dozent ergangen wäre, muß offen bleiben.

113 Ebd.

114 Ebd., S. 296.

115 Ebd., S. 299.

116 Ebd., S. 300.

117 Vgl. Gerold Meyer von Knonau: *Der Canton Zürich* [...], Bd. 2. – St. Gallen und Bern²1846, S. 25.

118 Vgl. Grab, S. 177.

6. Spuren nach Leipzig Ein möglicher Verlagskontakt im Dezember 1836*

„Ich will Euch an ein Dichterlager bringen.
Seht mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht seines Auges letzten F[e]berstrahl,
Wie es so trunken in die Leere schaut
Und drein noch sterbend Paradiese baut!“

Mit diesen feierlichen Worten beginnt derjenige Abschnitt in Georg Herweghs Büchner-Gedicht¹, der die letzten Stunden des todkranken Dichters beschreibt, wenn auch poetisch verbrämt in eben Herweghs Manier. Doch schon wenige Zeilen später geht es spannender zu:

„Noch ein Geheimniß möcht' er uns entdecken,
Den letzten, größten Traum in's Daseyn wecken –
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub! [...]
Umsonst – es bricht die müde Brust in Staub.“²

So sehr es auch den Anschein hat: Diese Episode in Büchners Fieberdelirien ist von Herwegh keineswegs frei erdichtet: aus den „Erzählungen“ August Lünings „sind größtentheils die Schilderungen jener Phantasien des kranken Dichters entstanden“ (s. S. 385). Und als Herwegh im Jahre 1840 in Zürich die Bekanntschaft von Wilhelm Schulz und dessen Frau Caroline machte, konnte er weitere Einzelheiten über Büchners Krankengeschichte erfahren. Dies bestätigt auch ein Brief von Caroline Schulz an den Verfasser der *Gedichte eines Lebendigen*, der vermutlich vom März 1843 datiert:

„Ihre Gedichte von einer Welt gelesen, betrachte ich dennoch als wären sie besonders mein; sie haben eine Geschichte für mich, eine Geschichte ihrer Entstehung u. ersten Mittheilung.“³

Von einem Geheimnis, das Büchner wegen seiner Krankheit preiszugeben nicht mehr imstande war, berichtet auch Ludwig Büchner im Vorwort der *Nachgelassenen Schriften*:

* Dieses Kapitel wurde zuerst im *GBJb* 1 (1981) veröffentlicht und für die Dissertation leicht überarbeitet.

1 S. oben Anm. 130 zu Kapitel II. A. 3.

2 Ebd., S. 98 f.

3 Herwegh-Archiv, Liestal (Schweiz).

„Es ist bemerkenswerth, daß Büchner während der Fieberdelirien seiner Krankheit sich vergebens anstrenge, von etwas Mittheilung zu machen, das ihm Sorge zu machen schien. Der Tod schloß seine Zunge. [...] Als man unter seinen Papieren das Drama [„Pietro Aretino“, wie damals angenommen wurde, J.-C. H.] nicht fand, vermuthete man, daß jene Anstrengung zu reden sich auf dasselbe bezogen haben möchte, und ließ das Zimmer nochmals genau durchsuchen, ohne etwas zu finden.“⁴

Angesichts der spärlichen Möblierung von Büchners Sterbezimmer⁵ dürfte dies nicht sehr aufwendig gewesen sein.

Schließlich gibt es noch jene merkwürdig bestimmte anmutende Aussage Büchners selbst, „[k]urz vor Beginn der tödtlichen Krankheit“⁶ in einem Brief an seine Braut formuliert, wonach er

„in längstens acht Tagen Leonce und Lena mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen“⁷

werde. Thomas Michael Mayer hat darauf hingewiesen⁸, daß eine solche Erklärung ohne ganz konkrete Veröffentlichungsabsichten und daher auch ohne bestehende Kontakte zu einem Verleger kaum denkbar sei. Mayer verweist weiterhin auf die Möglichkeit, daß Büchner seine Projekte z. B. bei Schweizer Verlagen hätte realisieren können, da „weitere Publikationen Büchners in Deutschland nicht eben leicht denkbar waren“⁹.

Das heißt jedoch nicht, daß jede Beziehung des Exilschriftstellers Büchner zu einem deutschen Verleger von vornherein auszuschließen wäre. Nach der Auffindung neuer Quellen scheint es vielmehr so, als habe man sich in Leipzig im Dezember 1836 darum bemüht, ihn als Autor zu gewinnen. Wie weit diese Absichten gediehen sind – und ob Büchner möglicherweise sogar schon ein fertiges Manuskript nach Deutschland gesandt hatte –, bleibt allerdings noch im Dunkeln.

In Leipzig hatte 1836 der Verleger und ehemalige Schauspieler Julius Wunder¹⁰ den Plan einer literarischen Zeitschrift gefaßt, deren Aufgabe die Förderung dramatischer Literatur sein sollte, was einerseits „deutsche Originalarbei-

4 N, S. 40.

5 S. Tschudis Skizze in Kapitel III. 5.

6 N, S. 39.

7 Ebd.

8 GB I/II, S. 425 (Anm. 29).

9 Ebd.

10 Julius Wunder führte in Leipzig von 1833–1841 eine Verlagsbuchhandlung, die Karl Marx einmal spöttisch als „Kaufhaus von gute[m] Käse und schlechter Literatur“ bezeichnete (Brief an Heinrich Marx v. 10./11. November 1837, zit. nach MEGA III, 1, S. 17). Gleichwohl erhoffte er sich von dort – nachdem Wigand bereits abgelehnt hatte – die Realisierung einer von ihm projektierten junghegelianischen Zeitschrift für Theaterkritik.

ten, als Trauerspiele, Lustspiele, Comödien, episch dramatische Gedichte, etc.“ einschließen, andererseits aber auch „der dramatischen Kritik, wie nicht minder der eigentlichen Dramaturgie“ Raum bieten würde¹¹. Zu diesem Zweck hatte Wunder den Schriftsteller Ernst Willkomm¹² (1810–1886) und den Shakespeare-Übersetzer Alexander Fischer¹³ (1812–1843) als Redakteure verpflichtet.

Wohl aufgrund der Tatsache, daß Willkomm in der Literaturszene der dreißiger Jahre immerhin schon einige Male mit eigenen Arbeiten¹⁴ aufgetreten war, kam ihm die Aufgabe zu, für die Zeitschrift, deren Name zu diesem Zeitpunkt noch *Sakuntala*¹⁵ lautete und die erst 1837 ihren späteren Titel *Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater*¹⁶ bekam, Mitarbeiter zu gewinnen. Willkomm schrieb etwa 50 Briefe, in denen er für das ehrgeizige Projekt warb. Bis auf einige wenige sind die Namen der Empfänger allerdings unbekannt geblieben.

Einer von ihnen war Hermann Marggraff (1809–1864), von dem die mit „H. Mff.“ gezeichnete Rezension von *Danton's Tod* in denselben *Jahrbüchern* stammt.¹⁷ Seine Bemerkungen über den Zustand der deutschen Bühne in Karl Büchners *Deutsche[m] Taschenbuch auf das Jahr 1837*¹⁸ hatten offenbar Willkomm's Interesse geweckt. Hieß es doch in Marggraff's von der Zensur um zehn Seiten gekürztem Aufsatz *Physiognomie der deutschen Literatur in den Jahren 1835 und 1836*¹⁹ vom Drama, es müsse

„mit den Bedürfnissen des Volkes bekannt sein; [es] muß Wurzeln zu schlagen wissen im Volk und mit der Zeit sich organisch fortentwickeln. Man wird dies von unsrer Bühne nicht sagen können. Ein dramatisches Genie kann bei uns nichts fruchten. [...] Die eigentlichen Genies für das Drama entsagen der Bühne von Hause aus und fristen ihr poetisches Dasein kümmerlich im Buchhandel.“²⁰

11 Ernst Willkomm an Hermann Marggraff, Leipzig, 29. November 1836, zitiert nach Prim Berland: *Hermann Marggraff*. – Paris 1942, S. 115–117.

12 Über Willkomm liegt bis heute – sieht man von Fritz Hinnahs älterer Dissertation (Bocholt 1915) ab – keine Monographie vor. Auf dieses Defizit hat zuletzt Karl-Heinz Kratz aufmerksam gemacht (*Ernst Willkomm's 'Weiße Sklaven'. Ein sozialer Roman zwischen Jungem Deutschland und Frühnaturalismus*. – In: *Colloquia Germanica* 16, 1983, Heft 2/3, S. 177 bis 200).

13 Er veröffentlichte 1839 ein Drama *Mas'aniello*.

14 Von Willkomm war u. a. erschienen: *Julius Kühn* (Novelle), 1833; *Bernhard, Herzog von Weimar* (Trauerspiel), 1833; *Buch der Küsse* (Gedichte), 1834.

15 *Sakuntala* (das Vögelchen): Titelheldin im Drama des indischen Dichters Kalidasa aus dem 5. Jhd., dt. von Georg Forster, 1791.

16 *Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater*. Herausgegeben von E. Willkomm und A. Fischer. 1.–2. Jg. – Leipzig: Julius Wunders Verlags-Magazin 1837/1839.

17 Ebd., 1. Jg. 1837, S. 160–162. Text in *GB III*, S. 101 f. (Auszüge).

18 *Deutsches Taschenbuch auf das Jahr 1837*. Mit Beiträgen von Willibald Alexis [u. v. a.]. Herausgegeben von Karl Büchner. – Berlin: Duncker und Humblot 1836.

19 Ebd., S. 147–209.

20 Ebd., S. 191.

Dies deckte sich völlig mit Willkomm's Ansicht über das „traurige Darniederliegen des Drama“ und seinem Wunsch, „durch Erwecken des dramatischen Interesses der Zukunft wenigstens ein Theater geben zu helfen. [...] Nur tüchtiger, junger Kräfte bedürfen wir“, schrieb er an Marggraff: „Noch hoffe ich auf ein einmaliges Aufblühen des deutschen Drama.“²¹

Zu denjenigen, „welche mit wirklicher dramatischer Kraft begabt, dennoch ein von der kraftlosen Bühne abgesondertes Leben führen“, zählte Marggraff in seinem erwähnten Aufsatz neben Platen, Grabbe und Oehlenschläger auch Georg Büchner. In seinem Drama *Danton's Tod* habe er sich genial und voll „poetischer Urkraft“²² gezeigt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach aufgrund dieser kurzen Erwähnung erkundigte sich Willkomm im schon zitierten Brief an Marggraff vom 29. November 1836 nach dem ‚Titel‘ Büchners – ganz offensichtlich, um ihn in einem förmlich adressierten Brief (etwa: *Herrn Wohlgeboren Doctor Georg Büchner*) um seine Mitarbeit an der geplanten Zeitschrift zu bitten:

„Können Sir mir recht bald die Titel folgender Männer sagen? Blum²³, G. Büchner, Mand²⁴.“ – Daß es dabei wirklich um akademische Qualifikationen ging, bestätigt auch die Nachschrift Willkomm's vom 3. Dezember, in der er seine Bitte wiederholte: „Was Blum und Mand wie auch G. Büchner sind, schreiben sie mir wol bald? So wenig ich mir aus der Etiquette mache, so viel halten öfters andere darauf.“²⁵

Nun ist ein Brief Willkomm's an Büchner ja bekanntlich nicht überliefert. Dagegen hat sich ein in seinem Tenor sicher ganz ähnlich lautender Brief Willkomm's – mitunterzeichnet von Alexander Fischer – an den Prager Schriftsteller Carl Egon Ebert (1801–1882) erhalten²⁶, der daher in seinen Grundzügen als Schema auch für den Brief an Büchner figurieren kann.

Datiert vom 3., ist der Brief erst am 10. Dezember 1836 in Leipzig abgegangen.

Ernst Willkomm und Alexander Fischer
An Carl Egon Ebert in Prag

„Hochzuverehrender Herr Doctor,

Das Feld der Literatur bietet ungeachtet seines großen Umfanges einen Einigungspunct für die verschiedenartigsten Kräfte und Bestrebungen dar. Die Fernsten kommen sich

21 Vgl. Anm. 11.

22 Vgl. Anm. 18, S. 193.

23 Vermutlich Carl Wilhelm August Blum (1786–1844).

24 J. E. Mand war das Pseudonym für Karl Wilhelm Goldschmidt (1792–1857).

25 Vgl. Anm. 11.

26 Aus der Handschriftensammlung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main (Sign.: Autogr. E. A. Willkomm).

näher durch die Aehnlichkeit ihrer Individualitäten und ein Zusammenwirken wird denkbar und möglich, wo dem ersten Anscheine nach ein stetes Fremdbleiben am wahrscheinlichsten war.

Diese Aehnlichkeit der Bestrebungen veranlaßt auch die Unterzeichneten, an Sie, geehrtester Herr Doctor, diese Zuschrift zu erlassen, um in derselben Sie zur Theilnahme an einem Unternehmen aufzufordern, das selbst in einem nur theilweisen Gelingen nicht ohne große Folgen bleiben würde.

Jahre lange Beschäftigung mit literarischen Arbeiten hat Sie gewiß zur Genüge belehrt, wie tief gesunken namentlich in den letzten Jahren, das deutsche Drama ist. Betrachtet man die vorhandenen Bühnen mit dem Wust französischer, leichtfertig übersetzter Stücke und legt nur einen mittelmäßigen künstlerischen Maßstab an die Leistungen der Schauspieler, so weiß man nur zu gut, in welcher trostloser Lage Bühne und Drama sich befinden. Die letzten Jahre haben zu diesem Verfall immer mehr beigetragen, mittelmäßige Kräfte, denen es mehr um materiellen Gewinn als um Förderung literarischer Zwecke zu thun war, haben sich der Bühne bemächtigt und nur selten gelingt es durch besondere günstige Verhältnisse einem wahrhaften Talente, die Mühen ernster Bestrebungen durch Darstellung derselben auf der Bühne belohnt zu sehen! Sie gehören unter die wenig[en] Glücklichen, denen diese Vergünstigung zu Theil geworden, gewiß aber werden Sie ungeachtet dieses vorläufig errungenen Vortheils mit den Unterzeichneten im Allgemeinen darin übereinstimmen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen nur noch wenig Jahre erforderlich sind, um auch den letzten Schimmer eines nationalen Dramas in Deutschland völlig verlöschen zu lassen.

Diese traurige Wahrheit bewog die Unterzeichneten, welche Beide, der Erstere durch eigene Productionen, der Andere durch Uebersetzung mehrerer Shekspeare'scher Schauspiele für das Drama thätig gewesen sind, mit Unterstützung einer geachteten hiesigen Buchhandlung ein dramatisches Journal zu gründen, das im Laufe des kommenden Jahres an das Tageslicht treten wird. Die tüchtigsten, frischesten Kräfte des literarischen Deutschland haben freudig ihre Mitwirkung versprochen und sehen mit großen Erwartungen dem Erfolg eines Unternehmens entgegen, das auf eine bisher noch nie dagewesene Art und Weise die innigste Einigung des dramatischen Deutschlands erzielt. Um dies im weitesten Umfange erreichen zu können, ist es Zweck und Tendenz der Herausgeber, die wo möglich tüchtigste Productivität mit der strengsten, gediegensten und würdevollsten Kritik zu vereinigen, und so in dem neuen Journale jeder für das Drama thätigen Kraft einen geeigneten Spielraum zu eröffnen. Es werden deshalb nur ausgezeichnetere Originalarbeiten mit steter Berücksichtigung eines zeitgemäßen Strebens Aufnahme in diesem Journale finden, während gründliche Kritiken und umfassendere dramaturgische Abhandlungen Uebelstände zu beseitigen und den Weg für ein modernes deutsches Drama zu ebnen bemüht sein werden. Fortlaufende Correspondenzartikel aus dem nahen und fernsten In- und Auslande werden daneben den Zustand der Bühne und die Leistungen der Schauspieler besprechen, eigene zergliedernde Aufsätze über einzelne schwierige Rollen werden dem denkenden Schauspieler Gelegenheit geben, tief einzudringen in den Geist großartiger dramatischer Dichtungen und ihm so eine Schule der Bildung darbieten. Und um weder dem Journale Mannigfaltigkeit noch tiefern Gehalt zu entziehen, werden von Zeit zu Zeit biographische Abhandlungen über verstorbene und lebende dramatische Dichter und ausgezeichnete Mimen mit jedesmal beigefügtem Porträt des zu Besprechenden [m] feinsten Stahlstiche beigefügt werden.

Ohne sich die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens zu verhehlen, hoffen die Unterzeichneten dennoch sowol auf Theilnahme der strebenden Literaten als auch auf die Aufmerksamkeit des gebildeteren Publicums. Es kann nicht fehlen, manches im

Verborgenen lebende Talent wird sich herauswagen, die Liebe zum Drama, nicht erstickt im Volk der Deutschen, sondern nur gefesselt durch den Conflict störender Verhältnisse, wird unverhohlen hervorbrechen, ein Drama mit nationaler Tendenz und zeitgemäßem Tiefsinn wird sich bilden und selbst die Bühne, die sich, ob auch langsam, doch immer dem Leben anschließt, wird später wieder aufblühen.

Die Unterzeichneten erwarten daher auch von Ihnen, geehrtester Herr Doctor, der Sie so regen Antheil an allem literarischen Leben nehmen, eine bereitwillige Unterstützung, und fordern Sie hiermit auf, sowol eigene dramatische Arbeiten, als regelmäßige Correspondenzen über das dramatische und theatralische Leben in Prag gefälligst einzusenden.

Die Sache selbst ist so wichtig, daß nur kleinlicher Egoismus einem solchen Unternehmen entgegentreten könnte. Nicht die Speculation geiziger Weltgesinnung, sondern das tiefe Interesse an nationaler Bildung vermochte die Unterzeichneten, ihre Kräfte einer Aufgabe zu widmen, die im Anfange nur Mühen, und sehr wahrscheinlich auch Anfeindung mannigfacher Art verheißt. Der jugendliche Geist aber darf nie ermatten, und nicht eher schwachmüthig verzweifeln, bis jede Stütze bricht! – Noch ist Deutschland stark und lebensfrisch; der Geist regt ungebunden seine Schwingen und der Nation wird es, will sie nur ernstlich, gewiß gelingen, auch in künstlerischer Hinsicht den höchsten Standpunkt unter allen Völkern Europa's einzunehmen.

In der Hoffnung, daß Sie, Verehrtester, durch *recht baldige Antwort*, die Sie eine bestimmende sein lassen, uns erfreuen und Ihrer regesten Mitwirkung zum allgemeinen Besten vergewissern, verharren wir

Leipzig, d. 3. December 1836.

mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
freundschaftlich ergebene
E. Willkomm und Alex. Fischer
Adresse: *Espanade*. Goldner Hut.“

Es ist wahrscheinlich, daß ein mehr oder weniger modifiziert nach diesem Muster verfaßter Brief auch Büchner noch vor seinem Tod erreicht hat. Datum post quem wäre der 15. Dezember 1836, denn an diesem Tag traf Marggraffs Antwortschreiben (auf den oben erwähnten Brief Willkomm's vom 29. 11./3. 12. 1836) bei Willkomm ein, in dem er diesem vermutlich die ihm bekannten Personalien Büchners mitteilte. Denkbar ist weiterhin, daß Büchner den dann an ihn gerichteten Brief Willkomm's per Adresse seines Verlegers Sauerländer erhielt, möglicherweise auf dem Umweg über Darmstadt.

Spekulativ werden die Überlegungen eigentlich erst, wenn es darum geht, Büchners vermutliche Reaktion auf diesen Kontaktversuch aus Leipzig einzuschätzen. Solange die Recherchen nach einem möglichen, verschollenen Antwortbrief Büchners (oder einem anderen Beleg) u. a. in Frankreich und der DDR noch ohne Erfolg geblieben sind, muß offenbleiben, ob Büchner mit seinen drei Dramen wirklich hätte zur „innigste[n] Einigung des dramatischen Deutschlands“, wie Willkomm und Fischer sie anvisierten, noch hätte beitragen mögen, oder ob er stattdessen ganz andere Pläne hatte – die uns auch auf entsprechend andere Spuren verweisen würden.

7. Reliquie und Spekulationsobjekt Büchner im Autographenhandel

Am 21. September 1837 konnten die Leser der damals größten deutschsprachigen Tageszeitung, der Augsburger *Allgemeinen Zeitung*, in einer *Außerordentlichen Beilage* folgende Anzeige lesen:

„Die Freunde des in Zürich verstorbenen Dr. Georg Büchner aus Darmstadt, dessen poetischen Nachlaß ich herausgeben werde, fordere ich hiemit ergebenst auf, mir für eine einleitende Biographie des zu früh Vollendeten, Briefe, oder was sie sonst Charakteristisches von ihm besitzen, zur größeren Vollständigkeit dieses Denkmals anvertrauen zu wollen.

Frankfurt a. M., den 15 September 1837

Dr. K. Gutzkow.¹

Vierzig Jahre später bediente sich in derselben Angelegenheit der Herausgeber der *Sämtlichen Werke*, Karl Emil Franzos, desselben Mittels. Er war inzwischen mit der Abfassung von Büchners Biographie beschäftigt, zu der ihm jedoch neues Material fast völlig fehlte. Aus diesem Grund ließ er in der großen Wiener Tageszeitung *Neue Freie Presse* am 29. März 1877 eine entsprechende Suchanzeige abdrucken:

„Mit der Redaction einer Gesamt-Ausgabe von Georg Büchner's Werken und handschriftlichem Nachlasse beschäftigt, welche sich bereits unter der Presse befindet und in Kürze im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheint, habe ich mir das einschlägige Materiale bisher auf privatem Wege zu verschaffen gesucht. Hiezu gehören Aufzeichnungen solcher Persönlichkeiten, welche mit Büchner in Darmstadt, Straßburg oder Zürich in Verkehr gestanden, diesen Verkehr, Eigenthümlichkeiten oder markante Aeußerungen des Dichters betreffend, ferner eigenhändige Briefe, Denkverse oder dergleichen, deren Büchner eine Menge geschrieben. Sicherlich gibt es noch einige Persönlichkeiten, welche dergleichen mitzutheilen vermögen, an welche ich mich jedoch nicht direct wenden konnte, weil mir ihre Namen nicht bekannt geworden. An diese wende ich mich nun durch vorliegende Zeilen und bitte sie, mir ihre Mittheilungen an untenstehende Adresse baldmöglichst zukommen zu lassen. Von eigenhändigen Briefen etc. des Dichters erbitte ich mir die gütige Einsendung der Originale, und werde ich dieselben nach genommener Abschrift sofort mit bestem Danke zurückstellen.“²

Wieder fast fünfzig Jahre später richtete auch Fritz Bergemann, der designierte Herausgeber der *Sämtlichen Werke und Briefe* des Insel-Verlags, einen „öffentlichen Aufruf“ an die präsumtiven Besitzer von Büchner-Autographen.

1 Vgl. Th. M. Mayer in *GB III*, S. 267. Der Text der Anzeige (Anm. 10 auf S. 307) ist dort durch ein Druckversehen verstümmelt worden.

2 *NFP* Nr. 4522 vom 29. März 1877 (Morgenblatt).

Alle drei Annoncen waren jedoch vergeblich. Gutzkow entschuldigte, auf die drängenden Fragen von Büchners Braut hin, das Ausbleiben des versprochenen „Denkmals“ damit, daß seine „Aufforderung wegen des Büchner'schen Nachlasses [...] leider ohne allen Erfolg gewesen“ sei³; Franzos war „sowohl auf direktes Ersuchen, als auch in Folge einer öffentlichen Bitte nur überall die Antwort geworden, daß die Briefe theils nicht aufbewahrt worden, theils [...] in Verlust gerathen“ seien⁴; und auch Fritz Bergemann schrieb im Schlußbericht seiner Ausgabe, daß alle seine Bemühungen „kein erfreulicheres Ergebnis gezeitigt“ hätten: „Originalbriefe Georg Büchners“ – an Werkmanuskripte war offenbar nicht zu denken – „scheinen tatsächlich nicht mehr vorhanden zu sein“⁵.

Zum gleichen Ergebnis kam, etwa zur selben Zeit, auch der wohl versierteste Vormärzforscher der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Heinrich Hubert Houben hatte sich, wie ein Blick in seine Privatkorrespondenz zeigt, stets energisch bemüht, an die oft zurückhaltenden Privatbesitzer von Handschriften heranzukommen. Er konnte 1918 nur das Fazit ziehen: „In sämtlichen Autographensammlungen Deutschlands, vielleicht sogar der Welt, scheint der Dichter des ‚Danton‘ überhaupt nicht vertreten zu sein“⁶.

In dieser Feststellung lag freilich keine Resignation, sondern Genugtuung: Houben war es gelungen, ein Briefmanuskript Büchners aufzuspüren. Es war der allererste Brief, dessen Original auftauchte (an Sauerländer, 21. Februar 1835).

Günter Mecklenburg, in dessen Antiquariat 1955 das vorläufig letzte Büchner-Dokument versteigert wurde, qualifizierte dies ebenfalls als „Von größter Seltenheit!“⁷

Rarissima sind es in der Tat, um die es im folgenden geht. Bis heute, fast 150 Jahre nach seinem Tod, sind ganze fünf Autographen Büchners in den Handel gelangt: kleine Teile einer Werkhandschrift, zwei Briefe, ein Wechsel und ein Widmungsexemplar von *Danton's Tod*.

Gering ist auch die Zahl derjenigen Büchneriana, die von Privatbesitzern öffentlichen Institutionen übereignet worden sind oder in (beschränkt zugänglichen) Privatarchiven aufbewahrt werden: ein Brief Büchners an Eugen Boeckel (Straßburg, 1. Juni 1836), der 1936 durch die Vermittlung Jean Strohs von der Familie König-Boeckel an die Zentralbibliothek Zürich übergeben wurde⁸; ein

3 Andler, S. 192.

4 Franzos, S. 389. Der einzige bisher von mir nachgewiesene Beleg für eine öffentliche Resonanz ist der Bericht Tschudis; s. Kapitel III. 5.

5 Bergemann¹, S. 754.

6 FZ Nr. 186 vom 7. Juli 1918.

7 *Auktionskatalog J. A. Stargardt*, Nr. 519, Auktion vom 22. April 1955.

8 Erstdruck bei Strohl, S. 74 ff.

weiterer, an den zwölfjährigen Ludwig Büchner gerichtet und von Frieder Lorenz 1964 erstveröffentlicht⁹ (heute im Besitz der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt); zwei Briefe an Edouard Reuss (s. Kapitel III. 1), sowie drei Briefe an August bzw. Adolph Stoeber¹⁰, die von Jean Strohl 1936 bzw. Werner R. Lehmann und Thomas Michael Mayer 1976 publiziert wurden. Sie liegen seit ziemlich genau 150 Jahren im „Fonds littéraire“ der Familie Stoeber.

Die Überlieferungsgeschichte von Büchners Nachlaß und seiner Korrespondenz ist im 1. Teil dieses Buches skizziert worden. Anschließend soll noch ein Spezialaspekt dieses Themas behandelt werden, der einer künftigen Historisch-kritischen Gesamtausgabe von doppeltem Nutzen sein kann. Die hier ausgetragenen Ergebnisse helfen Irrwege zu vermeiden und weisen zugleich auf einige Forschungslücken hin, aus denen sich möglicherweise neue, erfolgversprechende Fährten ergeben können.

Gehen wir der Reihe nach vor.

Das Stoeber'sche Widmungsexemplar von *Danton's Tod*

Auch im Vormärz gehörte es zu den verlegerischen Gepflogenheiten, daß der Autor einige Exemplare seines Werks „zu Geschenkzwecken“ erhielt. Im Fall von *Danton's Tod* war das nicht anders, wie wir aus Gutzkows Brief vom 23. Juli 1835 zuverlässig wissen. 14 Tage nach Erscheinen des von ihm zensurfähig gemachten Dramas ging er bereits davon aus, daß Büchner „jezt Exemplare haben“ werde¹¹; vielleicht ein halbes Dutzend, wir kennen keine Zahlen. Über den Kreis der Beschenkten können wir ebenfalls nur Mutmaßungen anstellen: die Braut, die Eltern, die Freunde, vielleicht sogar ein geschätzter Schriftstellerkollege ...

Erhalten haben sich ganze zwei Exemplare, die Büchner seinen Straßburger Freunden Stoeber und Baum gewidmet hatte. Diese bibliophilen Kostbarkeiten^{11a} haben sich mit ihren etwa je 60 Marginalien von der Hand des Verfassers auch als wichtige Textzeugen erwiesen. Sie sind zuerst von dem Berliner Biblio-

9 Frieder Lorenz: *Gedanken bei einem unbekanntem Brief Georg Büchners*. – In: *Maske und Kothurn. Vierteljahrsschrift für Theaterwissenschaft* 10 (1964), S. 532–537.

10 Strohl, S. 71 f. und 72 ff.; Lehmann/Mayer, S. 180.

11 HA II, S. 479 f.

11a Zum Vergleich: 1982 boten zwei Antiquare *Danton's Tod* an: 8 900 DM veranschlagte der eine, 15 800 DM der andere. Dem letzten Ex. waren noch die Originalumschläge beigegeben, die sog. „Interimsbroschur“ (vgl. Jörg-Ulrich Fechner: *Büchner beim Antiquar*. – In: *Darmstädter Echo*, 4. Februar 1983).

graphen G. A. E. Bogeng (1918)¹², dann von Richard Thieberger (1953)¹³ beschrieben worden und seitdem eins der entscheidenden Argumente in der Diskussion darüber, ob das *Danton*-Manuskript aus dem Weimarer Büchnernachlaß die Druckvorlage für den Erstdruck oder etwa nur eine der Reinschrift unmittelbar vorangehende Vorstufe gewesen ist, die erst 1850 von Ludwig Büchner als Ersatz für eine verlorengegangene Reinschrift benutzt wurde.

Bis zur Entdeckung der beiden Widmungsexemplare war gelegentlich sogar gemutmaßt worden, Büchner habe sich stillschweigend mit Gutzkows redaktionellen Eingriffen einverstanden erklärt und dessen Manipulationen als Verbesserungen nachträglich sanktioniert. Seither ist erwiesen, daß von einer „passiven Autorisation“ nicht die Rede sein kann: in den beiden erhaltenen Exemplaren versuchte Büchner (wahrscheinlich aus dem Gedächtnis¹⁴), den originalen und mit dem *Danton*-Manuskript in Weimar übereinstimmenden Wortlaut annähernd wiederherzustellen¹⁵. Die Qualität der Texteingriffe im Druck hat er gelegentlich noch durch Randbemerkungen kommentiert. Sie reichen vom ärgerlichen Hinweis („defect!“) über den sarkastischen Ausruf („anständig!“) bis zur spöttischen Abfertigung („einfältig“).

Während das sogenannte ‚Handexemplar Baum‘ aus dem Nachlaß Harriet Wegeners, der 1978 verstorbenen Enkelin Wilhelm Baums, vor einigen Jahren von der ‚Georg Büchner Gesellschaft‘ in Marburg erworben wurde, die das

12 [G. A. E. Bogeng:] *Georg Büchner: Dantons Tod – Lesarten*. – In: *Vierteljahrsschrift für angewandte Bücherkunde*, Berlin, 1. Jg. 1918, S. 24–26.

13 Richard Thieberger: *Georges Büchner. La mort de Danton. Publiée avec le texte des sources et des corrections manuscrites de l'auteur*. – Paris 1953 (Travaux et mémoires des Instituts français en Allemagne, 2).

14 Dafür spricht, daß der Restitutionsgrad in den beiden Exemplaren unterschiedlich hoch ist.

15 Friedrich Sengle interpretiert eine bei Thieberger faksimilierte Seite aus dem zweiten (Baum'schen) Handexemplar des *Danton* (I, 5; Replik 127) irrtümlich so, als würden Büchners dortige „Korrekturen“ beweisen, „daß ihm [...] die *Bildungssprache* später anstößig war. [...] Weitere Fassungen sind durchaus denkbar. Büchner ist jung, alles ist gespannt, alles ist im Fluß“ (III, S. 286). Mag sein. Allerdings korrigierte Büchner gar nicht sich selbst, sondern Gutzkows Eingriffe. Kein „neuer Text“, keine „neue Fassung“ also, sondern Wiederherstellung des Originalmanuskripts. – Hier die von Sengle zitierte Stelle, zunächst nach der Handschrift: „L a c r o i x . [...] die Mücken treiben's ihnen sonst auf den Händen, das macht Gedanken. / Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Nönnlein von der Offenbarung durch das Fleisch hingen uns an den Rockschoßen und wollten den Segen“ (HA I, S. 23). In Gutzkows Erstdruck: „L a c r o i x . [...] Die unmoralischen Mücken erwecken ihnen sonst allerhand erbauliche Gedanken. Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, mehr als eine apokalyptische Dame hing uns an den Rockschoßen und wollte den Segen“ (S. 36). Im Handexemplar für Wilhelm Baum korrigiert Büchner durch Streichung, Überschreibung und Randnotierung: „L a c r o i x . [...] Die Mücken treiben's ihnen sonst auf den Händen, das macht Gedanken. Legendre und ich sind fast durch alle Zellen gelaufen, die Damen [im Handexemplar Stoerber: Nönnlein] von der Offenbarung durch das Fleisch hingen uns an den Rockschoßen und wollte [!] den Segen.“

durch Stockflecke stark gefährdete Exemplar inzwischen restaurieren ließ, gelangte das sogenannte ‚Handexemplar Stoeber‘, das Büchner August und Adolph Stoeber geschenkt hatte, relativ früh in den Autographenhandel und landete nach mehreren Zwischenbesitzern in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt. Von seinem Marburger Zwilling unterscheidet es sich vor allem dadurch, daß ihm die handschriftliche Widmung des Verfassers fehlt. Sie befand sich wahrscheinlich auf einem der Vorsatzblätter, das aber schon frühzeitig herausgetrennt wurde. Stattdessen liest sich auf der Innenseite des Buchdeckels von fremder Hand (der August Stoebers, wie schon Grisebach vermutete) der Vermerk: „Vom Verfasser – B. starb zu Zürich, zu Anfang 1837. Die Correcturen mit Bleistift sind von Büchners Hand.“ Eineinhalb Jahre vor seinem Tod (10. November 1892) ließ Adolph Stoeber einen Großteil von seiner und seines Bruders Bibliothek (August war bereits 1884 verstorben) öffentlich versteigern. Büchners Widmungsexemplar trägt die Nummer 3207 in dem weit über 100 Seiten starken *Katalog einer werthvollen Sammlung von Büchern aus den Bibliotheken des bekannten elsässischen Dichter- und Brüderpaares August und Adolf Stöber, welche am 16. Februar 1891 und an den folgenden Tagen, Nachmittags von 4 Uhr an, in E. Lindner's Buchhandlung und Antiquariat, Strassburg i. E., Blawolkengasse 27, durch Herrn Notar Ritleng versteigert wird*¹⁶.

Von dort gelangte das Buch zunächst in den Besitz Eduard Grisebachs, der es als Nr. 1572 in seinen *Katalog eines Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen* (Obertitel *Weltliteratur*) von 1898 aufnahm.¹⁷ Nach Grisebachs Tod im Jahre 1906 wurde seine Sammlung von dem Berliner Büchersammler W. von Brüning erworben, dessen Bibliothek 1930 versteigert wurde¹⁸ – wiederum von Martin Breslauer, der 1927 noch stolz bekannt hatte, daß Grisebachs Bibliothek durch ihn „geschlossen in deutschen Privatbesitz übergang“¹⁹. Dieses Mal konnte er ihre Auflösung jedoch nicht verhindern. Es war ein glücklicher Umstand, daß der *Danton* nun in die Hände Ludwig Saengs

16 Schon hier der Hinweis: „M. handschr. Bemerk. d. Verfassers.“ – Als Nr. 3208 sind die *Nachgelassenen Schriften* aufgeführt.

17 Eduard Grisebach: *Weltliteratur. Katalog eines Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen*. – Berlin 1898, S. 288 (2. Auflage 1905, Nr. 2121). – Der erste wissenschaftliche Benutzer dieses Exemplars war Hans Landsberg, der 1900 über *Danton's Tod* promovierte. Allerdings notierte Landsberg erst 1911 und nur beiläufig „An den Rändern Schmerzensrufe des Dichters über den von der Zensur maßlos verstümmelten Text!“ (Hans Landsberg: *Ein Frühverstorbener*. – In: *Das literarische Echo*, Berlin, 13. Jg., Heft 8 vom 15. Januar 1911, Sp. 555–558).

18 *Auktionskatalog Martin Breslauer*, Berlin, Versteigerung vom 29./30. April und 1. Mai 1930, S. 4 (Nr. 43).

19 Martin Breslauer: *Erinnerungen*. – Frankfurt/Main 1966, S. 61.

geriet, des Darmstädter Buchhändlers und namhaften Böhneriana-Sammlers, der 1948 vier Seiten daraus faksimilieren ließ²⁰. Aus Saengs Nachlaß gelangte das Exemplar dann in den Besitz der Darmstädter Landes- und Hochschulbibliothek²¹.

Der Brief an Sauerländer (HA II, S. 434)

Die Szene ist bekannt: „In den letzten Tagen des Februar 1835“, beginnt Karl Gutzkow 1837 seine Böhnererinnerungen, „dieses für die Geschichte unsrer neuern schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sahe.“

Wer diese Freunde und Kollegen waren, hat Gutzkow nie verraten, aber über den Anlaß dieses Treffens läßt er uns nicht im Dunkeln: „Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literatenart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisiert werden sollten.“²² Es war niemand anders als Joel Jacobi, der Gutzkow damals „eine Umkehr [s]einer Richtung auf's Dringendste anrieth“ und heimlich „hohe Gönnerschaften in Aussicht stellte, die hinter seinem Rücken stünden“²³. Gutzkow lehnte kategorisch ab, Jacobi führte seine Spionagedienste für die preußische Regierung danach in die Schweiz. Als dort der Züricher Fememord an dem Studenten/Spion Ludwig Lessing bekannt geworden war, fürchtete plötzlich auch er – wohl nicht zu Unrecht – um sein Leben und kehrte halsüberkopf nach Deutschland zurück. An Gutzkow rächte er sich, indem er unter seinem Kreuzzeichen († H[alle]) „Enthüllungen über die verderbliche Richtung der neuesten Litteratur“ in der AZ veröffentlichte.

„Kurz vor Versammlung der Erwarteten“, fährt Gutzkow fort, „erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. [...] Es war ein Drama: *Dantons Tod*. [...] Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers [Johann David Sauerländer, J.-C. H.] noch an dem bezeichneten Abend selbst.“²⁴ Aus Gutzkows *Rückblick-*

20 *Böhneriana* / Ludwig Saeng den Freunden zum 23. September 1877 – 1947 etwas verspätet dargeboten. – Darmstadt [1948] (Privatdruck), 2. Aufl. 1953 (photomech. vervielf.).

21 Vgl. den kommentierten Faksimiledruck (= DT Zimmermann).

22 Gutzkow, 1837, S. 330.

23 Gutzkow: *Rückblicke*, S. 142.

24 Vgl. Anm. 22, S. 330–332.

ken auf mein Leben können wir noch ergänzen: „J. D. Sauerländer erbot sich sofort es zu verlegen“²⁵. Mangels anderer Quellen zu diesem Vorgang nahm man lange Zeit jedes Wort Gutzkows für bare Münze. Daß er in Wahrheit massiv stilisierte, wurde erst Jahrzehnte später klar. Der Gutzkowforscher Houben konnte nachweisen, auf welche Art und Weise sich Büchner Ende Februar 1835 um einen Verleger für sein erstes Drama bemühte. Houben spürte im Archiv des Sauerländer-Verlags einen Brief auf, „der das Manuskript zu ‚Dantons Tod‘ auf seinem Wege zum Verleger Sauerländer in Frankfurt begleitete“, und schloß daraus: „Büchner sandte es also nicht, wie man bisher annehmen mußte, unmittelbar an Gutzkow [...], sondern zunächst an den Verlag, dem gegenüber er sich auf die folgenden rein geschäftlichen Zeilen beschränkte [...]“²⁶. Über die Provenienz des Autographs, das er mit kleinen Konjekturen (z. B. „Guzkow“ zu „Gutzkow“ korrigiert) abdruckte, machte Houben keine Angaben. Wir wissen also nicht, wem er es unmittelbar verdankte, die „Büchner-Reliquie“ darbieten zu können, auf die er bei seinen Forschungen gestoßen war. Hatte er lediglich die Erlaubnis zur Veröffentlichung erhalten – oder konnte er den Brief sogar vom Verlag erwerben? Obgleich ich dazu neige, ersteres anzunehmen, und obwohl sich Houben, als er sieben Jahre später eine kleine Auswahl seiner Aufsätze herausgab, in der auch der Büchnerartikel (vermehrt um ein Faksimile des Briefs) enthalten ist²⁷, diesbezüglich immer noch in Schweigen hüllte, müssen wir hier doch Bergemann folgen, der 1922 in seiner Ausgabe zur Überlieferung des Briefes angab, er befinde sich in Houbens Besitz²⁸. Er wird es wohl von diesem selbst erfahren haben.

1926 tauchte der Brief kurz in der Öffentlichkeit auf. Der Berliner Kunst- und Autographenhändler Karl Ernst Henrici bot ihn als Nr. 118 zum Schätzwert von 200 Goldmark und mit dem fettgedruckten Vermerk „sehr selten“ unter verschiedenen Autographen aus „Literatur und Wissenschaft“ an (darunter auch zwei Briefe Ludwig Büchners an Max Hirsch von 1862 bzw. 1884 zum Schätzwert von 8 Goldmark) und bemerkte dazu: „Handschriftliches von Büchner ist so gut wie nichts erhalten geblieben, daher die grosse Seltenheit“²⁹. Käufer war, wie sich später herausstellte, wiederum Ludwig Saeng, der das

25 Vgl. Anm. 23, S. 143.

26 H[einrich] H[ubert] Houben: *Eine Georg Büchner-Reliquie*. – In: *FZ* Nr. 186 vom 7. Juli 1918.

27 H[einrich] H[ubert] Houben: *Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz. Ein Strauß zu meinem 50. Geburtstag*. – Dessau 1925, S. 104–107.

28 Bergemann¹, S. 757.

29 *Auktionskatalog Henrici*, Nr. 110, Versteigerung vom 21. und 22. Juni, Berlin 1926, S. 13, Nr. 118. Vier Jahre zuvor hatte Henrici den Brief schon einmal als „Unicum“ aufbieten lassen. Das Angebot wurde jedoch zurückgezogen (vgl. *Katalog* Nr. LXXV, Versteigerung vom 13.–15. März 1922, S. 15, Nr. 116).

kostbare Stück seinen „Büchneriana“ einverleibte, die er 1948 seinen Freunden als Geburtstagsgabe darbot³⁰. Seit 1975 befindet sich der Brief in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt³¹.

Ist der Weg dieses Autographs damit hinreichend beschrieben, so steht noch die Antwort auf die Frage aus, weshalb Gutzkow 1837 daran interessiert war, sich nicht allein als ersten Entdecker, Förderer und Mentor Büchners zu präsentieren – was er unbestritten war –, sondern warum er darüber hinaus dessen Kontakt mit Sauerländer zu leugnen versuchte.

Ohne Zweifel waren vor allem Rachegeleüste dabei maßgeblich. Sie manifestierten sich auch in dem Versuch, Büchner abzuwerben: „Geben Sie bald ein zweites Buch: Ihren *Lenz*“, lockte er den Debütanten – nicht ohne zu bemerken, daß er dafür „schon einen bessern Verleger habe“³².

Gutzkow sollte sich gleich doppelt täuschen. Büchner, von dem er sich so viel erhoffte, stellte zu dieser Zeit alle poetische Arbeit zurück und widmete sich ganz der Dissertation, und sein eigenes Projekt, die *Deutsche Revue*, wurde noch in der Druckpresse beschlagnahmt. Sein ständiges Lavieren am Rande der Legalität, nur um im Gespräch zu bleiben, um Furore zu machen, hatte ihn leichtsinnig werden lassen; die fixe Idee, „daß man in Deutschland nicht eher berühmt wird, ehe man nicht eine Zeitlang berüchtigt war“³³, forderte nun ihren Tribut. Da war es besonders unglücklich, daß er mit Sauerländer nicht wenigstens im gegenseitigen Einvernehmen auseinandergegangen war und sich auf diese Weise die Rückkehr zur Seriosität versperrt hatte.

Bereits nach einem halben Jahr hatte es beim *Phönix* erhebliche Meinungsverschiedenheiten gegeben. Dullers Untertitel (*Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft*) ist, nachdem Gutzkow alle redaktionelle Arbeit sowohl für den Zeitschriftendruck wie die Buchfassung des *Danton* geleistet hatte, ein Indiz für seine stärkere Position und seinen letztendlichen Erfolg.

Es war mithin schon im Juni 1835 abzusehen, daß der Konflikt zwischen Duller und Gutzkow unweigerlich zum Ausscheiden eines der beiden Redakteure führen mußte. Die Einteilung des Blattes in zwei Bereiche (Haupt- und *Literatur-Blatt*) scheint Duller mit der Zeit nicht mehr zugesagt zu haben. Indem er verkündete, ab dem 15. August 1835 werde kein selbständiges *Literatur-Blatt* mehr erscheinen, versuchte er den Rivalen mit einem Überraschungscoup ins Abseits zu drängen:

30 S. Anm. 20.

31 Faksimile bei *DT* Zimmermann, S. 160.

32 *HA* II, S. 480.

33 Aus einem bisher unveröffentlichten Brief Gutzkows an Sauerländer vom [27.] April 1835 (Slg. Gutzkow, StuUB Frankfurt/Main), vgl. oben S. 43.

„Statt des bisherigen Literaturblattes wird demnach in Zukunft ein *Feuilleton* zum *Phönix* erscheinen, für welches die bisherige Redaktion des kritischen Theils unsrer Zeitung verantwortlich bleibt“³⁴.

Ein Blick auf das Layout des neuen *Feuilletons* zeigt jedoch sofort, daß Gutzkow regelrecht ausgebootet werden sollte: nur noch ein einziges Mal am Ende seines Artikels und in petit sollte sein Name, der von Sauerländer bisher immer als werbeträchtig benutzt worden war³⁵, genannt werden. Er muß sich gegen diese Neuerung auch entschieden gesträubt haben, denn Nr. 199 vom 24. August brachte folgende „gegendarstellende“ Redaktionsnotiz:

„Der beabsichtigten Vertheilung des *Literaturblattes* als *Feuilleton* in die Nummern des *Phönix* stellten sich Hindernisse entgegen, die nicht wohl zu beseitigen waren, weshalb denn die frühere Einrichtung beibehalten wird.“³⁶

Die „peinliche Stimmung, mit manchen zusammen zu sein und in Geschäftssachen verkehren zu müssen, deren Zweideutigkeit“ ihn „tief verletzt[e]“³⁷ – was er schon Ende Juni gegenüber Menzel bitter beklagt hatte –, mußte Duller von nun an noch mehr bedrücken. Keineswegs war er jedoch bereit, das Feld kampflos zu räumen. Nichtsdestoweniger spekulierte Gutzkow, der die Sache offenbar völlig falsch einschätzte, bereits darauf, den *Phönix* bald ganz allein besorgen zu können.

Die Entscheidung lag jetzt allein beim Verleger. Und Sauerländer, dieser „ängstliche Mann“, der fürchtete, durch Gutzkow „in schlechten Credit zu kommen“³⁸, entschied sich lieber für den weniger spektakulären, dafür aber berechenbaren Duller. Am selben Tag, an dem Gutzkow Büchner lapidar von seinem Ausscheiden in Kenntnis setzte (stilisiert zu: „Mein Frankfurter Lit. Bl.

34 *Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland*, Nr. 192 vom 15. August 1835 (Titelseite).

35 Vgl. z. B. folgende Anzeige Sauerländers im *Literarischen Notizenblatt* (Beilage zur *Dresdner Abend-Zeitung*), Nr. 13 vom 14. Februar 1835, S. 51:

„In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Carl Gutzkow

und

die laufende Literatur!

Bei dem großen Werthe, den jeder Freund des Schönen und Wahren auf die literarische Meinung des Herrn D. Gutzkow legen muß, erlauben wir uns, den Inhalt der ersten Nummern seines Literaturblattes zum *Phönix* hierher zu setzen: [. . .]“.

36 *Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland*, Nr. 199 vom 24. August 1835, S. 796.

37 Eduard Duller an Wolfgang Menzel, Frankfurt, 25. Juni 1835. Zit. nach: *Briefe an Wolfgang Menzel*, hrsg. von Heinrich Meisner und Erich Schmidt. – Berlin 1908, S. 31–33.

38 Gutzkow an Gustav Schlesier, Frankfurt, 18. Mai 1835. – Zitiert nach: Heinrich Hubert Houben (Hrsg.): *Die Zeitschriften des Jungen Deutschland*, Teil 2. – Berlin 1909 (= Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft. Bibliographisches Repertorium, 4), Sp. 415.

ennuyierte mich [...]“³⁹), brachte der *Phönix* auf der Titelseite Dullers Triumph und das Versprechen, von nun an werde „Vielseitigkeit und Gründlichkeit“ in die Kritik einziehen⁴⁰, Fähigkeiten, die er seinem Vorgänger damit indirekt absprach.

Aufgrund dieses eigentlich ja redaktionsinternen Zwistes schied Gutzkow aber auch aus den Reihen der Mitarbeiter an Sauerländers Hugo-Übersetzung aus, zu der ursprünglich er die Einleitung verfassen sollte⁴¹; und schließlich, als Sauerländers umsichtige Reaktion auf den Bundestagsbeschluss, wurde sogar sein Name aus allen Druckerzeugnissen des Verlags eliminiert, wurden alle Spuren seiner Mitarbeit am *Phönix* getilgt und er selbst aus der längst nicht mehr aktuellen Reihe der „geachteten Mitarbeiter am ersten Jahrgange“⁴² gestrichen.

Die Bedeutung des von Houben entdeckten Briefs liegt nicht allein darin, Gutzkows Aussagen zu relativieren. Büchners Brief an Sauerländer belegt, daß er sich doppelt abgesichert hatte. Vertraute er, was das Urteil über *Danton's Tod* anlangte, ganz auf Gutzkows Kompetenz, so machte er sich dennoch keine Illusionen darüber, daß sein eigentlicher Geschäftspartner ein kalkulierender Verleger war. Auch später muß Büchner – wenngleich in Unkenntnis der Verhältnisse – überzeugt gewesen sein, ohne Gutzkow (und stattdessen mit Sauerländer) zurechtzukommen: „Das Verbot der *deutschen Revue* schadet mir nichts. Einige Artikel, die für sie bereit lagen, kann ich an den *Phönix* schicken“⁴³, versicherte er seinen Eltern in einem wahrscheinlich um den 22. Dezember 1835 aus Straßburg geschriebenen Brief⁴⁴. Von Gutzkow ist nicht die Rede,

39 HA II, S. 480.

40 „Das Literaturblatt wird von nun an von *mir* redigirt. [...] Ich selbst, der ich neben der ästhetischen Gewissenhaftigkeit noch eine andre höhere Verantwortlichkeit des Schriftstellers als Pflicht erkenne, begeben mich mit Freude in einen Wirkungskreis, in welchem ich, von tüchtigen und edelwollenden Männern unterstützt, Interessen wahren darf, welche mir als die theuersten gelten, die der Humanität und der deutschen Ehre. / Dr. Eduard Duller.“ *Phönix. Frühlings-Zeitung für Deutschland*, Nr. 203 vom 28. August 1835 (Titelseite).

41 „Gutzkows Einleitung [wird Hugo's] Leben und den Geist seiner Schriften biographisch-kritisch zur Anschauung bringen“ (*Intelligenz-Blatt zum Phönix*, Nr. 3 [vom 16. Mai] 1835). Später übernahm J. V. Adrian diese Aufgabe.

42 Dasselbe gilt auch für Büchner und Laube. Vgl. u. a. *Intelligenz-Blatt zum Phönix*, Nr. 1, 1836.

43 HA II, S. 451.

44 Für dieses Datum sprechen folgende Indizien: Verbot der *Deutschen Revue* am 14. November, Gutzkows Arretierung am 1., Informierung Büchners durch seinen Brief vom 4. Dezember, Verbot der *Deutschen Revue* (und aller Schriften des „Jungen Deutschland“) im Großherzogtum Hessen am 12., Bekanntmachung im *Großherzoglich Hessischen Regierungsblatt* Nr. 52 vom 17. Dezember 1835 (S. 519). Demnach wird der Brief der Eltern, auf den Büchner antwortet, kurz nach dem 17. Dezember (Donnerstag), Büchners Antwort in der Weihnachtswoche geschrieben worden sein. Dies deckt sich mit dem berichteten Erlebnis vom „Christkindelmarkt“, der doch wohl vor dem 24. 12. stattgefunden haben dürfte. Ludwig Büchners Datierung des offenbar datumslosen Briefs auf den 1. Januar 1836 muß

und der letzte Brief, den er diesem schickt, dürfte auf Anfang Juni 1836 zu datieren sein⁴⁵. Es war das letzte Lebenszeichen, das Büchner ihm gab; daß er Straßburg zum Wintersemester 1836/37 verlassen hatte, blieb Gutzkow folglich unbekannt⁴⁶.

Ein Brief an Karl Gutzkow (HA II, S. 452 f.)

Hatte Houben 1918 gewünscht, seine Entdeckung möge „als Wünschelrute [wirken], die neue Quellen fließen macht“⁴⁷, so konnte er sieben Jahre später in einer Anmerkung zum Neudruck seines Aufsatzes mitteilen, daß sich seitdem „noch ein zweiter Brief Büchners gefunden“ habe: „Dr. Erich Ebstein entdeckte ihn in der Autographensammlung von Rudolph Brockhaus und veröffentlichte ihn im ‚Insel Schiff‘“⁴⁸. Es handelt sich dabei um einen jener drei rasch aufeinanderfolgenden Briefe, die Büchner im Dezember 1835 / Januar 1836 an Gutzkow schrieb und auf die dieser zusammenfassend am 6. Februar 1836 antwortete⁴⁹.

Bezeichnend ist übrigens, daß gerade dieser, nur mit „G.“ unterzeichnete Brief eine Weile in Gutzkows Besitz blieb. Man darf annehmen, daß seine Bitte an den staatsgefährdender Umtriebe bezichtigten Briefpartner: „Vor allen Dingen vertilgen Sie meine Briefe!“⁵⁰ auch sein eigenes Verhalten in diesem Punkt charakterisiert und er alle erreichbaren Briefe vernichtete – mit Ausnahme dieses einen, der ihm als halb anonymes Schreiben weniger gefährlich erschien.

Ebstein druckte seinen Fund als Nachtrag zu Bergemanns eben erschienener Ausgabe ab (wo er erst in der dritten Auflage berücksichtigt werden konnte⁵¹), und zwar im Jahrgang 1923 des *Insel Schiffs*⁵², der Hauszeitschrift des Insel-Verlags, übrigens ohne darauf hinzuweisen, daß in der rechten unteren Ecke Gutzkow eigenhändig notiert hatte: „Georg Büchner's / Handschrift. / Gutzkow“ – eine Echtheitsbestätigung, die man sich wohl erbeten hatte, weil es an vergleichbarem Handschriftenmaterial fehlte. Da Gutzkow einige seiner Werke im Brockhaus-Verlag veröffentlichte, liegt es nahe, daß er das Autograph einem der Chefs der Firma zum Geschenk machte.

demnach als reine Fiktion angesehen werden. Zum Datierungsproblem der nur in *N* überlieferten Briefe vgl. *GBJb* 2 (1982), S. 277, Anm. 199 und oben Kapitel I. B. 16.

45 Da Gutzkows Brief vom 10. Juni auf dieses Schreiben antwortet, ist Anfang Juni das wahrscheinlichste Datum.

46 Vgl. auch *GBJb* 1 (1981), S. 212, Anm. 7.

47 *FZ* Nr. 186 vom 7. Juli 1918.

48 Vgl. Anm. 27, S. 107.

49 *HA* II, S. 486 f.

50 *HA* II, S. 476.

51 Bergemann³ 1940, S. 395 f.

52 Erich Ebstein: *Büchneriana*. – In: *Das Insel Schiff. Eine Zeitschrift*, 4. Jg., 4. Heft, Herbst 1923, S. 253–255.

Einen Durchschlag seines auf den 24. April datierten Manuskripts sandte Ebstein genau acht Wochen später an Houben, in dessen Nachlaß er sich erhalten hat⁵³.

1931 wurde der Brief bei Stargardt für 480,- Mark ausgerufen⁵⁴. Er ging in den Besitz des Schweizer Sammlers Karl Geigy-Hagenbach über, der zwei Jahre später ein Faksimile in seiner als Manuskript gedruckten *Autographen-Sammlung* darbot und dazu anmerkte:

„Büchner (Georg), der geniale, jungverstorbene Dichter von ‚Dantons Tod‘, bahnbrechend für die neuere deutsche Literatur [...]. Autographen von Büchner sind ausserordentlich selten. In den letzten Jahrzehnten ist nur ein einziger Brief im Handel gewesen.“⁵⁵

Mit „R. 9“ gab er ihm denn auch den zweithöchsten Rang auf der die Stufen I (z. B. Gutzkow) bis 10 (z. B. Grimmelshausen) umfassenden Seltenheitsskala.

Die Sammlung, die Hermann Jung als die „größte und vollkommenste“⁵⁶, „umfangreichste und vollständigste“ überhaupt bezeichnet⁵⁷, fiel 1960, „durch das Los geteilt, zu zwei Dritteln als Stiftung“ an die Universitätsbibliothek Basel⁵⁸, wo man den Büchnerbrief bereits 1961 im Rahmen einer „Ausstellung der Autographen-Sammlung Geigy-Hagenbach“ der Öffentlichkeit präsentieren konnte.

Szenen und Entwürfe zu *Leonce und Lena*

Büchners Lustspiel wurde erstmals 1838 von Karl Gutzkow in gekürzter Form veröffentlicht⁵⁹. Vor allem Teile des ersten Akts faßte Gutzkow resümierend zusammen, möglicherweise mangelte es Gutzkow anschließend an Zeit zur weiteren Bearbeitung. Mag sein, daß er damit eine tantiemefreien Aufführung des Stücks verhindern wollte⁶⁰; wahrscheinlich beabsichtigte er auch, wie beim *Phö-*

53 Slg. Houben, StuUB Frankfurt/Main, A II, 1, 603.

54 *Auktionskatalog J. A. Stargardt*, Nr. 326, 1931, S. 17, Nr. 33, mit der den hohen Preis rechtfertigenden Anmerkung: „Von Autographen Büchners ist in den letzten Jahrzehnten nur ein einziger Brief im Handel gewesen; selbst Meyer-Cohn [bedeutender Berliner Sammler, J.-C. H.] besaß nicht seine Handschrift!“.

55 *Nachtrag III zur Autographen-Sammlung von K. Geigy-Hagenbach Basel*. – Ebd. 1933, S. 337 f., Nr. 2352; Faksimile auf Tafel LXVI.

56 Hermann Jung: *Ullstein Autographenbuch. Vom Sammeln handschriftlicher Kostbarkeiten*. – Frankfurt/Main u. a. [1971], S. 37.

57 Ebd., S. 49.

58 Ebd.

59 K[arl] G[utzkow]: *Leonce und Lena. Ein Lustspiel von Georg Büchner*. – In: *Telegraph für Deutschland*, Nr. 76–80 vom Mai 1838, S. 601–605, 609–613, 621–624, 629–631 und 635–640.

60 S. Anm. 63 zu Kapitel I. A. 3.

nix-Druck des *Danton*, einen späteren, vollständigen Buchdruck, der sich im Interesse des Verkaufs vom Journaldruck unterscheiden mußte. Doch dazu kam es bekanntlich nicht.

Die erste vollständige Fassung ist in Ludwig Büchners Edition enthalten⁶¹, und jahrzehntelang galt sie als authentischer Druck – bis im Sommer des Jahres 1875 Franzos anhand der wenigen noch vorhandenen handschriftlichen Textzeugen zu *Leonce und Lena* zu der Auffassung gelangte, daß auch dieses Stück „n i e m a l s in jenem Wortlaut erschienen [ist], den der Dichter niedergeschrieben“⁶². Das Urteil als solches mag vertretbar sein, Franzos' Gründe und Konsequenzen aber waren es nicht⁶³.

Die Entwurfshandschriften, die Franzos benützte, gehörten also zunächst zum Büchner-Nachlaß, den der Insel-Verlag 1918 von der Familie erwerben konnte⁶⁴. Sie waren 1922 dort auch „noch vorhanden“⁶⁵. Als Anton Kippenberg den Nachlaß nach erfolgter Auswertung dem Goethe- und Schiller-Archiv schenkte⁶⁶, nahm er diese Manuskripte davon jedoch aus. Die „Szenen und Entwürfe aus ‚Leonce und Lena‘“ erhielt Stefan Zweig zum Geschenk, der eine viertausend Stück zählende Autographensammlung besaß⁶⁷. Als Zweig vor dem Hitlerfaschismus flüchtete, mußte er sich von seiner Sammlung trennen. Ein Teil verblieb im Besitz seiner Familie, ein anderer gelangte in den Handel. Die wichtigsten Literaturhandschriften aus Zweigs Sammlung wurden bald nach dessen Freitod im brasilianischen Exil von Martin Bodmer erworben, darunter auch die Büchnermanuskripte.

Kurz vor seinem Tod übertrug Bodmer seine berühmte „Bibliotheca Bodmeriana“ in Cologny bei Genf mit 150.000 Bänden und Dokumenten testamentarisch einer privaten Stiftung, die seinen Namen trägt und öffentlich zugänglich ist.

Ein Wechselbrief über 10 Friedrichsd'or

Das bisher letzte im Autographenhandel aufgetauchte eigenhändige Schriftstück Büchners ist ein Wechsel über 10 Friedrichsd'or, den er am 18. Dezember 1835 via die Straßburger Buchhandlung Treuttel und Würtz⁶⁸ auf seinen Verleger zog:

61 N, S. 151–197.

62 Karl Emil Franzos: *Aus Georg Büchner's Nachlaß*. – In: *NFP* Nr. 4020 vom 3. November 1875 (Morgenblatt).

63 S. Kapitel I. C. 10.

64 Vgl. den Briefwechsel Dr. Georg Büchner/Insel-Verlag im GSA Weimar.

65 Bergemann!, S. 783.

66 Zu seinem 50. Geburtstag am 22. Mai 1924.

67 Vgl. Stefan Zweig: *Meine Autographen-Sammlung*. – In: *Philobiblon* 3 (1930), S. 279–289.

„Strasburg, den 18 December 1835 Für 10 Friedrichsd'or
 Vier Wochen nach Sicht zahlen Sie gegen diesen prima Wechsel
 nach Verordnung der Herrn Treuttel und Würz die Summe von
 zehn Friedrichsd'or in Gold
 den Werth in Rechnung Sie stellen solche laut Berichte von
 Herr

Herrn David Sauerländer

in Frankfurt a. M.

Gut für zehn Friedrichsdor
 in Gold

G. Büchner.

T & W. N^o. 7303.“

27/29/1. 36.
 Strasburg, den 18 December 1835 Für 10 Friedrichsd'or
 Vier Wochen nach Sicht zahlen Sie gegen diesen prima Wechsel
 nach Verordnung der Herrn Treuttel und Würz die Summe von
 zehn Friedrichsd'or in Gold
 den Werth in Rechnung Sie stellen solche laut Berichte von
 Herr
 Herrn David Sauerländer
 in Frankfurt a. M.
 G. Büchner
 T & W. N^o. 7303.

Die um 1770 gegründete Verlagsbuchhandlung, in der 1846 von Büchners Freund Baum ein Buch über J. G. Stuber, der Vorgänger Oberlins im Steinthale erschien, ging 1841 in den Besitz von Carl August Boeckel über, den Bruder von Eugen. Weitere Beziehungen wären noch zu prüfen.

68 Die um 1770 gegründete Verlagsbuchhandlung, in der 1846 von Büchners Freund Baum ein Buch über J. G. Stuber, der Vorgänger Oberlins im Steinthale erschien, ging 1841 in den Besitz von Carl August Boeckel über, den Bruder von Eugen. Weitere Beziehungen wären noch zu prüfen.

Auf der Vorderseite finden sich außerdem noch in grüner Tinte einige Ziffern, offenbar Kursrechnungen, eine weitere Unterschrift, sowie in brauner Tinte, quer zur Schreibrichtung, Sauerländers eigenhändiger Vermerk

„Angenommen den 28/12/35
JDSauerländer“

[Rückseite:]

„Für uns nach Verordnung der Hermannischen Buchhandlung; den Werth in Rechnung.
Straßburg den 22 Decemb. 1835.

Treuttel & Würtz [braune Tinte]

Empfangen
Joh. Christ. Hermannsche
Buchhandlung [schwarze Tinte]“

Es handelt sich um einen trassierten (d. h. gezogenen) Sichtwechsel, den Büchner (als Aussteller) über Treuttel und Würtz (als Remittend oder Wechselnehmer), die ihn nach Verordnung an die Hermannsche Buchhandlung (als zweiten Inhaber) weitergaben, auf Sauerländer (als Trassat) zog. Datum der Ausstellung ist der 18. December. „Vier Wochen nach [Sauerländers] Sicht“ gibt die Verfallszeit an, innerhalb derer der Wechsel nach Vorzeigung nominiert werden muß. Die Zahlung *prima* Wechsel behält eine mehrfache Ausfertigung (zur Erleichterung des Umlaufs) vor.

Der Aussteller (*G. Büchner*) nennt sich durch seine Unterschrift, daneben sind der Bezogene (*Sauerländer*) und der Zahlungsort (*Frankfurt*) bezeichnet. Auf der Rückseite findet sich der Beleg für die Eigentumsübertragung von Treuttel & Würtz auf die Joh. Christ. Hermannsche (Frankfurter Verlags-) Buchhandlung, die vom 22. Dezember datiert, während Sauerländers Signum zeigt, daß er die Zahlungsaufforderung am 28. Dezember akzeptiert hat.

Es stellt sich die Frage: welche Tätigkeit wurde da mit 10 Friedrichsd'or honoriert, *Danton's Tod* oder die Hugo-Übersetzungen? Büchners Erstlingswerk wurde von Sauerländer mit exakt dieser Summe bezahlt, „unter der Bedingung, daß er mehres aus dem Drama für den Phönix benutzen“ durfte (Gutzkow an Büchner⁶⁹). Wie hoch das Übersetzerhonorar für die beiden Hugo-Dramen war, wissen wir dagegen nicht. Daß es ebensoviel betrug, erscheint auf den ersten Blick unwahrscheinlich. Es gibt dafür jedoch mehrere Indizien.

So hat sich im Verlagsarchiv Sauerländers ein Wechsel Ferdinand Freiligraths erhalten, der wie Büchner zu den Hugo-Übersetzern zählte und, gleichfalls Ende des Jahres (am 16. November 1835), denselben Betrag von 10 Friedrichs-

69 HA II, S. 474 f.

d'or zu Lasten Sauerländers trassierte. Das Honorar für *Danton* war dagegen zusammen mit einem Brief Gutzkows vom 5. März bereits am 7. März 1835 an Büchners Großmutter Louise Philippine Reuss gesandt worden, wie neben dem unten zitierten Brief Ernst Büchners auch eine Marginalie Remy Sauerländers bezeugt. Auf einem Brief von Karl Emil Franzos aus dem Jahre 1879, dem jener druckfertige Teil der Biographie beilag, der von der Flucht nach Straßburg im März 1835 handelt, hat der Sohn des *Danton*-Verlegers offenbar aufgrund von heute verschollenen Geschäftsunterlagen notiert:

„7/3 1835 Baarsendung durch K. Gutzkow an Frau Reg. Rath Reuss zu Darmstadt f 100“⁷⁰

Außerdem erklärt sich nun auch, weshalb Gutzkow seiner Nachschrift auf dem offenbar bereits versiegelten Brief vom 5. März („P. S. Ueberschicken Sie mit Ihrem Briefe auch die Quittung!“) noch die Adressierung „Herrn B.“ voranstellte⁷¹: die Empfängerin des Geldes hätte sonst glauben können, sie sei gemeint.

Das nachfolgende Schreiben von Ernst Büchner⁷² war die eilige Reaktion des verunsicherten Vaters, der sich übergangen sah. Er antwortete noch am selben Tag:

„Gehrtester Herr!

In Abwesenheit meines Sohnes Georg welcher, in Folge einer besonderen Ursache nach Friedberg verreist ist, ermangele ich nicht Sie zu benachrichtigen, daß heute ein Schreiben von Ihnen nebst 10 ~~Fr.~~ Fr. d'or, für denselben bei uns angekommen ist. Völlig unbekannt mit dem Motiv hierzu, muß ich mich darauf beschränken dieß von meinem Sohn selbst, den ich längstens innerhalb einiger Tage zurück erwarte, zu erfahren.

Darmstadt den 7. März

Hochachtend Ihr ergebenster

1835.

Dr. Büchner

Herrn

Gutzow

Wohlgeb.

in Frankfurt

Büchner

Darmstadt 7/3 35.“

Daß man dem Sohn dann das Geld nachkommen ließ oder auch eine ausstehende Schuld beglich⁷³, versteht sich von selbst. So ist auszuschließen, daß Büchner

⁷⁰ Wien, 31. März 1879 (GSA Weimar, 10/N 5).

⁷¹ GSA Weimar, 10/N 1. Die Anweisung unmittelbar über dem „P. S.“ fehlt in der *HA* (II, S. 475).

⁷² GSA Weimar, 10/N 1.

⁷³ Die Mittel zur Flucht lieh, nach seinem späteren Geständnis vor dem Untersuchungsrichter, Carl Braubach. Seine zwanzig Gulden wurden gebraucht, „als der Student Georg Büchner

im Dezember per Wechselbrief das Honorar für *Danton's Tod* eingefordert haben könnte. Dies war vielmehr die Prämie für seine Hugo-Übersetzungen.

Die weitere Geschichte des Autographs ist rasch berichtet: es gelangte nach Frankfurt, wo es Sauerländer durch Querschrift quittierte: „Angenommen den 28/12/35 / JDSauerländer“. Jahrzehntelang verblieb das Stück im Verlagsarchiv, kam dann in die Autographensammlung Albrecht Grubers (der den Verlag seit 1937 leitete) und wurde am 22. April 1955 bei Stargardt versteigert⁷⁴ – zusammen mit einer Reihe weiterer Dichterhandschriften aus dem Sauerländer-Archiv (u. a. Bechstein, Duller, Franzos, Freiligrath, Gerstäcker, Gutzkow, Riehl). Für 800,- DM (Schätzpreis 600,-) ging der Wechsel an das Goethe- und Schiller-Archiv Weimar⁷⁵.

Wie ist es heute um das Archiv von J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt/Main bestellt? Einer Meldung der *Frankfurter Rundschau* zufolge war das Verlagsarchiv 1948 noch nahezu komplett:

„Seltene Handschriften aus dem 19. Jahrhundert

Unter vielen durch die vergangene Epoche, durch Krieg und Kriegseinwirkungen geretteten Sammlungen befindet sich u. a. auch ein umfangreicher Briefwechsel des Verlags J. D. Sauerländer mit seinen Autoren und berühmten Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts, z. B. mit Friedrich Rückert, Ludwig Richter, Ferdinand Freiligrath, Gerstäcker, Wilhelm Riehl, Adalbert Stifter, Gustav Freytag, M. von Schwind, Friedrich Stoltze, Carl Mals und dem Struwwelpeter-Hoffmann. Außerdem sind noch Briefe zwischen Büchners Vater und Gutzkow sowie ein Wechsel für Georg Büchner über 10 Friedrichsdor vorhanden [...]. Der Verlag hat nun, nach der Rückkehr seines Inhabers aus russischer Kriegsgefangenschaft, mit der Auswertung der in seinem Besitz befindlichen, aber noch ausgelagerten Sammlungen begonnen, die manchen Biographen zur Ergänzung seiner Forschungen anregen können.“⁷⁶

Sieben Jahre später aber wurden, wie geschildert, die bedeutendsten Teile des Archivs verkauft. Übrig blieben eine kleine, bereits Ende des 19. Jahrhunderts angelegte Autographensammlung (Brahms, Duller, Freiligrath, Freytag, Gervinus, Gutzkow, Schumann, J. Strauß u. a.), eine bis 1870 ziemlich komplette Handbibliothek der Verlagsproduktion (zu der auch das Redaktionsexemplar des *Phönix* gehört, das Houben seinerzeit für sein Repertorium von *Zeitschriften des Jungen Deutschland*⁷⁷ benutzen konnte), ein Kasten Verlagsverträge (un-

ins Ausland flüchtete“. Im Frühjahr 1835 erhielt er die Summe dann zurückerstattet, „aus welcher Quelle“, wußte er jedoch nicht zu sagen (*GB I/III*, S. 394).

74 *Auktionskatalog Stargardt*, Nr. 519, 22. April 1955, S. 6, Nr. 13; Abbildung auf der Innenseite des Umschlags.

75 Er ist demnach nicht „in Büchners Nachlaß erhalten“ (*GB I/III*, S. 406), sondern später in den Nachtrag dazu aufgenommen worden.

76 Ausgabe vom 28. Februar 1948, S. 3.

77 S. Anm. 38.

vollständig) und mehrere jüngere Auftrags- und Rechnungsbücher. Die überlieferte Korrespondenz setzt erst mit den 80er Jahren ein, während eingegangene Briefe offenbar ganz fehlen.⁷⁸

8. Denkmal für einen „glühenden Burschenschafter“ Die Züricher Büchnerfeier vom 4. Juli 1875

Bis zum Zeitalter der bürgerlichen Nationalbewegungen waren Denkmäler und historische Feierlichkeiten Sache der Obrigkeit gewesen, des Klerus und der Fürsten. Mit dem zunehmenden Selbstbewußtsein des Bürgertums wuchs jedoch auch das Verlangen nach Manifestationen und sichtbaren Symbolen, in denen die Nation sich erkennen, zu denen sie aufblicken konnte¹. Im August 1814 schrieb Caspar David Friedrich an Ernst Moritz Arndt:

„Ich wundere mich keineswegs, daß keine Denkmäler errichtet werden, weder die, so die große Sache des Volkes bezeichnen, noch die hochherzigen Taten einzelner deutscher Männer. Solange wir Fürstenknechte bleiben, wird auch nie etwas Großes der Art geschehen“².

Das Urteil des Malers, dessen romantische Bildwelt Zeitstimmung durch Symbole faßbar zu machen versuchte, bezeichnete die Misere, wie sie kurz nach den Befreiungskriegen erlebt wurde. Gelöst wurde das Problem auch später nicht, aber doch überwunden. Das liberale Bürgertum des 19. Jahrhunderts sollte sehr bald schon den Bau von Denkmälern und die Ausrichtung von politisch-historischen Feiern in die eigene Hand nehmen. Freilich wurde nicht „das Volk“ zum

78 Ich danke dem jetzigen Leiter des Verlags von J. D. Sauerländer in Frankfurt/Main, Herrn Betz, für seine freundliche Erlaubnis und Unterstützung bei der Sichtung der noch vorhandenen Verlagsunterlagen (zusammen mit Thomas Michael Mayer und unter Mithilfe von Sigurd Becker).

1 Zum Thema vgl. Heide Barmeyer: *Zum Wandel des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*. Die soziale Funktion von historischen Vereinen und Denkmalsbewegung in der Zeit liberaler bürgerlicher Öffentlichkeit. – In: *Westfälische Forschungen* 29 (1978), S. 119–145; Thomas Nipperdey: *Zum Jubiläum des Hermannsdenkmals*. – In: Günther Engelbert (Hrsg.): *Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875–1975*. – Detmold 1975 (Sonderveröffentlichungen des naturwissenschaftlichen und historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 23), S. 11–31; ders.: *Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert*. – In: *HZ* 206 (1968), S. 529–585.

2 Zitiert nach: Reiner Dieckhoff: *Vom Geist geistloser Zustände. Aspekte eines deutschen Jahrhunderts*. – In: Hugo Borger (Hrsg.): *Der Kölner Dom im Jahrhundert seiner Vollendung*. – Köln 1980, Bd. 2: *Essays*, S. 63–105. Hier S. 80.

Gegenstand, sondern seine Inkarnation in Einzelgestalten. Fixiert auf eine fast ausschließlich individualisierte Geschichts- und Kulturauffassung, löste man einige große Persönlichkeiten aus dem geschichtlichen Zusammenhang heraus, um in ihnen einen durch die jeweilige Tagesaktualität vorgegebenen Gedanken zu feiern. Nicht zufällig schuf sich die so lange um Einheit in Freiheit bemühte Nation in Schiller ihren „Denkmalskönig“: Otto Weddigen hat 1903 14 Statuen für ihn gezählt³.

Der Trend hin zur Errichtung monumentaler „Bilsäulen-Denkmale“ wurde seit Mitte der 1850er Jahre vollends deutlich⁴. Bis zur Jahrhundertwende lassen sich dabei zwei Schwerpunkte ausmachen: 1857–65 („Neue Ära“ / Deutsche Frage) und 1871–83 (äußere und innere Gründerjahre). Innerhalb dieser Zeitabschnitte war das Bedürfnis nach Monumenten für die „Helden, zu denen die deutsche Nation mit Stolz jederzeit gern aufblickt“⁵, besonders stark. Zwar kannte schon der liberale Vormärz Gedenkstatuen, aber in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, zumal nach dem Erfolg von 1870/71, schossen derartige Unternehmen wie Pilze aus dem Boden.

In der nachfolgenden Auswahl⁶ beschränke ich mich auf Grabdenkmäler und Bilsäulen aus dem kulturellen, hauptsächlich literarischen Bereich.

Herder, Weimar 1850
 Lessing, Braunschweig 1853
 Wieland, Weimar 1857
 Goethe/Schiller, Weimar 1857
 Platen, Ansbach 1857
 Hebel, Schwetzingen 1858
 v. Weber, Dresden 1860
 Schenkendorf, Koblenz 1861
 Wolfram, Eschenbach 1861
 Schiller, Mainz 1862; Mannheim
 1862; München 1863; Frankfurt
 1864; Hamburg 1864
 Iffland, Mannheim 1864
 Gellert, Leipzig 1865; Hainichen 1865
 Uhland, Stuttgart 1865
 Arndt, Bonn 1865
 Luther, Worms 1868
 Schiller, Berlin 1871

Körner, Dresden 1871
 Uhland, Tübingen 1872
 Goethe, Straßburg 1872
 Sachs, Nürnberg 1874
 Lessing, Braunschweig 1874
 Schiller, Stuttgart 1876; Wien 1876;
 Marbach 1876
 Freiligrath, Bad Cannstadt 1878
 Schumann, Bonn 1879
 Goethe, Berlin 1880
 Mörike, Stuttgart 1880
 Wieland, Biberach 1881
 Hauff, Stuttgart 1882
 Goethe, Karlsbad 1883
 Humboldt, Berlin 1883
 Gutzkow, Dresden 1887
 Chamisso, Berlin 1888
 Geibel, Lübeck 1889

3 Otto Weddigen: *Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter*. – Halle 1903, S. VII.

4 Vgl. Hermann Maertens: *Die deutschen Bilsäulen-Denkmale des XIX. Jahrhunderts*. – Stuttgart 1892.

5 Ebd., S. [I].

6 Als Quellen dienten die in Anm. 3 und 4 genannten Titel sowie Paul Kauhausen: *Deutsche Dichtergräber in allen Landen*. – Düsseldorf 1963.

Die Überzeugung, daß steinerne Kolosse das Andenken großer Männer auf würdige Weise konservierten, hatte sich im letzten Drittel des Jahrhunderts in breiten Bevölkerungskreisen durchgesetzt, zumal der Heroismus ja auch Teil der offiziellen Staatsdoktrin war.

Der Trend zur Monumentalisierung setzte sich in der Literatur und auf dem Theater fort. Zur selben Zeit waren die staatstreuen Historiographen „in rastloser Arbeit“ darum bemüht, „das Leben und die Taten von Königen, Staatsmännern und Feldherren aufzuhellen“. Sie betrachteten, gemäß dem Diktum Heinrich von Treitschkes, die Vergangenheit vom Standpunkt der „großen Männer, die Geschichte machten“, das heißt, aus der Perspektive der Herrschenden, und ihre Geschichtsschreibung hatte die Aufgabe, den monarchistischen Obrigkeits- und Militärstaat im Blick auf seine Wurzeln zu erklären⁷. Dies ging nicht ohne Fälschungen vor sich.

In Hambach beispielsweise, wo sich 40 Jahre zuvor dreißigtausend Menschen zur größten oppositionellen Kundgebung des Vormärz versammelt hatten, verfiel man Anfang der siebziger Jahre auf den Plan, dieses Ereignis rückblickend der nationalliberalen Reichsgründungsideologie dienstbar zu machen. Eine neuere Studie⁸ zu Entstehungsgeschichte, Verlauf und Resonanz des Hambacher Jubiläumsfestes von 1872 weist nach, daß unter anderem die Familienzeitschrift *Gartenlaube* ganz entscheidend zur Umbewertung des damaligen Demokratentreffens beitrug, indem sie bereits 1871 unter der Überschrift *Pioniere der deutschen Einheit* einen Gedenkartikel veröffentlichte, „der schon den Grundtenor der nationalliberalen Hambach-Kundgebung von 1872 andeutet“⁹. Der anonyme Verfasser konstruierte eine unmittelbare historische Kontinuität zwischen den Intentionen der Hambacher und denen der Reichsgründerväter. Die Feier kehrte dann alle ehemals emanzipatorischen, demokratischen und kosmopolitischen Tendenzen unter den Tisch. Unmittelbar nach Begründung des Hohenzollernstaates war der Zeitpunkt gekommen, ein Dank- und Erinnerungsfest zu zelebrieren, das den Eindruck erwecken sollte, man habe erreicht, wofür man so lange gekämpft hatte. Als auch Demokraten und Sozialisten erkannt hatten, wie wichtig derartige Jubiläen zur Legitimierung eigenen Handelns sein konnten, war es für sie zu spät. Die geplante Feier zur fünfzigsten Wiederkehr des Hambacher Festes wurde aufgrund des Sozialistengesetzes verboten¹⁰.

Verglichen mit der Hambachfeier von 1872 oder gar der pompösen Einwei-

7 Vgl. Grab, S. 7 f.

8 Erich Schneider: *Die Feier zum 40. Jahrestag des Hambacher Festes 1872*. Ein Jubiläum im Schatten der Reichsgründung. – In: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte* (Universität Tel-Aviv) XI (1982), S. 203–236.

9 Ebd., S. 207.

10 Vgl. ebd., S. 236.

hung des Hermannsdenkmals im Sommer 1875¹¹ war die Einweihung des Gedenk- und Grabsteines für Georg Büchner in Zürich am 4. Juli 1875 natürlich von republikanischer Schlichtheit. Schließlich stand die Feier im Zeichen der alten Burschenschafts-Farben Schwarz-Rot-Gold, während die „zur Verherrlichung des Festes“ in Hambach agierenden „Ehrenjungfrauen“ selbstverständlich schwarz-weiß-rote Schärpen trugen. Dennoch gehört die Tatsache, daß es ausgerechnet Mitglieder der deutschen Burschenschaft waren (der Büchner niemals angehört und für die er nur grimmen Spott übrig hatte¹²), die mit der zweiten Beerdigung des Dichterleichnams für die Neubeschäftigung mit seinem Werk sorgten, zu den besonders grotesken Erscheinungen in der Wirkungsgeschichte Büchners.

Wiederum gingen die Impulse offenbar von der *Gartenlaube* aus. Sie hatte im Januar 1875 einen Artikel zum Gedächtnis von Friedrich Ludwig Weidig gebracht und von dessen Darmstädter Grabstätte berichtet, an der häufig weißbärtige Männer zu sehen seien; Jahr für Jahr liege am Todestag (23. Februar) ein Kranz von Blumen dort. Auch Georg Büchners wurde gedacht, „des treuen Freundes und Mitstreiters von Weidig“¹³. Im März folgte dann ein eigener Aufsatz über Büchner, der mit einem pointierten Hinweis auf den Zustand seiner Züricher Grabstätte schloß:

„Wie man hört, [soll] der mitten in der Stadt gelegene Kirchhof demnächst cassirt werden, in welchem Falle die Familie des Hingeschiedenen wohl eine Uebertragung der Leiche nach Darmstadt bewerkstelligen wird.“¹⁴

Verfasser des Artikels war mit ziemlicher Sicherheit Ludwig Büchner¹⁵, zumindest aber dürfte dieser auf Adolf Calmberg¹⁶ eingewirkt haben, der dann wenige

11 Vgl. dazu den in Anm. 1 genannten Sammelband, v. a. den Beitrag von Peter Veddeler: *Nationale Feiern am Hermannsdenkmal in früherer Zeit* (S. 167–182).

12 „Das Treiben des ‚Burschen‘ kümmert mich wenig, gestern Abend hat er von dem Philister Schläge bekommen [. . .]; ich hoffe, daß der Bursche wieder Schläge bekommt“ (Brief an die Familie vom 25. Mai 1834, *HA II*, S. 429). Vgl. auch Adolph Müntz’ ‚Eugenia‘-Protokoll vom 24. Mai 1832, wonach Büchner „in etwas zu grellen Farben von der Verderbtheit der deutschen Regierungen, u. der Rohheit der Studenten auf vielen Universitäten, namentlich in Gießen, u. auch in Heidelberg“ gesprochen habe (*GB I/II*, S. 366).

13 *Am Grabe eines Märtyrers*. – In: *Die Gartenlaube*, Leipzig, Nr. 1, Januar 1875, S. 15–20. Hier S. 20. Im sozialdemokratischen *Volksstaat* wurde heftig gegen den Artikel polemisiert, der eine „geschichtliche Fälschung“ darstelle, wenn er Weidig „nachträglich unter schwarz-weißrother Flagge für unsern modernen Nationalliberalismus einzuschlachten“ versuche (Leipzig, Nr. 32 und 34 vom 19. und 24. März 1875).

14 *Gedenkblatt für Georg Büchner*. – In: *Die Gartenlaube*, Nr. 11, März 1875, S. 179–181. Hier S. 181.

15 Das vermutete bereits Franzos in einem Brief an Ludwig Büchner, Wien, 14. Oktober 1878 (GSA Weimar, 10/N 5).

16 Adolf Calmberg, geboren am 21. April 1837 in Lauterbach/Hessen, gestorben am 25. Mai 1887 in Küsnacht (Schweiz). Studierte Germanistik in Gießen, Berlin und Leipzig, leitete

Monate später die Umbettung des Grabes vorantrieb – allerdings innerhalb Zürichs und nicht nach Darmstadt.

Es wurde nicht mehr als ein Akt pietätvoller Andenkenpflege, der angesichts ganz anders gearteter Prioritäten des deutschen Bürgertums dennoch umstritten war. Unter den Studenten gab es „langandauernde Zwistigkeiten“ wegen dieser Feier, hervorgerufen durch gewisse „Mißverständnisse und Versäumnisse“, die man zunächst Adolf Calmberg anlastete, ehe „im Wintersemester 1875/76 durch die Erklärung des frühern Präsidenten“, Wenzel Umlauf¹⁷, seine vollständige „Rechtfertigung“ erfolgte¹⁸. Calmberg hatte in Küsnacht am 16. Mai 1875 anläßlich der zehnjährigen Stiftungsfeier der ‚Gesellschaft Deutscher Studierender in Zürich‘ (GDSt) im Gasthof ‚Zur Sonne‘ einen Akt aus *Danton's Tod* mit „zündender Wirkung“ rezipiert; als er im Anschluß daran namens der Geschwister Büchner darum bat, die von der Einebnung bedrohte Züricher Grabstätte des Dichters zu erhalten, fand er sogleich allgemeine Zustimmung¹⁹.

1863 eine Privatschule in Schlitz/Hessen und ging danach als Deutschlehrer an das Seminar in Küsnacht. Veröffentlichte seit 1862 eine Reihe von Dramen und war mit der Familie Büchner bekannt. Vgl. Kapitel III. 5.

- 17 (1852–1876), aus Plau in Böhmen, Dipl.-Ing., im WS 1874/75 und SS 1875 Präsident der ‚Gesellschaft Deutscher Studierender in Zürich‘ (GDSt), zuletzt als Chemiker in Plau.
- 18 *Bericht der Gesellschaft Deutscher Studierender umfassend die Jahre 1873–1877*. – Zürich o. J., S. 9. – Die Hintergründe dieser Affäre aufzuhellen, war mir bisher nicht möglich. Es könnte sein, daß die Burschenschafter inzwischen über Büchners tatsächliche Gesinnung ihrer Zunft gegenüber aufgeklärt worden waren; auch ist denkbar, daß man darüber in Streit geraten war, auf wessen Veranlassung wiederum die Verse Georg Herweghs als Grabschrift gewählt worden waren, eines Dichters, der nach dem just veröffentlichten Zeugnis seiner Witwe zeitlebens ein erbitterter Gegner Preußens und der Hohenzollern gewesen war. Der *Düsseldorfer Anzeiger* berichtete am 3. Juli 1875 unter der Überschrift *Der Preußenfresser G. Herwegh*: „[...] Auf die Frage, wie Herwegh sich zu dem Kriege von 1870 verhielt, antwortet die Gattin des Verstorbenen folgendermaßen: ‚Er sah in dem heutigen Preußen den Todfeind aller Freiheit und dieser Ueberzeugung entsprach auch die letzte Bitte Georg Herwegh's an seine Söhne, ihm an dem Tage, wo Preußen dereinst vernichtet sein würde, auf seinen Grabstein (H. hatte, wie wir hier einschalten wollen, den Wunsch ausgesprochen, nicht in deutscher Erde, sondern in schweizerischer zu ruhen) die Worte zu schreiben: ‚Freue dich, Vater, Preußen ist nicht mehr‘, denn das würde ihn noch unter der Erde beglücken.“ (Nr. 182, S. [I]. Der Artikel beruht auf Mitteilungen Emma Herweghs, die im sozialdemokratischen *Volksstaat* veröffentlicht worden waren [Nr. 73 vom 30. Juni 1875, S. I–III]).
- 19 Vgl. F, S. 452. Die Liste der eingetragenen Teilnehmer umfaßt 47 Namen, zu den deutschen Studenten hatten sich Schweizer, Österreicher, Italiener, Ungarn und je ein Russe und Livländer gesellt. Mit L. Scriba und A. Parcus waren sogar zwei Darmstädter vertreten (Archiv der ‚Teutonia‘ im Staatsarchiv Zürich, W 27 Teu 201, Gästebuch der GDSt). Zur Geschichte der GDSt, die anfangs nur eine lose Vereinigung ohne Statuten und festen Mitgliederstamm war, vgl. Georg Sibler: *Geschichte der Studentenverbindung Teutonia Zürich 1865–1965*. Jubiläumsschrift zum 100. Stiftungsfest. – Zürich 1965; [Paul Wislicenus:] *Geschichte der Gesellschaft Deutscher Studierender in Zürich*. – Zürich 1900; Hans Erb: *Geschichte der Studentenschaft an der Universität Zürich 1833–1936*. – Zürich 1937 und Hermann Schnoor: *Teutonia, G. D. St., Zürich*. – In: *Burschenschaftliche Blätter*, Frankfurt/Main, 36. Jg., Heft 2 vom 6. November 1921, S. 20–24. Im Jahre 1875 zählte die GDSt 36 Mitglieder.

Der heute nicht mehr existierende Friedhof – an seiner Stelle steht heute das Kunsthaus – lag nur einige hundert Meter von Büchners Sterbehaus entfernt. Er war Anfang des 17. Jahrhunderts während der Pestzeit angelegt und vom Volksmund „Krautgarten“ benannt worden, ein Name, den er bis zu seiner Aufhebung beibehielt. Dorthin hatten nach Wilhelm Schulz' Zeugnis am Nachmittag des 21. Februar 1837 „mehrere hundert Personen, die beiden Bürgermeister und andere der angesehensten Einwohner der Stadt an der Spitze, den Verewigten zur Ruhestätte begleitet“²⁰. Als Wilhelm Baum im Herbst dieses Jahres studienhalber nach Zürich kam, besuchte er auch das Grab seines Straßburger Freundes. „Noch wächst kein Gras“, berichtete er Eugen Boeckel, „aber Blumen darauf von lieber Hand gepflanzt und von Mad. Orelli²¹ gepflegt“. Und weiter:

„Der Kirchhof, wo er liegt, heißt zum Krautgarten und verdient in jeder Beziehung diesen prosaischen Namen [. . .]. Er liegt mitten in der Stadt ou à peu près, und man sieht nichts als die Hinterhäuser, verbrämt mit cabinets inodores und rundscheibigten Kammerfernstern, von denen aus die müden Knechte und Mägde den kleinen Ort der Ruhe mit geheimem Schauer betrachten.“

Dem Kreuz oder Stein auf seinem Grabe prophezeite Baum damals keine große Zukunft, deswegen sei es gut, daß Gutzkow dem Freund mit seiner Biographie ein Denkmal setzen werde: „dasjenige, das auf seinem Grabe steht, wird in kurzer Zeit verwittert sein“²². Tatsächlich wurde es schon 1851 mit einem Denkmal aus Sandstein vertauscht. Karl Ohly schrieb im März dieses Jahres, die Geschwister Büchners ließen dem „für unsere Literatur allzu früh Dahingegangenen [. . .] jetzt auf dem Friedhofe Zürichs, wo er bestattet liegt, ein in seiner Einfachheit des Dichters würdiges Denkmal errichten. Seine geistvolle jüngere Schwester hat zur Inschrift die Worte des auf ihn bezüglichen Herwegh'schen Gedichts: Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab, / Der Verse schönsten nimmt er mit hinab! gewählt.“²³

Doch schon bald sollte der Friedhof, seiner bevorzugten Lage wegen, verkauft und in einen Lagerplatz für Baumaterialien umgewandelt werden. Er war seit Jahren nicht mehr benutzt worden und im allgemeinen auch nicht mehr zugänglich, über den Gräbern wuchs längst Gras. Aber das Andenken eines „deutschen Freiheitskämpfers“²⁴ sollte gewahrt bleiben. An jenem 16. Mai 1875,

20 So überliefert es zumindest Caroline Schulz in ihren Aufzeichnungen, vgl. Bergemann¹, S. 653.

21 Elisabetha Orelli geb. Ganz, seit 1824 Ehefrau des Philologen J. C. Orelli.

22 Strohl, S. 82 f.

23 Karl Ohly: *Ein Denkstein* [Rez. von N]. – In: *Kölnische Zeitung*, Nr. 81 vom 4. April 1851, S. 3.

24 S. Anm. 42.

an dem es Calmberg gelungen war, „der festlich gestimmten Versammlung“ der ‚Gesellschaft Deutscher Studierender‘ „die Bedeutung Georg Büchner’s an’s Herz zu legen“, wurde aus den Reihen der Teilnehmer ein Komitee gewählt, das „für die Uebertragung der Gebeine an einen sichern Ort und für die Errichtung eines würdigen Denkmals sorgen“ sollte²⁵. Der ursprünglich von den Büchners erwogene Plan, „eine Uebertragung der Leiche nach Darmstadt“ zu „bewerkstelligen“²⁶, hatte sich offenbar als undurchführbar erwiesen.

Dem Organisationskomitee traten neben dem Präsidenten der GDSt, Umlauf, und den Studenten Krupp²⁷ und Steinmetz²⁸ noch Calmberg, der in Fluntern ansässige zweiundsiebzigjährige Theologie-Rebell Wislicenus²⁹ sowie der deutsche Honorarkonsul in Zürich Philipp E. Mark³⁰ bei, der dem „patriotischen Unternehmen“³¹ seine Mitwirkung ebenfalls nicht versagen wollte. Die GDSt übernahm schließlich auch das „Arrangement einer Büchner-Feier“³².

Als passenden Ort für die Gedenkstätte wählte man einen kleinen Hügel, den Hoch- oder Milchbuck am Westhang des Geißberges aus, der ursprünglich als Ziegenweide benutzt und dann als „Germaniahügel“ zu einem Ausflugsziel im Rigiviertel der Züricher Gemeinde Oberstraß geworden war. Die ursprünglich „wüste Gegend“ war von der Studentenverbindung ‚Germania‘³³ Mitte der 60er Jahre in eine vaterländische Begegnungsstätte umgewandelt worden, nachdem man 1864 von der Gemeinde die Erlaubnis erlangt hatte, dort seinen Stammbaum, eine Linde, zu pflanzen und auf dem bekiesten und begrünten Platz Tische und Bänke aufzustellen³⁴. Zwar hatte sich die ‚Germania‘ aufgelöst, nachdem sie während des Deutsch-Dänischen Krieges in zwei feindliche Lager zerfallen war (die zehn Deutschen bildeten ein Freikorps, die zwölf Schweizer

25 F, S. 452.

26 S. Anm. 14.

27 Arthur Krupp (1856–1938), Neffe von Alfred Krupp, leitete ab 1879 den Bernstorfer Konzern der Familiendynastie.

28 Gustav Steinmetz, stud. med. aus Jena, später praktischer Arzt in Colmar.

29 Zu ihm vgl. *ADB*, Bd. 43, S. 542–545. Sein Sohn Paul (1841–1917) gehört zu den Gründern der ‚Germania‘, aus der 1865, ebenfalls auf seine Initiative hin, die GDSt hervorging.

30 Aus den Akten des Auswärtigen Amtes und der deutschen Gesandtschaft in der Schweiz läßt sich hierzu nichts entnehmen. „Die vorhandenen Unterlagen über die Tätigkeit Marks in Zürich enthalten keine Hinweise auf die Georg-Büchner-Feier“ (Auskunft des Zentralen Staatsarchivs Potsdam vom 23. Juli 1984). Möglicherweise hielt der Konsul es für geraten, die vorgesetzte Behörde über sein diesbezügliches Engagement in Unkenntnis zu lassen.

31 F, S. 452.

32 Ebd.

33 Die Burschenschaft ‚Germania‘ war 1860 an der Züricher Kantonsschule begründet worden, vier Jahre später ging daraus eine Studentenverbindung auf Hochschule und Technischer Universität hervor. Als Zweck des Vereins gaben die damaligen Statuten u. a. an, die Gegensätze zwischen Schweizern und Deutschen überbrücken zu helfen.

34 Vgl. Wislicenus (s. Anm. 19), S. 14.

sympathisierten dagegen mit Dänemark)³⁵, aber der ‚Germanenhügel‘ galt weiterhin als ‚deutschgeweihte‘ Stätte. Die Nutzung bestand darin, daß die Studenten nach der Polizeistunde hier gelegentlich eine „attische Nacht“ zu feiern pflegten³⁶.

Am 18. Mai 1875 legte der bürgerliche Gemeindepräsident von Oberstraß, J. H. Fehr, dem Gemeinderat das Gesuch Adolf Calmbergs vor, „auf dem Hochbuck bei der s.g. Germanialinde einen Denkstein zu versetzen“. „Da hiermit ein Anziehungspunkt auf unserm Geißberg geschaffen wird“, schrieb Fehr, „so erlaube ich mir, Ihnen das Gesuch zu empfehlen“³⁷. Bereits eine Woche später konnte er Calmberg mitteilen, daß „der hiesige Gemeinderath seine Zustimmung zur Aufstellung eines Denksteines auf dem Platze bei der Germanialinde am Zürichberg, zum Andenken an den sel. H. Büchner ertheilt, unter der selbstverständlichen Bedingung, daß der Platz Eigenthum der Gemeinde Oberstraß verbleibt“³⁸.

Wiederum vier Wochen später, am 26. Juni, traf sich das sechsköpfige Komitee auf dem Krautgartenfriedhof, wo man „in aller Stille“ Büchners Grab öffnen ließ. Vom Sarg fanden sich nur noch einzelne „morsche Holzstücke“, von der Leiche dagegen das fast vollständige Skelett. „Besonders gut erhalten waren der Schädel, die Wirbelsäule und die oberen Gliedmaßen“³⁹. Sämtliche Knochen wurden unter der fachkundigen Anleitung des Medizinstudenten Steinmetz in einen Sarg gelegt und zum Germaniahügel gebracht, wo man sie am neuen, s c h ö n e r e n Grab „oberhalb links von der Jakobsburg“⁴⁰ in die Erde senkte. Darüber wurde ein fünf Fuß hoher Gedenkstein aus schwarzweißem, grob behauenen Marmor aufgestellt, der aus dem Atelier des Züricher Bildhauers Louis Wethli stammte⁴¹. Eine in den Stein eingelassene eiserne Tafel trägt die Inschrift:

35 Ebd., S. 15.

36 Ebd., S. 14.

37 Stadtarchiv Zürich, V, L, Nr. 94 (Protokolle des bürgerlichen Gemeinderats von Oberstraß, Nr. 17, 1. Oktober 1875).

38 Ebd., Nr. 17/1.

39 Alle diese Details in F, S. 453.

40 Vgl. Anm. 18, S. 8.

41 Den alten Grabstein hatte Wilhelm Büchner 1875 mit nach Deutschland genommen und im Garten seiner Fabrikantenvilla in Pfungstadt aufgestellt, „wo er, von Efeu umrankt, noch lange Jahrzehnte stand, bis Wind und Wetter die Inschrift und die Herweghschen Verse auslöschten“ (Büchner: *Vorfahren*, S. 28). Als die Erben ihn Anfang des Jahrhunderts dem Stadtmuseum Darmstadt anboten, ist dies abgelehnt worden. Man hatte keine Verwendung dafür (vgl. Edschmid, S. 69).

ZUM GEDAECHTNISS
AN
DEN DICHTER VON ‚DANTONS TOD‘
GEORG BUECHNER
GEB. ZU DARMSTADT 17 OCT. 1813
GEST. ALS DOCENT AN DER UNIVERSITÄET
ZUERICH 19 FEBR. 1837

EIN UNVOLLENDET LIED SINKT ER INS GRAB
DER VERSE SCHOENSTEN NIMMT ER MIT
HINAB.

HERWEGH

In gedruckten Zirkularen und Anzeigen in der Presse erließ man sodann eine „Einladung zur Gedenkfeier für Georg Büchner“. Im *Tagblatt der Stadt Zürich* vom 1. Juli 1875⁴² hieß es beispielsweise:

„Einladung zur Gedenkfeier für Georg Büchner

Am 21. Februar 1837 wurde *Georg Büchner*, der Dichter des republikanischen Trauerspiels ‚Danton’s Tod‘, welcher als verfolgter deutscher Freiheitskämpfer nach Zürich gekommen war, an der hiesigen Universität eine ehrenvolle Stellung als Dozent der Medizin gefunden hatte, aber schon nach wenigen Monaten an einem heftigen Nervenfieber gestorben war, unter großer Theilnahme von Einheimischen und Fremden in dem Friedhof am Zeltweg zur Erde bestattet.

In Rücksicht auf die bevorstehende Aufhebung dieses Friedhofs beschlossen Büchners hiesige Freunde, eine andere Ruhestätte für seine Gebeine zu suchen, und der Tit. Gemeindrath von Oberstraß hatte die Freundlichkeit, ihnen dafür einen Platz auf dem Germania-Hügel am Zürichberg zur Verfügung zu stellen.

Die Gesellschaft deutscher Studirender im Verein mit andern Deutschen in Zürich beabsichtigt nun, am 4. Juli auf diesem Platze einen Denkstein für Georg Büchner zu errichten und das unterzeichnete Komitee beehrt sich deßhalb, diejenigen Deutschen und Schweizer in Zürich und Umgebung, welche sich für den verstorbenen Dichter interessieren, hiemit zur Einweihung dieses Denksteins freundlichst einzuladen. Die Theilnehmer an der Feier versammeln sich nächsten Sonntag, 4. Juli, Nachmittags 4 Uhr, vor dem Polytechnikum und gehen dann in geordnetem Zuge nach dem Germania-Hügel.

Das Komitee für die Büchner-Feier:

W. Umlauf, stud. techn.
A. Krupp, stud. techn.
G. A. Wislicenus.

G. Steinmetz, stud.med.
Ph. E. Mark, deutscher Reichs-Konsul.
Dr. Adolf Calmberg“

Sonntag, den 4. Juli⁴³ nachmittags um vier Uhr, fanden sich bei schwüler Witterung etwa 300 Festteilnehmer auf dem Platz vor dem Polytechnikum ein, vorwiegend deutsche und schweizer Studenten beider Hochschulen, auch viele Professoren, wogegen die deutschen Bürger Zürichs, denen nach Reinhold Rüegg's Vermutung „Sympathien für einen Republikaner von Büchners Schlage“ wahrscheinlich fern lagen (L), kaum vertreten waren.

In geordnetem Zuge ging es dann den Germaniahügel hinauf, was auf dem steilen, schlecht befestigten Weg eine gute halbe Stunde in Anspruch nahm. Vorneweg marschierte, mit einer schwarzrotgoldenen Fahne, die von der ehemaligen Studentenverbindung ‚Teutonia‘ in die Hände der GDSt übergegangen und auf die ein mit den gleichen Farben geschmückter Lorbeerkranz gesteckt worden war, der hochgewachsene Studiosus Krupp. Das Banner der alten Burschenschaft sollte im Gegensatz zu den Reichsfarben schwarz-weiß-rot Ausdruck für das über die Grenzen des Deutschen Reichs hinausgehende Bewußtsein der „Gesamtnation“ sein (G).

Hinter Krupp gingen die Angehörigen Büchners: der Landtagsabgeordnete und älteste Bruder Wilhelm mit seinem Sohn Ernst; Ludwig, der Philosoph, und Luise, die Frauenschriftstellerin. Der jüngste Bruder Alexander, Literaturprofessor in Caen, hatte sich entschuldigen lassen. Es folgten die Mitglieder des Komitees: Konsul Mark, Calmberg, Wislicenus, Umlauf und Steinmetz; einige andere Ehrengäste, darunter Gottfried Kinkel mit Familie und der zweiundsechzigjährige Oberstabsarzt August Lüning, der im Winter 1836 Büchners „Probevorlesung“ besucht hatte⁴⁴, dann die Mitglieder der ‚Gesellschaft Deutscher Studierender‘ und die übrigen Teilnehmer.

Etwas unterhalb der Hügelpuppe hielt der Zug an. Nur der Fahnenträger, die

43 Die folgende Schilderung basiert auf mehreren Quellen, die bei wörtlicher Übernahme im Text abgekürzt zitiert werden: [Reinhold Rüegg:] Korrespondenz aus Zürich. – In: *Der Landbote*, Winterthur, Nr. 158 vom 6. Juli 1876, S. 802 (= L). Verfasserbestimmung nach Strohl, S. 93, Anm. 44. – C. E.: *Die Büchner-Feier in Zürich*. – In: *Neue Freie Presse*, Wien, Nr. 5908 vom 7. Juli 1875, S. 2 (= NFP). Verfasser war, nach Franzos' Angabe (vgl. *DD*, S. 290), Ludwig Büchner. – Korrespondenz aus Zürich. – In: *Didaskalia*, Frankfurt/M., Nr. 187 vom 7. Juli 1875 (= D). – Artikel „Zürich“. – In: *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 336 vom 6. Juli 1875, Bl. 2 (= NZZ). – [Adolph Kolatschek:] Korrespondenz aus Bern. – In: *Allgemeine Zeitung*, Augsburg, Nr. 191 vom 10. Juli 1875, S. 3005. Verfasserbeleg im Redaktionsexemplar (Cotta-Archiv, DLA Marbach). – [Gottfried Kinkel jr.]: Korrespondenz aus Zürich. – In: *Allgemeine Zeitung*, Augsburg, Nr. 192 vom 11. Juli 1875, S. 3028 (= AZ 2). Verfasserbeleg im Redaktionsexemplar (Cotta-Archiv, DLA Marbach). – G[ustav] A[dolph] W[islicenus]: *Gedächtnißfeier für Georg Büchner auf dem Germaniahügel bei Zürich*. – In: *Die Gartenlaube*, Leipzig, Nr. 30, Juli 1875, S. 516 (= G). Dazu der auf Calmbergs Bericht basierende Text von Franzos (F, S. 451–455); vgl. Kapitel III. 5. Ohne Echo blieb die Büchner-Feier im *Volksstaat*, obwohl die Nr. 78 vom 11. Juli 1875 sogar eine Korrespondenz aus Zürich vom 4. Juli enthielt.

44 S. Kapitel III. 5.

Ehrengäste und die Redner des Nachmittags schritten noch weiter bis auf den Platz vor, wo ein paar Tage zuvor unter der Germanialinde Büchner zum zweiten Mal bestattet worden war, während die übrigen Teilnehmer sich ringsum verteilten.

Ein dünner Regen fiel, als der „Chor deutscher Studierender“ das „innig“ zu singende Burschenschaftslied von August Binzer anstimmte, das 1819 nach dem Verbot der Studentenverbindungen gedichtet worden war.

„Wir hatten gebauet ein stattliches Haus,
und drin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich, so innig, so frei,
den Schlechten ward es graulich, wir lebten gar zu treu!

Sie lugten, sie suchten nach Trug und Verrat,
verleumdeten, verfluchten die junge grüne Saat!

Was Gott in uns legte, die Welt hat's veracht't,
die Einigkeit erregte bei Guten selbst Verdacht!

Man schalt uns Verbrecher, man täuschte uns sehr;
die Form kann man zerbrechen, die Liebe nimmermehr!

Die Form ist erbrochen, von außen herein.
was man drin gerochen, war eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold,
und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag verfallen – was hat's dann für Not?
Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott!⁴⁵

Dann trat der Präsident der ‚Gesellschaft Deutscher Studierender‘, Wenzel Umlauf, nach vorn. Im Namen seines Vereins hieß er die Gäste willkommen und fügte einige „begeisternde patriotische Worte“ hinzu (D). Nun war die Reihe an Adolf Calmberg. Er beschrieb zunächst den äußeren Anlaß der Überführung auf den Germaniahügel und zeichnete dann in einer längeren Rede „ein getreues Bild von dem Leben und Wirken Georg Büchner's“ (F). Gottfried Kinkel jr., der Korrespondent für die *Allgemeine Zeitung*, faßte dies so zusammen:

„Georg Büchner, geboren den 17 Oct. 1813 in einem Dorfe bei Darmstadt, bezog nach der Juli-Revolution die Hochschule Straßburg, und widmete sich daselbst, wie später in Gießen, medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien. Sein freier Geist wurde von der Bewegung der Zeit ergriffen; er schwärmte, wie so viele Zeitgenossen, für eine freiheitliche Gestaltung der deutschen Verhältnisse, und gründete eine ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘. Seine aufopfernde Thätigkeit im Dienste der Freiheit konnte den Regierung-

45 Text nach: Schauenburgs *Allgemeines Deutsches Kommersbuch*. – Lahr o. J., S. 196.

gen nicht lange verborgen bleiben, der glühende Burschschafter ward unablässig bewacht, und sah sich zuletzt – im Herbst 1836 – gezwungen nach der Schweiz auszuwandern. Kurz vorher war er von der Universität Zürich auf Grund einer gediegenen Dissertation über das Nervensystem der Fische zum Doctor der Philosophie ernannt worden. Er konnte sich nun an der genannten Hochschule habilitiren; er hielt unter großem Beifall Vorträge über vergleichende Anatomie. Dabei war er fortwährend dichterisch tätig.“ (AZ 2)

Danach ging Calmberg auf Büchners „Hauptleistungen“ ein, *Danton's Tod* und *Leonce und Lena*, „und verweilte dann bei dem herben Verlust den die Büchner'sche Familie durch den am 19 Febr. 1837 erfolgten Tod des hoffnungsvollen jungen Mannes erlitt“ (AZ 2). Er schloß mit einem „Hinweis auf Deutschland und seine politische Entwicklung in der jüngsten Zeit“ (NFP) und gab seiner Hoffnung Ausdruck, „daß es nun mit der Verfolgung der besten, treuesten Söhne Deutschlands ein Ende haben möchte“ (NZZ). „Mit den Worten, daß dem edlen Todten dieser Ehrenplatz gebühre, weil er ‚ein Dichter und ein Kämpfer für die Freiheit‘ gewesen“ sei, nahm er den mit den Burschenschaftsfarben geschmückten Lorbeerkranz von der Fahne und legte ihn auf das Grab (F).

Als nächster ergriff Ludwig Büchner das Wort. Im Namen der Familie dankte er allen bei der Feier Beteiligten und Mitwirkenden und sprach seine Freude darüber aus, daß man seinem Bruder „speziell in Zürich, sowohl im Leben als im Tode“ eine so „große Anhänglichkeit“ bewiesen habe (NZZ). „In ergreifender Weise“ schilderte er dann „die Stunden und Scenen im väterlichen Hause“, „als während der Krankheit seines Bruders die täglichen Berichte über dessen Befinden und endlich die schreckliche Todesnachricht eintrafen“. Aber, sagte er abschließend, Georg Büchner sei „in Wirklichkeit nicht gestorben“, denn er lebe fort „in dem Andenken seiner Freunde und Verehrer, und in dem, was er während seines kurzen Lebens geleistet habe“ (NFP).

Nach ihm trug Wilhelm Büchner ein Gedicht vor, das er zum Andenken an das letzte Zusammensein mit seinem Bruder verfaßt hatte.

„Erinnerung an meinen Bruder Georg!“

Als ich zum letzten Mal ihn sah',
Ihm zeigend Gold, das mir der Vater gab
Um es zu brauchen, wenn die Noth es heischt, –
Da ich hinauszog in die Welt, ein Jüngling noch,
Sprach er:

‚Gib mir das Gold, ich möcht' es brauchen
Um wegzuflihen, aus des Vaters Haus,
Das täglich ist umstellt von den Spionen
Der Hermanda[d], die fangen wollen mich,
Weil ich nicht knechtisch bin und hoher Sinn,

Für Freiheit und für Recht tief in mir wohnt
Und ich dem Fluge der Gedanken Worte lieh'
Den' meine Freunde lauschten und sie antrieb
Mit jugendlichem Feuer still zu kämpfen,
Für das Recht der Menschheit! ' –

Da legt ich ihm, wenn auch mit kind'schen Schmerzen,
Das Gold in seine Händ' und sagt: ‚Wenn du es willst,
Dann ist es dein, doch must du mir versprechen
Es nicht zu brauchen, um damit zu flieh'n!
Gedenk des Vaters und der Mutter Schmerzen,
Und wie du alle unsere Herzen,
Dann brichst in tiefstem Weh'![‘] –

Warm drückt er mich an's Herz und sagt:
‚O nein, behalt du deine Gabe, denn das –
Versprechen geb ich nicht, es wird ja wohl
Das Manuscript, das gestern du zur Post gebracht,
Für Reisegeld mir sorgen; ich zitt're drum
In ihm liegt meine Hoffnung, ‚Danton, Danton hilf!
Doch du leb wohl, bewahre dich den Eltern.‘ –

Ein Kuss, ein Händedruck und – nie sah' ich ihn wieder!
Die Todes Mähre, wie schlug sie mich nieder
Und nimmer, nimmer, wollt' ich glauben, dass sie wahr!
Ach oft im Traume hab' ich ihn umarmt, –
Doch heute ja, an seinem Auferstehungstag,
Nach Einundvierzig Jahr, seh' ich ihn wieder
Wenn auch im Geist!

Das blaue Aug, sein lockig Haar,
Die kühne Stirn mit den Apollo-Bogen,
Ein schlanker, grosser, junger Mann.
Geziert mit rother Jakobiner-Mütze
Im Polen-Rock, schritt stolz er durch die Strassen
Der Residenz, die Augenweide seiner Freunde!
Wie Anders ist es heut!

O, wär Dir doch vergönnt zu schauen,
Wie dieses Schweizerland, Asyl für freie Geister,
Auf's Neue immer wieder so sich ehrt,
Dass es die Edelsten der Männer in seinen Gauen gastfrei birgt,
Dass es auch für die Todten die heil'ge Erd' auf's Neue öffnet,
Um schöner sie zu betten, wo die Natur die schönste Zierde ist.

Ruh Du nun immer hier; ist's auch in Deutschlands Gauen anders
Als zu der Zeit wo Du gelebt, die Freiheit birgt's noch nicht
Die Du erstrebt,

Doch auch Dein Auge würde leuchten,
Wenn Du den deutschen Geist jetzt säh'st,

Wie mächtig seine Schwingen sich entfalten,
Das Recht der Menschheit sich bewegt.
Der Kampf um's Licht er hat begonnen,
Mög' er der ganzen Welt auch frommen.

P f u n g s t a d t , Juni 1875.

Wilh. Büchner⁴⁶

Während sein Sohn Ernst Büchner den Text des Gedichtes unter den Teilnehmern verteilte, legte Luise Büchner einen mitgebrachten Blumenkranz auf dem Grabe nieder, den sie mit Calmbergs Lorbeer vertauschte. Zum Schluß sang man vereint Hoffmann von Fallerslebens *Lied der Deutschen*.

Am Abend gab es einen „festlichen Commers im ‚Café littéraire‘“ (AZ 2), einer bekannten Wirtschaft im Haus zum Roten Turm am Weinplatz (hinter der Rathausbrücke), zu dem, wie ein Korrespondent vermerkt, auch die Frauen eingeladen waren (G). Außerdem erschienen Abordnungen der österreichischen, schweizerischen, ungarischen und italienischen Studentenvereine; das Präsidium des Abends lag bei dem Komiteemitglied Steinmetz. Zahlreiche Toaste wurden ausgebracht, viele Reden gehalten, unter anderm von Wislicenus, Kinkel jr., Karl Moleschott⁴⁷, einer Frau Heymann aus New York und Ludwig Büchner, dem heimlichen Mittelpunkt des Abends, der so manches Autogramm geben mußte. Den Stoff der Reden boten „in erster Reihe der Gefeierte des Tages, die bahnbrechenden Vorkämpfe dieser Zeit, das dankbare Andenken an all unsere treuen Todten aus der Vergangenheit und dem letzten Kriege und die Ermunterung der deutschen Jugend zu Erfüllung ihrer Pflicht gegen das Vaterland“ (G).

Auch einige Zuschriften wurden verlesen, worunter die von Carl Vogt aus Genf, Alexander Büchner aus Caen und Rudolf Fendt aus Darmstadt „als die bedeutendsten hervorragten“ (NFP). „Alle feierten in ehrenden Worten das Andenken an G e o r g B ü c h n e r und sprachen ihre Sympathie für die Ideale aus, für die er gekämpft und gelitten“ (F). Zwei Klaviervorträge des in Zürich lebenden Komponisten Schulz-Beuthen und einige von ihm begleitete Lieder, unter anderen *Die Wacht am Rhein*, umrahmten das Ganze.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein [...]“⁴⁸

Erst gegen Mitternacht begann sich das Zusammensein zu lichten.

46 Text nach einem Originalabzug im Büchner-Nachlaß (GSA Weimar, I, 1 c).

47 Ein Sohn des Philosophen Jakob Moleschott.

48 Vgl. Anm. 45, S. 32 f.



Büchners Grab auf dem Zürichberg
(ca. 1877)

Auch Büchners Grab bekam bald darauf ein etwas martialisches Aussehen, als es auf Verlangen und Kosten Wilhelm Büchners durch ein schmiedeeisernes Gitter umzäunt wurde. Dieser hatte dem Gemeinderat Oberstraß über Adolf Calmberg am 9. September 1875 100 Franken zukommen lassen, „in dankbarer Erinnerung“ an die bewiesene „Freundlichkeit“ und mit dem Wunsch, man möge sich um das „Denkmal seines Bruders“ auch weiterhin in „freundlicher Fürsorge“ kümmern⁴⁹. Im Jahresbericht des „Verschönerungs-Vereins“, der gerade zwei Jahre zuvor mit dem Zweck gegründet worden war, „zunächst den Zürichberg für den Naturgenuß zugänglicher zu machen“⁵⁰, heißt es 1876: „Eine freundliche Dotation der Familie Büchner setzt uns in den Stand, das Denkmal des früh vollendeten Dichters besser zu schützen“⁵¹. Später wurde zusätzlich ein Schutzkasten um den Stein gestellt, den man nachher aber wieder entfernte, weil er die Bepflanzung verhinderte⁵². Als Ludwig Büchner im Au-

49 Adolf Calmberg an den Gemeinderat von Oberstraß, 9. September 1875, s. Anm. 37, Nr. 17/2.

50 Vgl. Emil Gossauer: *Verschönerungs-Verein Zürich und Umgebung*. – Zürich 1925, S. 99.

51 Ebd., S. 39.

52 Belege im Stadtarchiv Zürich, V, L, Nr. 94.

gust 1884 Zürich wieder besuchte, fiel ihm auf, daß man „sehr gut noch einen oder zwei Bäume auf der Anhöhe anbringen könne“, und er wandte sich am 18. Oktober an den vom Verschönerungsverein beauftragten Gärtner, der für die „Instandhaltung“ und „Verbesserung“ der Anlagen auf dem Zürichberg in der Umgebung des Denkmals zuständig war, um ihm zu versichern, „für jede“ ihm „dabei gehabte Auslage oder Mühewaltung entsprechenden Ersatz zu leisten“⁵³. Daraufhin wurde Erde aufgeschüttet, man pflanzte zwei Efeu, ein Jahr später Zierklee und eine niedrig wachsende Lorbeerart⁵⁴.

1898 wollte eine Baugesellschaft Veränderungen am Germaniahügel vornehmen: neue Fußwege anlegen, den Hügel bepflanzen, einen Fußweg zu einer zusätzlichen Fahrstraße ausbauen. Das Büchnerdenkmal sollte dabei „von seinem gegenwärtigen Platze entfernt und in eine Nische unterhalb der Anhöhe gesetzt werden, um den schönen Aussichts- und Ruhepunkt nicht zu beengen und einen geschützteren, ebenso würdigen und schön gelegenen Standort zu erhalten“⁵⁵. Die Gemeinde gestattete die Versetzung, aber der Plan wurde dann doch nicht ausgeführt⁵⁶. Bei späteren „Anpassungsarbeiten längs dem Trottoir“ hat man den Gedenkstein um 40 cm nach rückwärts verschoben⁵⁷.

Als dann 1901 auf dem Zürichberg das Kurhaus Rigiblick eröffnet und die Batteriestraße gebaut wurde, gewann auch das Büchnerdenkmal an Beachtung. 1915 schrieb der Lokalhistoriker Konrad Escher, die Stadt Zürich werde „sich eine Ehre daraus machen, die Erinnerungsstätte des deutschen Dichters in würdiger Weise fortzuerhalten“⁵⁸, und 1925 berichtete die *Neue Zürcher Zeitung*, daß „Tagtäglich [...] Hunderte und aber Hunderte an dem mit einem Vers von Herwegh versehenen Gedenkstein vorbei[gehen]“⁵⁹.

In der Tat ist Büchners Grab den Bürgern Zürichs inzwischen zu einer Herzenssache geworden. Als 1954 das Hochbauamt „die teils rostige Inschrifttafel des Grabdenkmals instandstellen“ ließ, erteilte das Friedhofsamt den Rat, „den Grabstein während der Reparaturzeit durch ein Holzgehäuse zu überdecken“, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, „die Tafel sei böswilligerweise weggenommen worden“⁶⁰.

53 Brief im Stadtarchiv Zürich, V, L, Nr. 94.

54 S. Anm. 52.

55 Vgl. Protokolle des Stadtrates von Zürich, Nr. 1191 vom 12. Oktober 1898 (gedr. Auszug bei den in Anm. 52 gen. Unterlagen des Stadtarchivs).

56 Vgl. ebd. Protokoll Nr. 998 vom 30. Oktober 1901 (Abschrift).

57 Abrechnung des Tiefbauamts vom 1. Dezember 1915 (Stadtarchiv Zürich, Abt. IV, B, Nr. 362); Gagliardi/Nabholz/Strohl, S. 932, Anm. 303.

58 Konrad Escher: *Chronik der Gemeinden Ober- und Unterstraf*. – Zürich 1915, S. 267.

59 NZZ, Nr. 1407 vom 10. September 1925, Artikel: „Ein vergessener Gedenktag“.

60 Schreiben des Bestattungs- und Friedhofamts an das Hochbauamt der Stadt Zürich vom 17. November 1954 (Abschrift bei den in Anm. 52 gen. Unterlagen des Stadtarchivs).

ANHANG

ANHANG

Quellen und Literatur

In dieses Verzeichnis sind nur solche Titel aufgenommen, die im Text oder in den Anmerkungen abgekürzt zitiert werden.

- ADB = *Allgemeine Deutsche Biographie*. Hrsg. durch die Historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. – München und Leipzig 1875 ff. (Neudruck Berlin 1967–1971).
- Alexander Büchner: *Vorwort = Im Dienste der Wahrheit. Ausgewählte Aufsätze aus Natur und Wissenschaft*. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner [...]. Mit Biographie des Verfassers von Prof. Alex Büchner und einem Handschrift-Facsimile. – Gießen 1900.
- ALZ = *Allgemeine Literatur-Zeitung*. – Halle 1785 ff.
- Anderl = Charles Anderl: *Briefe Gutzkows an Georg Büchner und dessen Braut*. – In: *Euphorion* 4 (1897), 3. Ergänzungsheft, S. 181–193.
- AZ = *Allgemeine Zeitung*. – Stuttgart 1798 ff. (ab 1807 Augsburg, ab 1882 München).
- Barth = Helmut Barth (Hrsg.): *Zum Kulturprogramm des deutschen Proletariats im 19. Jahrhundert*. – Dresden 1978.
- Bergemann = Georg Büchners *Sämtliche Werke und Briefe*. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses Georg Büchners herausgegeben von Fritz Bergemann. – Leipzig 1922, 2¹⁹²⁶, 3¹⁹⁴⁰, 4¹⁹⁴⁹, 5¹⁹⁵², 6¹⁹⁵⁶.
- Beurmann: *Vertraute Briefe* = Eduard Beurmann: *Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt*. – Stuttgart und Leipzig 1837.
- Bopp = Marie-Joseph Bopp: *Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart*. – Neustadt/Aisch 1959–60 (Bibliothek familiengeschichtlicher Quellen, 14).
- Bräuning-Oktavio = Hermann Bräuning-Oktavio: *Georg Büchner. Gedanken über Leben, Werk und Tod*. – Bonn 1976 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, 207).
- Büchner: *Vorfahren* = Anton Büchner: *Die Familie Büchner. Georg Büchners Vorfahren, Eltern und Geschwister*. – Darmstadt 1963 (Hessische Beiträge zur deutschen Literatur).
- DD = Karl Emil Franzos: *Über Georg Büchner*. – In: *Deutsche Dichtung*, Berlin, 29 (1901), S. 195–203, 289–300.
- Demmel = Gerolf Demmel: *Untersuchungen zur Aufnahme und Wirkung des Werkes Georg Büchners zwischen 1835 und 1890*. – Phil. Diss. Halle-Wittenberg 1981.
- DHA = Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. Hrsg. von Manfred Windfuhr. – Hamburg 1973 ff.
- Diehl = Wilhelm Diehl: *Minnigerode's Verhaftung und Georg Büchners Flucht*. – In: *Hessische Chronik* 9 (1920), S. 5–18.
- Döhner = Otto Döhner: *Georg Büchners Naturauffassung*. – Phil. Diss. Marburg 1967.
- DT = *Danton's Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft* von Georg Büchner. – Frankfurt/M. 1835.
- DT Mayer = Thomas Michael Mayer (Hrsg.): *Georg Büchner: Danton's Tod. Ein Drama*. – In: Peter von Becker (Hrsg.): *Georg Büchner: Dantons Tod. Die Trauerarbeit im Schönen*. – Frankfurt/M. 1980 (zugleich als Sonderdruck Jahresgabe 1980 für die Mitglieder der Georg Büchner Gesellschaft, Marburg).

- DT Zimmermann = Georg Büchner: *Dantons Tod. Faksimile der Erstaussgabe von 1835 mit Büchners Korrekturen (Darmstädter Exemplar)*. Mit einem Nachwort hrsg. von Erich Zimmermann. – Darmstadt 1981 (Hessische Beiträge zur deutschen Literatur, hrsg. von der Gesellschaft Hessischer Literaturfreunde e. V.).
- Edschmid = Kasimir Edschmid: *Georg Büchner*. – München/Wien/Basel 1970.
- Elster = *Heinrich Heines sämtliche Werke*. Hrsg. von Ernst Elster, Leipzig und Wien 1887–1890.
- Estermann = Alfred Estermann (Hrsg.): *Die deutschen Literatur-Zeitschriften 1815–1850. Bibliographien-Programme-Autoren*. Bd. 1–10. – Nendeln 1978 ff.
- Estermann: *Avantgarde* = Alfred Estermann (Hrsg.): *Politische Avantgarde 1830–1840*. Eine Dokumentation zum „Jungen Deutschland“. Bd. 1–2. – Frankfurt 1972.
- F = Georg Büchner's *Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamt-Ausgabe*. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. – Frankfurt/M. 1879.
- Fendt = [Rudolf Fendt:] *Von 1846 bis 1853. Erinnerungen aus Verlauf und Folgen einer akademischen und politischen Revolution*. Von einem weiland Gießener Studenten und badischen Freischärler. – Darmstadt 1875.
- Fischer = Heinz Fischer: *Georg Büchner. Untersuchungen und Marginalien*. – Bonn 1972 (Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, 14).
- Fleury = Victor Fleury: *Le Poète Georges Herwegh (1817–1875)*. – Thèse Paris 1909. Franzos vgl. F.
- FZ = *Frankfurter Zeitung*. – Frankfurt/M. 1856 ff.
- Gagliardi/Nabholz/Strohl = *Die Universität Zürich 1833–1933 und ihre Vorläufer*. Festschrift zur Jahrhundertfeier. Hrsg. vom Erziehungsrate des Kantons Zürich. Bearbeitet von Ernst Gagliardi, Hans Nabholz und Jean Strohl. – Zürich 1938.
- GB I/II = *Georg Büchner I/II*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. – München 1979 (Sonderband aus der Reihe text + kritik).
- GB III = *Georg Büchner III*. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. – München 1981 (Sonderband aus der Reihe text + kritik).
- GBJb = *Georg Büchner Jahrbuch*. – Frankfurt/M. 1981 ff.
- Gersch = *Georg Büchner: Lenz. Textkritik. Editions-kritik. Kritische Edition* von Hubert Gersch (Münster). Diskussionsvorlage für das „Internationale Georg Büchner Symposium“ Darmstadt 25.–28. Juni 1981 (Als Manuskript vervielfältigt). – [Münster 1981].
- Glossy = *Literarische Geheimerichte aus dem Vormärz*. Hrsg. von Karl Glossy. – Hildesheim 1975 (Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Wien 1912).
- Goedeke = Karl Goedeke: *Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung*. – Dresden 1884 ff. (Reprint Nendeln 1975).
- Goltschnigg = Dietmar Goltschnigg: *Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Georg Büchners*. – Kronberg/Ts. 1975.
- Goltschnigg: *Materialien* = Dietmar Goltschnigg (Hrsg.): *Materialien zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Georg Büchners*. – Kronberg/Ts. 1974 (Skripten Literaturwissenschaft, 12).
- Grab = Walter Grab: *Ein Mann der Marx Ideen gab. Wilhelm Schulz: Weggefährte Georg Büchners, Demokrat der Paulskirche*. Eine politische Biographie. – Düsseldorf 1979 (Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, Bd. 4).

- Grabbe = Christian Dietrich Grabbe: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden*. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Bearbeitet von Alfred Bergmann. – Emsdetten 1960 ff.
- Gutzkow, 1837 = K[arl] G[utzkow]: *Ein Kind der neuen Zeit*. – In: *Frankfurter Telegraph* (Neue Folge.), 3. Jg., Nr. 42–44, Juni 1837, S. 329–332, 337–340, 345–348.
- Gutzkow: *Götter* = Karl Gutzkow: *Götter, Helden, Don Quixote. Abstimmungen zur Beurtheilung der literarischen Epoche*. – Hamburg 1838 (darin S. 21–50: „Georg Büchner“).
- Gutzkow: *Rückblicke* = Karl Gutzkow: *Rückblicke auf mein Leben*. – Berlin 1875.
- HA = Georg Büchner: *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe mit Kommentar*. Hrsg. von Werner R. Lehmann. – Hamburg (dann München) 1967 ff.
- Hauke: *Literaturkritik* = Petra-Sybille Hauke: *Literaturkritik in den Blättern für literarische Unterhaltung 1818–1835*. – Stuttgart 1972 (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur, 27).
- Hauptmann = Gerhart Hauptmann: *Das Abenteuer meiner Jugend*. – Berlin 1937.
- HB = *Hessische Biographien*. In Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert hrsg. von Herman Haupt. Bd. 1–3. – Darmstadt 1918–1934.
- Hebbel: *Tagebücher* = Friedrich Hebbel: *Tagebücher*. – Berlin 1905 (*Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von R. M. Werner, II. Abteilung).
- Hebbel: *Werke* = Friedrich Hebbel: *Sämtliche Werke*. – Berlin 1903 (*Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von R. M. Werner, I. Abteilung).
- Heckel = Hans Heckel: *Die Schlesischen Provinzialblätter von 1785–1849 in ihrer literarisch-geschichtlichen Bedeutung*. – Breslau 1921 (Wort und Brauch, 15).
- Herwegh: *Gedichte* = [Georg Herwegh:] *Gedichte eines Lebendigen*. – Zürich und Winterthur 1841.
- Hirschstein = Hans Hirschstein: *Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815*. – Stuttgart 1912 (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, N. F., 31).
- Houben: Gutzkow = H[einrich] H[ubert] Houben: *Gutzkow-Funde. Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts*. – Berlin 1901.
- HSA = Heinrich Heine. *Säkularausgabe*. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique Paris. – Berlin/Paris 1970 ff.
- HZ = *Historische Zeitschrift*. – München 1859 ff.
- Johann = Georg Büchner in *Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Dargestellt von Ernst Johann. – Hamburg 1958 (1⁵1981).
- Karasek = Horst Karasek (Hrsg.): *1886, Haymarket. Die deutschen Anarchisten von Chicago. Reden und Lebensläufe*. – Berlin 1975 (Wagenbachs Taschenbücherei, 11).
- Lehmann: *Textkritische Noten* = Werner R. Lehmann: *Textkritische Noten. Prolegomena zur Hamburger Büchner-Ausgabe*. – Hamburg 1967.
- Lehmann/Mayer = Werner R. Lehmann/Thomas Michael Mayer: *Ein unbekannter Brief Georg Büchners*. Mit biographischen Miscellen aus dem Nachlaß der Gebrüder Stoeber. – In: *Euphorion* 70 (1976), S. 175–186.
- Liepe = Wolfgang Liepe: Nachwort zu: *Verein Durch. Facsimile der Protokolle 1887*. Aus der Werdezeit des deutschen Naturalismus. Hrsg. vom Institut für Literatur- und Theaterwissenschaft zu Kiel. – Kiel 1932.
- Lim = Jong-Dae Lim: *Das Leben und Werk des Schriftstellers Karl Emil Franzos*. – Phil. Diss. Wien 1981.

- Majut = Rudolf Majut: *Aufriß und Probleme der modernen Bücherforschung*. – In: *GRM* 17 (1929), S. 356–372.
- MEGA = Karl Marx/Friedrich Engels *Gesamtausgabe*. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU und vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. – Berlin 1975 ff.
- MEW = Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke*. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. – Berlin 1956–1968.
- Münchow = Ursula Münchow: *Arbeiterbewegung und Literatur 1860–1914*. – Berlin und Weimar 1981.
- N = *Nachgelassene Schriften* von Georg Büchner. – Frankfurt/M. 1850.
- Nestriepke = Siegfried Nestriepke: *Geschichte der Volksbühne Berlin*. 1. Teil: 1890 bis 1914. – Berlin 1930.
- NFP = *Neue Freie Presse*. – Wien 1864 ff.
- Noellner = Friedrich Noellner: *Actenmäßige Darstellung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer D. Friedrich Ludwig Weidig [...]*. – Darmstadt 1844.
- Œuvres = Georges Büchner: *La Mort de Danton. Drame en trois actes et en prose, suivi de Wozzeck, Lenz, Le Messager Hessois, Lettres, etc.* Traduit de l'Allemand et précédé d'une étude par Auguste Dietrich. – Paris 1889.
- Pfannmüller = Gustav Pfannmüller: *Ludwig Wilhelm Luck, Pfarrer und Chronist von Wolfskehlen, ein Freund Friedrich Hebbels*. – Friedberg 1915 (Hessische Volksbücher, 24).
- Requardt/Machatzke = Walter Requardt/Martin Machatzke: *Gerhart Hauptmann und Erkner*. Studien zum Berliner Frühwerk. – Berlin 1980 (Veröffentlichungen der Gerhart-Hauptmann-Gesellschaft e. V., 1).
- Reuss: *Erinnerungen* = Edouard Reuss: *Erinnerungen aus meinem Leben* (Ms.). – Straßburg 1850 ff. (Collegium Wilhelmianum, Straßburg).
- Ruckhäberle/Widhammer = Hans-Joachim Ruckhäberle/Helmut Widhammer: *Roman und Romantheorie des deutschen Realismus*. Darstellung und Dokumente. – Kronberg/Ts. 1977.
- RuG = *Realismus und Gründerzeit. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1848–1880*. Hrsg. von Max Bucher, Werner Hahl, Georg Jäger und Reinhard Wittmann. Bd. 1–2. – Stuttgart 1975/76.
- Salomon = Ludwig Salomon: *Geschichte des deutschen Zeitungswesens*. Bd. 3. Das Zeitungswesen seit 1814. – Oldenburg und Leipzig 1906.
- Schaub = Gerhard Schaub: *Georg Büchner/Friedrich Ludwig Weidig: Der Hessische Landbote. Texte, Materialien, Kommentar*. – München 1976.
- Schaub: *Schulrhetorik* = Gerhard Schaub: *Georg Büchner und die Schulrhetorik. Untersuchungen und Quellen zu seinen Schülerarbeiten*. – Bern, Frankfurt/M. 1975 (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, 3).
- Schulz = Wilhelm Schulz: *Nachgelassene Schriften von Georg Büchner* [Rezension]. – In: *Deutsche Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben*. Hrsg. von Adolph Kolatschek. – Bremen, 2. Jg., Heft 2, Februar 1851, S. 210–233.
- Schulz, 1837 = Wilhelm Schulz: *Nekrolog*. – In: *Schweizerischer Republikaner*, Zürich, Nr. 17 vom 28. Februar 1837, S. 71 f.
- Selo = Heinz Selo: *Die „Freie Volksbühne“ in Berlin. Geschichte ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung bis zur Auflösung im Jahre 1896*. – Berlin 1930.
- Sengle = Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Bd. 1–3. – Stuttgart 1971–1980.

- Steinecke = Hartmut Steinecke: *Literaturkritik des Jungen Deutschland. Entwicklungen – Tendenzen – Texte.* – Berlin 1982.
- Streitfeld = Erwin Streitfeld: *Mehr Licht. Bemerkungen zu Georg Büchners Frührezeption.* – In: *Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins* 80 (1976), S. 89–104.
- Strohl = Jean Strohl: *Lorenz Oken und Georg Büchner. Zwei Gestalten aus der Übergangszeit von Naturphilosophie zu Naturwissenschaft.* – Zürich 1936 (Schriften der Corona, 14).
- Thieberger = Richard Thieberger: *Georges Büchner. La mort de Danton. Publiée avec le texte des sources et des corrections manuscrites de l'auteur.* – Paris 1953 (Travaux et mémoires des Instituts français en Allemagne, 2).
- Urner = Klaus Urner: *Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Kolonienbildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges.* – Frauenfeld und Stuttgart 1976.
- UZ = *Unsere Zeit, oder geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789–1830 nach den vorzüglichsten französischen Werken bearbeitet von einem ehemaligen Officier der kaiserlich französischen Armee.* – Stuttgart 1826 ff.
- Vogt = Carl Vogt: *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke.* – Stuttgart 1896.
- WA = Georg Büchner: *Woyzeck. Faksimileausgabe der Handschriften.* Bearbeitet von Gerhard Schmid. – Leipzig (desgl. Wiesbaden) 1981 (Manu scripta, 1).
- Wagner = Georg Wilhelm Justin Wagner: *Geschichte und Beschreibung von Darmstadt und seinen nächsten Umgebungen [...].* – Darmstadt 1840.
- Witkowski = Georg Büchner: *Woyzeck. Nach den Handschriften des Dichters* hrsg. von Georg Witkowski. – Leipzig 1920.
- WuB = Georg Büchner: *Werke und Briefe.* Nach der historisch-kritischen Ausgabe von Werner R. Lehmann. Kommentiert von Karl Pörnbacher, Gerhard Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. Nachwort von Werner R. Lehmann. – Darmstadt 1980.
- ZEW = *Zeitung für die elegante Welt.* – Leipzig 1801 ff.

Verzeichnis der Abbildungen

- S. 41 Karl Gutzkow. Lithographie von Valentin Schertle (Original und Foto: Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf).
- S. 53 Karl Gutzkow. Bleistiftzeichnung eines unbekannt frz. Künstlers (Original und Foto: Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf).
- S. 113 Karl Emil Franzos. Photographie (Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar).
- S. 118 Ludwig Büchner, 1875. Nach einer Photographie von F. Luckhardt, Wien (Original und Foto: Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster; Porträtarchiv Diepenbroick).
- S. 125 Heinrich Remigius Sauerländer. Aus: *J. D. Sauerländer's Verlag. Rückblick auf 150 Jahre.* – Frankfurt/M. 1966.
- S. 180 Ludwig Wilhelm Luck. Aus: Gustav Pfannmüller: *Ludwig Wilhelm Luck, Pfarrer und Chronist von Wolfskehlen, ein Freund Friedrich Hebbels.* – Friedberg 1915 (Hessische Volksbücher, 24) (Foto: W. Kühn).
- S. 282 Georg Büchner. Holzstich nach der Originalzeichnung von A. Hoffmann. – Aus: *Die Neue Welt*, Leipzig, 1. Jg., Nr. 1, Januar 1876 (Foto: W. Kühn).
- S. 293 Louise Wilhelmine Jaeglé. – Aus: Jean Strohl: *Georges Büchner à Strasbourg.* – In: *La Vie en Alsace*, Straßburg, Heft 9, September 1936 (Foto: W. Kühn).
- S. 295 Charles Schmidt. Aus: *Wörterbuch der Strassburger Mundart.* Aus dem Nachlasse von Charles Schmidt (1812–1895). – Straßburg 1896 (Foto: W. Kühn).
- S. 305 Edouard Reuss. – Aus: *Eduard Reuss' Briefwechsel mit seinem Schüler und Freunde Karl Heinrich Graf*, hrsg. von K. Budde und H. J. Holtzmann. – Gießen 1904 (Foto: W. Kühn).
- S. 316 Friedrich von Bechtold. Lithographie von Viktor Schertle, 1872 (Stadtarchiv Darmstadt).
- S. 319 Université de France. Académie de Strasbourg. Année scolaire 1831–1832. Faculté de Médecine (Archiv des St.-Thomas-Stifts, Archives de la Ville de Strasbourg).
- S. 323 Plan zu Büchners Vogesenreise vom Sommer 1833 (Grafik: Jochen Schwabe, Neuss).
- S. 329 Richard Lepsius. Kupferstich von Alexander Alboth (Original und Foto: Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster; Porträtarchiv Diepenbroick).
- S. 331 Adolph Stoeber. Zeichnung von Johann Jakob Eck, 1844.
- S. 332 August Stoeber. Gemälde von Johann Jakob Eck, ca. 1864. – Aus: Karl Walter: *Die Brüder Stöber. Zwei Vorkämpfer für das deutsche Volkstum im Elsaß des 19. Jahrhunderts.* – Kolmar [1943] (Fotos: W. Kühn).
- S. 334 Johannes Fallati. Ölgemälde von C. Müller, 1848 (Original: Universität Tübingen, Foto: Landesbildstelle Württemberg).
- S. 341 Ulrich Pultz von Carlsen. Lithographie von W. Otto nach einem Gemälde von Fach (Stadtarchiv Darmstadt).
- S. 389 Zürich, Spiegelgasse 12 (Foto: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich, ca. 1939).
- S. 393 Johann Jakob Tschudi, 1837. Lithographie nach J. Dinkel (Original und Foto: Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster; Porträtarchiv Diepenbroick).

- S. 395 Grundrißskizze von Büchners Sterbezimmer. Zeichnung von Johann Jakob Tschudi, enthalten im Brief an Franzos vom 14. November 1877 (Original und Foto: Stadt- und Landesbibliothek Wien). Etwa zweifache Vergrößerung.
- S. 423 Georg Büchner: Eigh. Wechsel über 10 Friedrichsd'or, Dezember 1835 (Original und Foto: Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar).
- S. 441 Büchners Grab auf dem Zürichberg. Stich von A. Limbach, ca. 1877. – Aus: Karl Emil Franzos (Hrsg.): *Georg Büchners Sämtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamt-Ausgabe.* – Frankfurt/M. 1879 (Foto: W. Kühn).

Nachbemerkung

Das Manuskript wurde im Sommer 1984 abgeschlossen. Neuere Literatur konnte nur noch gelegentlich berücksichtigt werden. Bei Redaktion und Korrektur waren behilflich: Daniela Klein und Susanne Lehmann, Marburg; Sylviane Meillat, Düsseldorf.

Für Hinweise und Auskünfte danke ich herzlich:

Prof. Dr. Manfred Windfuhr, Düsseldorf, bei dem diese Arbeit als Dissertation angefertigt wurde; ferner

Dr. Peter Kleiß, Baden-Baden;

Frau Wiltrud Tschudi, Basel;

Dr. Sigrid Anger, Literatur-Archive der Akademie der Künste, Berlin;

Dr. Antje Krug, Deutsches Archäologisches Institut, Berlin;

Prof. Dr. Jürgen Kuczynski, Berlin;

Hans-Joachim Mey, Inge Wojtke, Zentralkartei der Autographen, Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz (Handschriftenabteilung), Berlin;

Dr. O. Gauye, Schweizerisches Bundesarchiv, Bern;

K. Steuri und Y. Weidmann, Historisches Institut der Universität, Bern;

M. Lordereau, Bibliothèque Municipale, Besançon;

Dr. Maria Keipert, Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn;

Dr. Hans Braun, Fondation Martin Bodmer, Cologne;

Dipl. Ing. Ludwig Büchner, Darmstadt;

Frau Bröning, Handschriftenabteilung der Landes- und Hochschulbibliothek, Darmstadt;

Prof. Dr. Eckhart G. Franz und Herrn Biallas, Hessisches Staatsarchiv, Darmstadt;

Dr. Gerhardt Powitz, Handschriftensammlung der Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt/Main;

Gerd Schulz, Historisches Archiv des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e. V., Frankfurt/Main;

Angelika Wirtz, Stadt- und Universitätsbibliothek, Frankfurt/Main;

Dr. Gangolf Hübinger, Freiburg;

Dr. H. Schwab, Archiv der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle;

Dr. Anton Büchner, Ingelheim;

Dipl.-Bibl. Wilfried Hönes (Archiv zur Rezeptionsgeschichte), Kleve;

Dr. D. Debes, Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek, Leipzig;

Fritz Dettwiler, Dichtermuseum, Liestal;

Ludwig Greve und Dr. Jochen Meyer, Deutsches Literaturarchiv, Marbach;

Henning Bahlow, Autographenhandlung J. A. Stargardt, Marburg;

Dr. Hubert Gersch, Münster;

J. Sarrazin, Verlag Berger-Levrault, Nancy;

Prof. Dr. Richard Thieberger, Nizza;

Dr. Alfred Estermann, Oberursel;

Jean Favier, Archives de France, Paris;

Prof. Dr. Pierre Grappin, Paris;

Jean-Daniel Pariset, Paris;

Prof. Dr. Heinz Fischer, Pöcking;

Dr. A. Stadler, Kantonsbibliothek (Vadiana), St. Gallen;

Direktor J. Y. Mariotte, G. Foessel, Herrn Ponsing und François Schwicker von den
Archives de la Ville, Straßburg;
Pfarrer Gustave Koch, Straßburg;
Notar Pierre Schaffar, Straßburg;
Christian Wolff, Archives Départementales du Bas-Rhin, Straßburg;
Madame Zehnacker, Bibliothèque Nationale et Universitaire, Straßburg;
Prof. Dr. Walter Grab, Tel-Aviv;
Dr. Gerhard Schmid, Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar;
Hofrat Magister Dr. Franz Patzer, VOK Ernst Hübsch und Herrn Misar, Stadt- und
Landesbibliothek, Wien;
Dr. Jean Pierre Bodmer, Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek, Zürich;
Frau Burhofer, Bibliothek des Botanischen Gartens, Zürich;
Dr. Beat Glaus, Wissenschaftshistorische Sammlungen der ETH-Bibliothek, Zürich;
Dr. Ulrich Helfenstein, Hans-Ulrich Pfister, Fred Better, Staatsarchiv, Zürich;
Dr. Hugo Hungerbühler und Herrn Schönauer, Stadtarchiv, Zürich;
Barbara Leissing, Dekanat der Philosophischen Fakultät II der Universität, Zürich;
Fides Schneebeli-Kaufmann, Museumsgesellschaft, Zürich;
Heidi Seger, Bibliothekarin am Medizinhistorischen Institut der Universität, Zürich;
Verena Stadler-Labhart, Dokumentationsstelle für Universitätsgeschichte, Zürich;
und Thomas Michael Mayer, nicht nur für entscheidende Anregungen.

Düsseldorf, im Juli 1985

J.-C. H.

Personenverzeichnis

Es wurden alle Namen erfaßt, die im Zusammenhang von Büchners Leben und Werk sowie dessen Rezeption eine Rolle spielen. Verfasser neuerer Sekundärliteratur und Büchner-Editoren nach 1880 mußten dabei in der Regel unberücksichtigt bleiben.

- Adler, Georg 279 f.
Adrian, Johann Valentin 201, 419
Ahnfelt, Arvid 257
Alban, Julius Thankmar 380 f., 394, 401
Alberti, Conrad 270, 273
Alexis, Willibald 173, 217, 406
Alfieri, Vittorio 345 f.
Alt, Theodor 267 f.
Andler, Charles 298, 300, 388, 445
Andler, Elisabeth (geb. Schmidt) 298
Angely, Louis 46 f.
Anzengruber, Ludwig 167, 274
Aretino, Pietro 59, 198
Arnim, Achim von 46 f.
Arnold, Friedrich 381, 388, 390
Auerbach, Berthold 171
- Baiter, Johann Georg 374, 399
Bauer, Edgar 178
Bauer, Friederike 309, 311 f., 314, 318
Bauer, Johann Gottfried 318
Bauernfeld, Eduard von 116, 181
Baum, Johann Wilhelm 62 f., 75, 302, 412 f., 423, 432
Baur, Karl 347, 355
Bebel, August 286
Becher, Johannes R. 15, 238
Bechstein, Ludwig 426
Bechtold, Carl von 313, 315, 339 f.
Bechtold, Christian von 313, 315, 317, 339 f.
Bechtold, Friedrich von 313, 315, 317, 339 f.
Bechtold, Georg von 340
Bechtold, Johann Philipp Carl 315
Bechtold, Karoline (geb. Jäckel) 315
Bechtold, Ludwig von 313, 315, 317, 339
- Becker, August 75 f., 172 f., 178, 217, 280
Beer, Michael 86
Behl, C. F. W. 269
Benedix, Roderich 168
Berg, Alban 133
Berg, Leo 269 f.
Bergemann, Fritz 19 f., 22 f., 59, 62, 65, 69, 74, 84 f., 94–96, 99 f., 102, 104, 127, 129, 131, 142 f., 292, 300, 347, 380, 386, 388, 410 f., 416, 420, 422, 432, 445
Berland, Prim 406
Beurmann, Eduard 35, 185, 203, 346, 361, 445
Bewer, Max 267
Bieber, Hugo 133
Biedermann, Karl 43, 173, 207
Billy, Edouard de 364, 378
Binzer, August 437
Birch-Pfeiffer, Charlotte 46 f., 168
Bischoff, Theodor Ludwig Wilhelm 370
Bismarck, Otto von 237, 283
Bleibtreu, Karl 151 f., 267–270
Blum, Carl Wilhelm August 407
Blum, Robert 203
Blumenthal, Oskar 116, 120, 168
Bluntschli, Johann Caspar 397
Bobrik, Eduard 379
Bodmer, Martin 92, 300 f., 422
Boeckel, Charles (Carl) 360, 423
Boeckel, Eugène (Eugen) 62 f., 75, 102, 105, 297, 300, 302, 310, 312, 314, 321, 338, 360, 363, 371, 411, 432
Boeckel, Théodore 360, 364
Bölsche, Wilhelm 270, 272
Börne, Ludwig 161 f., 165, 185, 191, 196, 199, 218, 225

- Bogeng, Gustav Adolf Erich 413
 Bopp, Marie-Joseph 315, 325, 327, 445
 Botzen, Minna 121
 Brachvogel, Albert Emil 169
 Brahm, Otto 30, 276
 Braubach, Carl 425 f.
 Braumüller, Wilhelm (Buchhandlung) 109
 Braun, Volker 386
 Brecht, Bertolt 15, 22, 27, 238
 Brentano, Clemens 23, 46 f., 190, 199, 265, 352
 Breslauer, Martin 414
 Bretschneider, Karl Gottlieb 309, 311
 Brinkmann, Hartmuth 231
 Brion, Friederike 47 f., 172, 207, 244
 Brockhaus, Friedrich Arnold (Verlag) 18, 88, 175, 177, 183 f., 191–193, 205, 212, 227–229, 265 f., 310, 420
 Brockhaus, Rudolph 420
 Brüning, W. von 414
 Brugier, Gustav 261
 Brunnemann, Karl 267
 Buchner, Karl 70, 98, 172, 183, 193
 Buchner, Wilhelm 70
 Büchner, Alexander 55 f., 67, 75 f., 82, 85, 87 f., 97, 150–153, 155, 172 f., 178, 215, 246, 252, 281, 291, 309, 311 f., 326, 340, 342, 356, 431–433, 436, 438, 440, 445
 Büchner, Anton 286, 299 f., 350, 353, 434, 445
 Büchner, Caroline 16, 61 f., 66–68, 72, 81 f., 102 f., 105, 146, 309, 311, 313, 317 f., 321, 325 f., 338–340, 354, 359 f., 412, 419, 439
 Büchner, Elisabeth 340
 Büchner, Ernst 61 f., 66–75, 82, 102 f., 105, 300, 307–309, 311, 314 f., 317 f., 320 f., 325 f., 338, 340, 342, 354, 359 f., 412, 419, 425 f., 438 f.
 Büchner, Ernst (Enkel) 436, 440
 Büchner, Georg (Neffe) 299 f., 380, 422
 Büchner, Karl 191, 406
 Büchner, Ludwig 17–25, 45, 55 f., 59 f., 65, 67–69, 73–79, 81–89, 92–105, 107–112, 114–116, 119–127, 129–131, 139, 141–144, 146–157, 172 f., 178, 198, 211, 215, 217, 245, 252, 262, 266, 280 f., 285, 291, 293 f., 299, 301, 303, 307, 309, 311 f., 317, 326, 336, 338, 340, 342, 346–350, 353 f., 356, 360, 363, 380, 404, 412 f., 416, 419, 422, 430–433, 436, 438, 440–442, 445
 Büchner, Ludwig (Enkel) 299 f.
 Büchner, Luise 52 f., 55, 67, 69, 80 f., 88, 102, 120, 131, 145 f., 153, 172, 215, 231, 244, 252, 281, 291, 306 f., 309–311, 340, 346–351, 353–359, 431–433, 436, 438, 440
 Büchner, Mathilde 67, 309, 311, 339 f., 354, 356, 431–433, 438
 Büchner, Wilhelm 45, 67, 101, 146, 299, 309, 311, 340, 353 f., 356, 431–434, 436, 438–441
 Burckhardt, Carl Jacob 300 f.
 Burger, Alexander 76
 Calderón de la Barca, Pedro 47
 Calmberg, Adolf 146, 380 f., 430 f., 433–438, 440 f.
 Camenzind, Caspar 386
 Campe, Julius (Verlag Hoffmann und Campe) 45 f., 50, 70 f.
 Carlsen, Friederike von (geb. Jäckel) 313, 340
 Carlsen, Julie von 355
 Carlsen, Ulrich Pultz von 313, 340
 Carlyle, Thomas 261
 Cartesius s. Descartes, René
 Carus, Carl Gustav 362, 370 f., 384, 400
 Cassirer, Paul (Verlag) 244
 Cato, Marcus Porcius (d. J.) 350, 354
 Chamfort, Nicolas 195
 Chatterton, Thomas 236
 Choppin d'Arnouville 360
 Claretie, Jules 245 f.
 Clemm, Gustav 208
 Conrad, Michael Georg 270 f.
 Cooper, James Fenimore 201
 Costenoble, Hermann (Verlag) 144, 168
 Cotta, Johann Georg (Verlag) 40, 61, 65, 121–123, 131, 168, 265, 343–346, 361

- Cratz, Carl 361 f., 380 f., 383, 401
 Croce, Benedetto 300
 Csokor, Franz Theodor 15, 238
 Cuvier, Georges 366, 369
- Danton, Georges 182, 212, 222
 Daudet, Alphonse 271
 David, Eduard 22, 142, 243, 284 f.
 Deinhardstein, Johann Ludwig 200
 Demme, Hermann 381
 Descartes, René 62, 143 f.
 Desmoulins, Louis Antoine 366, 369 f.
 Devrient, Eduard 182, 238
 Didot frères, Firmin (Verlag) 328
 Dieffenbach, Ernst 383, 390
 Diehl, Wilhelm 176, 445
 Dietrich, Auguste 104, 244–246,
 359, 448
 Dilthey, Carl 355
 Dilthey, Wilhelm 54, 56
 Dingelstedt, Franz 173
 Dittmar, Hermann 313
 Döblin, Alfred 27
 Dronke, Ernst 162, 173, 195 f.
 Duller, Eduard 34, 39, 76, 78, 184,
 201, 417–419, 426
 Du Thil, Karl Wilhelm Heinrich du
 Bos 302, 313, 321, 337
 Duvernoy, Georges-Louis 102, 360 f.,
 363–365, 372, 377 f.
- Ebers, Georg 110, 157
 Ebert, Carl Egon 407–409
 Ebstein, Erich 420 f.
 Eckstein, Ernst 119
 Edlinger, Anton 119
 Edschmid, Kasimir 15, 57 f., 60 f.,
 434, 446
 Ehrhardt, Friedrich Gustav 380, 383,
 401
 Ehrmann, Karl Heinrich 102, 361,
 365, 377 f.
 Eichelberg, Leopold 96, 234
 Eichendorff, Joseph von 190
 Elbogen, Paul 103
 Ellendt, Friedrich Theodor 352
 Elsner, Heinrich 197
 Engelhardt, Maurice 364 f., 372, 378
- Engels, Friedrich 199, 240 f., 276,
 280, 448
 Ensinger, Rosa 277
 Epikur 143
 Erhard(t), Eugen 324–330
 Escher, Konrad 442
 Escher vom Glas, Alfred 394
 Escher von der Linth, Arnold 390,
 401
 Etienne, Michael 109 f., 114, 116, 119
 Eulenberg, Herbert 15, 238
- Fallati, Johannes 333–335
 Fée, Antoine-Laurent-Apollinaire
 364, 378
 Fehr, J. H. 434
 Fels, Max 277 f.
 Fendt, Rudolf 75 f., 173, 178, 224,
 281, 440, 446
 Ferber, Heinrich 76
 Fiedler, Johann Friedrich 35, 39
 Fischer, Alexander 193, 406–409
 Fischer, Hans 99
 Fischer, Otto 300
 Fischer, S. (Verlag) 271
 Flamant, Pierre-René 361
 Flaubert, Gustave 23
 Fleury, Victor 197–199, 205 f., 446
 Follen, Adolf August Ludwig 170,
 197, 381, 397
 Fontane, Theodor 170, 200
 Franzos, Karl Emil 12–15, 17–20,
 22 f., 25 f., 28 f., 35, 51 f., 54–59,
 68 f., 73, 77, 81 f., 84, 86, 88, 92,
 95, 99, 102, 107–112, 114–117,
 119–133, 136–157, 171, 173, 209,
 236–239, 243 f., 246 f., 249–257,
 259, 265 f., 269 f., 273, 284, 291–300,
 303, 318, 342 f., 348–350, 379–381,
 385, 390–392, 394, 410 f., 422, 425 f.,
 430, 436, 445–447
 Franzos, Ottilie 60, 292, 294, 380
 Frei, Felix (Pseudonym) 162, 173,
 185–189
 Freisen, Johann Christoph 207 f.
 Freiligrath, Ferdinand 71, 162, 203,
 381, 424, 426, 428
 Freiligrath, Ida 71
 Freinsheim, Georg Friedrich 355

- Freinsheim, Anna Elisabetha (geb. Meindinger, verw. Klönne) 72
 Frey, Silvester 145
 Freytag, Gustav 157, 166, 169, 251, 426
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 206
 Fröbel, Julius 170, 198 f., 381, 397
 Froriep, Friedrich Ludwig von 364
 Fuchs, Eduard 243, 277
 Fulda, Ludwig 274

 Gagern, Heinrich von 336 f.
 Gagliardi, Ernst 379, 400, 442, 446
 Geibel, Emanuel 168, 174
 Geiger, Ludwig 262
 Geigy-Hagenbach, Karl Alphons 421
 Gerstäcker, Friedrich 426
 Gerstmann, Adolf 250 f.
 Gervinus, Georg Gottfried 426
 Gesenius, Hermann (Verlag) 348 f.
 Gessner, Eduard 387
 Gide, André 300
 Gigl, Anna 277
 Gladbach, Georg 313
 Glaubrecht, Joseph 337
 Goedeke, Karl Ludwig Friedrich 46
 Görres, Joseph 244
 Goethe, Johann Wolfgang 21, 47 f., 54, 161, 170, 188, 196, 199, 216, 236, 249, 371, 428
 Gogol, Nikolaj 274
 Goldoni, Carlo 345 f.
 Gossauer, Emil 441
 Gottschall, Rudolf 169, 223–225, 229, 232 f., 256
 Goupil, Jean-Martin-Auguste 312, 314
 Gozzi, Carlo 47, 345 f.
 Grabbe, Christian Dietrich 40, 110, 116, 151, 171, 175, 181–183, 190, 201 f., 205, 210, 222, 225 f., 229, 236, 251 f., 254, 258, 291, 407, 447
 Gredy, Friedrich M. 225
 Grenier (Arzt) 364
 Gres(s)ly (Naturforscher) 364 f., 390
 Griepenkerl, Robert 77, 168, 194, 222 f., 229, 246, 273
 Grillparzer, Franz 168
 Grisebach, Eduard 414

 Grosse, Eduard 270 f.
 Gruber, Albrecht 426
 Grün, Anastasius 196
 Gutzkow, Amalie (geb. Klönne) 80, 355
 Gutzkow, Karl 11, 13, 16, 19, 22 f., 26, 28, 33–40, 42–53, 57, 62–74, 76–80, 83, 87, 89, 92, 95 f., 101 f., 107, 120 f., 124, 127, 130, 132, 144–146, 153 f., 161–165, 167 f., 173, 175, 178 f., 181–191, 193, 196 f., 200–205, 207 f., 212, 217, 221, 224 f., 239, 244, 248, 262, 270, 283, 291, 298, 326, 344, 346 f., 355 f., 359, 361, 372, 381, 387, 410–413, 415–421, 424–426, 428, 432, 445, 447

 Hacks, Peter 58 f.
 Hagen, F. 371
 Halbe, Max 277 f.
 Hamerling, Robert 28, 173, 232 f., 246, 267
 Harden, Maximilian 285
 Hart, Heinrich 269 f.
 Hart, Julius 269 f., 273
 Hartleben, Otto Erich 277 f.
 Hartmann, Moritz 55, 81, 173, 356 f.
 Hauch, Edward Franklin 18
 Hauptmann, Carl 270, 272, 276
 Hauptmann, Gerhart 12, 14, 22, 27 f., 238, 268–274, 276 f., 286, 447 f.
 Hausenstein, Wilhelm 22, 300
 Haydn, Joseph 183
 Hebbel, Friedrich 13, 86, 110, 168 f., 173, 175, 178 f., 181, 196, 223, 226, 229 f., 254, 274, 447 f.
 Hecht, Émile-Louis 365, 378
 Heer, Oswald 374, 390, 394
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 21, 163, 167
 Hegeler, Wilhelm 277 f.
 Heine, Heinrich 24, 29, 34 f., 42, 46 f., 50, 54, 73, 82, 104, 161–163, 165, 170, 175, 184 f., 189–192, 195 f., 218, 223, 225, 239, 291, 356, 390, 445–447
 Heinemann, Ferdinand von 194
 Heinrich, G. A. 261 f.

- Heinzen, Karl 76
 Held, Franz (d. i. Franz Herzfeld) 277 f.
 Hell, Theodor (Pseudonym für Karl Gottfried Theodor Winkler) 183, 185–187
 Henckell, Karl 272
 Henle, Jakob 199
 Henrici, Karl Ernst (Autographenhandlung) 416
 Hermann, Johann Christian (Verlagsbuchhandlung) 424
 Herrenschneder, Johann Ludwig Alexander 364 f., 372, 378
 Hervé, Amand-Constant 364
 Herwegh, Emma 58, 431
 Herwegh, Georg 13, 26, 28, 75, 145, 162, 170, 172 f., 175, 195–200, 203, 205 f., 209 f., 222, 230, 239, 244, 256 f., 287, 326, 382, 385, 404, 431 f., 434 f., 442, 447
 Herzl, Sigmund 120
 Herzog, Wilhelm 268
 Hess, Johann Jakob 396 f.
 Heß, Moses 195
 Hettner, Hermann 229
 Heym, Georg 15, 27
 Heymann (Frau) 440
 Heyse, Paul 170, 231
 Hildesheimer, Wolfgang 58
 Hille, Peter 272
 Hillebrand, Joseph 63, 194, 211, 223 f., 226, 256
 Hillebrand, Karl 75, 256
 Hillebrand, Wilhelm 75
 Himly, Jean Louis 342
 Himly, Julie Auguste (geb. Reuss) 342
 Hinrichsen, Otto 276
 Hirschstein, Hans 23, 232, 267 f., 447
 Hirzel (Alt-Regierungsrat) 379
 Hirzel, Konrad Melchior 379, 396
 Hitzig, Ferdinand 198 f.
 Höfer, Edmund 261
 Hölderlin, Friedrich 291
 Hoffmann, Adolf 281, 299
 Hoffmann, E. T. A. 207
 Hoffmann, Heinrich 426
 Hoffmann von Fallersleben, Heinrich 440
 Hofmann (Kaufmann in Gießen) 313
 Hofmannsthal, Hugo von 15, 27, 238, 269
 Holtei, Karl von 86
 Holz, Arno 270, 273 f., 276
 Homer 352
 Honegger, Johann Jakob 226
 Hopfen, Hans 120
 Hoppe, Karl Gustav Siegfried 22, 239
 Horaz 352
 Horn, Fr. W. 257
 Houben, Heinrich Hubert 39, 179, 262, 303, 411, 416, 418–421, 426, 447
 Hoyer, Walter 239
 Huch, C. F. 232
 Hugo, Victor 22, 61, 140, 174, 190, 192, 200–204, 218, 232, 246, 303, 419, 424–426
 Ibsen, Henrik 29, 273 f., 276
 Ilse, Leopold Friedrich 234
 Immermann, Karl Leberecht 182, 187, 190, 207, 218, 225
 Irving, Washington 201
 Jacobi, Joël 185, 415
 Jaeger, Wilhelm Friedrich 394
 Jaeglé, Johann Jakob 58, 67, 82, 299, 318, 320 f., 325, 330, 338, 342 f.
 Jaeglé, Julie 297
 Jaeglé, Louis Théodore 318, 321, 330
 Jaeglé, Louise Wilhelmine („Minna“) 16, 44 f., 49, 51, 55, 57–67, 69–75, 79–84, 95, 100–103, 109, 111, 129, 144, 146, 153 f., 172, 230, 244, 291–299, 304, 318, 320 f., 325 f., 330, 338, 340, 343 f., 346, 356 f., 386, 391, 405, 411 f., 445
 Jaeglé, Margaretha Salome (geb. Strohl) 318
 Janitschek, Hubert 129, 297 f.
 Jaspers, Anna 22, 239
 Jean Paul 51
 Jhering, Herbert 12
 Jordan, Wilhelm 157
 Kahlert, August 173, 190 f.
 Kampffmeyer, Paul 286
 Kasmus, F. 386

- Kaufmann, Jakob 200
 Kehrein, Joseph 194, 224
 Keil, Ernst 119
 Keller, Gottfried 71, 170, 229, 381
 Kinkel, Gottfried 436
 Kinkel jr., Gottfried 436 f., 440
 Kippenberg, Anton (Insel-Verlag)
 133, 299, 380, 410, 420, 422
 Kirchner, Friedrich 262
 Kirschleger, Frédéric 364 f.
 Kleist, Heinrich von 47, 171, 181,
 190, 229, 248, 251 f., 254, 291
 Klinger, Maximilian 229, 262 f.
 Koch, Adam 234 f.
 Koenig, Robert 257
 Köster, Friedrich 272, 274, 286 f.
 Kolatschek (Kolaczek), Adolph 213,
 230, 436, 448
 Kottenkamp, Franz 203
 Krabbe, Adolph Karl (Verlag) 199
 Kreiss, Gustav Adolf 324–330
 Kriegk, Christian 313
 Krupp, Arthur 433–436
 Kuckhoff, Adam 59
 Kühne, Ferdinand Gustav 173, 196,
 211
 Kün(t)zel, Heinrich 164, 347, 356, 390
 Kürnberger, Ferdinand 168
 Kürschner, Joseph 266
 Küster, Konrad 269
 Kuh, Emil 110, 179, 230–232
 Kuh, Paul R. 231
 Kuhn, Johannes 144
 Kupsch, Walther 22, 239
 Kurz, Heinrich 227
 Kutscher, Arthur 268

 Lamartine, Alphonse de 194
 Lambossy, Jean-Moÿse 62 f.
 Lamennais, Robert Felicité Hugues
 de 244
 Landau, Paul 15, 22, 238, 244
 Landsberg, Hans 12, 22, 151 f., 239,
 299, 414
 Landshoff, Ludwig 277
 Lange, Otto 226
 Langlois, Charles 378
 L'Arronge, Adolf 168
 Lasch, Gustav 320

 Lassalle, Ferdinand 260, 267, 274
 Laube, Heinrich 33 f., 161–163, 165,
 173, 179, 185, 194, 196, 201, 225,
 322, 419
 Lauth, Ernest-Alexandre 314, 360 f.,
 363 f., 372
 Lauth, Frédéric 364 f., 377
 Lehmann, Wilhelm 300
 Leixner, Otto von 117, 120, 263
 Lemmermayer, Fritz 254
 Lenau, Nikolaus 190, 196
 Lenin, Vladimir Il'ič 386
 Lenz, Jakob Michael Reinhold 47 f.,
 50, 52, 57, 63, 109, 151, 161, 172,
 202, 207, 212, 218, 220, 229, 236,
 244, 255 f., 258, 262–264, 323 f.
 Leo, Heinrich 186
 Lepsius, Edmund 328
 Lepsius, Karl Peter 322, 324, 328
 Lepsius, Richard 322, 324–330
 Lereboullet, Dominique-Auguste
 102, 363–365, 370, 372, 377 f.
 Leske, Carl Wilhelm (Verlag) 311
 Lessing, Ludwig 381, 383, 415
 Levrault, F. G. (Verlag) 372 f.
 Lewald, August 46, 199, 201, 344 f.
 Lichtenberg, Georg Christoph 346
 Liebknecht, Wilhelm 24, 76, 241,
 267, 275, 280 f., 283
 Liliencron, Detlev von 265
 Liliencron, Rochus von 19 f., 265
 Limbach, A. 150, 281
 Lindau, Paul 110
 Lindemann, Wilhelm 256
 Linder, Emilie 199
 Liszt, Franz 197
 Locher-Zwingli, Heinrich 388
 Löw, Karl Friedrich Ludwig von
 379, 382
 Löwenthal, Carl (Verlag) 48
 Löwig, Karl 374, 381
 Lorck, Carl B. (Verlag) 195
 Lothar, Rudolph 278
 Louis Philippe, König der Franzosen
 106
 Luck, Ludwig Wilhelm 69, 145, 181,
 230, 448
 Ludwig II., Großherzog von Hessen
 98, 313, 337

- Ludwig (III.), Erbgroßherzog von Hessen 347
- Ludwig, Carl s. Büchner, Ludwig
- Ludwig, Otto 86, 110, 229 f.
- Lüning, August 146, 172, 198, 379–385, 387, 390, 394–396, 401–404, 436
- Lüning, Hermann 380
- Lüning, Otto 380
- Lüning, Otto (Neffe) 401
- Lux, Heinrich 243, 272, 276, 286
- Mackay, John Henry 270, 272
- Mäker, Christian 386
- Majut, Rudolf 19 f., 22, 239, 447
- Malß, Carl 426
- Mand, J. E. 407
- Mann, Thomas 15
- Marggraff, Hermann 50 f., 173, 175, 193, 204, 406 f., 409
- Mark (Gast im Verein „Durch!“) 270
- Mark, Philipp E. 433–436
- Marlowe, Christopher 151
- Marr, Wilhelm 197, 200
- Martin, Ernst 263
- Martini, Karl Wilhelm von 109
- Marx, Karl 24, 175, 212, 280, 405, 446, 448
- Masuyer, G. 361
- Mathilde, Prinzessin von Bayern 347
- Mathis, Ludwig Emil 177
- Mayer, Hans 20, 59, 104, 301, 318
- Mazzini, Giuseppe 397
- Mehring, Franz 24, 275 f., 280, 285, 287
- Menzel, Wolfgang 64, 161 f., 173, 185–187, 189, 200, 226, 256, 344 f., 418
- Merck, Johann Heinrich 50, 69, 123
- Metternich, Clemens Fürst von 39, 165, 176, 185, 189
- Metz, Friedrich 347
- Meyer (Gast im Verein „Durch!“) 270
- Meyer, Christian 386 f.
- Meyer, Conrad Ferdinand 170, 381
- Meyer, Joseph (Verlag) 30, 228, 243, 266
- Meyer, Louis Edwin 20 f.
- Meyer, Philipp Anton Guido von 234
- Meyer, Richard Moritz 171, 236, 263 f.
- Meyer-Cohn, Alexander 421
- Meyer von Knonau, Gerold 382, 395, 403
- Minnigerode, Karl 355, 357, 445
- Møller, Peder Ludwig 228
- Möser, Christian s. Mäker
- Moleschott, Jakob 440
- Moleschott, Karl 440
- Mosen, Julius 196
- Mosen, Reinhard 254 f.
- Most, Johann 241
- Mühsam, Erich 15
- Müller, Hans 286
- Münch (Schuldirektor) 364
- Müntz, Adolph 430
- Mundt, Theodor 66, 162, 179, 185, 196, 223, 225
- Muston, Jean-Baptiste Alexis 62 f., 301 f.
- Nabholz, Hans 379, 400, 442, 446
- Naumann, Friedrich 285 f.
- Nerrlich, Paul 30, 261
- Nestroy, Johann 46 f., 232
- Neuse, Werner 271
- Noellner, Friedrich 97, 142, 145, 177 f., 208, 217, 448
- Nover, Lorenz 234
- Oberbeck, Wilhelm 386
- Oberlin, Johann Friedrich 47, 49 f., 66, 202, 207, 244, 323 f., 327, 423
- Oehlschläger, Adam 407
- Ohly, Karl 76, 88, 215–217, 231, 432
- Oken, Lorenz 198 f., 369, 371, 374–376, 379–381, 384, 388, 390, 392, 394, 397, 399, 403, 448
- Oken, Otto 401
- Olden, Hans 277
- Orelli, Elisabetha (geb. Ganz) 432
- Orelli, Johann Caspar 379, 397, 432
- Otto, G. (Druckerei) 108, 148, 349
- Palleske, Emil 194
- Pamphilus, Ilius s. Scherr, Johannes
- Panizza, Oskar 277
- Parcus, A. 431

- Pée, Julius 380
 Perels, Martin 121
 Périer, Casimir 104
 Pfannmüller, Gustav 181, 230, 448
 Pfister, Jonathan 396
 Pfuhl-Büchner, Erika 300
 Picard, Marguerite (geb. Schmidt)
 296 f.
 Pierer, Heinrich August (Verlag)
 228, 266
 Piper, Carl Anton 14
 Pipitz, Ernst Franz 200
 Pistor, Ernst Theodor 355
 Platen, August Graf von 23, 187,
 205, 407
 Plinius 310
 Ploetz, Alfred 272, 276
 Ponsard, François 232
 Preller, Carl 381, 383
 Pröll, Johannes 262 f., 355
 Pröll, Robert 258 f., 262
 Prutz, Robert 163
 Pückler-Muskau, Hermann Fürst von
 225

 Raabe, Wilhelm 170
 Rabenlechner, Michael Maria 233
 Ramorino, Girolamo 104
 Raupach, Ernst 190, 192
 Rauscher, Adelheid (geb. Witz) 323,
 327
 Rauscher, Ludwig Friedrich 323, 327
 Rauscher, Philipp Ludwig 323
 Reclam jr., Philipp (Verlag) 122 f.
 Regnard, Albert 245
 Reichert (Mädchenpensionat in Offen-
 naach) 355
 Reinbeck, Georg von 344 f.
 Reitzel, Robert 242
 Rettig, Heinrich Christian Michael
 397
 Reuss (Frau) 339
 Reuss, Amélie Louise 318, 342
 Reuss, Edouard 16, 63, 74 f., 81 f.,
 88, 105, 146 f., 297, 303 f., 306–315,
 317 f., 320–330, 336, 338–340,
 342 f., 360, 412, 448
 Reuss, Georg 62 f., 313, 317, 339 f.,
 342
 Reuss, Johann Friedrich 325
 Reuss, Johann Georg 325, 338, 342
 Reuss, Julie (geb. Himly) 75, 306 f.
 Reuss, Louise Philippine (geb. Herma-
 ni) 317, 339, 355, 425
 Reuss, Ludwig Christian 308, 315,
 317 f., 320, 325, 339 f., 342 f.
 Reuss, Margaretha Salome (geb.
 Bauer) 304, 309, 311 f., 314, 317 f.,
 327, 342
 Reuss, Pauline 309, 311 f., 314, 318
 Reuss, Rodolphe 307, 325
 Riehl, Wilhelm Heinrich 426
 Rilke, Rainer Maria 15, 238, 271, 300
 Rinne, Karl Friedrich 194, 207
 Robert, Ludwig 86
 Robespierre, Maximilien 36, 181,
 212, 222, 267
 Rodin, Auguste 300
 Roedter, Heinrich 204
 Röttscher, Theodor 163
 Roquette, Otto 257
 Rosenberg, Ralph P. 239
 Rosenberg, Wilhelm Ludwig 239–242
 Rosenstiel, Ludwig 313
 Rosenthal, Wilhelm 277
 Roth, Emil (Verlag) 150
 Rückert, Friedrich 426
 Rüegg, Reinhold 300, 436
 Ruge, Arnold 195, 381

 Saar, Ferdinand von 168
 Saeng, Ludwig 97, 414–417
 Salomon, Ludwig 191, 257, 448
 Salzer, Anselm 256
 Sattler, Eduard 83, 173, 211
 Sauer, August 298 f.
 Sauerländer, Heinrich Remigius
 („Remy“) 56, 99, 107 f., 124–126,
 129, 131, 139, 141, 144–150, 155 f.,
 291–294, 348 f., 425
 Sauerländer, Johann David 25, 33–35,
 39 f., 43, 45, 48, 62, 67, 72, 76–79,
 107, 124, 185, 200 f., 409, 411,
 415–419, 423–426
 Sauerländer, Johann David (Verlag)
 15, 23, 39 f., 69, 77–79, 83, 107 f.,
 115 f., 121–123, 132, 148–151,

- 156 f., 178 f., 189, 200 f., 303, 349 f.,
410, 416, 424, 426 f.
- Sauerländer, Robert David 156
- Sauppe, Hermann 379, 382 f., 397
- Schäfer, August 187
- Schäffer, Martin 177
- Schaller (Großneffen von E. Reuss)
325
- Schapper, Karl 280
- Scharf, Ludwig 277
- Schaumberg, Georg 277
- Schaumberger, Julius 277 f.
- Scherr, Johannes 173, 175, 197, 222 f.,
256 f.
- Scherr, Thomas 200
- Scheuer, Erwin 184
- Schiller, Franz P. 275
- Schiller, Friedrich 21, 47, 169 f., 188,
215, 219, 232, 262, 274, 287, 428
- Schimper, Guillaume-Philippe 364 f.
- Schinz, Rudolf 374, 390, 403
- Schlaf, Johannes 270, 273 f.
- Schlegel, August Wilhelm 161
- Schlesier, Gustav 418
- Schloenbach, Carl Arnold 173, 209 f.,
229 f.
- Schmid, Carl 386 f.
- Schmidt, Charles 75, 294, 297 f.
- Schmidt, Erich 252 f., 298
- Schmidt, Julian 20, 52, 86, 166, 173,
218–222, 224–228, 251, 259, 263
- Schmidt, Julie Pauline (geb. Strohl)
294, 296, 298
- Schmidt, Margareta Salome (geb. Lich-
tenberger) 75
- Schneider, Eulogius 382 f.
- Schneider, Johann Gottlob 382 f.
- Schnitzler, Arthur 15
- Schönlein, Johann Lucas 198 f., 380 f.,
385, 388, 390, 392, 394 f., 397
- Schönthan, Franz von 168
- Schreiner, Carl Georg 40, 201
- Schröer, Karl Julius 110
- Schücking, Levin 173
- Schütz, Jakob Friedrich 76
- Schütze, Karl 226
- Schulz, Caroline (geb. Sartorius)
57 f., 62, 102 f., 117, 145, 170, 172,
198, 382 f., 385 f., 392, 404, 432
- Schulz, Gerhardt 22, 239
- Schulz, Kitty (geb. Bodmer) 70 f., 291
- Schulz, Wilhelm 11, 48, 55, 57 f.,
61 f., 65, 70 f., 75, 77, 102, 145, 170,
172, 174, 177, 193, 198, 203–206,
208, 212–215, 227, 229, 262, 265 f.,
291, 320, 332, 357, 379, 382 f., 385 f.,
399, 401, 403 f., 432, 446, 448
- Schulz-Beuthen, Heinrich 440
- Schwab, Gustav 333
- Schweitzer, Albert 300
- Schwenck, Konrad 192
- Scriba, L. 431
- Scribe, Eugène 47
- Seinecke, Ferdinand 226
- Sell, Emilie (geb. Stamm) 383
- Sell, Wilhelm 198, 383, 397
- Serres, Étienne Rénaud Augustin 369
- Seybold, Friedrich 203
- Seydelmann, Karl 345
- Shakespeare, William 47, 69, 161,
174, 187, 214, 216–218, 223 f., 246,
248 f., 408
- Shelley, Percy Bysshe 24
- Simon, Ferdinand 276
- Simon fils, F. E. (Druckerei) 371, 373
- Snell, Wilhelm 397
- Spamer, Otto (Verlag) 228
- Spielhagen, Friedrich 157
- Spies, August 242
- Spinoza, Baruch 62, 143 f., 383
- Spöndly, Konrad 388
- Stahr, Adolf 163
- Staiger, Emil 300
- Stamm, Karl Theodor Friedrich 313
- Stargardt, J. A. (Autographenhand-
lung) 107, 299, 411, 421, 426
- Steiner, Herbert 300
- Steinheil 364 f., 372, 378
- Steinmetz, Gustav 433–436, 440
- Stephani, K. L. 383
- Stern, Adolf 251 f., 259, 261, 279
- Stieglitz, Charlotte 66, 353
- Stieglitz, Heinrich 353
- Stifter, Adalbert 426
- Stoeber, Adolph 62 f., 105, 164, 172,
300, 302 f., 312, 314, 321, 330, 333,
343, 412–414, 447
- Stoeber, August 47 f., 61–63, 70 f.,

- 105, 164, 172, 202, 207, 212, 244,
300, 302, 314, 321, 330, 332 f., 336,
343, 356, 386, 390, 412–414, 447
- Stoeber, Ehrenfried 47
Stoeber, Victor 372, 377
Stoltz, Joseph-Alexis 378
Stoltze, Friedrich 240, 426
Stoltzenberg, Alice 277
Storm, Theodor 170, 172 f., 231 f.
Strohl, Christian Emil Eduard 297 f.
Strohl, Jean 297, 300 f., 330, 379,
400 f., 411 f., 432, 436, 442, 446, 448
Stuber, Johann Georg 423
Sudermann, Hermann 274
Sue, Eugène 86
- Taut (Autographensammler) 122
Tennemann, Wilhelm Gottlieb 143 f.
Thales 143
Thiers, Louis Adolphe 184 f.
Thomas (Frankfurter Zensor) 71 f.
Tieck, Ludwig 47, 161, 186 f., 190,
207, 218, 263, 347, 351 f.
Toller, Ernst 27
Tolstoj, Aleksej 15, 273
Tonnelat, Ernest 298, 300
Trakl, Georg 15, 27
Trapp, Hermann 381 f., 385–388,
390, 392, 394–396
Treitschke, Heinrich von 30, 141,
168 f., 259–261, 429
Treuittel und Würtz (Buchhandlung)
422–424
Tristram (Pseudonym) 287
Tschudi, Friedrich von 379
Tschudi, Iwan von 390
Tschudi, Johann Jakob von 146,
379 f., 390–392, 394–396, 401, 405,
411
Tucholsky, Kurt 15
Türk, Julius 30, 270, 274
- Umlauf, Wenzel 431, 433–437
Usteri, L. 379
- Varnhagen von Ense, Karl August 179
Viëtor, Karl 20, 59, 97
Vischer, Friedrich Theodor 171, 381
Vogt, Carl 55 f., 361 f., 449
- Voltz, Louis-Philippe 364
Voss, Kurt 239
- Wackernagel, Wilhelm 263
Wagner, Heinrich Leopold 259
Wagner, Wilhelm 201
Waiblinger, Wilhelm 207
Wallraff, Günter 27
Walser, Robert 15
Walter, Karl 330–333
Weber, Ernst Heinrich 366, 369 f.
Weber, Georg 225
Wedekind, Frank 15, 22, 27, 238,
268, 272, 276
Weerth, Georg 162
Wegener, Harriet 413
Wegscheider, Julius August 314, 324
Wehl, Feodor 229 f.
Weidig, Friedrich Ludwig 76, 96,
142 f., 149, 177, 204, 208, 212, 216,
243 f., 260, 262, 281, 313, 357, 430,
448
Weill, Alexander 183
Welcker, Carl Theodor 177
Weller, Emil Ottokar 42, 86, 173, 178
Welten, Oskar 232 f., 267
Wernekinck, Friedrich Christian Gre-
gor 361 f.
Werner, Zacharias 229
Westermann, George (Verlag) 231
Westermann & Co., Bernhard (Ver-
lag) 148, 255
Westhauser, Louis (Verlag) 244
Wethli, Louis 434
Weydemeyer, Joseph 380
Weydemeyer, Luise (geb. Lüning) 380
Wienberg, Ludolf 161 f., 173, 175,
183, 185, 187, 201, 225
Wiener, Hermann 313
Wigand, Otto (Verlag) 405
Wihl, Ludwig 173, 194
Wild, Paul F. 71
Wilhelm, Georg s. Zimmermann, Georg
Wille, Bruno 30, 270, 273, 275 f.
Wille, François 381
Wille, L. 276
Willkomm, Ernst 47, 163, 173, 193,
406–409
Wirth, Johann Georg August 260

Wislicenus, Gustav Adolph 433-436,
440
Wislicenus, Paul 431, 433
Witkowski, Georg 23, 133, 449
Wolff, Eugen 269 f.
Wolff, Julius 110
Wolff, Oskar Ludwig Bernhard 201
Wolfram (Pseudonym?) 174 f., 205
Wolzogen, Ernst von 277 f.
Woyzeck, Johann Christian 133
Wulfes, Heinrich 312, 314, 322-330
Wunder, Julius 193, 405 f.

Zedlitz, Joseph Christian von 86
Zehnder, Hans Ulrich 385-387, 395

Zehnder, Magdalene 386
Zeuner, Karl 204
Zeyssolff, Gustave 372, 377
Zimmermann, Ernst 309, 311
Zimmermann, Friedrich 69, 145
Zimmermann, Georg 51, 69-73,
123, 146, 247-249
Zimmermann, Georg (Theologe) 309,
311
Zimmermann, Karl 311
Zimmermann, Paul W. 150 f.
Zobel von Zabeltitz, Max 18, 22, 239
Zola, Émile 170, 244, 271, 274, 276
Zucker, Adolf Eduard 242
Zweig, Stefan 422